gemalt von J. K. Keppeller

gestochen von Laurens

# Johann Adam Schmidt

K. K. Rath, Professor der Heil-
kunde an der Josephinischen Me-
dicinisch-Chirurgischen Akademie
zu Wien, und Augenartzt.

# Neue allgemeine deutsche Bibliothek.

Des XCIII. Bandes Erstes Stück.
Erstes bis Viertes Heft.

---

Nebst dem Bildnisse des Hrn. Rath und Prof. Johann Adam Schmidt zu Wien.

---

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgischer allergn. Freyheit.

---

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1804.

NB. Das Bildniß ist in alle volle Exemplarien sorgfältig eingelegt. Es kann also auf das Vorgeben, daß es gefehlt hätte, nicht geachtet werden.

# Verzeichniß

der

im 1. Stücke des drey und neunzigsten Bandes recensirten Bücher.

## I. Protestantische Gottesgelahrheit.



## II. Katholische Gottesgelahrheit.

## III. Arzneygelahrheit.



## IV. Schöne Wissenschaften und Gedichte.

## V. Theater.



## VI. Allgemeine Weltgeschichte.



Schu-

## VII. Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte



## VIII. Biblische, hebr., griech. und überhaupt orientalische Philologie.

## IX. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.



## X. Deutsche und andere lebende Sprachen.



Deut-

## XI. Erziehungsschriften.



## XII. Technologie.

## XIII. Haushaltungswissenschaft.



## XIV. Vermischte Schriften.

# Register

## über das Intelligenzblatt

### zum ersten Stücke des drey und neunzigsten Bandes.

### 1. Ankündigungen.



### 2. Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.



### 3. Todesfälle.



### 4. Chronik deutscher Universitäten.



* 5. Ge-

## 5. Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.



## 6. Anzeige kleiner Schriften.



## 7. Bücherverbote.



## 8. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

# Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Drey und neunzigsten Bandes Erstes Stück.

Erstes Heft.

## Protestantische Gottesgelahrheit.

Handbuch der Religion und Moral in Auszügen aus Deutschlands klassischen Schriftstellern für Jugendlehrer und gebildete Christen aller Stände ꝛc. Herausgegeben von J. W. H. Ziegenbein. Erster Band, 1 Alph. Zweyter Band, 1 Alph. 2 Bog. Dritter Band, 1 Alph. 4 Bog. Braunschweig, bey Reinhardt. 1802 u. 1803. 8. Jeder Band kostet 1 Rthl. 15 gr.

Der Herausgeber dieser Schrift wünscht, (Vorrede zum 1. Bande S. VI.) daß man sie als ein brauchbares und zweckmäßiges Hülfsbuch ansehen möge, um den Religionsunterricht für die Jugend in der obersten Klasse der Gymnasien, lebendiger, eindringlicher und fruchtbarer zu machen. Sie enthält zu dem Ende Auszüge aus den klassischen Schriften der Kanzelredner (denen die Predigtform genommen), der moralischen Schriftsteller (und Dichter) Deutschlands, die sich über alle Wahrheiten der Religions- und Tugendlehre verbreiten, und systematisch geordnet, und an einander gereihet sind. Der Herausgeber pflegte bey seinem Unterrichte den Jünglingen in der obersten Klasse, wenn er über eine Wahrheit der Religions- oder Tugendlehre geredet hatte, einzelne musterhafte Stellen aus jenen Schriftstellern vorzulesen, und er verfehlte dabey nie den

erwünschten Zwecks. Der edlere und bessere Theil der Jünglinge fand sich dadurch mächtig angezogen, und der Unterricht gewann so an Wirksamkeit und Interesse. Künftig wird er in einer besonders dazu festgesetzten Stunde, (vermuthlich einer Stunde zur Uebung im deutschen Styl, die aber hier sehr zweckmäßig mit dem Religionsunterricht verbunden wird) irgend einen Abschnitt aus diesem Buche, der Beziehung auf die Wahrheit derjenigen Religionslehre oder Tugendlehre hat, worüber in der letzten Unterrichtsstunde gesprochen worden ist, erklären, und die Jünglinge auf die Manier, wie der Verfasser des Abschnitts diese Wahrheit behandelte, und ins Licht zu setzen suchte, auf Darstellung und Sprache, auf Flecken und Mängel aufmerksam machen, und ihnen zugleich Anleitung zur Verfertigung eigner Aufsätze, über Gegenstände aus dem Gebiete der Religions- und Tugendlehre geben. Sollte dieses nicht ein Mittel seyn (fragt der Herausgeber) eine Summe wohlthätiger Religionskenntnisse in Umlauf zu bringen? rc. Sollte der Religionsunterricht nicht dadurch lebendiger, fruchtbarer, interessanter und eindringlicher werden? Rec. fügt noch hinzu: sollte dadurch nicht Religiosität und Moralität unter den jungen Leuten vorzüglich befördert werden? Im Grunde kommen wir also wieder dahin, wo die Alten schon waren, welche die Jugend Religions- und Sittenlehren buchstabiren, lesen, schreiben und darüber Aufsätze verfertigen ließen, und deshalb ihren Zweck selten verfehlten.

Die systematische Ordnung, wie sie der Verf. nennt, die man in diesem Buche findet, ist die nämliche, welcher er sich in seinem Lehrbuche der Religions- und Tugendlehre für die oberste Klasse der Gymnasien, und der höhern Erziehungsanstalten bedienet hat.

Was nun das Buch selbst betrifft, so ist es freilich aus vielen andern Büchern zusammengetragen; aber mit Einsicht und Auswahl des Besten und Zweckmäßigsten, so daß es als eine Blumenlese religiöser und moralischer Aufsätze unserer besten Schriftsteller in diesem Fache angesehen, und deshalb auch von einem jeden gebildeten Menschen zur Belehrung und Erbauung genutzt werden kann. Es ist wohl nicht leicht eine Wahrheit der Religions und Tugendlehre, worüber hier nicht ein oder mehrere Aufsätze angetroffen werden sollten, deren Vergleichung, wie der Herausgeber mit Recht behauptet, dem

dem Jüngling und dem Alten, dem Theologen und dem Nichttheologen nützlich seyn wird.

Das Verzeichniß der klassischen deutschen Schriftsteller, aus welchen diese religiösen moralischen Aufsätze entlehnt sind, ist auf Verlangen eines Ungenannten am Ende angehängt, und genau nachgewiesen, was aus einem jeden derselben entlehnt ist. Es sind freilich großentheils berühmte deutsche Namen, 32 an der Zahl, und darunter ein Eberhardt, Jerusalem, Spalding, Reinhard, Zollikofer u. a. Da aber der Herausgeber doch auch Aufsätze von Blair, Milton, Thomson aufgenommen hat: so würde er unter den Blüthen der englischen moralisch-religiösen Schriftsteller gewiß noch so manchen trefflichen Aufsatz gefunden haben, der ganz eigentlich hierher gehört. Auch ist es befremdend, daß man selbst, wenn bloß von deutschen moralisch-religiösen klassischen Schriftstellern die Rede ist, nicht auch Aufsätze aus Reimarus natürlicher Religion, und Stellen aus Dahlenburgs Philosophie und Religion findet, welches letztere hier ein Hauptbuch ist.

Dabey kann Rec. aber doch auch nicht unbemerkt lassen, daß der Herausgeber aus dem Gebiete der christlichen Religionslehre doch bisweilen in das Gebiet der populären Dogmatik hineingerathen zu seyn scheint, vermuthlich weil sich für studierende Jünglinge in der obersten Klasse der Gymnasien die Gränzen nicht so genau bestimmen lassen, oder nicht so genau bestimmt werden dürfen. Auch sind einige dieser Aufsätze, wie es scheint, für dergleichen Jünglinge zu trocken und zu wissenschaftlich abgefaßt. Das Jünglingsalter liebt mehr versinnlichte Begriffe, Tropen und Bilder, als genaue philosophische Bestimmungen. Auch dürfte der Inhalt mancher Aufsätze, z. B. der Todestag Jesu ein Versöhnungstag, für Jünglinge, welche nicht Theologen werden wollen, nicht interessant genug seyn. Endlich müßten manche Aufsätze allerdings etwas kürzer seyn, wenn sie den Jüngling unserer Zeit nicht am Ende ein wenig ermüden sollten.

Indessen ist dieses Buch auch bey allen diesen geringen Mängeln, denen bey einer neuen Auflage leicht abgeholfen werden kann, doch immer ein sehr nützliches brauchbares Buch, welches Rec. in den Händen recht vieler Jünglinge zu sehen wünscht.

Erweckungen zu erneuertem Nachdenken über den in der Jugend erhaltenen Religionsunterricht, in freyen Unterhaltungen über den Heidelbergischen Katechismus seiner Gemeine vorgetragen von J. J. Stolz. Erster Theil. (Auch für Bekenner des Christenthums nach dem Lutherischen Lehrbegriffe brauchbar). Herborn, in der Schulbuchhandlung. 1803. 1 Alph. 8. 1 Rg.

Es giebt ganze Provinzen, in denen die Einwohner zwar reformirter Confession sind; in welchen aber der Heidelbergische Katechismus ein unbekanntes Buch ist. Es giebt wieder andere Länder, in denen er zwar bekannt, aber selbst von den Reformirten nicht mehr gebraucht wird; weil die einsichtsvollsten und gelehrtesten Theologen und Nichttheologen einsehen, daß er für die jetzigen Zeiten nicht mehr passend ist, und am allerwenigsten zum Religionsunterricht der Kinder taugt. Wenn er nun gleich noch an manchen Orten in einem gewissen Ansehen stehet: so sollte man, und wenn es auch auf eine sehr vernünftige Art aus Menschenliebe geschiehet, doch dieses Ansehn nie stützen und aufs neue befestigen; sondern ihn, da er doch jetzt nicht mehr brauchbar ist, nach und nach dem Schicksale aller alten Bücher (von noch so großem Werthe überlassen; allein der Verf. hat dennoch, wie schon verschiedene vor ihm, für gut gefunden, seine Vorträge über den Heidelbergischen Katechismus durch den Druck bekannt zu machen.

Er sagt zwar selbst in der Vorrede, daß Einige ihn tadeln würden, daß er seine Ideen an eine veraltete Schrift und vollends an einen Katechismus anknüpfe, den Niemand lesen möge; daß Andere wieder nicht würden begreifen können, wie gerade er dazu komme, und beynahe ganz an ihm irre zu werden anfangen möchten; ja daß noch Andere vielleicht der Meinung seyn möchten, daß gerade jetzt, da man die beyden protestantischen Kirchenparteyen hier und dort zu vereinigen bemüht sey, eine Bekenntnißschrift der Reformirten Kirchenparteу (als eine neue Scheidewand) hervorzuziehen und zu erklären, wohl der unschicklichste Zeitpunkt sey. Allein der Verf. bittet alle diejenigen, welche dergleichen Urtheile fällen, nur um die Gefälligkeit diese seine Schrift — zu lesen —

das

Das ist in der That eine sehr billige Bitte, die man ihm wohl auf keine Weise abschlagen kann.

Rec. hat sie nun gelesen, und er muß dem Verf. das Zeugniß geben, daß das, was hier über die oft sonderbaren Fragen und Antworten des Katechismus gesagt worden ist, allerdings das Vernünftigste und Zweckmäßigste ist, was über eine mit so unrichtigen Ideen und harten Ausdrücken angefüllten alten Schrift nur gesagt werden kann. Allein der Verf. wird nun auch die Gefälligkeit haben zu erlauben, daß Rec. hier das Bekenntniß ablegt, daß er immer noch nicht einzusehen vermag, wozu diese Erweckungen zum Nachdenken, diese Erklärungen oder Berichtigungen dienen sollen? Was unrichtig und hart in dem alten Buche ist, wird ja dadurch doch nicht richtig oder milde werden; sondern es ist und bleibt unrichtig und hart. Wenn ein altes baufälliges Gebäude durch ein noch so haltbares Gerüste, oder gar durch Marmorsäulen gestützt wird: so wird es doch immer ein altes baufälliges Gebäude bleiben. Man wird gewiß nie das alte verfallene Gebäude, sondern das schöne Gerüste und die Marmorsäulen bewundern, wenn man ja etwas bewundert. Ja Mancher wird vielleicht nicht begreifen können, nachdem er Alles von allen Seiten betrachtet hat, warum man das verfallene Gebäude, welches noch so wenig brauchbar ist, durch ein so treffliches Gerüste und durch so treffliche Säulen gestützt hat, und der Meinung seyn, daß es wohl besser gewesen wäre, mit so guten Materialien einen neuen Pallast zu erbauen.

Allein weil es dem Verf. hin und wieder so wohl gelungen ist, den falschen Vorstellungen richtigere und den harten Ausdrücken mildere unterzulegen, und er bisweilen allen seinen Witz und Scharfsinn dazu aufgeboten hat; so hat ihm vermuthlich das neue Kleid, welches er dem guten Alten angezogen hat, dermaaßen gefallen, daß er ihm wieder ein junger rüstiger Mann geworden zu seyn scheinet, und daß er ihn deßhalb mit Wohlgefallen dem Publikum vorstellet.

Indessen hätte er bey dem Ausdruck des Katechismus, daß der Mensch von Natur geneigt sey, Gott und seinen Nächsten zu hassen, doch nicht sagen sollen: (S. 30) Dieß ist auch allerdings richtig verstanden vollkommen wahr.

 Denn

Denn im Grunde ist es ja doch nicht wahr; das zeigt unter andern die weitläuftige und künstliche Erklärung, womit er diesen Ausspruch zu retten sucht, und worin er nun allerdings dem falschen Satze richtigere Begriffe unterzulegen bemüht ist; aber sich auch selbst dabey gezwungen sieht, die Uebertretung der göttlichen Befehle als eine Empörung wider Gott vorzustellen, welches offenbar wieder eine unrichtige Vorstellung ist. Ist es nun aber wohl ein würdiges Geschäfft eines christlichen Lehrers, den einen falschen Begriff wieder durch einen andern zu unterstützen, der nicht weniger falsch ist, um nur das Ansehn eines alten Buches bey einem Theil des großen Haufens zu retten? Würde der Verf. nicht weit besser gethan haben, wenn er sich entweder auf die Erklärung dieses falschen Ausdrucks gar nicht eingelassen, oder ehrlich gesagt hätte, daß man es damit nicht so genau nehmen, und ihn etwa so oder so verstehen müsse?

Cz.

Magazin für Prediger. Herausgegeben von D. J. F. Ch. Löffler. Erster Band Erstes Stück. Jena, bey Fromman. 1803. 22 B. 8. 18 gr.

Dieses Magazin für Prediger ist eine Fortsetzung des von dem würdigen Herrn Teller zu Berlin herausgegebenen, welches mit dem zehnten Bande geschlossen worden ist. Dieses erste Stück ist mit dem Bildnisse desselben gezieret. Die Einrichtung ist den Hauptrubriken und dem Inhalte nach ohngefähr so geblieben, wie sie bisher war; und auch der Ton in den Aufsätzen und Predigten ist größtentheils derselbe; obgleich manche neue Mitarbeiter hinzugekommen sind. Das Buch hat also an seinem Werth, nach diesem ersten Stück zu urtheilen, nichts verloren; ob es gewinnen wird? muß die Zeit lehren.

Zb.

J. L. W. Scherer's, Pfarrers zu Echzell, im Hessen-Darmstädtischen, Katechetisch-praktisches Handbuch über die biblische Geschichte alten und neuen

neuen Testaments, zum Gebrauche für Lehrer und Schüler.

Auch mit dem Titel:

J. L. W. Scherer's ꝛc. Katechetisch-praktisches Handbuch über seine Religionsgeschichte, zum Gebrauche für Lehrer und Schüler. Erster Theil, über das alte Testament. 168 S. Zweyter Theil. Die Geschichte des neuen Testaments bis auf die jetzigen Zeiten. Leipzig, bey Reclam. 1803. 197 S. 8. 1 Rk.

Herr Scherer wurde, laut der Vorrede von mehreren Predigern und Schullehrern aufgefordert, dieses katechetisch-praktische Handbuch zum bessern Gebrauch seines Lehrbuches der Religionsgeschichte herauszugeben; und wir zweifeln nicht, daß dasselbe seinem Zweck entsprechen, und den nützlichern Gebrauch des genannten Lehrbuchs befördern werde. Rec. hat zwar diese Schrift selbst nicht zur Hand, um sie mit den hier vorkommenden Fragen, die in unmittelbarer Beziehung auf dieselbe stehen, und deren Beantwortung in ihr zu suchen ist, — vergleichen zu können. Allein schon aus der Beschaffenheit der Fragen, und aus der Ordnung, in welcher sie auf einander folgen, läßt sich auf ihre Zweckmäßigkeit und auf die größere Brauchbarkeit schließen, die jenes Lehrbuch durch diese katechetische Behandlung desselben für Lehrer und Schüler gewonnen hat. Diese letztern können, wenn sie nach Durchlesung eines Abschnittes aus der Religionsgeschichte sich die darauf beziehenden Fragen zur Beantwortung vorlegen, daraus sehen, ob sie Alles richtig verstanden haben; und beyde können durch diese Fragen auf manche im Texte liegende, zumal auf manche praktische Bemerkung aufmerksam gemacht werden, die sie sonst vielleicht übersehen haben würden. Dem ersten Theil geht eine Einleitung über Religions- und Sagengeschichte in besonderer Hinsicht auf die Bibel voraus, welche die vier Fragen beantwortet: Wie kömmt der Mensch zum Glauben an die Gottheit? — Wie dachte sich der Urmensch die Gottheit? — Wie kommen die Menschen zur Vielgötterey? — Warum ist die älteste Geschichte der Welt mythisch? — Unter den Ursachen die zur

Beantwortung der letzten Frage angeführt worden sind, hätte wohl hauptsächlich die Bildersprache nicht übergangen werden sollen, die alten unkultivirten Völkern eigenthümlich ist, und wodurch die überlieferten Thatsachen gleich ursprünglich einen mythischen Anstrich erhalten, der bey fortgehender Tradition sich verstärkt, und so nach und nach die Geschichte in Mythologie verwandelt. — Manchen Fragen hat der Verf. erläuternde Zusätze beygefügt, durch welche das in dem Lehrbuche Mangelnde ergänzt worden ist; so daß dasselbe auch in dieser Rücksicht durch die gegenwärtige Schrift an Brauchbarkeit gewonnen hat. Bey einigen dieser Zusätze hätten wir indeß eine größere Bestimmtheit und eine nähere Beziehung derselben auf den Inhalt der Frage gewünscht. So ist z. B. H. 1 S. 81 der Frage: Wie kann man beweisen, daß gerade nur ein Mann, wie Moses Verf. der Bücher seyn konnte, die seinen Namen führen? — die darauf folgende Antwort nicht angemessen: »Er, der die Kunst ein Volk zu regieren, in Aegypten gelernt hatte, konnte seiner Nation eine eigene Verfassung und Gesetze geben, die meistens ägyptischer Herkunft sind, und andere anordnen, die das Gegentheil von diesen waren; er konnte die richtigsten Nachrichten von Aegypten mittheilen, u. s. w.« — indem diese Antwort — die Alles auf Moses selbst und auf ihn allein, nicht aber auf einen Mann, wie M., d. h. auf einen Mann von seinem Zeitalter, von seiner Erziehung u. dgl. bezieht, — mehr zu beweisen sucht, als sie ihrem Gehalte nach beweisen kann, und der Frage gemäß, beweisen soll; und indem aus dieser Antwort nur gefolgert werden kann, daß Moses der Gesetzgeber seines Volks, und der Sammler einzelner historischer Nachrichten gewesen seyn konnte; wodurch aber das in der Frage Enthaltene bey weitem nicht bewiesen worden ist. Eben so auffallend ist es, gleich darauf unter den Stellen, in denen »ausdrücklich« stehen soll, »daß Moses die Geschichte seiner Nation selbst geschrieben habe,« die Stellen 2. B. M. 24, 4. und 4. B. M. 33, 2. angeführt zu finden; da die eine bloß auf die schriftliche Abfassung der den Israeliten vorzulesenden Gesetze, und die andere auf die Beschreibung des Auszuges aus Aegypten sich bezieht; und selbst die dritte Stelle 5. B. M. 31, 9. ff. — welche allerdings die beweisendste ist, da der Pentateuch mit dem Namen des Gesetzbuches von den Juden bezeichnet wurde, welches aber in einem Buche dieser Art hätte bemerkt wer-

werden sollen, — läßt es immer noch zweifelhaft, ob der Pentateuch in der Gestalt, in welcher wir ihn jetzt haben, von Moses verfaßt worden sey; oder ob die Worte: Moses schrieb diß Gesetz u. s. w. sich nicht bloß auf das Statutarische beziehen, welches von M. schriftlich abgefaßt, und nebst den einzelnen von ihm gesammelten historischen Nachrichten von einer spätern Hand dem P. zum Grunde gelegt wurde, der dann von seinem Hauptinhalte den Namen des Gesetzbuches erhielt. — Ob übrigens solche Erörterungen in ein katechetisch-praktisches Handbuch der Religionsgeschichte gehören, ist eine andre Frage, die wir freylich verneinend beantworten. Wenn sie aber einmal darin vorkommen: so kann eine oberflächliche und einseitige Berührung derselben unmöglich gebilligt werden. — Dem zweyten Theil sind zwey förmliche Katechisationen, die eine über Kain und Abel, und die andere von der edeln Gemüthsart und den Tugenden Jesu, vorausgeschickt, die eben so ausführlich als zweckmäßig sind. In der zweyten hätten vielleicht noch manche Fragen und Antworten hinzugesetzt werden können. Z. B. S. 33, wo auf die Frage: Was sagest du also damit, wenn du Jesum einen Erlöser nennst? — die Antwort folgt: Er hat die Menschen von der Unwissenheit und Lasterhaftigkeit befreyt — hätte wohl, um einem hier so leicht eintretenden und für die Moralität so gefährlichen Mißverstande vorzubeugen, auf die unter den Christen fortdauernden Laster und religiösen Irrthümer Rücksicht genommen, und hiernach die eigentliche Beschaffenheit der von Jesu geschehenen Erlösung näher bestimmt werden sollen. Auch hätte da, wo von dem von Jesu gestifteten Reiche der Wahrheit und Tugend, und von dem darauf sich beziehenden Ausdrucke: Reich Gottes die Rede ist, der gleichbedeutende und zumal in den Parabeln noch häufiger vorkommende Ausdruck: Himmelreich um so weniger übergangen werden sollen, je gewöhnlicher dieser Ausdruck mißverstanden, und für das Leben nach dem Tode genommen wird. — In den Fragen selbst vermissen wir zuweilen die gehörige Konsequenz; z. B. in der im 2ten Th. S. 55 vorkommenden Frage: »Da die griechische Sprache zu Jesu Zeit unter allen gebildeten Völkern ausgebreitet war: — in welcher Sprache konnte man damals die heilig. Schriften der Juden außer der Hebräischen, lesen?« — Wie folgt dieses aus jenem? da in der damaligen Zeit, wo die Uebersetzungs-

setzungssucht noch nicht, wie in unsern Tagen, um sich gegriffen hatte, die griechische Sprache allgemein verbreitet seyn konnte, ohne daß daraus folgt, daß jedes Buch, zumal ein solches, welches nur für die Juden von Bedeutung war, in diese Sprache übertragen wurde; und da, wie fabelhaft auch die Nachrichten über den Ursprung der alexandrinischen Uebersetzung sind, wenigstens durch dieselben, so wie auch durch andre Gründe, die Vermuthung, daß entweder das Bedürfniß, für die in Alexandrien lebenden Juden, eine griechische Uebersetzung ihrer Religionsurkunden zu haben, oder der Wunsch eines der Ptolemäer mit diesen in die griechische Sprache übertragenen Schriften der Juden seine Bibliothek zu bereichern, oder beydes vereint die Veranlassung zu der genannten Version gegeben habe, — viel zu wahrscheinlich wird, als daß man die Ursache der Entstehung derselben in der damaligen Verbreitung der griechischen Sprache suchen dürfte.

Gp.

Magazin für christliche Dogmatik und Moral, deren Geschichte, und Anwendung in Vorträgen der Religion. Fortgesetzt von Fr. G. Süskind, Professor der Theologie in Tübingen. Zweytes Stück. Tübingen, bey Cotta. 1803. 220 S. gr. 8. 20 gr.

Noch immer behauptet dieses Magazin sich in seinem allgemein erkannten Werth. Auch das vorliegende Stück entspricht den vorhergehenden vollkommen und hat sicher unter der neuen Redaction nicht verloren. Von dem Herausgeber selbst sind die drey ersten Abhandlungen, und die vierte von Hrn. T. W. Lang ist eine Fortsetzung, wovon der Schluß im nächsten Stück folgen soll. — Der nähere Inhalt ist folgender: I. Etwas über die neuen Ansichten der Stelle Joh. 1, 1—12. von Prof. Süskind. Es ist bekannt, daß die meisten Theologen der neuen und neuesten Zeit darin übereinstimmen, oder überein zu stimmen scheinen, wenn sie sich über diese Stelle erklären: »Unter dem Logos »sey kein concretes Subjekt, weder im Arianischen, noch im »Athanasischen Sinne, sondern im Abstraktum, die perso-

»nifi-

»nificirte Kraft und Weißheit Gottes zu verstehen.
»Durch die von Johannes behauptete Menschwerdung der-
»selben soll entweder das Philosophem von einer aus
»Gott reel emanirten und mit Jesu verbundnen Kraft Got-
»tes aufgestellt, oder gar bloß eine Einwirkung derselben,
»und im Grunde nichts anders, als die Idee eines von Gott
»im höchsten Grade erleuchteten und geliebten Weisen
»und Religionsstifters bezeichnet werden. Es wird im
»letzten Falle zwar ausdrücklich angenommen, daß mit dieser
»Stelle Gott in den Propheten bey weitem nicht wie in
»Jesu gewirkt, mithin die Einwirkung Gottes auf Jesum
»in einem vollkommnern Grade als auf die Propheten Statt
»gefunden habe, und Jesus durch ein ihn von allen andern
»Menschen unterscheidendes eigenthümliches Verhältniß seiner
»Person zu Gott ausgezeichnet werde. Allein dieses Ver-
»hältniß zu Gott soll dann doch nur dem Grade, nicht der Art
»nach, von dem Verhältniß, in welchem die Propheten zu
»Gott standen, verschieden, und in jedem Fall kein solches
»seyn, welches berechtigte, nicht bloß dem Logos, sondern
»der Person Jesu Christi, in Hinsicht auf seine Verbin-
»dung mit der Gottheit, die Schöpfung der Welt zu tribui-
»ren, und sie mit der Gottheit zu identificiren, d. h. Chri-
»stum als Gott anzusehen, und Gott zu nennen.« —
Zur Begründung und Erläuterung dieser Erklärungen der
Johannischen Stelle werden theils Stellen des A. T. und der
Apokryphen, theils andre jüdisch-kabbalistische und
gnostisch-emanatistische Ausdrücke und Vorstellungsar-
ten angeführt, an welche Johannes seine Behauptungen
von dem mit dem Messias verbundenen Logos angeknüpft
haben soll. — Ueber diese Ansichten der Johannischen Stel-
le legt nun der Verf. einige prüfende Bemerkungen vor; wie-
wohl es seine Absicht nicht ist, eine vollständige exegetisch-
dogmatische Untersuchung über jene Stelle zu liefern. Der
beschränkte Raum und die immer nöthiger werdende Kürze
erlaubt dem Rec. nicht, sich in das nähere Detail dieser Be-
merkungen einzulassen. Aber versichern kann er, daß sie
mit vielem Scharfsinn gemacht, und mit einem reichen Auf-
wand von kritischer Belesenheit ausgestattet sind. Sie ver-
dienen daher nicht leichtsinnig zurückgewiesen, sondern ernst-
lich beherzigt zu werden. — II. Ueber die jüdischen Be-
griffe vom Messias als Weltrichter und Todtenerwek-
ker, und seinem Reiche am Ende der Welt. Von dem Her-
aus-

Sohn und Geist; im sechsten macht er auf den bedeutenden Unterschied zwischen dem Christenthum, sofern es historisch und sofern es theoretisch und moralisch ist, aufmerksam; der siebente betrifft die Lehre von der Versöhnung der Menschen mit Gott durch die Aufopferung Jesu; der achte zeigt, in welchem Sinne des Worts es eine allein seligmachende Kirche gebe; im neunten und zehnten wird eine Vergleichung zwischen jüdischer und christlicher Gerechtigkeit angestellt; der eilfte lehret, in wie fern man sich ein gültiges Verdienst vor Gott erwerben könne; der zwölfte bestreitet den religiösen Mysticismus; im dreyzehnten wird erwiesen, daß nicht die Lehre von Gottes Vaterliebe, sondern von Gottes Vaterzucht die Grundlehre des Christenthums sey; der vierzehnte handelt vom Bibellesen; der funfzehnte und sechzehnte von der Sünde der ersten Menschen; der siebzehnte und achtzehnte endlich sind wider die Lehre vom Teufel, oder, wie der Verf. sich in seiner Kraftsprache ausdrückt, wider den Teufelsglauben gerichtet. — Seitdem man die Rechte der Vernunft auch im Gebiete der Religion geltend gemacht, und die gesündern Grundsätze der Kritik auch bey der Schrifterklärung angewandt hat, das heißt, seit etwa dreyßig Jahren, ist dieß Alles so oft ventilirt worden, daß sich darüber im Ganzen wohl nicht viel Neues mehr sagen läßt. Allein der Verf. weiß doch seine Discussionen mit so mancher feinen treffenden Bemerkung zu durchflechten, und zum Beweise seiner Behauptungen von einzelnen Schriftstellen einen so natürlichen, zum Theil naiven Gebrauch zu machen, daß man auch das Bekannte in dieser Form nicht ungern wieder findet. Sein Ausdruck ist schlicht und ungekünstelt; hin und wieder indeß streift er auch hier, wie in andern Schriften des Verf., ans Possierliche. Uebrigens ließe sich allerdings gegen einige der aufgestellten Sätze noch wohl Manches einwenden, auch ohne daß man deshalb von andern Principien ausgehen dürfte; aber in ein solches Detail darf eine Anzeige für die allgemeine deutsche Bibliothek sich ohne Noth nicht einlassen.

Wr.

Katho-

# Katholische Gottesgelahrheit.

1) Die uralten Parabeln Jesu Christi wider die ehemaligen Juden, immer neue Sittengeißeln wider die heutigen Christen. Vorgetragen in sonntäglichen Predigten, wozu das einfallende Evangelium jedesmal den Eingang liefert, vermischt mit etlichen Festtagsreden. Von P. Jakob Gepp, Kapuziner, ordentlicher Pfarrer, Sonntagsprediger, d. Z. Lehrer der Logik im Lyceum und Klostervikar zu Brixen. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey Wirth und Rieger. 1804. Erster Band. 480 S. 8. 1 fl. 24 Kr. Zweyter Band. 490 S. 1 fl. 24 Kr.

2) Kurze Volkspredigten zur Beförderung einer reinen Glaubens- und Sittenlehre. Zum Druck befördert von D. Lorenz Kapler, und besonders den Freunden und Abnehmern des kleinen Magazins für katholische Religionslehrer gewidmet. Landshut, bey Attenkofer. 1804. Erstes Bändchen. 191 S. 8. brochirt.

Von Nr. 1. läßt sich schon aus dem Titel auf Ton und Manier schließen. Die uralten Parabeln aus dem neuen Testamente sind ein Kapuzinerwitz, der nur bey seinem Publikum Beyfall finden, oder dazu beytragen kann, Aufmerksamkeit zu erregen; käme es bey der Wirkung von Wahrheit und Lehre auf das Alter derselben an: so hätte der Vf. doch wohl noch weit uraltere finden können, da besonders die Art der Einkleidung derselben in Fabeln und Gleichnisse unter die urältesten gehört, und sich bey allen Völkern schon auf der ersten Stufe der Kultur zeigt. So trefflich aber auch die Parabeln Jesu seine Lehrerweisheit zeigen, und so treffend sie auch noch jetzt zur lebendigen Darstellung in Belehrung, Warnung und Ermahnung benutzt werden können: so gehört doch ein feinerer Sinn dazu, als Hr. G.

mitbringt, wenn sie nicht alle ihres einfachen Schmuckes beraubt zur niedrigsten Gemeinheit herabgewürdigt werden sollen, um bloß zum Behuf einer hölzernen Mönchsmoral zu dienen. Und wer wird etwas Anderes hier erwarten, wenn ihm fast auf jeder Seite Stellen, wie folgende, aufstoßen: 1. Bd. S. 201 heißt Maria Magdalena »eine Stadtsünderinn, ein Futteral von den Todtsünden, stolz, hoffärtig, üppig, modemäßig, herrschsüchtig, verschwenderisch, ausgelassen, kurz eine verruchte Person, die der Himmel von »ihrem Kothe herausruft, und die also doch wieder ein schönes Beyspiel giebt, indem alle ihre sieben Sohteufel, nämlich der der wechselseitigen Verführung und Reizart, der des Luxus und der Hoffart ꝛc. bey ihr ausfahren müssen ꝛc. Im 2ten Bde heißt es S. 70: »Wer wider Mariens Verehrung schmähet, und andere davon abmahnet — wer Seelen ihrer Pflegkinder verführt und in das Sündenneß hineinsetzet — wer auf Gottes Barmherzigkeit frech fortlodert, und sich Huld von Marien verspricht, der wird über »ihre schreckvolle Anklagen zu seiner Zeit schaudern und Alles »wahr finden; was ich ihm hier prophezeyete ꝛc. Ob der, welcher sich solcher Ausdrücke nur bedienen kann, statt sich zu vermessen, eine Sittengeißel zu schreiben, selbst die Züchtigung der Geißel verdiene, wird Niemand lange ungewiß bleiben. Wer das Heilige mit so ungewaschnen Händen profaniren kann, kann nie zu seiner Verehrung mitwirken. Allein der Verf. hat auch selbst nicht einen Begriff der Parabel; denn bald spricht er von Geschichte, bald von Parabel, bald unterscheidet er in der nämlichen Geschichte beydes, wie z. E. in der Predigt auf den dritten Fastensonntag, wo er sein Thema also angiebt: »Im ersten Theile »werdet ihr die Geschichte der büßenden Sünderinn; im »zweyten Theile die Parabel an einem geärgerten Pharisäer »finden.« An die Auflösung exegetischer Schwierigkeiten, deren sich so manche in den Parabeln finden, ist hier so wenig gedacht, als an eine schöne Darstellung, wie wir jüngst von Conz erhielten.

Gegen solches Machwerk sticht Nr. 2. allerdings vortheilhaft ab. Der Vortrag geht hier in einem ruhigen Tone der Belehrung fort, die auf Gründen einer lautern Sittenlehre beruhend sich auch, so viel als möglich, von der Einmischung dogmatischer Trübung rein zu erhalten sucht; allein

allein, ob dem Verf. darum sogleich die Stelle neben Zollikofer anzuweisen sey, dürfte doch noch weitere Prüfung bedürfen. Hier ist dem auf dem Titel angegebnen Zwecke nach Alles zu kurz abgehandelt, als daß der Verf. je seinen Gegenstand so von allen Seiten zu beleuchten und alles Praktische daran zu erschöpfen vermocht hätte, wie es Zollikofer zu thun pflegte. Daß in diesen 18 Predigten doch wenigstens immer eine gute Ansicht getroffen sey, zeigt schon die Inhaltsanzeige, woraus Rec. daher nur Einiges anführt. Am zweyten Sonntag im Advent: Die Tugend auf der Probe. Am Feste des heil. Stephanus: Lieber Unrecht leiden, als Unrecht thun. Am 6ten Sonnt. nach der Erscheinung: Von der Pflicht, auch in Kleinigkeiten sorgfältig zu seyn, oder lieber gar nichts für eine Kleinigkeit zu halten. Am 2ten Sonnt. in der Fasten: Sey aufrichtig. Am 3ten: Sey keusch. u. dgl.

Ueber die Flucht und Rückkehr der Kirchenhirten. Veranlasset durch die französische Staatsumwälzung zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, mit steter Rücksicht auf die gallikanische Kirche. Von Placidus Sartore, des Benediktiner-Stifts Einsiedeln Kapitular-Priester und der Gottesgelahrheit Professor rc. Mit Genehmigung des hochwürdigen Ordinariats. Augsburg, bey Doll. 1804 Erster Theil. 288 S. Zweyter Theil. 262 S. Dritter Theil. 235 S. 8. Mit einem Titelkupfer, Religion und Philosophie vorstellend, von Schön. 4 fl.

Diese Schrift ist, nach des Vf. eigner Angabe, als eine Fortsetzung seines zu Ende des Jahres 1799 im Druck erschienenen Werkes: Die konstitutionelle Kirche sammt den neufränkischen Staatsverfassungen und Eidesformeln, anzusehen, woraus also die Grundsätze und Ansichten des Verf., denen er auch hier folgt, schon bekannt sind. Ein nun schon verstorbener Rec. hat auch darüber im 57sten Bande der N. A. D. Bibl. unbefangen und aufrichtig sein Urtheil gefällt,

fällt, wie er es als ein sonst geachteter Schriftsteller und ruhiger Denker immer gewohnt war, was Hr. S. aber, weil es seinem Werke eben nicht günstig war, wenig zu würdigen wußte, daß er es schlechthin einen derben Ausfall nennt, dessen von ihm keine weitere Erwähnung geschehen dürfte. So wenig sich nun gegenwärtiger Rec. vor solchen Abfertigungen fürchtet, so wenig hält er sich doch für berufen, mit solchen Schriftstellern zu rechten, bey denen eine geschworne Anhänglichkeit an vorgefaßte Meinungen jede freyere Untersuchung vergeblich macht, und alles, was mit jenen nicht übereinstimmt, mit Schimpf- und Scheltworten anathematisirt wird. Zwar giebt sich Hr. S. das Ansehen eines strengen, philosophischen Forschers, indem er nicht nur überall Hauptgrundsätze voranschickt; sondern diese auch meistens aus Jakobs Lehrbüchern der Sitten- und Rechtslehre entlehnt; allein Niemand wird sich dadurch täuschen lassen, wer da weiß, daß es durch falsche Subsumtion nur um so leichter ist, beliebige Konsequenzen zu machen, je allgemeiner die Grundsätze sind, aus welchen gefolgert wird, in welchen dialektischen Kunststücken die Vertheidiger der infallibeln Kirche auch immer ihr Heil und ihre Stärke suchten. Auffallend ist es zwar dann, die Grundsätze mit den Resultaten zu vergleichen, und zu sehen, wie sie nur als entgegengesetzte Extreme in Berührung stehen können. Wenigstens dürfte es Herr Jakob bey der Ausarbeitung seiner philosophischen Schriften nicht von fern geahndet haben, daß er damit Waffen zur Widerlegung der Rechte der Staatsgewalt, und zur Vertheidigung der Wallfahrten, Mönchsorden und Klostergüter, und Alles, was damit zusammenhängt, verfertigt habe; und wenn nicht mehrere auffallende Erscheinungen unserer Tage bewiesen hätten, wozu die neueste Philosophie angewendet werden, und Beweise liefern könnte: so müßte Hr. S. wirklich bewundert werden. Die Leser durch die drey Bände seines labyrinthischen Gewebes von Scheingründen, Entstellungen und breiten Erzählungen aus der Revolutionsgeschichte durchzuführen, glaubt sich Rec. ohne Bedenken in zuversichtlicher Hoffnung ihrer Zufriedenheit erlassen zu dürfen, da er bey ihnen nicht die pflichtmäßige Geduld voraussetzen darf, womit er sich endlich mühsam durcharbeitete. Wer aber seinen Barruel, mit vielen Zusätzen und Anmerkungen erweitert, gern wieder liest, der würde sich doch nicht mit einem kurzen

Auszuge

Auszuge begnügen, wie er hier nur gegeben werden konnte. Neues findet sich aber für den, der mit der Zeitgeschichte nicht unbekannt blieb, nicht, und schon hat seitdem Alles eine solche Wendung genommen, daß die Wirklichkeit mehr geleistet hat, als der Verf. nur zu hoffen oder zu rechtfertigen wagen durfte; denn noch war ihm beym Schlusse dieser Theile das mit dem Papste geschlossene Konkordat nicht bekannt geworden; noch viel weniger konnte er schon den nun errungenen vollen Sieg der triumphirenden Kirche feyern. Doch war die Revolution vom 18. Brumaire schon von guten Vorbedeutungen, und ob er gleich den metaphysischen Abbee »Sieyes und den abtrünnigen Bischof Talleyrand Perigord« nicht mit der Kirche in Uebereinstimmung bringen kann, und von dem »schlauen Bonaparte« selbst gesteht, daß er sich in Rücksicht seiner Religion mancher Zweydeutigkeit schuldig gemacht habe: so sind sie doch seine Männer, von denen das Heil kömmt. Daß er dieses aber nicht in der Bildung und richtigen Aufklärung des Volks finde, läßt sich erwarten, und ist auch S. 289 des zweyten Theils ausdrücklich gesagt, wo diesem folgender Sentenz (wie sich der Verf. ausdrückt) gefällt wird: »das Volk in Rücksicht »der Religion, wie in Rücksicht anderer Dinge, bleibt halt »überall mehr oder weniger Volk oder Pöbel, ungeachtet »des bessern Unterrichts der Volkslehrer« — also bedarf es dessen eben auch nicht sehr. Wahrscheinlich werden daher auch in dieser Beziehung die protestantischen Geistlichen, die nur damit beschäfftigt sind, bloß »Wortdiener« genannt. Wie wenig er den Protestanten überhaupt geneigt sey, und wie gern er ihnen alle Schuld der Revolution aufbürdete, zeigt sich überall deutlich genug, wenn es auch nur in Wendungen wäre, wie folgende S. 100 des zweyten Th. »In den mittägigen Provinzen, dem Sitze der Hugonotten, »floß schon das Blut der Priester« u. s. w. Auch unserm verewigten Garve wird nach des Verf. gewöhnlicher Art durch folgende Insinuation der Vorwurf der Parteylichkeit gemacht, der seine redlichen und kaltblütigen Untersuchungen gewiß nie treffen konnte. S. 230 des ersten Theils heißt es nämlich: »Aus seiner matten Darstellung der kirchlichen »Rechte und aus der weit ernstern Würdigung dessen, was »sich zu Gunsten des Staates sagen läßt, kann man abneh»men, für welche Partey zu stimmen er mehr geneigt sey.« Ex ungue leonem!

Erbauungsreden für Studierende in den höhern Klassen, von Kaj. Weiller. München, bey Lindauer. 1804. Drittes Bändchen. 142 S. 8. 45 Kr.

Da Hrn. W. Grundsätze aus andern Schriften bekannt genug sind, und sein Plan und Ton in diesen Erbauungsreden schon bey der Anzeige der beyden ersten Bändchen dargestellt worden ist: so wird es hier genug seyn, nur auf die Erscheinung dieses dritten Bändchens aufmerksam gemacht zu haben. Seinem Systeme getreu, bleibt er auch hierin bey der Ansicht der Reflexion stehen, und wird daher, ohne seine Zuhörer zu dem poetischen Mysticism des Absoluten geschraubt zu haben, seinen Zweck um so weniger bey denselben verfehlen, je mehr er ihnen die Aussicht auf das weite Feld des Wissens und Handelns durch deutliche Begriffe zu erhellen, und durch seine lebendige Darstellung Wärme und Eifer dafür einzuflößen wußte. Der Hauptgegenstand, der in diesem Bändchen gelieferten Abhandlungen, denn dieses sind sie, der eingestreuten Exklamationen und Apostrophirungen ohngeachtet, doch eher als erbauliche oder Erbauungs-Reden, ist die Aufklärung, ein Hauptthema fast aller bayerischen Schriftsteller aus der neuesten Periode, worüber besonders Hr. W. um so weiter sich auszulassen pflegt, je mehr es dabey zu polemisiren giebt. Weiten Spielraum hat er sich daher dazu vorzüglich durch die doppelte Ansicht verschafft, da er sie in jedem Standpunkte von der positiven und negativen Seite betrachtete, und, ob er gleich nicht zur polorisirenden Schule unserer Philosophen gehört, überall nur die Differenzpunkte hervorhebend das Ganze aus einander zog, ohne es doch im Brennpunkte des Indifferenten wieder zu vereinigen. Die erste Erbauungsrede handelt von der, oder, wie es hier heißt, »über die negative kirchliche Aufklärung,« und die zweyte von der positiven kirchlichen Aufklärung. Eben so wird die rechtliche, die physische, die politische und die Berufs-Aufklärung jede positiv und negativ betrachtet. Zur eignen Beurtheilung des Ganges, den der Verf. dabey nimmt, hebt Rec. nur ein paar Stellen aus. Nach einer kurzen Einleitung fängt er gleich die erste Rede so an: »Der Aberglaube auf dem religiösen und moralischen Felde zeigt sich »immer

»Immer nothwendig auch auf dem kirchlichen. Das zum »Guten und Heiligen hinangesteigerte Physische muß sich »nothwendig in der Organisation jener Gemeinschaft ab- »drücken, welche zu diesem Guten und zu diesem Heiligen »zusammengetreten ist. Man glaubt an ein Gutes und »Heiliges, das sich von Außen an das Nicht-Gute und »Nicht-Heilige anlegen und dieses veredeln und heiligen »könne. Man sucht also Mittel, durch welche man dieses »Guten und Heiligen habhaft zu werden, und sich und an- »dern (dasselbe) anzufügen im Stande werde. Man »denkt sich einen bloßen äußern Zweck; und sinnt daher »auf bloß äußere Mittel. Man stellt sich ein physisches »Ziel auf, und schlägt deßwegen einen physischen Weg »ein. — So lange das Physische des hinzutretenden Be- »griffs das Höhere der Ahnung sehr überwiegt, so lange ist »die Kirche bloß eine Art von Handlungsgesellschaft zur Ge- »winnung überirdischer Vortheile. Man denkt sich eine »Masse von irgendwo hinterlegtem Guten und Heiligen, »mit welcher sich zum Behufe seiner eigenen Heiligung — »ein ungemein bequemer und heiliger Wucher — gegen den »Verlag des Entschlusses, gewisse Mißbräuche mitzumachen, »treiben lasse. Man bestimmt also Aktien« u. s. w. Ob gleich hier zu Studierenden gesprochen wird: so kön- nen doch solche Aeußerungen von der Kirche nicht für er- baulich angenommen werden: so wie sie auch für folgende Bestimmung ihrer Benennung wenig Dank wissen wird. »Machen Sie in sich und Andern die kirchlichen Ueberzeu- »gungen, Gefühle und Gesinnungen immer — im wahren »Sinne des Worts — katholischer! d. i. Machen Sie »sie immer reinvernünftiger, immer allumfassender, im- »mer heiliger! Nur durch Läuterung Ihrer Begriffe zum »ewigen Charakter der Vernunft — nur durch Ausdehnung »Ihrer Liebe und Achtung auf die ganze Menschheit, kön- »nen Sie wahrhaft katholisch werden. Lassen Sie sich »durch die widrigen Anhängsel, die dieses große Wort in »widrigen Zeiten erhielt, weder in Ihren Begeisterun- »gen, noch in Ihren Handlungen stören! Es giebt nicht »nur einen Katholizism jenes heydnischen Christenthums, »das im Sinne irgend eines habsüchtigen oder gutmüthigen »Eiferers liegt, der Münzen aus allen Weltgegenden für »die Opferstöcke seiner Kirche verlangt; sondern auch« rc.

Warum sieht es mit der Religion so schlecht aus? in moralischen Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Herrn und seiner göttlichen Mutter, wie auch mehrerer Heiligen Gottes. Von einem Priester des katholischen Deutschlandes, P(ater) R(upert) W(acher). Mit Genehmhaltung des hochwürdigsten Ordinariats. Augsburg, in Riegers sel. (in des sel. Riegers) Buchhandlung. 1804. Erster Bd. 564 S. 8. Zweyter Bd. 468 S. 4 fl.

Eine dicke Sammlung von Predigten, wie es deren aus dem vorvorigen Jahrhunderte genug giebt. Denn, daß sie den Schild des Moralischen aushängen hat, das macht sie eben nicht dem Geiste der Zeit angemessener, welcher jene Bezeichnung zum Ausdruck seiner Tendenz gemacht hat; was vor Lastern warnt und die Unterlassung der sieben Todtsünden predigt, ist darum noch nicht moralisch. Besser war daher der erste Titel gewählt, unter welchem zwey Jahrgänge als der »praktische Volksprediger« erschienen waren; nur war von dem Beysatze »nach dem Geiste des Christenthums und der reinen Sittenlehre Jesus« wenig zu bemerken, und dieser daher bey der neuen Fortsetzung mit Recht weggelassen. Dafür ist nun charakterisirender jene strafende Frage an die Spitze gesetzt worden: »Warum sieht es mit der Religion so schlecht aus?« Zwar ist an eine richtige Bestimmung der Religion, die durch nur Eine und über alle Veränderung erhaben ist, mit der es also nie schlecht, noch viel weniger so schlecht aussehen kann, hier nicht zu denken; Klagen über den Verfall und die Abnahme der Kenntniß, Achtung und Ausübung derselben erschallen da gewöhnlich am häufigsten, wo sie selbst nicht gekannt ist, wie sich hier auf allen Seiten bestätigt. Nirgends sind die Bestimmungen der ächten Frömmigkeit genau angegeben, noch viel weniger werden die Gründe gründlich aus einander gesetzt, warum es jetzt vorzüglich daran fehlen soll. Daß die Welt jetzt so sehr im Argen liege, ist bekanntlich die gemeine Jeremiade Aller, die nach der gegenwärtigen Stimmung der Gemüther ihr Ansehen verringert, und den blinden Glauben an Alles, was sie zu geben haben, täglich abneh-

abnehmen sehen. Darüber seufzten medicinische, wie theologische Quacksalber. Zu aller Zeit, und ohne daraus unserm Zeitalter einen besondern Vorzug zu machen, wenn dieses in demselben häufiger gehört wird, dürfte es doch auch eben nicht für ein böses Zeichen zu halten seyn. Auch muß es wirklich so arg nicht seyn, da sonst Predigten, wie diese, nicht mehr unter die gesuchten Waaren gehörten, wie nach der Versicherung des Vfs. doch noch seyn muß. Denn in der Vorrede sagt er, daß er »dieselbe nicht mehr zum Drucke »zu befördern gedachte, weil er ein gerechtes Mißtrauen »auf (in) sich selbst setzte, und unsere Bibliotheken mit den »besten Rednern (?!) unserer Zeit angefüllt sind; nur auf »wiederholtes Verlangen habe er sich also entschlossen, »auch diese Sammlung aus seinem Schreibepulte hervorzu»nehmen, und (die) selbe gerade so, wie er sie hielt, ohne »Auszierungen, ohne rednerische Blumen, (ja wohl) »im einfachsten (d. i. gemeinsten), aber doch nicht pöbel»haften Tone (doch voll von Provinzialismen) seinen recht»schaffenen (wozu hier dieses Beywort? Vielleicht als Sei»tenhieb für andere, von dem frommen Manne weniger »begünstigten) Verlegern zuzuschicken — mit beygefügter »Bitte, diese Predigten dem Urtheile der h. Kirche (die nun wohl nichts daran auszusetzen gehabt haben wird) »vorzulegen, von deren gerechtem Gutheißen oder »Verwerfen ich gänzlich abhange.« Ob nun gleich der Verf. hiermit deutlich zu erkennen giebt, welchen Gerichtshof er allein für seinen kompetenten Richter ansehe: so will Rec. doch zum Beweise, daß hier nur nach einem gerechten Gutheißen oder Verwerfen entschieden werde, ein paar Stellen als Belege seines Urtheils ausheben. S. 46 heißt es von der heil. Katharina, nachdem sie als »eine gelehrige Schülerinn gepriesen worden, aus einer »Zeit, wo der ganze Gewalt der Verfolgung wüthete, »sie war eine Jungfrau. Verstehe man wohl heut zu Tage »dieses Wort noch in seiner eigentlichen Bedeutung? Eine »Jungfrau seyn heißt nach der Lehre des Glaubens: Gott seine »Gedanken, Neigungen und Begierden schenken, und sei»nen Leib und seine Glieder rein und unbefleckt bewahren, »heilig im Geiste und dem Leibe nach seyn. — Aber »bringt das Christenthum auch noch solche Früchte her»vor? — Muß es uns nicht mit Schamröthe bedecken, »wenn jetzt fremde Witzlinge ungeahndet in den Häusern,

»wie in Gesellschaften, ihre abgeschmackte(n) Zweifel über
»die heiligsten Geheimnisse vorbringen, jetzt das Ansehen
»der Kirche (und aller davon privilegirten Pfründen und
»geheiligten Vorurtheile) lächerlich machen« u. s. w. Und
in der Predigt auf das Titularfest der Versammlung des
dritten Ordens des h. Franciskus sagt der Verf. »O! ich
»stelle mir es vor, wie die Barmherzigkeit Gottes seinen
»Engel hinsenden wird an den Ort der Qualen, wie er
»seine Hände nach euch ausstreckt, um euch herauszuführen
»aus dem Kerker der Reinigung, wie die vielen Ablässe, der
»Werth des Blutes, das für euch geopfert wird auf den Al-
»tären, euch begleiten werde in jenes ewige Licht der Herr-
»lichkeit!« Welches Feuer hier, ohne Licht!

1) Predigten und Homilien auf alle Sonn- und Festtage des Jahres, von Sebastian Mutschelle, Professor der Moral- und Pastoraltheologie am kurfürstlichen Lyceum in München und Pfarrer zu Baumkirchen. München, bey Lentner. 1804. Erster Band. 416 S. 8. Zweyter Band. 391 S. 2 fl. 12 Kr.

2) Neues Magazin für Prediger und Seelsorger, Herausgegeben von Bonaventura Anders, geistl. und Schulrath, auch Prof. der Homiletik, Pädagogik und Aesthetik zu Würzburg. Frankfurt und Leipzig. (Würzburg, in der Rienner. Buchhandlung.) Erster Band. III Hefte. 490 S. 8.

Mutschelles Geist, der im Leben so wohlthätig und eifrig
für die Verbreitung des Lichts und der Wahrheit in seinem
Vaterlande wirkte, wandelt noch nach seinem Tode mit Se-
gen in demselben immer lebendig wirksam fort, und es ge-
reicht seinen Landsleuten gewiß zu nicht geringer Ehre, daß
sie nicht aufhören, das Andenken desjenigen zu feyern und
zu segnen, der, wie Mutschelle, die Sonne der intellektuel-
len und sittlichen Aufklärung in seinem engern und weitern
Wirkungskreise unter ihnen achten und erkennen lehrte, und
ihren

ihren erwärmenden Strahlen überall Eingang verschaffen half.

Nr. 1. ist daher schon in dieser Hinsicht als eine angenehme Erscheinung anzusehen; allein gewiß auch für sich als ein willkommenes Geschenk zu betrachten, womit Hr. Weiller und Hr. Lechner um das Publikum nicht weniger, als um das Andenken ihres verstorbenen Freundes, sich verdient machten. »Unter der Verlassenschaft des Seligen, sa»gen sie in der Vorrede, waren noch viele Manuskripte ver»schiedenen Inhalts, welche Hr. Buchhändler Lentner käuf»lich an sich brachte, um das Wichtigste davon dem Pu»blikum allmählig mitzutheilen.« So ein gefährliches Unternehmen es für die Ehre verstorbener Schriftsteller selbst oft ist, wenn nach ihrem Tode noch die Reste ihrer literarischen Arbeiten herausgegeben, und alle Fächer ihres Schreibepultes dazu ausgeleert werden, um nur Alles zusammen zu lesen, und desto mehr noch mit seinem Nachlasse wuchern zu können: so hoffen wir doch dieses hier nicht zu fürchten zu haben, da die Herausgeber selbst nur das Wichtigste das zu bestimmen, und dieses sie also vor einem parteyischen Verwechseln desselben mit dem Minder- oder Unwichtigen, was die Käufer denn auch mit bezahlen sollen, selbst verwahren wird. Ob der verstorbene M. aber auch diese Predigten zur öffentlichen Erscheinung geeignet geglaubt, und vielleicht selbst schon zum Drucke bestimmt habe, läßt sich zwar nun nicht absehen; da sie desselben aber in keiner Hinsicht unwerth sind — und doch von dem Verf. selbst über 400, welche er als Pfarrer in Baumkirchen und an andern Orten gehalten, meistentheils ins Reine niedergeschrieben gefunden wurden: so verdienten die Herausgeber allerdings Dank, daß sie diese Auswahl zu einem ganzen Jahrgange auf alle Sonn- und Festtage machten. Zwar fanden sich für einige Sonntage keine Aufsätze von M., vermuthlich, weil er an denselben nie zu predigen hatte. Sie glaubten also diese wenigen Lücken durch andere, noch ungedruckte und zur Erbauung geeignete Volksreden ausfüllen zu müssen, womit das Publikum zwar nicht unzufrieden seyn wird; ihm aber doch hätte näher angegeben werden dürfen; da nun nicht Jeder sogleich weiß, welche Predigt von M. ist, oder wo er fremde Arbeit liest, wenn er es nicht selbst aus dem Tone und Ideengange errathen kann, welcher

welcher sich doch im Ganzen in Allen ziemlich ähnlich ist. Eine einfache, mit Wärme vorgetragene Darstellung der Sittenlehre des Evangeliums ist der Hauptzug von M. Predigten, und schön ist es, ihn, der mit der einen Hand den Denkern männliche Nahrung reicht, hier mit der andern, »die Milch geben und das Brodt brechen,« zu sehen. Gern würde Rec., um Belege davon zu geben, eine ganze Predigt abschreiben, wenn es der Raum hier gestattete; allein des Verstorbenen sanftmüthiger Geist spricht sich auch in jeder einzelnen Stelle kenntlich genug aus, und Rec. hebt also nur eine über das ihm zunächst auffallende Evangelium auf den 12ten Sonntag nach Pfingsten aus: »Seht, »wie leicht es sey, inne zu werden, was Gott lieben heiße. »Man frage nur, wie soll das Kind den Vater lieben, und »man weiß auch, wie der Mensch Gott lieben soll. — »Fragt man weiter über die Liebe des Nächsten: Was kann »ich fordern und wünschen, das mir ein Anderer thun sollte, »wenn ich in seinen Umständen, in seinem Unglück und in »seiner Armuth wäre — nun, das muß ich ihm auch thun. »Was kann ich fordern, das er mir nicht thun sollte, wenn »ich in seiner Lage wäre? Nun, das darf ich ihm auch »nicht thun. — Aber der Pharisäer fragt: Wer ist mein »Nächster? und Jesus antwortet: Ein Jude reiset nach Je»richo ꝛc. Warum fragt der Pharisäer so, warum antwor»tet Jesus so? Die Samariter und Juden lebten in Feind»schaft. Die Samariter waren in den Augen der Juden »Ketzer. Nun lehrten Manche: ein Feind, ein Samari»ter, ein Ketzer sey nicht unser Nächster. Darum will Je»sus durch dieß Gleichniß so viel sagen: du fragst, wer dein »Nächster sey? Glaubst du etwa auch, daß man Ketzer und »Feinde nicht als Nächste ansehen und lieben müsse?« u. s. w.

Nr. 2. tritt an die Stelle des mit dem IV. Bande geschlossenen Magazins für Prediger zur Beförderung des praktischen Christenthums und der populären Aufklärung, und wird nach seinem erweiterten Umfange von dem thätigen Herausgeber leicht zu einem ausgebreiteten Beförderungsmittel allmähliger Fortschritte in allen Theilen der Amtsführung für die Prediger seiner Kirche werden, unter denen besonders auf dem Lande noch so viele sind, die eines wirksamen Anstoßes bedürfen, um nicht ganz hinter ihrem

Zeitalter

Zeitalter zurückzubleiben. Doch müßte Hr. A. dazu auch seinem Journale mehr Interesse in Geist und Leben zu geben suchen, als vorliegende drey ersten Hefte enthalten, die neben manchem Guten und Vorzüglichen doch auch manchen Lückenbüßer mit sich führen, wie die historischen Aufsätze, z. E. die Nachricht von der Pfarrey Falkenstein, und der ehemaligen Pfarrey Traustadt, Würzburger Bisthums, sammt der Urkunde (nämlich von der Stiftung und Bestätigung der vormaligen Pfarrey Traustadt vom 8. Jul. 1617), der Versuch eines chronologischen Verzeichnisses der Würzburgischen Weihbischöfe, die Revision der angeblich nach Würdtwein im Schöpfischen Werke mitgetheilten Archidiakonate, was bloß Lokalinteresse hat, die neuesten Hirtenbriefe und Verordnungen, die schon auf andern Wegen bekannt genug gemacht worden, u. dgl. Eben so wenig wird man Predigtentwürfe für einen ganzen Jahrgang hier suchen, die so kurz und skeletorisch, wie sie meistens sind, doch dem Schwächern nichts helfen, und dem Geübtern entbehrlich sind. Lieber würde man mehrere und besser ausgeführte Katechisationen sehen, wozu es der Hülfsmittel noch nicht so viele giebt, und was deren doch nicht weniger bedürfte. Doch würde es Rec. um des übrigen Guten willen bedauern, wenn das Mag. darum überhaupt nicht solchen Beyfall gefunden hätte, daß es fortgesetzt werden könnte, da ihm vom zweyten Bande noch nichts zugekommen ist.

1) Geschichte von der Bekehrung, (den) Leiden und (der) Erfindung der heiligen Martyrinn Afra; denn von der Heiligkeit, Verherrlichung und den Schicksalen ihrer Grabstätte. Zu öffentlicher Erbauung herausgegeben von P. Placidus Braun, Benediktiner in dem Stifte Ulrich und Afra. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey Doll. 1804. 78 S. 8. 15 Kr.

2) Kräftige Beweggründe, den Kirchen und Gotteshäusern Ehrerbietigkeit zu erweisen. Aus den Schriften des hochwürdigen P. Collin, regulirten

ten Prämonstratenser Chorherrn, gezogen. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg. 1803. 117 Seiten. 8. 15 Kr.

3) Christliche Erbauungen und Betrachtungen zum Todtlachen. Ein Seitenstück zu den Predigten zum Todtlachen An das Licht gebracht 1804. Mekka und Medina, auf Befehl des Mufti dem Druck übergeben. Breßlau, bey Barth. 86 S. 8. 40 Kr.

4) Entlarvter Aberglaube bey Reliquien, Bildern und andern geweihten Sachen, zur Wiederherstellung des reinen Christenthums. Heu quas non nugas, quae non miracula fingunt, ut Vulgus fallant, optataque praemia carpant. Palingenesius. Von Barthlmä Forster, Weltpriester. München, bey Zängl. Ohne Jahrzahl. 51 S. 8.

5) Von dem Interesse der römischen Kurie an Ablässen und Bruderschaften. Von Barthlmä Forster, Weltpriester. München, bey Zängl. 1803. 48 S.

Wenn zwey entgegengesetzte neben einander um so heller leuchten: so müßten die hier aufgeführten Schriften in dem hellsten Glanze erscheinen. Denn nichts kann sich mehr entgegengesetzt seyn, als die tiefe Verehrung und blinde Anhänglichkeit an die krassesten Vorstellungen des alten Kirchenglaubens, welche in Nr. 1. und 2. herrschen, und die frivole Behandlung, Alles durch jenen Geheiligten in den Nr. 3—5. Leider ist es aber nur ein trügerisches Irrlicht, wie es aus faulen Sümpfen aufsteigt, das sich aus solchen Gegensätzen entwickelt, wo sich nur die Extreme berühren, und aus einer gegenseitigen Excentricität nie eine richtige Ansicht herauskommen kann. Von beyden Seiten giebt es eine traurige Bemerkung für den Maaßstab der Kultur und

sittlichen

sittlichen Bildung, wo dergleichen Erscheinungen noch sichtbar werden, und vielleicht jede von einem eignen nicht geringen Haufen mit Beyfall und Vergnügen gesehen und betrachtet wird. So unangenehm es ist, in einer Gegend zu wandeln, wo solche mephytische Dünste aufsteigen: so konnte es sich Rec. doch nicht erwehren, die Leser der A. D. Bibl. wenigstens von Ferne darauf aufmerksam zu machen, da es nicht nur zu einer genauen Kenntniß eines Landes überhaupt gehört, auch seine Sumpf- und Moorgründe zu kennen; sondern selbst auch nothwendig ist, um zu ihrer allmähligen Austrocknung und Urbarmachung mit beytragen zu können. Nachdem Rec. nun so viel zu seiner Entschuldigung und nähern Bezeichnung der hier anzuzeigenden Produkte im Allgemeinen vorausgeschickt hat, glaubt er sich auch zur nähern Darstellung jedes Einzelnen wenden; bey derselben aber um so weniger verweilen zu dürfen, je leichter es sich ergeben wird, daß sie alle in jenem gemeinschaftlichen Punkte, Mangel an intellectueller und moralischer Aufklärung, zusammentreffen, der sowohl bey dem Nichtgebrauch, als bey dem Mißbrauche der Vernunft jederzeit irre leiten muß.

Nr. 1. gehört zu der Reihe von »Lebensgeschichten »von Heiligen, welche inner den Mauern Augsburgs im »Rufe der Heiligkeit ihr Leben geschlossen, oder ihr Blut »für Christus-Religion heldenmüthig vergossen haben,« welche der Verf. schon 1792 mit der »Geschichte von dem heil. Bischof Simpert« angefangen, und 1796 durch die des heil. Bischofs Ulrich fortgesetzt hat. Hierzu liefert er nun, da »heuer das Gotteshaus zum heil. Ulrich und der »heil. Afra das fünfzehende Säkulum feyert von dem Mar»tertad der heil. Erzmärtyrian Afra, welche sie in unsrer »Vaterstadt (Augsburg) im Jahr 304 mit einer heldenmü»thigen Standhaftigkeit zur Verwunderung der Anwesenden »und zur Erbauung der Nachkömmlinge gelitten hat, und »von der Existenz ihrer verehrungswürdigen Grabstätte, »um die Bürger Augsburgs zu solch einer seltenen Feyer»lichkeit aufmerksam zu machen und vorzubereiten, die Dar»stellung der Geschichte der Bekehrung des Leides, und von der »Verherrlichung der h. Grabstätte der h. Afra; von der Erhe»bung aber, wenn sich ihr kein widriger Zufall entgegen»stemmet (was alle Heiligen verhüten werden), wird ein »Nachtrag folgen.« Was also hier aufgetischt wird, werden

den unsere Leser hieraus schon schliessen können, so wie ihnen die lange Brühe, worin es aufgetragen wird, von der Zubereitung des Uebrigen einen Begriff geben kann. Zur Bestätigung des Erzählten werden auch als die ersten Quellen angeführt die Bollandisten, der gelehrte Ruinart, Stengels Kirchenchronik, Hortfelders und Kistlers Basilik, Khamms Hierarchie, und selbst Stettens Geschichte von Augsburg. Wer wollte also auch nur einen Augenblick an den Wundern der vielgelobten heil. Afra zweifeln, wer nicht von tiefer Verehrung für sie gerührt werden, wenn Hr. V. z. E. von ihr erzählt: »Afra war in Augsburg gebören. »Ihre Mutter hieß Hilaria, und stammte von einem cyprischen Geschlecht ab. Durch die falschen Grundsätze der »heydnischen Religion irre geführt, widmete sie ihre Tochter dem schändlichen Dienste der Göttinn Venus, den ihre »Aeltern aus Cypern nach Augsburg überpflanzt haben. »Um eben diese Zeit kam der heil. Bischof Narciß von Gerund in Spanien, auf seiner Flucht vor der Verfolgung des »Kaiser Diokletian, wozu dieser den 24. Februar 303 das »erste Edikt (welche diplomatische Genauigkeit!) ergehen »ließ, nach Augsburg, wo er unsre Afra zur wahren Christus-Religion führen und zur herrlichen Marterkrone vorbereiten sollte. — Während nun Narciß mit seinem »Diakon für die Bekehrung dieser irre geführten Seelen, »(nämlich der heil. Afra, ihrer Mutter und Mägde) dem »Gebete oblag, erschien der Satan in der fürchterlichsten »und abscheulichsten Gestalt, und beklagte sich bitterlich gegen den heil. Bischof, daß er sich in ein Haus gedrungen, »in welchem durch die Wollust befleckte und geschändete »Körper wohnen; daß er ihm seine ergebenen Dirnen »raube, und ganz widerrechtlich sein erworbenes Eigenthum »mit Gewalt abnehme. Er begebe sich ja auch in keinen »Ort, wo die Keuschheit wohne und der Geist der Reinigkeit herrsche. Auf diese Vorwürfe beschwor ihn der Heilige, und fragte, ob er wisse, daß Jesus von Nazareth sey »gefangen, mit Stricken gebunden, verspien &c. an das »Kreuz geschlagen worden, an selbem gestorben, und dann »begraben worden; endlich aber am dritten Tage wieder »zum Leben erstanden sey. Der Satan antwortete: Es »wäre sehr erwünschlich gewesen, wenn er dieses nicht wissen dürfe.« — Doch, wer an dieser Probe nicht genug hat, oder zweifelt, daß solche Teufels-Disputationen noch

im

im neunzehenden Jahrhunderte in Deutschland mit Erlaubniß hoher geistlichen Obern, ja selbst »mit Einschreitung ei»nes Herrn Reichsprälaten und Hochwürdigsten Bischofs auf »den allgemeinen Wunsch einer ganzen katholischen Bür»gerschaft« einer durch Kunstfleiß und manche Art von Kultur sonst ausgezeichneten Reichsstadt gedruckt werden könne, der mag das Original selbst nachlesen, da in solchen Fällen ein skeptischer Zweifel Niemanden zu verdenken ist.

Nr. 2. ist alter Kohl, der dem Verleger in früheren, höhere Aufklärung verbündenden Zeiten umgestanden ist, und den er nun, da sich die Gefahr zu verziehen scheint, als eine dem gegenwärtigen Geiste der Zeit um so mehr angemessene Nahrung mit desto mehr Glück wieder aufwärmen zu können hofft. Daher ist nun das alte Titelblatt ausgeschnitten, und ein neues mit der Jahrzahl von 1803 eingelegt worden, was sich schon durch das Abstechende des übrigen abgebleichten Druckes auf dem ergrauten Papiere verräth. Für Diejenigen, denen es gleich ist, durch welche Mittel sie ihren Zweck erreichen, da sie schon durch diese geheiliget werden, mag es auch zur Bestätigung der wahren Erfüllung ihrer Wünsche von guter Vorbedeutung seyn, den Kirchen ihr geschwächtes Ansehen durch Beweggründe, wie die folgenden sind, wieder verschaffen zu können. Erster Beweggrund: Das Alterthum der Kirchen. Zweyter: Die unterschiedlichen Namen, welche man den Kirchen gegeben hat. 3) Die Bauart und innerliche Einrichtung der alten Kirchen. 4) Die Auszierung der Kirchen. 5) Die Einweihung, und so fort, bis endlich 18) die Wunder, welche in den Kirchen sind gewirkt worden, und 19) die Bestrafung derjenigen, welche die Kirchen nicht in Ehren gehalten haben. Leider hat sich der letzte Beweggrund in den neuesten Zeiten nicht so nachdrücklich wirksam gezeigt, als es Manche wünschten, die nun für die Zukunft schon sichere Vorkehrungen zu treffen suchen werden. Auf die weitere Ausführung solcher Beweggründe werden aber die Leser der N. D. Bibl. nicht begierig seyn.

Nr. 3. dürfte im Ganzen betrachtet seinen Zweck eben so wenig erreichen, als jene Beweggründe; da für den Vernünftigen und Gesitteten christliche Erbauungen und Betrachtungen doch nie ein Gegenstand des Lachens seyn werden, und der gewiß schon moralisch todt seyn muß, bey dem nur

die fernste Gefahr des Todtlachens dabey zu befürchten wäre. Wenn auch hin und wieder einzelne Züge des Niedrigkomischen den Mund zum Lachen reizten: so werden sie doch in dieser Beziehung die Stimmung ernsthaft erhalten. Rec. hat sein Urtheil darüber auch schon bey der Anzeige der beyden zuerst erschienenen Bändchen dieser Art Predigten gefällt, denen doch die gegenwärtigen an wirklichem Witz nicht einmal beykommen. Die erträglichste noch des Karmeliters Andres a sancta Theresia am Ehrenfeste des heil. Joseph zu München gehaltene (aber auch sonst schon gedruckte) Predigt, welche nämlich die 1664 geschehene Ernennung des heil. Joseph zum Ober-Land-Burggrafen in Bayern feyert; von der niedrigsten Gemeinheit ist hingegen »des kuriosen unparteyisch, und wohlerfahrnen schwäbi»schen Bauernpredigers treugemeinte Rede über das Evan»gelium vom reichen Manne und armen Lazaro, am ersten »Sonntage nach Trinitatis 1719 der Gemeinde zu Rechen»berg von dem dasigen Herrn Pfarrer N. N. Speer vorge»stellt,« wovon schon dieser Titel auf den darin herrschenden Ton schließen läßt.

Nr. 4. ist zwar in einem ernsthaften Tone geschrieben; doch aber seinem Zwecke, richtige Aufklärung und Moralität zu befördern, nichts weniger, als angemessen. Rec. ist von sich versichert, nicht zu denjenigen zu gehören, welche sagen: »man soll die mit Religionstand zufriedne Laune des »Pöbels nicht stören, man könne ohne religiösen Betrug »das Volk nicht im Zaum halten;« allein, doch glaubt er auch nicht, daß man dem kaum aus der Dunkelheit Heraustretenden das Licht in Fackeln vor die Augen halten müsse; da der von zu hellem Glanze Verblendete eben so schnell in die Grube fallen kann, als der im Finstern Wandelnde. Zur richtigen Beurtheilung des Wahren und Falschen in der Religion gehört doch eine genauere Belehrung, als hier auf so wenigen Seiten gegeben werden kann, wo bloß, kurz abbrechend, über Alles nur der Stab gebrochen wird. Mag es auch seyn, daß Reliquien, wie der Schwanz des Esels, worauf der Herr geritten, Mariens Milch, Josephs Hosen, Seraphims und Cherubims Federn u. dgl. keine Schonung verdienen: so sollten sie doch ihrer Verehrer willen mit Schonung behandelt werden, wenn sie nicht bey denselben Erbitterung erregen sollen. Eben

das

das gilt auch von Nr. 5, wo Dispensen, Ablässe ic. als Goldgruben der römischen Kurie aufgeführt werden.

1) Die Rumfordische Suppenanstalt für Seelsorger, oder erläuternde Gedanken über die Flugschrift: Ueber die Vertheilung der Pfarreyen und Besoldung der Geistlichkeit in Bayern. Von Jeremias Schwarzrock, Pfarrer zu Harthausen, Zweyte verbesserte Auflage. 1804. 8. 152 S. 36 Kr.

2) Einige Worte, den Wohlstand Bayerns betreffend. Straubing, 1803. 40 S. 8. 12 Kr.

Obgleich diese beyden Schriftchen eigentlich kein theologisches Dogma abhandeln: so können sie doch ohne Zwang hier aufgeführt werden, weil ihr Inhalt nicht nur die Verhältnisse der Theologen in Bayern angeht: sondern auch mit aus theologischen Gründen dargethan wird. Zwar verdienten sie dadurch an sich eben nicht hier angezeigt zu werden, da sie sich nicht durch neue Ansichten oder genaue Darstellung ihres Gegenstandes auszeichnen, und daher auch, ohne Aufsehen zu machen, wahrscheinlich bald vergessen seyn werden, wenn sie nicht überhaupt der Stimmung wegen bemerkt zu werden verdienen, welche im Allgemeinen bey dieser Gelegenheit sich zeigte, und in solchen Schriften gewöhnlich am getreuesten ausgedrückt zu seyn pflegt. Ueber die Vorschläge selbst, welche in diesen beyden Schriften widerlegt und berichtigt werden sollen, ist bey der eignen Anzeige der auf dem Titel der ersten genannten: Ueber die Vertheilung ic. und einer sogleich erschienenen, gründlichen Gegenschrift: wider einige geistliche Projekte in Bayern, schon im 76. Bde der N. A. D. Bibl. ausführlicher gesprochen worden.

Nr. 1. trägt den Ausdruck einer gereizten Reaktion an der Stirne, und obgleich nach der am Ende der Schrift angefügten Rechnung »für Se. Hochwürden den Herrn Pfarrer täglich nichts, als zu Mittage und Nacht eine Portion Rumfordische Suppe, jede zu 4 Kr. gerechnet,« ange-

 geben

geben wird, und doch nach einem mäßigen Anschlage der übrigen nothwendigen Ausgaben einen jährlichen Etat von 625 fl. 28½ Kr. betragen, wobey freylich für die nur auf 500 fl. angeschlagenen Besoldungen der untersten Klassen der Geistlichen ein beträchtliches Deficit herauskäme: so sieht doch schon aus dieser Aufschrift der derbe Satyr in der Kapuzinerkutte zu deutlich heraus, als daß man nicht schon im voraus gegen seine Bemerkungen eingenommen werden sollte. Denn wäre das Resultat der Vorschläge jener Schrift wirklich so bestimmt nicht nur zur Absurdität, sondern gänzlichen Inhumanität zurückzubringen, daß die Glieder eines ganzen, nach seiner Bestimmung gewiß vor Allen zu achtenden Standes durch eine falsche Plusmacherey aus dem Genusse der verdienten, doch nicht zu großen Vorzüge verdrängt, und zu einer kaum nothdürftigen, precären Subsistenz verstoßen würden: so wäre die Sache zu ernsthaft, um sie noch ins Lächerliche zu ziehen, und bloßen Scherz damit zu treiben; wer also von Jenem überzeugt wäre, und es nur dabey bewenden ließ, statt die Regierung ernstlich und offen warnend auf jene täuschenden Verspiegelungen aufmerksam zu machen, würde sich eines größern Vorwurfs schuldig machen, als der, welcher vielleicht selbst getäuscht unwissend auch Andre in seinen Irrthum hineingezogen hätte. Allein, statt dieses zu thun, und selbst mit offenem Visier auch seinem Gegner die Maske abzureißen, begnügt sich der Verf., der ihn doch zu kennen vorgiebt, nach ächter Sykophanten Art, heimlichen Verdacht zu erregen, und ihn nur unbestimmt als einen »wirklichen, aber nicht auf seiner Pfarrey residirenden Pfarrer« anzugeben; desto mehr ihn aber mit den jetzt glücklicher Weise ihrer magischen Wirkungen beraubten Insinuationen von »verblendeten niederträchtigen Mode-Scriblern, schottischen Rittern, modernen Philosophen, geheimen Ordensnamen« u. dergl. verdächtig zu machen. So wenig aber auch solche Widerlegungsgründe Aufmerksamkeit verdienen, um so weniger dürften doch die übrigen Angaben zu übersehen seyn, welche sich auf Beobachtungen und Berechnungen gründen, welche nur durch andre, genauere Data widerlegt werden können, und wenn auch dergleichen Berechnungen bey Gelegenheit dieser Vorschläge in den Annalen der Bayerischen Litteratur verächtlich herabgesetzt wurden: so wird doch die weise Regierung Bayerns eher einem richtigen Calcul folgen,

gen, als sich durch den Schein leerer Spekulation leiten lassen.

In N. 2. giebt der bekannte Hr. Wahrmuth vorzüglich das Mißliche des Verkaufs der zu verkaufenden Güter der aufgehobenen Klöster zu bedenken, wovon jetzt nicht leicht ein solcher Erlös zu erwarten wäre, um mit gutem Erfolge günstige Vorschläge ausführen zu können, und macht dagegen den Entwurf, sie auf Rechnung der Regierung verwalten zu lassen, und zu Mustern einer bessern Landwirthschaft zu machen, was allerdings wünschenswürdig wäre; in der Ausführung aber gewiß auch manche Schwierigkeiten finden würde.

1) Katholisches Krankenbuch für den Bürger und Landmann, zum Gebrauche sowohl in gesunden, als kranken Tagen. Nebst einem Anhange kurzer Gebethe(r) für Kranke. Von Georg Niedermayr, Weltpriester des Bisthums Brixen. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey Veith und Rieger. 1804. 352 S. 8. 48 Kr.

2) Neues Gebethbuch zur Beförderung des wahren Christenthums. Herausgegeben von Johann Baptist Schenkl, des innern Raths in Amberg. Augsburg, bey Plazers Wittwe. 1804. 144 Seiten. 8. 28 Kr.

3) Neue Gebete(,) Gesänge und Litaneyen unter dem Opfer des neuen Testaments zum Gebrauche katholischer Landleute bey dem gewöhnlichen Pfarrgottesdienste von einem katholischen Landgeistlichen. Mit Genehmigung des hochwürdigen Vikariats zu Bruchsal. Carlsruhe, bey Macklot. 1804. 129 S. 8. 28 Kr.

Wenn Erbauungsbücher, die in die Hände des Volks kommen, einen Maaßstab der Erkenntniß und religiösen

Aufklärungsstufe geben, auf welcher dasselbe steht: so darf man wirklich für das katholische Deutschland immer bessere Hoffnungen fassen, daß lautere und reinere Begriffe durch diese Hülfsmittel der häuslichen und öffentlichen Gottesverehrung immer mehr verbreitet werden. Ja bald möchte es sich in dieser Hinsicht eines Vorzugs vor dem protestantischen Theile rühmen dürfen, in welchem es zwar nicht an trefflichen Erbauungsbüchern mangelt; aber bey weitem nicht eine solche Verbreitung und allgemeiner Gebrauch derselben angetroffen wird, als in dem katholischen. Da in jenem vielleicht ein großer Theil der höhern, oft nur sogenannten gebildeten Stände ihrer gar nicht zu bedürfen glaubt, und die niedrigern fast durchgängig noch bey ihrem alten Krankentrost, und Scrivers, Schmolkens, Starkens und ähnlichen Gebetbüchern bleiben: so findet man in diesem, freylich neben dem jämmerlichsten Machwerke, doch nun auch häufig die neuern und bessern Andachtsbücher in allen Ständen verbreitet. Auch die hier anzuzeigenden geben angenehme Belege des allmähligen Fortschreitens, das sich selbst in Gegenden zeigt, wo sonst die Altäre des kirchlichen Ansehens in unverrückter Urform erhalten wurden, und die milden Strahlen einer bessern Erleuchtung so leicht nicht Eingang finden, noch viel weniger reflektirt werden konnten. Zwar zeigt sich auch bey den vorliegenden Schriften der klimatische Unterschied, wie man es nennen möchte, der, zwar nicht nach Breitengraden, eine so merkliche Abstufung der Kultur selbst in so nahe liegenden Gegenden hervorbringt; doch bemerkt man auch in den beyden aus Augsburg kommenden Schriften mit Vergnügen einen sich über das dort Gewöhnliche erhebenden Geist reinerer Gesinnungen und praktischer Grundsätze.

Nr. 1. ist ein für seine Bestimmung ganz zweckmäßig ausgearbeitetes Krankenbuch, worin der Verf. zwar oft mit zu viel Kondescendenz für sein Publikum, zu belehren sucht, »wie man sich zu dem fürchterlichen Schritt in die Ewigkeit, vor dem Heilige gezittert haben, bereiten, und seine »letzte (und jede andre) Krankheit ertragen und heiligen »soll; was man also zu thun hat in dem, was den Leib, in »dem, was die zeitlichen Güter, und in dem, was die »Seele angeht.« Im ersten Abschnitte giebt er nun passende Gesundheitsregeln und kurze Vorschriften für plötzliche Krank-

Krankheiten und Unglücksfälle, und ermahnt vorzüglich so-gleich bey einem ächten Arzte Hülfe zu suchen und dessen Verordnungen zu folgen; welches aber leider oft nicht so-wohl durch die Unwissenheit und Vorurtheile des Volkes, sondern noch mehr durch die drückenden dürftigen Umstände desselben gehindert wird, von denen der Verf. selbst eine traurige Schilderung macht. »Oft, sagt er, wohnen die »Bauersleute weit entfernt von einem Arzt, weit entfernt »von ihrem Seelsorger, und sind selbst oft von ihren eignen »Hausleuten, die ihrer Arbeit nachgehen müssen, verlassen, »und müssen so auf ihrer elenden, harten Liegerstatt den »Tod erwarten.« Sind sie daher nicht dürftig, um sich ein solches Krankenbuch anschaffen, oder zu ununterrichtet, um Gebrauch davon machen zu können: so muß es ihnen allerdings sehr willkommen und nützlich seyn, da der Verf. wirklich für alle Bedürfnisse in diesem Falle gesorgt hat, und eben seine freundliche Annäherung zu ihrer Lage und Denkart in Ton und Sprache ihn um so faßlicher und populärer machen wird. Daher ihm Ausdrücke, wie der »Gestank »der Sünden, die Millionen, Millionen von Jahren der »ewigen Strafen, die Millionen, Millionen Heilige, lauter »Könige und Königinnen« u. dgl. wohl erlassen werden mögen, und er Dank genug verdient, wenn auch nur Einem Leidenden sein Elend durch seine Bemühung erleichtert, nur einem Sterbenden die Scheidestunde versüßt wird. Daß er bey dem, was Hab und Gut betrifft, wo auch eine Form und Anleitung zu Testamenten vorkömmt, auch die Kirche und die Geistlichkeit nicht vergessen habe, ist ohne Erinnerung vorauszusetzen.

Nr. 2. ist auf gutes Papier mit neuen, den Ungerschen ähnlichen Lettern gedruckt, und also schon durch das Aeußere empfehlend, dem aber auch das Innere nicht nachsteht. Einen Beweis der Liberalität des Verf. giebt gewiß schon das Gebet für den Landesregenten, »durch welchen »den Einwohnern so manche gute Verordnung zu ihrem »Besten zugeflossen,« womit die gewöhnlichen, mit den Veränderungen des weisen Kurfürsten von Bayern so unzufriednen Zeloten gewiß nicht aufrichtig einstimmen würden. Doch hat sich Hr. Sch., ob er gleich nicht zu den Theologen zu gehören scheint, nicht ganz vor ihrem dogmatischen Sauerteig zu hüten gewußt; daher auch noch hin und wieder

Vorstellungen und Ausdrücke vorkommen, wie z. E. folgende in dem Gebete für die Verstorbenen: »Reinige sie durch die »Verdienste Jesu, Mariä und aller Heiligen ganz von ihren noch nicht vollständig abgebüßten Sündenmackeln« rc. Besser noch, als die Gebete, sind daher die Gesänge, wo unter dem schon vorhandenen Guten freylich leichter das Bessere auszuwählen war.

Nr. 3. ist zunächst bestimmt, der »maschinenmäßigen Wiederholung von einerley Worten« abzuhelfen, welche nothwendig entstehen muß, wenn aus einem allgemeinen Gebetbuche bey der Messe immer dieselben, wenn auch noch so schönen, Gebete gelesen werden, »wobey die Seele un»möglich in Spannung erhalten werden kann, und noth»wendig Gedankenlosigkeit und Zerstreuung entstehen muß.« Ob es nun gleich eine um so schwerere Aufgabe ist, da doch »durch den Reiz der Neuheit die Aufmerksamkeit zu fesseln,« wo der Gegenstand gewissermaaßen immer der nämliche bleibt: so ist es dem Verfasser doch ziemlich gelungen, demselben eine neue Seite abzugewinnen, wovon sich neue Bemerkungen und neue Entschließungen zur Frömmigkeit ableiten ließen. Zwar hat er es sich dadurch auch leichter gemacht, daß er hin und wieder Verse und Lieder eingestreuet hat, welche die erregten Gefühle der Andacht erhalten und beleben können; doch ist es oft schwer, die Verbindung aufzufinden, warum sie eben hier stehen. So heißt es z. E. zum Staffelgebet: »den Seelen, die aus dieser Zeit und »von dem Leibe geschieden, gieb in der frohen Ewigkeit, »Herr, unser Gott, den Frieden,« ohne daß man sogleich einsieht, warum eben dieser und kein anderer Vers hier steht. — Angenehm war es Rec. auch bey den Litaneyen etwas Besseres hier zu finden.

1) Betrachtungen zur sittlichen Aufklärung im neunzehenten Jahrhunderte, sowohl für Geistliche als Weltleute. Von Conrad Tanner, des Benediktiner Stiftes Einsiedeln Capitular. Erster Theil. Der sterbliche Mensch. In allen Dingen bedenke deine letzten Dinge, so wirst du in

Ewig-

Ewigkeit nicht sündigen. Eccli. 7, 30. Mit Genehmigung des hochw. Ordinariats. Augsburg, bey Doll. 1804. 632 S. 8. Mit einem Titelkupfer, ein Memento mori vorstellend. 1 fl. 36 Kr.

2) Briefe aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung. Gewählt, übersetzt und zur Belehrung und Erbauung seiner Mitchristen herausgegeben von J. M. Sailer. Una Veritas, sed unius Veritatis diversa facies. Vet. Adag. Sechste und letzte Sammlung. München, bey Lentner. 1804. 324 S. 8. 1 fl. 12 Kr.

Der Verf. von Nr. 1. liefert nach der gemeinsten Mönchs-Asketik Betrachtungen zur sittlichen Aufklärung, wobey weder an einen Grund reiner Sittlichkeit zu denken, noch eine andere Aufklärung darüber zu suchen ist, als die durch die engherzigsten Vorstellungen von Gott und dem Einen, was dem Menschen noth ist für dieses und ein zukünftiges Leben, mit Furcht und Zittern zur Buße treibt. Er schrieb sein Werk während seiner traurigen Auswanderung im Tyrol, und die Farbe seiner Stimmung hat sich demselben auch so unverkennbar aufgedrückt, daß es statt mitten in der Anschauung einer erhabenen Natur, eher innerhalb der vier Wände einer finstern Klosterzelle entstanden zu seyn scheint. Der Plan des Ganzen ist auf 4 Theile gemacht, nämlich: 1) Der sterbliche Mensch betrachtet, was er zu bedenken hat; 2) der fehlerhafte Mensch, was er zu meiden hat; 3) der reumüthige Mensch, was er zu verbessern hat; und 4) der tugendhafte Mensch, was er zu üben hat. Von welcher Ansicht nun der Verf. seinen Gegenstand aufgenommen und wie er ihn behandelt hat, wird sich schon aus einer kurzen Uebersicht des Inhalts abnehmen lassen. In dem vorliegenden Theile handelt das erste Hauptstück: Von dem Tode, und zwar: 1) Von der Wichtigkeit des Todes für alle Menschen. 2) Von der beständigen Gefahr des Todes. 3) Von dem öftern Andenken an den Tod. 4) Von der Aufklärung des Menschen

bey der Ankunft des Todes. 5) Von dem bösen Tode des Sünders. 6) Von dem trostvollen Tode des Gerechten. 7) Von den Ursachen, warum man im Tode die Welt so ungerne verläßt. 8) Von der Zubereitung zu einem guten Tode. 9) Von dem gewöhnlichen Tode des Menschen, dem Scheine und der Sache nach. 10) Der Mensch im Grabe. Eben so wird im zweyten Hauptstück von dem Gerichte, im dritten von der Hölle gehandelt, und zwar wieder: 1) Von den Peinen der Ewigkeit. 2) Von der Ewigkeit der Strafen u. s. w. Endlich wird im vierten Hauptstück von dem Himmel gesprochen, daß 1) das Glück der Seligen von Allem, über was wir klagen, frey und sicher sey; 2) daß es über Alles, was wir uns vorstellen können, weit erhaben, und 3) über Alles sey, was seyn kann, weil es Gott selbst ist. Wie genaue Nachricht der Verf. von dem Zustande nach dem Tode habe, erhellt schon daraus, wie er ihn praktisch zu schildern wisse, davon nur noch etwas zur Probe: S. 417 handelt der zweyte Punkt von der unbegreiflichen Marter oder den Peinen des höllischen Feuers fast immer nach Bibelstellen, wobey auch die Exegese des Verf. zu erkennen ist, wie folget: »Die Hölle ist der erschreckliche »Wohnort der Verworfenen, jene schreckbare Finsterniß, in »die nur die Gottlosen geworfen werden; jener gräuliche »Kerker, in welchem die Sünder schmachten werden. Man »wird sie versammeln und in einen Büschen zusammenbin»den, damit sie in die Grube geworfen werden; jene ver»fluchte Erde, wo alles Unglück wohnet, das Land des »Jammers und der Finsterniß, wo der Schatten des Todes »keine Ordnung, sondern ein ewiger Schrecken wohnet, »Jak. 10, 22.; jene entsetzliche Marterbank, wo die wü»thenden Flammen, anstatt der Ketten und Pfähle, die »Sünder fest machen werden. Er wird über die Sünder »Schlingen regnen lassen; Feuer, Schwefel und Sturm»winde werden der Theil ihres Kelches seyn. Ps. 10, 7.« Doch wer hat nicht genug, um schon daraus zu ahnden, wie viel solche Vorstellungen zur Beförderung der Sittlichkeit und Frömmigkeit beytragen werden?

Ein reinerer und freyerer Geist der sittlichen Aufklärung spricht den Leser in Nr. 2. an. Was über die frühern Sammlungen dieser Briefe in der N. A. D. Bibl. gesagt worden ist, gilt auch von dieser, die leider die letzte seyn soll.

soll. Ob gleich diese Briefe nicht eigentlich theologischen Inhalts sind: so gehören sie doch mit mehr Recht in diese Klasse, als manche ascetische und andre für theologische ausgegebene Schriften, in denen nichts Göttliches zu finden ist. Möchte es daher Hrn S. doch gefallen, der Versuchung nachzugeben, aus dem vor ihm liegenden, reichen Stoff zur Nachlese selbst noch einige Körner nachzutragen. »Was in dieser (wirklichen) christlichen Sammlung vor»kommt, sind (wie es der Herausg. nach seiner pretiösen »Art sich auszudrücken selbst angiebt), den letzten Brief von »Philadelphia und eine Beylage abgerechnet, von einer »ungenannten Hand, und von Einer ungenannten Hand; »und von dieser Einen ungenannten Hand darf ich nur dieß »mittheilen: die ungenannte Hand, die diese Briefe ge»schrieben, hat sie wirklich geschrieben. Und indem sie mir »sie anvertrauete, bat sie sich zwey Gegendienste von mir »aus: den ersten, ich sollte sie nicht nennen; den zwey»ten, ich sollte die Briefe ohne weitere Anmerkungen »drucken, und wirken lassen, was sie können.« Wohl konnte er diese Bitten gewähren; möge diese Sammlung nur in recht viel Hände kommen: so wird das Eine gewiß nicht ausbleiben, und sie werden ihre Wirkung nicht verfehlen können, wo sich nur offener Sinn für höhere Wahrheit und Weisheit findet. In das andere enthalten wir auch hier uns unberufen einzudringen, um das Geheimniß der Quelle zu errathen, aus der so reichliches Wasser des Lebens fließt. Denn wirklich schließt es sich getreu an die Aussprüche und Belehrungen desjenigen an, der von sich selbst diesen Ausdruck gebrauchte. Zwar herrscht auch unverkennbar ein Anstrich von Mysticismus in diesen Blättern; doch ist es weder der wieder aufgeweckte Jakob Böhmische der neuesten philosophischen Schule, noch der sonst in Klöstern und Mönchszellen herrschende. Doch, um dem eignen Lesen nicht vorzugreifen, und doch hinreichend darauf aufmerksam zu machen, darf Rec. nur den Inhalt näher angeben. Es finden sich hier: I. Neue Parabeln in Briefen an zehen Lieblinge einer unvergeßlichen Mutter in 7 Briefen. II. Die Tage der Zertrümmerung 1792—1802. III. Vom Schriftforschen. IV. An Wahrheitsuchende. V. Wichtige Fragen und Versuche einer Antwort. VI. Kurze Antworten an einen lieben Vielfrager. VII. Zwey Briefe über das Unzweydeutige in einer sehr

zwey.

gnorbentium Gegend. VIII. An Freunde. IX. An Leidende. X. Die heiligste Sache der Christen. XI. Brief aus Philadelphia. Aufrichtig bedauert es Rec., daß ihm hier der Raum nicht vergönnt, mehr davon anzuführen.

1) Betrachtungen über die neue(n) kirchliche(n) und politische(n) Einrichtungen in Baiern. Von Joseph Zintel, der B. R. A. und churfürstlichen(m) Hofgerichts-Advokaten. München, bey Lindauer. 1804. 109 S. 8. 36 Kr.

2) Statistischer Ueberblick der Pfarreyen, Benefizien, Kuratien rc. in den Herzogthümern Baiern, der obern Pfalz, Neuburg und Sulzbach. Nebst überall beygesetzter Anzeige der Bisthümer, Rentämter, Regierungen, Gerichte(r) und Patronatsrechte, nach alphabetischer Ordnung. München, bey Strobel. 1804. XVI S. Vorrede u. 128. S. Text. 4.

Ob sich gleich diese beyden Schriften auf den ersten Anblick nicht unter diese Rubrik zu eignen scheinen; so ist doch ihr Inhalt vorzüglich von theologischen Gegenständen genommen, und Rec. glaubte sie daher, als zu der Folge von Schriften gehörig, welche über die kirchlichen Veränderungen schon in der N. A. D. Bibl. angezeigt wurden, und, in sofern sie als Zeichen der Zeit sowohl den Geist der Regierung, als die Stimmung des Volkes kennen lehren, auch auswärts einiges Interesse haben, hier mit aufführen zu müssen.

In Nr. 1. tritt einmal ein Advokat von Profession als Vertheidiger der von der Regierung in Baiern gemachten neuen kirchlichen und politischen Einrichtungen auf, woraus sich also zuerst auch auf Widerspruch und Einwürfe schließen läßt, die eine Rechtfertigung und Vertheidigung nöthig machen. Doch hat der Verf. sich nirgends in seiner Schrift auf bestimmte Einwürfe eingelassen; sondern seinen Beweis

immer

immer ohne Nebenrücksichten gerade fortgeführt, was ihn allerdings leichter zum Ziele führte, aber seinen Zweck darum nicht sicherer erreichen ließ; sondern um so eher manche Lücke finden läßt, wo seine Behauptungen wieder angegriffen werden können. Zwar geht er überall mit seinen Beweisen gleichsam ab oder aus, und fängt, um das Recht der Regierung zu den zu machenden neuen Einrichtungen darzuthun, von dem ersten Rechtsgrundsatze und dem Ursprunge der Staatsverfassung an, was doch für seine Leser eben nicht der leichteste und bequemste Weg seyn dürfte, besonders, da die Gabe der Deutlichkeit überhaupt nicht unter seine Vorzüge gehört. Denn der Gelehrte und Unterrichtete, dem freylich über jeden Text gut zu predigen und zu beweisen ist, bedarf seiner Leitung nicht, und der Ununterrichtete wird sich auch hiermit nicht zurecht finden. Denn wenn der Verf. auch seine Behauptungen durch Erfahrungsbelege zu unterstützen sucht: so sind dieselben doch gewöhnlich von solcher Art, daß sie so, im Allgemeinen angeführt, bey dem Volke, dem sie oft das Heiligste, seine Priester, verächtlich oder lächerlich machen, doch nicht so leicht Eingang finden. Um aber den Gang des Verf. näher zu bezeichnen, hebt Rec. nur einige Stellen aus dem ersten Abschnitte aus, der die kirchlichen Einrichtungen betrifft, welcher von dem Verf. auch selbst am ausführlichsten abgehandelt wird, da er über die bürgerliche Verfassung, das Justizwesen, die Finanzen und die Policey sich weit kürzer faßt. S. 4 heißt es: »Wenn auch die Grundsätze eines »Staates immer eine heilige, — und von keinem Theile »zu verletzen erlaubte Sache sind: so darf man deßwegen »doch nicht glauben, daß es von dieser grossen Regel gar »keine Ausnahme gebe.« Nach dieser Befugniß zu Ausnahmen, die in den neuesten Verhältnissen vorzüglich durch »den Lüneviller Friedensschluß« herbeygeführt wurde, wird der Staat, »wenn auch die Bischöfe ihren Arm nicht weiter ausstrecken, als sie ihn vermöge ihres Amts ausstrecken »dürfen, den Status in Statu cessiren machen, der bisher so viele Uneinigkeiten und ärgerliche Fehden in »der Kirche verursachte, und worin eigentlich die Grund»ursache lag, warum unser Klerus einen auffallend schlech»ten Lebenswandel führt, und warum das Volk selbst »nicht viel besser war; denn meistentheils wirkten die »Oberhirtlichen Beyspiele von oben herab, und skanda»lisirten

»lisirten das Priesterthum und das Volk, wozu die be»ständigen Kollissionen zwischen heiligen Canonen — »u. dgl. nicht wenig beytrugen.« Daher also auch das Recht des Souverains, die Klöster aufzuheben, welche »aus »dem Mark des Landes alle Jahre gegen 7 Millionen be»zogen, ohne nur den dritten Theil zu dem allgemeinen »Besten beyzutragen, und als Staatseigenthum für Baiern »also eine kolossalische Entschädigung gaben. Ohnehin war »das große Maaß ihrer großen Sünden bereits voll, der »Monachismus gehörte von jeher zur religiösen Gau»keley, seine Grundsätze waren kannibalische Heucheley, »Verbreitung mehr als egyptischer Finsternisse« ꝛc. Doch unsre Leser haben gewiß genug, um den Ton und die Schreibart des Vfs. zu beurtheilen, und auf den Gehalt des Ganzen zu schließen, das auch durch die Menge der angestrichenen Ausdrücke, die der Schrift ein besonderes buntes Ansehen geben, nicht an Deutlichkeit gewinnen konnte. Auch, daß der Verf. schreibt Bischofe, Urtheile, Grunde, halte ꝛc. ist seinem Akten-Style gemäß.

Nr. 2. giebt ein Verzeichniß aller Pfarreyen ꝛc. nach den Orten, dem Unterschied der angestellten Geistlichen, dem Bisthum, Rentamt, Landgericht und Patronatsrecht, wobey die Anzahl der Häuser und Bewohner wohl noch hätte hinzugefügt werden dürfen, so wie auch die Entfernung des Orts vom Sitze des Gerichts und Rentamts leicht durch eine beygesetzte Zahl hätte angegeben werden können. In der Vorrede werden mit Ernst und Würde einige kirchliche Mißbräuche gerügt; besonders wird das Verderbliche der so betitelten Pfarrvikariate, wo der, welcher die Einkünfte des Amts zog, dasselbe nie betrat, und immer nur durch Miethlinge verwalten ließ, dargestellt, und manches Treffende über die Verbesserung des Schul- und Kirchenunterrichts gesagt. Nach einer tabellarischen Angabe ist dazu ein Corps von 6881 Geistlichen bestimmt, nämlich 1487 Pfarrer, 850 Beneficiaten und Kuraten, 2037 Kaplane, 143 Köpfe in Chorstiftern, 200 als Informatoren, Votivisten ꝛc., 1639 in Ständischen Klöstern vor der Reform, von 1802 und 1515 in nichtständischen Klöstern vor der Reform.

Eb.

Ar-

# Arzneygelahrheit.

**Ueber die therapeutische Indikation und den Technicismus (die Vorrichtung) der galvanischen Operation, von *Ph. Fr. Walther*. Wien, bey Camesina. 1803. 263 S. 8. Mit 3 Tabellen. 52 K. 1 Rg. 12 gr.**

Die Absicht des Vfs. bey der Herausgabe dieser Schrift ist zweyfach; einmal ist es sein Zweck, belehrende Aufschlüsse über die medicinische Anwendung des Galvanismus, zweytens ein Beyspiel naturphilosophischer Bearbeitung eines medicinischen Gegenstandes zu geben. Beydes ist interessant! Das letzte zeigt den Verf. auf einem Wege, welcher von den Naturphilosophen eben so wenig betreten, als für richtig und empfehlenswürdig ausgegeben worden ist, den nämlich, vom Detail zum Allgemeinen aufzusteigen, einzelne Momente zur Uebersicht des Ganzen zu benutzen, mit einem Worte, vom Konkreten zum Abstrakten überzugehen, und was nothwendig daraus folgt, aus Induktion zu allgemeinen Principien zu gelangen. Oder ist es etwas anders, wenn Hr. W. sagt: Vom Detail, von Naturforschung (Erforschung der Natur, d. i. Beobachtung) muß die Philosophie der organischen Natur ausgehen, kritisch bearbeitete Monographien einzelner Systeme im organischen Kontexte (Verbande) einzelner Krankheitsformen, einzelner Momente zur Konstruktion des Heilungsprocesses sind das einzige Mittel zur Lösung der Aufgabe, die Heilkunde als Wissenschaft zu begründen!? — So werden wir ja bald wieder auf demjenigen Wege seyn, welchen man von den ältesten Zeiten her für den allgemein wahren in der Medicin hielt: Beobachtung und Schlüsse, experientia et ratio! Wir wünschen, daß der Verfasser ihn nie verlassen möge! Ein anders ist es aber, ob der Verf., da er sich zu der Klasse der beobachtenden Aerzte rechnet, ein richtiger Beobachter seyn könne, wenn er die Principien der Naturphilosophie zum Regulativ annimmt, um hernach die ihnen entsprechenden Thatsachen in der Erfahrung nachzuweisen. Dieß widerspricht zum Theil jenen obigen Grundsätzen, zum Theil sogar einer richtigern Logik. Er sieht die Ge-

gen-

genstände durch ein gefärbtes Glas; sollte er sie in ihrer rechten Gestalt erkennen? — Die Beobachtungen sind im Wiener Krankenhause gemacht, und der Verf. bringt sie mit seinen Reflexionen, unter 13 Kapitel. Zuerst handelt er dabey von dem medicinischen Indifferentismus; so betitelt er ein System, welches, wie er sagt, alle Krankheiten als völlig charakterlos unter einigen allgemeinen Rubriken zusammenfaßte, und sie nur durch Gradualunterschiede und zufällige Formen absonderte, d. h. das Brownsche. Rec., welcher wahrlich sehr gemäßigt denkt, glaubt noch immer, daß dieses System mehr Werth in sich habe, als das eben so arrogante, als am Krankenbette durchaus ungewisse und unzulängliche naturphilosophische. Ein zweckmäßiges, und der Idee von Selbsterhaltung entsprechendes Kreisen (?) der Vitalität durch die Potenzen der Sensibilität, Irritabilität und Produktivität (Reproduktion) hindurch konstituirt, nach dem Verf., den normalen Zustand der Gesundheit. Durch den Begriff von Krankheit ist die aufgehobene Kaletnation, Synthese, dieser primativen Funktionen, und dadurch ein prädynamisches (vortreffliche Wörter schafft der Verf.!) Verhältniß oder eine Depression eines dieser Faktoren gesetzt. Die Störungen des Erregungszustandes sind also 1) Krankheiten der im Lebensprocesse herrschenden (es herrscht aber in jedem lebenden Organismus, eine gewisse Reproduktionskraft?) oder unterdrückten Produktivität. 2) Krankheiten von aufgehobener Synthese, oder zu sehr beschleunigten Aufeinanderfolge der Faktoren des Kontraktionsprocesses der irritablen Faser. 3) Krankheiten von entladener (?) oder zu krankhafter Höhe gesteigerten Sensibilität. Darauf spricht der Verf. vom Verhältnisse des G. zum Erregungsprocesse der organischen Natur und darauf gegründetes Regulativ zur therapeutischen Anwendung desselben (ganz nach den noch nicht durchaus erwiesenen, mystischen Principien Ritters und Schellings!). Der G. ist indicirt in dem durch Schwäche der Lebensfunktion sich äußernden Krankheitszustande, wo das Dritte, Vermittelnde, Positive in der Kette vitaler Aktionen mangelt, und die Differenz in Indifferenz überzugehen droht. (Wer dieses etwa nicht verstehen sollte, mag sehen, ob er es aus Schellings Schriften lerne!) Ob eine nähere Indikation von der direkten oder indirekten Entstehungsart der Asthenie, von der allgemeinen und örtlichen Beschaffenheit der

Krank-

Krankheit hergeleitet werden können? Ob der G. als Ab-
leitungsmittel zu denken sey? verneint der Verf. Kon-
struktion und Antipolarität der Voltaischen Säule. Deduk-
tion therapeutischer Maximen aus dem Princip derselben.
Das Resultat ist: Der Indikation, die organische Materie
einem Desoxydationsprocesse zu unterwerfen, entspricht der
positive Pol; die ihr entgegengesetzte, welche auf Erregung
des Oxydationsprocesses gerichtet ist, wird durch das negative
Polarisiren erreicht werden. Galvanische Ueberreizung, ihre
Erscheinungen, Prophylaxis und Kur. Ein allerdings in-
teressantes Kapitel! Anwendung des G. bey Krankheiten
von erhöhter Sensibilität. Hierbey ist das negative Pola-
risiren angezeigt. Anwendung bey Krankheiten von depri-
mirter Sensibilität. Hierbey ist positives Polarisiren ange-
zeigt. Der Verf. bekennt jedoch, daß er die Richtigkeit die-
ser Heilmethode noch nicht bey Apoplektischen bewährt gefun-
den habe. S. 112 werden die schönen Ansichten gepriesen,
welche die Gallischen Untersuchungen der Physiologie ge-
währen. Rec. kann sie aber bis jetzt noch nicht gewahr
werden. Gall's Lehrsätze sind bloß Meinungen, Hypothe-
sen, die gar keine haltbaren Gründe haben. Es werden in
diesem Kap. noch die einzelnen Krankheiten durchgegangen,
und gezeigt, wo der G. Nutzen, und wo er keinen gehabt
habe. Im Durchschnitte genommen, giebt es doch viele un-
vollkommene Heilungen. Anwendung des G. in Krankhei-
ten von aufgehobener Synthese des Irritationsprocesses.
S. 179 heißt es: die Störung des normalen Zusammenstim-
mens einzelner Muskeln zur Diagonallinie einer Bewegung,
stellt den Veitstanz und die Kriebelkrankheit dar; beyde rech-
net man mit Unrecht zu den Nervenkrankheiten. (Ob wohl
der Verf. beyde Krankheiten öfters beobachtet hat?) Anwen-
dung des G. in Krankheiten von Pseudoproduktivität, Ver-
härtungen, alten Geschwüren, Hautkrankheiten, Drüsenge-
schwülsten, Arthritis, Verstopfungen der Baucheingeweide,
Knochenkrankheiten. Dieses ist der Inhalt dieses Werkes,
welchem allerdings eine fleißige Bearbeitung des gewählten
Gegenstandes nicht abzusprechen; welches aber eben so weit-
schweifig und dunkel geschrieben ist, als die meisten naturphi-
losophischen Abhandlungen, und welches bey alle dem noch
immer keine sehr erfreuliche Aussichten für die Wirksamkeit
des Galvanismus eröffnet. Oft klagt der Verf. die Kürze
und Unregelmäßigkeit der Anwendung an, wenn die Ver-

suche mißlangen, oft wurden noch Arzneyen daneben gegeben, wenn sie gelangen; in jedem Falle ist er ein mühsam anzuwendendes und langwieriges Heilmittel, von welchem wenigstens der Rec. nicht Viel erwartet.

Mz.

Regulative für die Therapeutik nach heuristischen Grundsätzen der Naturphilosophie, aufgestellt von Jakob Fries, Doktor und Privatdocent der Philosophie in Jena. Leipzig, bey Hinrichs. 1803. 140 S. 8. 16 gr.

Diese gehaltvolle Schrift, deren Verf. schon aus seinen philosophischen Schriften als ein Selbstdenker bekannt ist, zeichnet sich vor vielen anderen, welche die neuere Philosophie auf die Heilkunde anzuwenden wagen, eben so sehr durch Unbefangenheit und Gründlichkeit, als durch gedrungene Kürze und Deutlichkeit, ganz vorzüglich aber dadurch aus, daß der Verf. gegen die heillose Sitte seiner Zeitgenossen, leere Spekulationen von der Hand weiset, und unserer großen, nur von undankbaren und verblendeten Schülern verachteten Lehrerinn, der Erfahrung, ihre Rechte sichert. Der allgemeine Fehler aller falschen Spekulation sey das Erklären durch willkührliche Hypothesen, und der wahre Weg zum Spekuliren sey, sich auf gar keine Voraussetzungen einzulassen; sondern die Einheit der Theorie nur in der Erfahrung selbst durch bloße Kombination der Erfahrungen aufzusuchen. Auch Schelling habe angefangen, seinen Entwurf für das System der Naturphilosophie nach der bloß kombinirenden Methode zu bearbeiten, (dieß wird Herr Schelling dem Verf. schwerlich zugeben;) habe aber den wahren Grund, wodurch seine ersten Versuche so gut gelangen, selbst nicht recht eingesehen; daher seyn seine Darstellungen anfangs im höchsten Grade verworren und zweydeutig; dann aber mit einer falschen Spekulation so verstrickt worden, daß sie in seinen neuesten Schriften in Träumereyen ausarten, und seine Schüler auf demselben Irrwege fortfaseln lassen. Wir können in der Naturwissenschaft nur bis an einer gewissen Gränze unsre allgemeinen Erklärungen aus den höchsten philosophischen und mathemati-

matischen Grundsätzen ableiten; die ganze Physiologie des Organismus nebst der Theorie der Therapeutik, liege schon weit jenseit der besagten Gränze; hier gebe es keine andere gesetzmäßig wissenschaftliche Behandlung, als die nach heuristischen Maximen, d. h. nach Regeln, die aus Kombination der Erfahrungen zur Erfindung der Principien leiten.

Erster Abschnitt. Die Erregungstheorien. Der Verf. sagt hier Manches, was in andern Schriften über die Erregungstheorie nicht vorkommt: dahin gehört vorzüglich der erste, unter dem Titel eines Regulativs vorgetragene förmlich bewiesene Lehrsatz: „Es giebt keine theoretische Phy„siologie des vegetabilischen und animalischen Organismus „der Erde, und wird auch so bald noch keine geben." Chemische und mechanische Processe rc. vereinigen und durchschlingen sich in jeder Organisation auf solche Weise, daß an eine Konstruktion dieser Zusammensetzung aus physisch-mathematischen Prämissen nicht zu denken sey. Aus Erfahrung können wir einigermaaßen den Proceß des individuellen Lebens als eine anfangs steigende, und dann bis zur Vernichtung (Zerstörung) sinkende Reproduktion überschauen; aber zu einer ordentlichen Theorie der speciellen Organisationen aus eben dieser Quelle fehlen uns die Beobachtungen über ihre Entstehung. Da eine theoretische Therapeutik auf eine theoretische Physiologie sich gründen müsse: so sey jene eben so unmöglich, wie diese. Allein die Aufgabe der Heilkunst, das Kranke gesund zu machen, setze auch eine solche Kenntniß nicht nothwendig voraus, da der Arzt erstlich nur nöthig habe, den individuellen Organismus zu kennen, und die Arten der Krankheiten desselben richtig zu unterscheiden. Daher sey die wahre Tendenz einer vernünftigen Therapeutik, sich von allen (?) physiologischen Theorien loszumachen, und sich rein an die Beobachtung zu halten. Es sey eine durchaus irrige Wendung, welche die Vertheidiger der Erregungstheorie ihrem Streite mit den Anhängern der Humoral- und Nervenpathologie gegeben haben, diesen den Empirismus vorzuwerfen; die empirische Berufung auf glückliche Kuren müsse jeder Partey frey stehen, und werde von jeder gebraucht werden. Die wahre Absicht des Brownianismus müsse seyn, uns von allen Hypothesen der Physiologie überhaupt zu befreyen. (Im Grunde liegt ja doch bey Brown's Lehre eine physiologische Hypothese zum Grunde, wenn gleich

dieselbe vor vielen älteren den Vorzug hat, so weit in ihr bloß von Erregbarkeit und Erregung die Rede ist, sich auf Erfahrung zu gründen. Die Ansicht des Lebens, welche Brown gegeben hat, und die daraus folgende Lehre von direkter und indirekter Schwäche, ist ihm freylich eigenthümlich; aber eben diese ist doch wahrlich kein reiner Erfahrungssatz. Hingegen wähnen freylich unsere heutigen Brownischen Kunstjünger, wenn sie diese Ansicht des Lebens gefaßt zu haben glauben, daß sie nicht bloß die älteren Hypothesen der Physiologie; sondern die gesammte Physiologie und Anatomie entbehren können, und schämen sich nicht, in diesen dem Arzte so unentbehrlichen Kenntnissen Ignoranten zu seyn.) Die Erregungstheorie stelle ihrer Tendenz nach nur allgemeine Formen zur Beurtheilung der Erscheinungen ohne alle Hypothese auf. Ist es denn nicht sogleich eine Hypothese, §. 7. daß jeder individuelle Organismus bey seiner Geburt (warum nicht Entstehung) eine gewisse bestimmte Quantität der Erregbarkeit enthält? Der Satz: „Die Thätigkeit des „organischen Processes findet nur unter der Bedingung einer „beständigen äußern Einwirkung auf den Organismus statt, „erfordert eine beständige Wechselwirkung mit äußerer Na„tur," — ist nun allerdings ein Erfahrungssatz; allein er ist nicht allgemein wahr. Die Thätigkeit des Organismus kann, nachdem eine gewisse Wirkung der äußern Natur auf ihn erfolgt, bloß aus sogenannter Trägheit, oder besser Beharrungsvermögen lange fortdauern, ohne daß diese äußere Wirkung fordauert, oder eine neue erfolgt. Wollte man auch diese Betrachtung ganz bey Seite setzen: so muß man doch zugeben, daß manche Thätigkeiten des Organismus von solchen Erregungen bewirkt werden, die von seinen eigenen Säften abhängen: und wie viel wirkt die menschliche Seele auf den Organismus ihres Körpers bloß durch Phantasie? Gehören denn die eigenen Säfte der Seele, auch zur äusseren Natur? Alles Aeußere, welches auf den Organismus einwirkt, wirke entweder innerhalb der Sphäre der Erregbarkeit, eingreifend in das System derselben, d. h. organisch auf ihn ein; oder es wirke nach allgemeinen mechanischen oder chemischen Gesetzen, folglich den Organismus zerstörend. (Nicht Alles, was nach allgemeinen mechanischen oder chemischen Gesetzen auf den Organismus wirkt, ist für ihn zerstörend; und die Zerstörung des Organismus kann nur durch unmittelbares Eingreifen in sein System geschehn.) Der Verf.

Verf. selbst sagt §. 17: das Sterben werde unmittelbar nicht durch Zusatz oder Entziehung von Reiz; sondern Destruktion des Organismus selbst bewirkt. Und, obwohl nicht Brownisch, aber ganz naturgemäß, ist die Behauptung: „durch Entziehung von Reiz wird nothwendig die Erregung „vermindert, und sie kann endlich ganz aufhören; wenn aber „durch diese Ruhe die Erregbarkeit selbst nicht zerstört wird; „so ist damit das Leben noch nicht erloschen." Ganz der Beobachtung entsprechend, ist die Eintheilung der Potenzen in incitirende und deprimirende. Das Gesetz der Gewohnheit sey ein allgemeines Naturgesetz; (doch wohl nur für die organischen Körper?) Gesundheit sey die zur Reproduktion normale Erregung, jede Abweichung davon sey Krankheit. (Da kommen wir, nur mit veränderten Ausdrücken, auf die alte Definition zurück.) Direkt ist die Asthenie oder Hypersthenie nach §. 20, wenn bey dem Fallen oder Steigen der Erregung die Gleichheit ihrer Faktoren, nämlich der Energie der innern Thätigkeit (eigentlich des innern Vermögens zur Thätigkeit) und des Incitaments, (d. h. nach §. 12. der Beziehung des Reizes auf die Energie der innern Thätigkeit) beybehalten wird; indirekt, wenn ein Mißverhältniß dieser Faktoren statt findet. Besonders sey indirekte Asthenie diejenige, welche durch ein plötzliches Fallen der Reize (nicht der Erregbarkeit?) im Zustande der Hypersthenie bewirkt werde. Weswegen der Verf. §. 12. Incitament von Reiz unterscheidet, und, wie aus §. 21. erhellet, unter jenem Namen das versteht, was sonst gewöhnlich Erregung heißt; aber dennoch wieder Incitament von Erregung unterscheidet, sehen wir nicht recht ein. Fast jeder Schriftsteller über Physiologie und Pathologie macht heutiges Tages seine eigenen Distinktionen, und nimmt die neueren Benennungen in anderer Bedeutung, als seine Vorgänger; daher das Unbestimmte und Schwankende in den Köpfen unserer jungen Aerzte, die daher oft nicht nur Andre, sondern sich selbst nicht verstehn. Eigenthümlich ist dem Verf. auch die Herleitung seiner therapeutischen Hauptsätze aus seinen Begriffen §. 29 — 35. denen wir aber, ohne für diese Blätter zu weitläufig zu werden, hier nicht folgen können.

Zweyter Abschnitt. **Regulative aus der Physiologie.** Eigentlich besteht dieser Abschnitt aus Fragmenten,

(der Verf. nennt sie §. 40. die ersten Ideen zu solchen Regulativen) in denen manche scharfsinnige Bemerkung hervorsticht; der Name Regulative scheint sich weniger für diese Sätze zu schicken, als für die therapeutischen Hauptsätze, die im ersten Abschnitte stehn. Nach des Verf. eigener Meinung sollen diese physiologischen Regulative darin einen Vortheil vor denen der Erregungstheorie (ist denn diese nicht die Basis der ganzen Physiologie?) haben, daß sie selbst aus der Beobachtung gezogen sind; deßhalb sey in ihnen nichts Rationelles; sie dienen nur, die therapeutische Beobachtung zu leiten, aber nicht um der Therapeutik Regeln vorzuschreiben. Reproduktion seiner selbst sey die allgemeinste Form (warum nicht Eigenschaft?), wodurch der Organismus erst Organismus werde; das Kielmayersche Gesetz, daß die Reproduktion mit der Irritabilität und Sensibilität im umgekehrten Verhältnisse stehe, lasse sich daher innerhalb der Schranken, in denen es Gültigkeit hat, schon aus dem Begriffe (?) einer Organisation selbst ableiten. — Sobald in der Reihe der Krystallisationen auf der Erde das Flüssige als solches als Bestandtheil mit in die Bildung tritt; so zeige sich ein plötzlicher Sprung in den Erscheinungen; mit diesen Krystallisationsprocessen verbinde sich der des Umtriebs der Säfte, und das ganze Phänomen nehme die Form einer Organisation an. Diese Organisation beruhe zunächst auf der chemischen Beschaffenheit gerinnbarer Lymphen, welche in einer Art von Streit mit dem Sauerstoffe, und doch mit seiner Hülfe aus Verbindungen von Wasserstoff, Kohlenstoff und Stickstoff, (und Phosphor) bestehe. Jeder specielle Organismus werde aus einer eigenen Art solcher Lymphe bestimmt. (Wo bleibt aber, wenn dieses richtig ist, die Erklärung aus bloßer Erregbarkeit?) Von der Irritabilität und Sensibilität verstehen wir, (sagt der Verf.) eigentlich gar nichts; denn, daß wir uns jetzt darin gefallen, ihre Funktionen mit dem Galvanismus zu vergleichen, sey offenbar nichts als Vorliebe für die Mode. — Die Blume sey der Pflanze Lichtorgan und Zeugungsorgan zugleich; hingegen fast in jedem Thiere seyn diese beyden gerade die entgegengesetzten Ausbildungen; das Auge, gleichsam eine Blüthe ohne Befruchtungsorgan, sey das ursprünglichste Organ der Nerven, welches sich am ersten aus dem Gehirne heraus bildet; dagegen stehen die Geschlechtsorgane nur mit dem entgegengesetzten Ende des Nervensystems in

Ver-

Verbindung, und gehören eigentlich den der Nerven überhaupt entgegengesetzten Systemen der Gefäße. (Die Geschlechtstheile haben aber allerdings auch ansehnliche Nerven, und die Augen auch nicht allein ansehnliche; sondern äußerst bewundernswürdig vertheilte Blutgefäße.) Zum System der Nerven gehören die Muskeln und Knochen. (Jene haben doch auch reichlich Gefäße, und diese hingegen keine andere Nerven, als in sofern ihre Blutgefäße schon vertheilte Nervenästchen in ihrer eignen Masse mitbringen). Den jetzt so viel gebrauchten Antagonismus zwischen Nerven und Muskeln, könne er im Organismus nirgends finden.

**Untersuchungen über wichtige Gegenstände der Naturwissenschaft und Medicin. Von Ludoph Christian Treviranus. Göttingen, bey Röwer. 1803. Erster Theil. 319 Seit. 8. 1 Rh.**

Der Verf., (wahrscheinlich ein Bruder des Professors G. R. Treviranus in Bremen,) hat in den beyden ersteren Abhandlungen I. Vom Vegetationsprocesse; II. Vom thierischen Organismus, das dynamische System der Physik mit der Ritterschen Lehre vom Wasser zu vereinigen gesucht, und auf diese Vereinigung eine Physik des Organismus gegründet.

Daß die ganze Natur sich aus zwey entgegengesetzten Kräften, einer abstoßenden und anziehenden, bilde, wird als ein Axiom angenommen, (für welches die Atomisten, welche ohne die abstoßende fertig werden, es wohl nicht werden gelten lassen.) Jene nennt er die positive, diese die negative; (obwohl diese Benennungen bloß willkührlich zum gestellt seyn können, da jede dieser beyden Kräfte nur in Beziehung auf die andere negativ genannt werden kann.) Im Wasser sey das absolute Gleichgewicht materieller Kräfte; aus ihm entstehen alle (irdische) Dinge, und zu ihm kehren sie, nachdem sie ihren individuellen Kreislauf vollendet haben, wieder zurück. Das reine Wasser wirke durch nichts, als seine (Masse und seine) Schwere auf unsere Sinne, indem es selbst als eine formlose Materie erscheine. Das Licht sey das, welches diesem rohen Stoffe Form und Bil-

dung (ein Pleonasmus) ertheile, indem es die gedachten beyden Kräfte entzweye; denn es sey allenthalben vonnöthen, wenn Etwas in der Natur sich bilden soll. (Ohne den grossen Einfluß des Lichts auf die organische und anorganische Natur zu verkennen, möchte doch das nothwendige Bedürfniß des Lichts sowohl zur sogenannten Zerlegung des Wassers, als zur Bildung der Materien schwer zu erweisen seyn, da nicht allein die Kunst in undurchsichtigen Gefäßen an ganz finstern Orten; sondern auch die Natur im Innern der Erdrinde, die mannichfaltigsten Gaserzeugungen und Krystallisationen bewirken kann.) In jedem Processe dieser Art mache die Repulsivkraft den Anfang, und erwecke dadurch erst die anziehende, und diese Gegenwirkung beyder Kräfte sey das Substantielle und Unwandelbare der chemischen Erscheinungen.

Nach diesen Prämissen führt der Verf. in der ersten Abhandlung seinen Satz durch den Organismus der Vegetabilien erst durch; indem er alle Erscheinungen des Organismus rein dynamisch aus dem sogenannten Konflikte der abstoßenden und anziehenden Kraft erklärt. In der leblosen Natur werde die Form durch die Mischung bestimmt; im belebten Organismus hingegen sey die Form das Bestimmende. (Aber hat denn der Zeugungsstoff thierischer Körper schon Form, wie er aus den Organen der Zeugung kommt, und wird nicht die Form des entstehenden Thieres durch die Mischung des Zeugungsstoffs bestimmt?) An jeglicher organischen Materie nehme man Gefäße und Blasen wahr: die organische Repulsivkraft sey eine flüssige Substanz, welche in Gefäße ausstrahle; die anziehende hingegen eine blasige Substanz, welche die Gefäße in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt versammele. Bey der Repulsion liege die bewegende Kraft (oder wohl vielmehr die Uebermacht) in den Gefäßen, bey der Attraktion in der Blase; das Gefäß sey demnach die repulsive, die Blase die attraktive Kraft des Körpers zu nennen, und das Leben sey ein Streit beyder mit einem Ueberwiegen bald der einen bald der andern Kraft. Das Fortschreiten von der Repulsion zur Attraktion, geschehe stufenweise und in mehreren Perioden: anfangs wirke die Repulsivkraft; nachdem diese ihr Maximum erreicht habe, wirke die Anziehungskraft entgegen, und schränke sie ein; dann wirke die Repulsivkraft wieder, aber ihre Wirkung ge-

lange

lange nicht zu der vorigen Höhe; dann wieder die Anzie-
hungskraft, u. s. w. (Man wird sich diese wechselseitige
und abwechselnde Gegenwirkung ungefähr so vorstellen kön-
nen, wie das Schwanken eines Wagebalkens, an dessen bey-
den Armen gleiche statische Momente sind, der aber an einer
seiner Schaalen einen Stoß abwärts erhalten hat; aus be-
kannten Gründen wird diese Schaale nur bis zu einer gewis-
sen Tiefe sinken; dann die andere ihr entgegenwirken, aber
diese nicht nur bis zum Stande des Gleichgewichts, sondern
tiefer sinken, darauf wieder von der andern überwunden wer-
den, und dieser Wechsel wird mit allmählig erfolgender Abnahme
des Sinkens jeder Schaale endlich mit dem hergestellten Zu-
stande des Gleichgewichtes sich endigen. Man erklärt sich
dieses Schwanken aus dem ersten Stoße und der sogenann-
ten Trägheit: woraus will aber der Verf. in seiner Hypo-
these erklären, weswegen die Repulsivkraft die Bewegung
anfange, da doch anfangs dieselbe mit der Anziehungskraft
im Gleichgewichte seyn soll?)

In dem vegetabilischen Organismus sey die Wurzel,
als der Anfang der Vegetation, das absolute Maximum der
Repulsivkraft, wie sich auch daraus zu erkennen gebe, daß
sie sich strahlig nach allen Richtungen ausbreite, (thut das
jede Wurzel, und thut das nicht auch die Corolle mancher
Blumen?) weil das Wasser das absolute Gleichgewicht der
natürlichen Kräfte und das körperliche Nichts selber sey, aus
welchem durch den Kontakt des göttlichen Lichts sich alle
Dinge entwickeln: so bedürfe die Wurzel immer des Wassers,
und sterbe dessen beraubt also bald ab. Indem die Wurzel
sich in die Erde begebe, und vor der Attraktivkraft des Lich-
tes verberge, sey allein die höchste Aeußerung der Repulsiv-
kraft in derselben möglich. Wie dann in der zweyten Stufe
der Vegetation der Stengel, in der dritten die Blätter,
in der vierten die Petala und Staubfäden, in der fünften
der Griffel, als das letzte Auflodern der ersterbenden Re-
pulsivkraft gebildet werde, in der sechsten der Saamen reife,
und damit der ganze Vegetationsproceß sich schließe, wird
umständlich gezeigt.

Aus den gleichen Principien wird in der zweyten Ab-
handlung die Bildung des thierischen Organismus er-
klärt. Man fürchte sich insgemein, ihn als eine Geburt der

Erde selber zu betrachten, und ihn aus dem Schooße dersel-
ben hervorgehen zu lassen; allein der Naturforscher gehe ein
für allemal darauf aus, Alles seinem Ursprunge und seinen
Elementen nach gleich zu machen. Da die Bildung des
Embryo mit der Entstehung der Wurzeln der Pfortader
anfange: so seyen diese das Maximum der Repulsivkraft des
thierischen Organismus; daher gebe auch in den Ursprüngen
dieser Gefäße, (aber doch auch in der Iris und im Falten-
ringe des Auges) der auffallend strahlige Bau sich zu erken-
nen, welcher die Repulsivkraft bezeichne. Die Leber sey die
erste Stufe der Attraktivkraft des thierischen Organismus;
alle Blutgefäße seyen anfangs Venen; durch Wirkung der
Attraktivkraft werden diese in Arterien verwandelt. Das
Gleichgewicht beyder Kräfte stelle sich in den Lungen dar,
welche durch einen Wechsel von Expansion und Kontraktion
das Blut mit eben so großer Gewalt an sich ziehen, als wie-
der von sich stoßen, und dadurch den Konflikt des positiven
und negativen Princips immer neu und immer thätig erhal-
ten. In dem Herzen gewinne die Attraktivkraft noch mehr
die Oberhand; in ihm sey eine doppelte Duplicität von Kräf-
ten, indem nicht bloß arteriöses und venöses Blut durch seine
beyden Kammern fließen; sondern auch das Herz selbst ab-
wechselnd sich zusammenziehe und ausdehne. Die Ausdeh-
nung des Herzens sey keinesweges in einer bloßen Erschlaffung
desselben; sondern in einer eigenthümlichen Expansivkraft be-
gründet. Durch die excernirenden Organe erreiche die
Repulsivkraft ihr Ende, indem sie mit der höchsten Attraktiv-
kraft der Natur, dem Lichte, in Wechselwirkung trete. Aber
im Thiere bleibe die excernirende Thätigkeit nicht, wie in
der Pflanze, das höchste und letzte; sondern trete in den
Sinnesorganen in ein höheres Verhältniß. Dasjenige Ex-
kretionsorgan, in welchem die produktive Thätigkeit ihr völ-
liges Ende nach außen erreicht, sey der weibliche Ge-
schlechtstheil; denn hier werde immer Blut, das höchste
Erzeugniß der repulsiven Thätigkeit abgesondert; und die
Empfindlichkeit sey hier am größten. Die Irritabilität sey
eine bloße höhere Potenz der männlichen Geschlechtsfunktion:
in der Expansion der Muskeln erhalte sich noch die produk-
tive Thätigkeit der Sekretion; durch die Kontraktion dersel-
ben aber werde die ihr zugestellte Exkretion aufgehoben, und
es entwickeln sich dadurch Nerven. Die Sensibilität sey
endlich das Maximum der Attraktivkraft, ꝛc.

Man

Man sieht, daß hier Schellingische Ideen zum Grunde liegen; allein der Verf. hat keinesweges die Aussprüche dieses heutigen Tages den Ton in der Naturphilosophie angebenden Metaphysikers nachgebetet; sondern selbst gedacht. Die Thatsachen, mit denen er seine Sätze belegt und zu beweisen sucht, zeigen ausgebreitete Kenntniß der Naturgeschichte des Thier- und Pflanzenreichs, und zugleich Belesenheit in älteren und neueren Schriften; wir wünschen daher, daß das System des Verf., und insbesondere gewisse Sätze:

S. 18 „Jeder Stufe des individuellen Vegetations-„aktes entspricht eine große natürliche Abtheilung von Pflan-„zen. Die Kryptogamie ist als die Wurzel des Pflanzen-„reichs anzusehen. S. 26 Die Familie der Monokotyle-„donen entspricht der zweyten Stufe. S. 38. Der dritten „(in welcher bey der einzelnen Pflanze das Blatt gebildet „wird,) die *Dicotyledones monopetalae*; S. 55 die *Dico-„tyledones polypetalae* sollen das relative Maximum der „Attraktivkraft vorstellen, und sich im gesammten Pflanzen-„reiche, wie die Blume verhalten; S. 96 die *Dicotyledo-„nes apetalae* des Jussieu, sollen auf der Stufe des absolu-„ten Maximums der Attraktivkraft stehen, rc."

S. 73 „Das Wesentliche bey der Begattung der Pflan-„ze, ist die vollkommenste dadurch hervorgebrachte Bewe-„gung von außen nach innen, vermöge des Ueberhandneh-„mens der Attraktivkraft, welche sich gänzlich in ihren Mit-„telpunkt, das Bläschen des Fruchtknotens, zusammenzieht. „Diese Attraktivkraft ist der allgemeinen Attraktivkraft der „Natur, dem Lichte, verwandt, sucht daher zum Lichte der „Sonne zu gelangen, und mit demselben eins zu werden. „Daher geschieht die wahre und eigentliche Begattung der „Pflanzen nur zur Tageszeit unter dem Einflusse des Lichts rc."

S. 78 „Der Schlaf der Pflanzen ist etwas ihrer Be-„gattung Analoges."

S. 114 „Bey den Thieren hat eine doppelte Begat-„tung statt; die eine ist die gewöhnliche Begattung der Ge-„schlechter, die andere die der Sinnesorgane und Geschlechts-„theile, welche von den Alten in dem Bilde des Kusses von „Amor und Psyche vorgestellt würde."

Ebend.

Ebend. „Der Fruchtknoten ist das Gehirn der Pflanze; „im Thiere ist das empfindende Gehirn von dem Gebährenden, dem Uterus, vollkommen geschieden.“

S. 127 wo dem lymphatischen System das Vermögen, den ernährenden Stoff für den organischen Proceß zu liefern, gänzlich abgesprochen, und den blutführenden Venen zugeschrieben wird.

S. 148 „Es scheint, daß der Ductus thoracicus keine „andere Verrichtung habe, als das Blut der Venen kurz „vor seinem Eintritt in das Herz, und von da in die Lungen mit Wasser zu beladen.“

S. 158 Dieses Wasser werde in den Lungen zersetzt, und die Oxydirung des Bluts sey mehr dieser Zersetzung, als dem Oxygene der Luft zuzuschreiben.

S. 183 „Die Milz ist als ein Theil des dicken Darms, „die Nierenkapsel als ein Theil der Harnwege zu betrachten.“

Ebend. „Wenn die Nierenkapseln mit den Nieren in „unmittelbarer Verbindung ständen, und die Exkretion der „Harnwege eine größere Vollkommenheit hätte, wie sie das „weibliche Organ hat, würden dieselben fähig seyn, in wirk„liche Begattung zu treten; durch die Nierenkapseln aber „sich unmittelbar ein neues Individuum entwickeln.“

S. 188 „Das männliche Geschlechtsorgan ist ein „weibliches, welches immer wieder wird, statt daß das „weibliche immerfort ein solches ist.“

Deren einige auf den ersten Blick und aus der Verbindung gerissen abentheuerlich scheinen, von unbefangenen Physiologen aufmerksam gelesen und unparteyisch geprüft werden.

Eben dasselbe ist unser Urtheil von der dritten Abhandlung: **Versuche, die hauptsächlichsten Phänomene des thierischen Magnetismus zu erklären**, in welcher der Verf. als ein tiefdenkender Physiolog erscheint, wenn gleich die Behauptungen, daß die excernirende Thätigkeit der positive Faktor der Sinnesthätigkeit sey, daß der Schlaf ein sehr nahes Verhältniß zur Begattung zeige, daß der Schlaf als das Gleichgewicht positiver und negativer Sensualität, (wel-

che

che Ausdrücke wieder excernirende und Sinnesthätigkeit bedeuten sollen,) und die erste Ursache, welche dem magnetischen Schlafe sein Daseyn giebt, eine Verstärkung der natürlichen Einwirkung der Dinge auf den Organismus zu seyn scheine, rc. wenn wir uns darauf einlassen wollten, sie zu prüfen, uns weit über die Gränzen hinausführen würden, welche uns die Einrichtung dieser Blätter erlaubt.

Kz.

Martha Mears, Geburtshelferinn zu London, wohlmeinender Rath für gebildete Frauen über Schwangerschaft und Wochenbette. Aus dem Engl. übersetzt, und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von D. E. Henschel, Arzt in Breßlau. Breßlau, bey Korn. 1804. 544 S. 8. 1 Rt. 16 gr.

Das Original erschien zu London 1797 unter dem Titel: *the Pupil of Nature, or candide Advice to the Fair-sex.* Es ist eine Art von Volksschrift, ein wenig weiblich, d. h. empfindsam und schöngeisterisch, abgefaßt, die sich jedoch nicht übel lesen läßt, und gute Ansichten der abgehandelten Gegenstände verräth. Z. B. Furcht, Trübsinn und Hoffnungslosigkeit untergraben die Gesundheit durch ein schleichendes, nach und nach verzehrendes Uebel; aber der Zorn stürzt sie mit einemmale, gleich dem Sturme, über den Haufen; er schwellt den Strom des Blutes an, zerreißt das schwache Gewebe der Blutadern, und bringt sein unglückseliges Opfer, über Hals und Kopf, durch einen Schlagfluß ans Grab! — Oder: habt ihr je die Lerche beym Anbruche des Tags im Fluge trillern, und ihren Gesang mit ihrem Schwunge in die Höhe aufsteigen gehört, bis sie sich in der unermeßlichen Höhe verliert, und uns unsichtbar ihren Gesang fortsetzt? Habt ihr je in den friedsamen Abendstunden, wo alle andere Sänger des Haines entweder in zu bewundernder Stille oder in sanftem Schlummer ruhen, die Nachtigall belauscht? — Auch mit Gedichten ist die Abhandlung durchwebt. — Fr. M. M. geht übrigens die meisten Unpäßlichkeiten schwan-

gerer

gerer Weiber durch, um ihren medicinischen Rath, welcher wirklich in den meisten Fällen recht vernünftig ist, zu ertheilen. Dann kommt sie auf die Niederkunft selbst, begleitet die Gebärende in alle Situationen dieser ernsthaften Stunden, lehrt sie ihr Kind stillen, abgewöhnen, nähren, und die ersten Monate vernünftig physisch erziehen. In den Anmerkungen supplirt Herr H. was ihm von der Verfasserinn übergangen oder zu kurz behandelt scheint. Sie fangen von S. 271 an, und nehmen also beynahe eben so viel Raum ein, als die Abhandl. selbst — eine grosse Brühe über ein kleines Essen! Besonders läßt sich Herr H. weitläuftig über anatomische und physiologische Gegenstände aus; welches aber, nach unserm Ermessen, nicht ganz passend für ein populäres Buch, oder einen Rathgeber für Schwangere und Gebärende ist. Eher schicken sich die erweiterten diätetischen Regeln hieher, welche der Herausgeber beyfügt. Sie sind aber auch ein bischen weitläuftig, und nicht ganz bequem für den Leser durch die Einrichtung gemacht, daß sie nicht unter, sondern hinter dem Texte stehn, während die Worte des Textes, auf die sie sich beziehen, kurz allegirt werden. Wir läugnen jedoch nicht, daß sie recht gute Sachen enthalten!

Mz.

Intelli-

# Intelligenzblatt.

## Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Herr Professor Scherer in Dorpat, hat seine Professur abermals niedergelegt, und geht nach Petersburg. — Herr Beresford, Lehrer der englischen Sprache daselbst, hat 500 Rubel Besoldungszulage erhalten.

Die Klasse der Geschichte und alten Literatur des Nationalinstituts zu Paris, hat den Professor der orientalischen Sprachen in Tübingen, Herrn Schnurrer, zu ihrem Korrespondenten ernannt.

Der bisherige Würtembergische Landschafts-Konsulent, Herr Dr. Gros, welcher jetzt auf Befehl des Kurfürsten von Würtemberg auf der Festung Hohen-Asperg gefangen sitzt, ist zu der durch Klübers Abgang erledigten dritten Stelle in der Juristenfakultät zu Erlangen befördert worden. Die vierte Stelle in derselben, hat Herr Dr. und Professor Posse bisher in Rostock, erhalten. Der Professor der Philosophie in Leipzig, Herr G. A. Rothe, ist eben dahin als Professor der Mathematik und Technologie berufen worden.

Herr J. H. Bolte, Prediger zu Carwesee bey Fehrbellin, (als Verfasser des Berlinischen Briefstellers, und eines Buchs über den Geschäfftsgang in den Preußischen Staaten bekannt,) ist geistlicher Inspektor zu Fehrbellin geworden.

Chronik

## Chronik deutscher Universitäten.

### Halle. 1804.

Am 13ten August erhielt Herr J. C. Stachelroth die medicinische Doktorwürde, nachdem er unter dem Vorsitze des Herrn Geheimen Raths Loder seine Inauguraldissertation: de fistulae lacrimalis variis curationibus, öffentlich vertheidigt hatte.

## Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

### Halle. 1804.

Die theologische Fakultät hat das neue Thema zur Preisaufgabe für die hier Theologie Studirenden dahin bestimmt: Demonstretur, eandem esse summam et doctrinae et historiae Jesu Christi, quae tum in quatuor Evangeliis, tum in XIV Epistolis Paulinis contineatur. Die Abhandlungen müssen in lateinischer Sprache geschrieben seyn, und vor dem 16ten Oktober dieses Jahrs eingereicht werden. Der Preis für die beste Abhandlung ist 50, für die nächst beste 20 Thaler.

## Verbesserungen.

Im XC. Bd. 1. St. S. 261. Z. 9. st. Saür l. Saft
— — — — — — 265. — 16. st. ihren l. ihnen
— — — 2. — — 473. — 3. st. Rthlr. l. holländische Gulden.

# Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Drey und neunzigsten Bandes Erstes Stück.

Zweytes Heft.

## Arzneygelahrheit.

Lehrbuch der theoretisch-praktischen Entbindungskunde, zu Vorlesungen entworfen von D. Elias von Siebold, Prof. zu Würzburg. Erster Band. Leipzig, bey Jakobäer. 1803. 356 S. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Dieses Buch zerfällt in zwo Hauptabtheilungen, deren erste eine Uebersicht der theoretischen Betrachtungen (?) über das Becken, über die weichen Geburtstheile und Brüste, als nöthige Vorkenntnisse der Schwangerschafts- und Geburtslehre enthält, die zweyte sich mit einer Uebersicht der vorzutragenden Gegenstände für die theoretische Lehre regelmäßiger und glücklicher Schwangerschaft und Geburt beschäfftigt. Jener Abtheilung geht eine Einleitung voraus, wo von den Begriffen der Entbindung, Geburtshülfe ꝛc. von den Pflichten und Eigenschaften eines Geburtshelfers, ein wenig allzu weitläuftig, gesprochen wird. Auch fließen Sätze dabey ein, welche nicht durchaus richtig und wahr sind, z. B. daß die Grundsätze und Regeln der Geburtshülfe bestimmter und fester seyn, und mehr mathematische Gewißheit haben, als die der Medicin und Chirurgie. Wenn die Geburtshülfe so bestimmte Regeln oder gar mathematische Gewißheit hätte, so würden nicht so vielerley Meinungen über die Gränzen der Natur und Kunst, über die Anzeigen zur Zange und zur Wendung, über Zurücklassen der Nachgeburt, u. s. w. herrschen. Gegen

die Achsen des Beckens hat der Verf. sehr gegründete Einwendungen gemacht; er meint, nach geometrischen Begriffen finde die Möglichkeit einer Achse für das Becken nicht statt, weil vor allem die Form des Beckens einer solchen Bestimmung im Wege steht. Eher könne man die Achse Führungslinie nennen. Auch werden die übereilten Schlüsse der vorigen Geburtshelfer von einem Beckenfehler auf den andern, gerügt und verbessert. Ganz richtig ist die Bemerkung, daß oft bey mißgestaltetem Becken dennoch glückliche Geburten vorfallen, daß kleine, sonst gut proportionirte Becken oft weit gefährlicher sind, und daß mißgestaltete Becken oft allzuweite Becken seyen. Ob man bey sehr jungen Personen eine zu große Laxität der Verbindungen des Beckens annehmen könne, ist zu bezweifeln; die Person müßte denn noch ein völliges Kind seyn. Unter die gewissen Zeichen jungfräulicher Geburtstheile wird ein festes, wenig ausgespanntes, nicht dickes, weder gespanntes, noch schlaffes Hymen gerechnet. Scheint diese Bestimmung und noch mehr die Beobachtungen des Hn. Osianders machen es zum ungewissen Zeichen. Mit Recht empfiehlt Hr. von S. Vorsicht bey Urtheilen über diesen Punkt. Die Hermaphroditen verwirft derselbe gänzlich; obschon der neuste Zwitter, Derrier zu Berlin, diese Lehre wieder verworrener gemacht hat, als sie je war. Ein schönes Kap. geben die Betrachtungen über die Brüste als Zeichen für die Lehre der Schwangerschaft und Geburt, welches alle Geburtshelfer bisher vergessen haben; nur hätte es besser ausgeführt werden sollen. Die Geschichte der Erzeugung, so wie die Erscheinungen und Veränderungen in der Schwangerschaft verweiset der Verf. in die Physiologie. Die letzten gehören doch als Anschauungen oder semiotische Ansichten auch in die Entbindungslehre, wie er auch selbst zugiebt. Er verwirft die Eintheilung in natürliche und widernatürliche Geburten, und setzt dagegen regelmäßige und regelwidrige fest, was im Grunde auf eins hinausläuft; er macht unter andern auch eine Eintheilung in glückliche und unglückliche Schwangerschaft, und rechnet zu jener, wenn sich das befruchtete Ei, welches ein dem Menschen ähnlicher (?) wohlgebildeter (?) gesunder und lebender Körper seyn müsse in der Gebärmutter befinde. Das ist aber nicht sowohl glücklich als regelmäßig zu nennen. Die Schwangerschaft als solche kann glücklich seyn, d. h. die Zeit derselben kann ohne weitere unglückliche Zufälle verlaufen, obschon jenes nicht alles da ist. Die Ausdehnung des

Gebär-

Gebärmuttergrundes, als des ersten Theiles, welcher nach der Empfängniß anschwillt, erklärt der Verf. aus seiner lockern Substanz, welche dem zuströmenden Blute, und wachsenden Eie am wenigsten Widerstand leistet; wahrscheinlich ist sie aber mehr aus Activität als Passivität zu erklären. Durch einen Druckfehler sind die beyden Blätter der hinfälligen Haut als eigentliche Häute angeführt, da sie doch der Verf. für uneigentliche ausgiebt. Nachmals fordert der Verf. als Bedingung von Seiten der Frucht zu einer regelmäßigen und glücklichen Schwangerschaft, daß sie vor allem in der Gebärmutter eine glückliche Bildung erhalte, damit sie glücklich u. s. w. als ein schön gebildeter Körper geboren werden könne. Entweder wir fassen Hn. v. S. Sinn nicht recht, oder die unterstrichenen Worte sind nicht die passendsten. Nach einer neuern Meinung soll das Schafwasser auch zur Erleichterung der künftigen Respiration dienen, indem es bis zu den Lungenbläschen dringe, was der Verf. nicht angeführt hat. Recht schön sind die Veränderungen angegeben, welche nach den verschiedenen Monaten an Mutter und Kind wahrzunehmen sind. Ueber die Merkmale, woran man erkenne, ob der Fötus männlich oder weiblich sey, hat auch Hr. S. nach genauen Beobachtungen nichts Bestimmtes anzugeben. Der Rec. hat seine Beobachtungen an einem andern Orte angegeben. Daß die Geburt von Zwillingen in sehr entfernten Zeiträumen erfolgen könne, davon führt der Verf. ein nicht genau erzähltes Beyspiel an. Rec. weiß eine solche Niederkunft, wo das zweyte Kind am 9ten Tage nach dem ersten geboren ward. Zu einer regelmäßigen Geburt fordert der Vf. von Seiten der Mutter, daß das Becken eine regelmäßige und schöne Bildung habe; auch hier ist der Ausdruck schon nicht gut angebracht. Der Zeiten oder Perioden bey der Geburtsarbeit werden, nach Osiander, fünf angenommen. Die erste tritt manchmal noch früher als 8 Tage vor der Geburt ein. Zu den regelmäßigen Lagen (Stellungen) rechnet der Verf. 1) Kopf- 2) Fuß- 3) Knie- und 4) Steißgeburten. Er nimmt als Bestimmungsgrund der Regelmäßigkeit einer Geburt die faktische Wahrheit des ohne Nachtheil für Mutter und Kind möglichen Gebärens an. Aber wie kann man von einer seltenen Möglichkeit auf eine Regelmäßigkeit d. i. wie es im Laufe der Dinge der häufigste Fall seyn soll, schließen? Der Verwirrung muß dadurch Thor und Thür geöffnet werden. Die Zeichen vom Leben einer Frucht hätten vielleicht

 genauer

genauer entwickelt werden können und müssen, da, wie auch der Verf. zugiebt, beym technischen Handeln so viel auf sie ankommt. Der Eintritt der Milch ist, wenn auch das Kind gleich nach der Entbindung angelegt wird, immer mit einigem Fieber verbunden; obschon man es beym früheren Anlegen weniger bemerkt. Die erfolgenden Schweiße zeigen die gestörte Cirkulation. Der zweyte Theil handelt von den regelwidrigen Geburten. Hierzu rechnet der Verf. Schwangerschaft außerhalb der GM., Schwangerschaft mit Mißbildung der Frucht, scheinbare Schw. Dabey sind die unterscheidenden Merkmale recht gut angegeben. Nun geht der Verf. auf Veranlassungen zu regelwidrigen Geburten von Seiten der Mutter über, wenn das Becken eine so fehlerhafte Bildung hat, welche (daß) eine auffallende Störung für das Ein- und Durchtreten des Kopfes wird ꝛc. ferner von den durch Krankheiten und fehlerhafte Bildung der äußern und innern Geschlechtstheile schweren und regelwidrigen Geburten. Es werden hiebei Schwäche, und regelwidrige Zusammenziehung der GM. von einander getrennt, welches sich füglich unter eine Ansicht hätte bringen lassen können. Die Erörterung der Ursachen von der schiefen Lage der GM. behält sich der Verf. für die Vorlesungen vor; warum gab er sie nicht zugleich an? Von den durch Fehler des Beckens, ferner durch allgemeine Krankheiten und besondere Fehler in andern Organen schweren und regelwidrigen Geburten. Weiter kommt er auf die Frucht und die sie umgebenden Theile, als Ursachen zu schweren Geburten. In der letzten Abth. endlich werden die Erscheinungen vom Tode des Kindes in der Schwangerschaft und während der Geburt angegeben. Dabey handelt Hr. v. S. von den Frühgeburten und zuletzt, was freylich nicht in diese Abtheilung gehört, von den kränklichten und regelwidrigen Erscheinungen nach der Geburt. Unter der letzten Rubrik kommen vor: Blutflüsse aus den Geschlechtstheilen der Mutter, krampfhafte Zusammenziehungen der GM. (Nachwehen), Konvulsionen bey der Mutter, Umbeugung (Inversio) der GM. Risse in den Damm; bey dem Kinde kommen vor: Röcheln, Kopfgeschwülste, Verletzungen der äußern Theile, Fehler in der Bildung, fehlender oder verwachsener Mastdarm (ist das kein Fehler in der Bildung? warum wird er eigends angegeben?) Fehler am Zungenbändchen, Scheintod. — Man sieht aus dieser Anzeige, wie vollständig diese Schrift ausgearbeitet sey. In der That könnte man, wenn man wollte,

eher das Zuviel als das Zuwenig an derselben tadeln. Ein wenig mehr Kürze und Präcision würde der Deutlichkeit nicht geschadet, und dem Vortrage mehr Leben und Anmuth gegeben haben. Ein Lehrer, welcher sich dieses Buchs zu Vorlesungen bedienen wollte, dürfte nur äußerst wenig zuzusetzen finden.

Versuch einer Toxicologie, von *Victor Hur. Lebr. Paldamus*, A. in Bernburg. Halle, bey Renger 1803. 8. 1 Rh.

Ganz wahr ist, was der Verf. sagt, daß bey allen bisherigen Bemühungen dennoch der Begriff von einem Gifte überall nicht genug entwickelt, die Beziehung dieser Körper zur thierischen Faser nicht genau genug bestimmt und das wechselseitige Verhältniß derselben nicht deutlich genug auseinander gesetzt sey. Hierin liegt denn auch die hauptsächlichste Tendenz dieser Schrift, welche in der Einleitung näher entwickelt worden ist. Gifte seyn unter allen äußern Potenzen die stärksten. Sie wirken ohne Rücksicht auf Disposition, Alter und Geschlecht beständig nachtheilig auf den Organismus. (Wäre das wirklich der Fall: so würde es nicht so schwer seyn, den Begriff eines Giftes zu fixiren. Daß aber die Potenzen, welche wir gewöhnlich Gifte nennen, nicht beständig nachtheilig, sondern sogar manchmal vortheilhaft auf den Organismus wirken, macht eben die Aufstellung eines deutlichen Begriffs von demselben so schwierig.) Die Beständigkeit und Zuverlässigkeit der (nachtheiligen) Wirkung der Gifte, kann im Allgemeinen nur aus der Art dieser Wirkung erklärt werden. Diese ist nämlich chemisch. Mechanisch tödtende Gifte kann man eigentlich nicht als Gifte betrachten. (In diesem letztern Punkte sind wir ganz einverstanden mit dem Verf.) Alle diejenigen Körper kann man Gifte nennen, welche bey der Berührung (?) mit der gesunden (?) thierischen Materie die Fähigkeit besitzen, chemisch durch ihre Mischung dieselbe bald in kleineren, bald in größeren (?) Dosen, zu zerstören. (Auf die Unbestimmtheiten in dieser Definition haben wir durch Zeichen aufmerksam gemacht. Es kommt darauf an, wo die Berührung geschehen müsse, welche Theile in Berührung kommen sollen; es ist nicht nöthig, daß die thierische Materie durchaus gesund sey, denn auch ein kranker Mensch kann ver-

 giftet

giftet werden; das Opium aber die Quassia scheint allerdings mit in Anschlag gebracht werden zu müssen, denn was pfundweise, wie der Verf. von der Dulcamara sagt, ohne Schaden genossen werden kann, wird schwerlich zu den Giften gerechnet werden dürfen, oder man müßte consequent alle Mittel dazu rechnen.) Noch ist zu bemerken, daß die Gifte, als solche, nicht immer ein und dasselbe Organ, und dieses nicht immer mit gleicher Intensität angreifen; einige afficiren mehr das Nervensystem, andere mehr das Gefäßsystem, noch andere nur gewisse Organe. Die nächste Wirkung ist nicht wesentlich verschieden von der Wirkung aller chemisch agirenden und krankmachenden Potenzen. Bestimmte, absolute Gegengifte giebt es nicht, da die Gifte nicht Körper eigner Art, sondern bloß Relationen sind, welche durch die organische Materie bestimmt und erzeugt werden. Bey der Eintheilung der G. macht der Verf. erst aufmerksam auf die zufälligen Differenzen derselben, welche sich auf den Ursprung derselben, die Zeit ihrer Wirkung, die Gaben, die Folgen ihrer Anwendung und das Vorwalten irgend einer Substanz in den Bestandtheilen des Giftes beziehen; bemerkt, daß man die Gifte nicht als Körper eigener Art und nicht in abstracto betrachten und dann den Körper statt des Giftes, der doch durch die Berührung mit organischen Wesen dieß Prädikat erhält, schon dieses zeigt, daß man sie nicht mit Frank nach ihrer nächsten Wirkung als eindringende, ätzende und gemischt wirkende Reize eintheilen dürfe; sondern ihr Verhältniß zur thierischen Materie unverrückt vor Augen behalten und sie von diesem Standpunkte aus betrachten müsse. (Aber auch dieß wird zu Verwirrungen Anlaß geben, da die generisch verschiedenartige Materie eine verschiedenartige Receptivität für diese Substanzen hat, und für ein Thiergeschlecht dieselbe Substanz kein Gift ist, die es für ein anderes ist. Es müßte also in einer menschlichen Toxikologie nur immer die menschlich-thierische Materie vor Augen behalten werden.) Hier bemerken wir denn, daß, wenn schon die Gesammtwirkung der G. reizend ist, sie doch auf allen Wegen beygebracht eine gewisse und stete Tendenz auf einzelne Systeme und Organe des thierischen Körpers äußere, auf welche allein ihr wesentlicher Unterschied und mithin auch der Grund ihrer Eintheilung beruhe. Dieser besondere Bezug, welchen einige Gifte als solche auf dieses, andere auf ein anderes System haben, gründet sich nicht allein auf die Beschaffenheit der äußern Potenz des Gif-

[illegible]; sondern auch eben sowohl auf die Mischung und Form desjenigen Theiles des Organismus, der mit ihr, dem Gifte, zusammentrifft. Diese specielle Wirkung der Gifte bald auf das Nerven-, bald auf das Gefäßsystem, bald auf beyde zugleich, bald auf einzelne Organe, stellt der Verf. nun als Eintheilungsgrund der Gifte auf, geht dieselben nach dieser Eintheilung einzeln durch und begleitet sie mit einer Symptomatologie und allgemeinen Therapeutik. Bey der letztern verfährt er nicht bloß dynamisch, sondern auch und fast mehr chemisch; z. B. bey den Giften für das Nervensystem empfiehlt er Säuren, als welche einen eigenen Bezug zu den Krankheiten von denselben zu haben scheinen. (Das ist an sich selbst schon so, wie es ist; aber es wird besonders noch viel dabey auf den Verlauf von Zeit ankommen, seit welchem das Gift im Körper ist. Es läßt sich kaum denken, daß ein Gift, welches schon längere Zeit verweilt, und beträchtliche Unordnungen im Körper und seinen Systemen erregt hat, durch chemisch gegenwirkende Mittel destruirt werden sollte.) Der V. kommt auch selbst darauf §. 62. zurück, und zeigt, daß man auf den (allgemeinen) Character der begleitenden Symptome Rücksicht nehmen müsse. Nur sind dabey manche Ausdrücke mit eingeschlichen, welche nicht immer auf ganz richtige, wenigstens nicht für durchaus gültig angenommene Vorstellungen zu deuten scheinen, z. B. der Typhus mit Erethismus fordere beruhigende und besänftigende Mittel. Das specielle Verzeichniß der abgehandelten G. übergehen wir, da der Verf. selbst dasjenige, wovon wir jetzt Rechenschaft gegeben haben, für das Wichtigste seines Buches hält. Wir haben aber auch dasselbe ziemlich vollständig gefunden. Sehr dem Geiste der Zeit angemessen ist es, daß der Verf. die starken geistigen Getränke Branntwein, Rum, Rack rc. zu den Giften rechnet, welches sie bey dem jetzt herrschenden Mißbrauche gewiß sind. Besonders hätte er dabey einer Sorte erwähnen sollen, welchen die Neger in Ost- und Westindien Mordteufel nennen. Noch einem Gifte haben wir umsonst gesucht, welches in Indien, als die Waffe beleidigter rachsüchtiger Frauen fürchterlich ausgeschrien ist und wovon in mehreren Reisebeschreibungen, neulichst noch in de Jongs Reise nach dem Vorgebirge d. g. Hoffn. 2 Bd. S. 28 ff. Vieles vorkommt. Wir hätten gewünscht, der Verf. hätte Untersuchungen darüber angestellt. In der That müssen wir aber gestehen, daß uns

diese Schrift wohl gefallen hat und daß wir sie allen Aerzten empfehlen zu können glauben.

Mz.

## Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Tablettes d'un Amateur des Arts, contenant la Gravure au Trait, des principaux ouvrages de peinture, et de sculpture, — en Allemagne, par le Cheval. de St. Paterne. 1804. 8. Livraison 1: 6. (Der Jahrgang von 12 Lieferungen 4 Rthl.

Obwohl eigentlich Werke, die in Sprachen des Auslandes gedruckt erscheinen, dem Plane dieser Bibliothek nach, von der Anzeige in derselben ausgeschlossen sind; so verdient dieses Unternehmen eine Ausnahme, weil es in einer deutschen Residenz seinen Ursprung nimmt, und zum Theil von deutschen Künstlern ausgeführt wird.

Jedes Monatsstück enthält die kurze Beschreibung und den Umriß von vier sich durch künstlerischen Werth auszeichnenden Gemälden und Kupferstichen. Der Text ist in einem reinen französischen Style geschrieben; zeigt vom Kunstgefühl des Anfertigers, und giebt, so weit dieß mit wörtlicher Beschreibung thunlich ist, einen richtigen Begriff von dem in Rede stehenden Kunstwerke. Die Umrisse, welche größtentheils ein geb. Nürnberger Hr. Haller von Hallerstein, gefertigt hat, sind mit Sauberkeit gearbeitet, und verdienen, wenn man auf den engen ihm vorgeschriebenen Raum, wie billig, Rücksicht nimmt, alles Lob.

Gk.

1. Neueste deutsche Blumenlese für Freunde des Wahren, Guten und Schönen. Wien, bey Camesina. 1803. 20 B. 8. geheftet 1 Rthl. 12 gr.

2. Erst-

2. Erstlingsfrüchte der Dichtkunst von J. F. W. Krebs. Berlin, bey Barth. 1804. 8.

Nr. 1. ist eine Zusammenraffung von Gedichten berühmter und unberühmter, gefeyerter und namenloser Poeten, wozu auch noch eine Beymischung von soi-disant Gedichten kommt, denen man zuviel Ehre erzeigen würde, wenn man sie mittelmäßig nennen wollte. Z. B. Reimereyen wie diese S. 200.

Freude nährt die schönsten Triebe
Macht die Herzen sanft und weich,
Wo sie wohnt, da wird die Liebe
Schnell an edeln Thaten reich.

Dergleichen Verse macht ja jeder Casual-Poet an Hochzeiten und Namenstagen.

Nr. 2. Ist leicht versificirte waßerreiche Prosa, welche sich in breiten Bächen ausgießt. Es scheint, als ob die muthwilligen Najaden ganze Nonen in Wolkenbrüchen niederstürzten. Der Tod wird z. B. S. 10 so haranguirt.

Tod, du bist so *bitter*,
Alles flieht vor dir,
Kinder, Bräute, *Mütter*
Forderst du von hier.

Wo du Leben *spürest*
Würgst du ohne Scheu;
Mädchen du (sollte man nicht denken, der Tod wäre ein Mädchen) entführest,
In des Lebens Mai.

Greis und Jüngling gelten
Gleich dir, harter Mann,
Und für beßre Welten
*Wirbst* du alles an.

Und so muß sich der Tod noch 8 Strophen hindurch wacker aushunzen lassen, dafür daß er thut, was seines Amts ist. — Unsere Leser erlassen uns gewiß gern mehrere Probestückchen aus dieser gereckten Musterkarte.

Wer will doch nicht heut zu Tage alles den Pegasus besteigen? Unsern Krebs würfe selbst ein Klepper herunter! —

Za.

Hilarion, oder das Buch der Freude. Aus fremden und eigenen Schriften gesammelt von dem Verfasser des Zauberers Angelion. Leipzig, bey Gräff. 1804. 350 S. 8. 1 Rthl.

Der Inhalt ist eben so verschieden, als die Zahl der poetischen und prosaischen Aufsätze, die hier geliefert werden, deren Zahl sich über hundert beläuft. Außer mehreren Ungenannten, unter denen sich vermuthlich auch der Herausgeber befindet, haben hierzu Pockels, Zachariä, Eulogius Schneider, Addison, Göking, Blumauer, Benkowitz, Voß, Musäus, Gellert, Lichtenberg, Gleim, Kosegarten, Kotzebue, Schiller, Kästner, Uelzen, Claudius, Münchhausen, Flögel, Fülleborn, Nicolai und Matthisson, das Ihrige beygetragen oder vielmehr beytragen müssen. — Dieses Buch ist zunächst für Unglückliche bestimmt, die Stärke genug haben, Entfernung von ihrem Kummer zu suchen, und durch fröhliche Bilder, die ihren Blick auf zerstreuende Gegenstände lenken, sich zu erheitern. Dann aber auch für glückliche und frohe, um sie noch froher zu machen, oder den Dämon des Mißmuths sogleich zu verbannen, wenn er sich einstellen will; und endlich für solche, die gern eine geistreiche und fröhliche Unterhaltung in Gesellschaften verbreiten, und sie zu Scherz und Lachen zu bestimmen wünschen. Dieses ist dasjenige, was der Sammler als Absicht seiner Sammlung in der Vorrede angiebt; eine Absicht, die durch ein so ohne Geschmack zusammengesetztes Ragout wohl schwerlich erreicht werden dürfte; denn alte und neue, schöne und mittelmäßige, witzige und witzig seyn sollende Stücke wechseln hier mit einander ab — Die Ungenannten scheinen keine unwichtige Ursachen zu ihrer Anonymität gehabt zu haben.

Hr.

*Markus Akenside's* Vergnügen der Einbildungskraft. Ein Gedicht in drey Gesängen; aus dem Englischen in der Versart des Originals übersetzt von *August von Rode*. Berlin, bey Mylius. 1804. 118 S. gr. 8. 16 gr.

Aken-

Akenside's Lehrgedicht, the pleasures of imagination, verdiente, seines wahrhaft poetischen Stoffs, der phantasiereichen Ausführung desselben, und der vielen malerischen Schilderungen wegen, die es enthält, wohl eine des Originals würdigere Uebersetzung in unsere Sprache, als Rec. bis jetzt kennen zu lernen, Gelegenheit gehabt hat. Eine solche ist die obenstehende. Einverstanden mit dem Geiste des englischen Dichters, empfänglich für seine Schönheiten, und vertraut mit dem Genius der Sprache, aus der und in die er übersetzte, verbindet Hr. v. Rode in der Nachbildung desselben das Verdienst der Treue mit dem Verdienste ästhetischer Schönheit. Rec. hat sie daher mit Vergnügen gelesen; obgleich er gestehen muß, daß er die Vorliebe des Uebersetzers für das Gedicht selbst nicht theilt. So wenig seine Phantasie zu den kühlen gehört, so lebhaft er sich in die Regionen der Phantasie zu erheben vermag, so geschäfftig er selbst schon mehr, als einmal, in dieser Wunder- und Zauberwelt sich umhergetrieben hat: so treibt ihm Akenside dieß Phantasiespiel doch gar zu üppig und schwelgerisch, so giebt er in seinem Gemälde allzugrelle Lichtmassen, und die nur hellen Farben desselben fließen allzu bunt, blendend und schimmernd in einander, als daß Rec. lange, dauernd und wohlbehaglich vor ihm verweilen könnte. Sein Blick fühlt sich ermüdet, sein Geist ermattet, und, erst nach langen Erholungen, kann man mit Gefallen den Genuß wiederholen. Die Ursach ist: seine Phantasie findet bey der Lektüre dieses Gedichtes nirgends einen Ruhepunkt. Rastlos im Schwung erhalten, erlahmen unwillkührlich ihre Flügel, und, immerfort durch Höhen und Tiefen gejagt, unaufhörlich vor brennender Mittagshitze vorwärts getrieben, nirgends, einem kühlenden, schattenden Plätzchen begegnend, erliegt sie allen den blendenden Erscheinungen um sie her, verschmachtend und nach Erquickung lechzend.

Dieß alles hindert indeß Rec. nicht, dem Dichter sein Recht widerfahren zu lassen, und anzuerkennen, was er dem ungeachtet vortrefflich gemacht hat. So erklärt er denn auch diese neue, wohlgerathne Uebersetzung desselben für ein schätzbares Geschenk, und empfiehlt sie mit Vergnügen allen Freunden der Dichtkunst. Mögen folgende Proben aus dem ersten Buche ihr Verlangen zu einer nähern Bekanntschaft reizen! S. 14.

Doch

Doch siehe! Nahend in *holdsel'gem Pomp*
Verlangt die Schönheit Antheil am Gesang,
Den ihre Reitz' einflößsen. Dir zum Preise,
O Göttliche, ergiesset sich mein Lied,
In sanftem Strome. Dich, o Schönheit, beten
Pallast, es beten Hütten deinen Glanz
Mit Inbrunst an. Du, bess're Sonne, stralest
In das entzückte Herz beständig Liebe,
Und wundervolle Harmonie und frohe
Begeisterung Des Himmels herrlichst Kind,
Wie soll ich deine Züge schildern? Wo
Zu deiner Rosenblüthe Farben finden?
Durcheile, mein Gesang, denn der Natur
Gefilde! Auf und sammle jeden Reitz,
Und jede Lieblichkeit, die sammt der Erde,
Aus ihrer Fülle Luft und Wasser bieten,
Dein *kühnes* Werk zu schmücken. Willst du mit
Dem Herbst zu den attlant'schen Inseln fliegen,
Hesperien mit ihm durchschweifen, und
Im Golde jeden Zweig, den seine Hand
Berühret, prangen sehn? wo nur den Boden
Mit heil'ger Spur sein Fuss bezeichnet, Trauben
In Reife schwellen; jeden Hügel, wie
Im Glanz des Abendhimmels hoch erröthen
Sehn? Oder senkst dein schweifendes Gefieder
Du lieber dort, wo, gleitend durch den Schatten
Der theuren Tochter, in der Fluten Spiegel
Das Anmuth reiche Tempe Peneus zeigt?
Dich Tempe, Lieblingsaufenthalt der Götter
Des Walds, der Nymphen, Faunen; wo vertraulich
Am schattigen Gestad', im goldnen Alter
Mit Pan sie scherzten, *weil* im frohen Reigen
Zephyre sanft sie kühlten, und die Hand
Der jungen Horen sie mit Blüthenduft
Mit Thau und Frühlingswonne übergoss.
Verweigern wird dir Tempe seine Blumen
Nicht; die Hesperschen Früchte nicht vor dir
Ein schlummerloser Drache hüten. Dann
Versammle deine Schätz' in jener Laube
Dort, wo die reizende Dione thront;
Und stimm die süssten Weisen an, dass willig
Die englische Gestalt sich zu dem Bilde
Der Schönheit leih'! Hierher, o Holde, wende
Den Schritt! Hierher die heitre Stirn! Dein Auge
Verbreit hier seines blauen Himmels Licht;
Und milde Lüfte wehn die goldnen Locken
Auf, dass im Spiel, den weissen Marmornacken
Umflatternd, sie den blüh'nden Reitz der Wangen
Enthüllen, und den kleinen Rosenmund,
Wo siegend Lächeln, Wollust, süss wie Liebe,
Gepaart mit Unschuld und mit Weisheit, im Verein
Das Herz bestricken!

Je

Je üppiger, bilderreicher und farbenwechselnder diese Stelle ist; desto schwieriger war ihre Uebertragung in eine andere Sprache. Noch schwieriger stand es um die Nachbildung der Anmuth und des Wohllautes, durch die sich im Originale Sprach- und Versband so hervorstechend auszeichnen; am allerschwierigsten aber machte diese Uebersetzung der verschwenderische Reichthum von malerischen Epitheten, mit dem Akenside, wie überall, auch hier sein Gedicht ausgestattet hat. Dennoch gelang Hrn. von R. die Nachbildung größtentheils; nur hier und da steht sie dem Urbilde nach, und drückt, wie Rec. dünkt, nicht ganz unrichtig Sinn und Geist desselben aus. So entspricht »der holdseelige Pomp« gleich in der ersten Zeile schwerlich dem englischen smiling pomp. Unstreitig wäre — denn was denkt man sich bey einem holdseeligen Pompe? — Anmuthsfülle, der treffendere Ausdruck. Und in der Zeile: »Dir zum Preise ergießet sich mein »Lied« fehlen zwey gar nicht überflüssige Beiwörter, sie sollte heißen:

— — — — — Zwanglos (freely flowing)
sich ergießend.
Zu deinem ew'gen (immortal) Preise tönt mein Lied,

Eben so steht weiter unten, statt bemooste Hütten (mossy roofs), bloß Hütten; statt: der Natur weites Gebiet (wide expanse) nur Gefilde der Natur. Und warum ist »dein liebliches« Werk (lovely work) durch das unpassendere kühnes Werk gegeben? Warum das charakteristische langhing, lachend dem Herbste abgeknipst worden? Unstreitig trägt der Zwang des gewählten Sylbenmaaßes die Schuld. Nur diesem kann, in folgender Stelle die Verdeutschung des englischen while durch weil gehören, das offenbar durch indeß hätte gegeben werden müssen.

. . — — — — Wo vertraulich
Am schattigen Gestad' im goldnen Alter
Mit Pan sie scherzten, (die Götter!) weil in frohen Reigen
Zephyre sanft sie kühlten.

Aber sollte mit mehr Vertraun auf seine Kräfte Hr. von R. diesem Zwange nicht haben trotzen können? Wirklich bleibt er durch dieß Mißtrauen hier mehr hinter seinem Urbilde zurück, als er es, vermöge der in ihm wohnenden Kraft, gedurft hätte. Man urtheile selbst, Akenside singt:

— — — — while round their *choral steps*
Young hours and *genial* gales whit *constant* hand
Schowr'd blossoms, odours, schow'rd ambrosial dew,
And *springs* Elysians Blooms.

Ganz verloren gegangen sind für den deutschen Leser die *chorals steps*, die *genial* gales, die *constant* hand und das *springs* der elysischen Blumen. Hätte nicht folgender Versuch sich dem englischen Urbilde getreuer angeschmiegt?

— — — — indeß rings um ihn
Tanz junge Horen reihten, leichte Weste
Der Blüthen-Duft', ambrosia'schen Thau
Aus reger Hand herniederströmten, und
Rings um sich her Elysium's Blumen lockten?

Doch genug. Diese kleinen Flecken werden von dem vielfach Gelungenen weit überwogen. Zum Beweise hier noch eine Stelle, S. 18.:

— — — — So sandte
Der Himmel Schönheit, als die Dienerin
Der Wahrheit und des Guten, in die Welt;
Denn Wahrheit, Güt' ist eins, und Schönheit wohnet
In ihnen, sie in ihr, zu gleichem Theil.
Warum, ihr Erdensöhne, wollt ihr denn
Dieß Band zerreißen? Was verfolgt ihr *gierig*
Das Werk der *Schwärmerey*, die Flatterfreuden,
*Womit die trügerischen Scenen prangen*,
Wo Schönheit nur zu wohnen scheint? und forschet
Nicht nach der ew'gen Wahrheit Weihe, nach
Des Guten zuverläss'gem Stempel, um
Von Thorheit euch zu retten? Fehlen diese,
Sieh! so verwelkt in euren Armen Schönheit,
Und mit euch treibt, durch Kindertand euch täuschend,
Die Phantasie ihr Spiel.

Hier scheint Rec. nur das whit a rash, imperfect aim (mit unbesonnenem, nicht'gen Streben) zu schwach durch gierig ausgedrückt, und er glaubt, daß die Zeilen des Originals:

— — — whit wich the *hand*
Of *lavish* Fancy *paints* each flatt'ring scene,
Where beauty seems to dwell u. s. w.

noch vollständiger, so hätte ausgedrückt werden können:

— — — — — womit
Die Hand der zügellosen Phantasie
Die trügerischen Szenen zeichnet; wo
Die Schönheit nur zu wohnen scheint.

Alles Uebrige ist glücklich und gelungen übergetragen.

In-

Interessant sind die mit großem Fleiße gesammelten Nachrichten von des Dichters Leben in der Vorrede, und die Aufstellung der Urtheile von mehreren englischen Kunstrichtern über seinen poetischen Charakter. Auch die die Uebersetzung beschließenden Anmerkungen gewähren eine anziehende Lektüre, und zeugen, wie die Dollmetschung selbst, von dem feinen Schönheitssinn und dem richtigen Geschmack ihres Urhebers.

Be.

# Theater.

Scherz und Ernst. Ein Spiel in Versen, von J. L. Stoll. Berlin, bey Unger. 1804. 5½ Bog. gr. 8. 12 gr.

Als Nachspiel, als belustigende Zugabe, mag die gereimte Komödie immer wieder ihre Stelle auf unsern Bühnen erhalten. Wir fordern hier weder eine bedeutende Handlung, noch Charakterdarstellung im strengen Sinne; weder vollkommnen Lebensspiegel, noch große Täuschung. Wir lassen uns genügen, wenn wir nur ergötzt, nur zum Lachen gereizt werden, ohne uns viel darum zu bekümmern, ob auch alles in der Regel ist, was vorgeht? oder, auf welchem Wege der Dichter seinen Zweck, uns zu belustigen, erreicht? Genug, wenn er es dahin bringt; genug, wenn, was er uns zum Besten giebt, nur nicht gegen alle Wahrscheinlichkeit verstößt, uns nicht auf Kosten des Geschmacks und des gesunden Menschensinnes unterhält. Aber mehr, als eine Kleinigkeit in einigen Szenen, darf eine solche gereimte Posse auch nicht seyn, wenn unsre Illusion erregt werden, und unsere Unterhaltung dauern soll. Wir müssen in dieser gereimten Welt gleichsam nicht zur Besinnung kommen, und sie muß ein Ende haben, ehe wir darüber reflektiren können. Von dieser Art ist gegenwärtiges Spiel in Versen. Eine kleine närrische, wiewohl nicht neue Intrigue, und ein spannenlanger Raum, in dem sie sich bewegt; dabey eine ziemlich leichte Versifikation, werden es, rasch und lebhaft gespielt, nicht ohne Vergnügen ansehen lassen. Wenigstens hat Rec. schon durch das bloße Vorlesen desselben in mehr als einem gesell-

gesellschaftlichen Zirkel, diese Wirkung hervorgebracht, wobey doch die noch ungleich größere Täuschung durch die Augen gänzlich verloren gieng. Wie viel bey dieser freyen Bearbeitung eines französischen Originals (Défiance et malice von Dieulafoy) Hrn. Stoll gehört, kann Rec. nicht entscheiden, da er jenes nicht kennt; aber das Verdienst einer zwanglosen Uebertragung im Ganzen, muß er ihm zugestehn. Es fehlt allerdings dem Dialoge nicht an holprichten Zeilen und harten Reimen; aber mehrere Parthien sind auch mit Glück versifizirt. Von den letzten mögen hier einige zur Probe stehen:

S. 15.

Man sagt, empfänglich sey für Lieb' ein Weiberherz,  
Sie lieben, ja, doch was? Musik und Tanz und Scherz,  
Klein spielen sie vergnügt mit Puppen und Geräthen,  
Und größer muß der Mann des Spielwerks Platz vertreten.

S. 46.

Die Weisheit für das Weib liegt nicht in dunklen Sätzen,  
Verschließt kein todtes Buch, und jede kann sie schätzen;  
Sie lehrte sie noch nie der Schönheit Zauberkreis,  
Wie reizender ist sie, wenn sie sie selbst nicht weiß!  
Sie schloß sie nimmer aus von ihren schönen Pflichten,  
Sie lehrt sie liebevoll und eifrig sie verrichten.

———

Sie reicht uns keinen Kranz, worin uns Dornen stechen,  
Von Spitzen andrer Art will ich nicht einmal sprechen.  
Die Blume, die sie schenkt und duftend uns ergötzt,  
Raubt sie mit zarter Hand, den Stachel, der verletzt.

S. 48.

Die Weisheit für den Mann, liegt auch in seinen Werken;  
Sie ist kein Plagegeist, der die Geliebt' umschleicht,  
Und grausam jedes Glück durch Zweifel, ihr verscheucht.  
Kein leeres Wortgepräng, womit die Schule prahlet,  
Sie ist ein göttlich Licht, das wärmet, wo es strahlet;  
Ist seine Führerinn, als Gatte und als Mann,  
Nie machte Eifersucht den Weisen zum Tyrann.  
Er zwingt durch Edelmuth das Weib, die Treu zu schätzen,  
Quält sie mit Vorwurf nicht, mit sklavischen Gesetzen.  
u. s. w.

S. 74.

Leicht wäre es, weise seyn, gäb' es nur keine Weiber:

Die

Die Seele machte Gott, der Teufel unsere Leiber.

— — — —

Es drückt ein schweres Joch das schwächere Geschlecht,
Es geht wie überall, Gewalt gilt hier für Recht,
Wir haben zum Ersatz der List versteckte Waffen,
Die Männer machten sonst uns gar zu viel zu schaffen.

Die zwey Emilien. Drama in vier Aufzügen. Nach dem Englischen. Tübingen, bey Cotta. 1803. 9 Bog. 8. 16 gr.

Ein tolles Gewebe von höchst unwahrscheinlichen und abentheuerlichen Vorfällen, in denen das blinde Schicksal Verstand- und Sinnlos waltet, also ein Fatumsdrama im neusten Geschmacke. Wenn dabey wirklich ein englisches Stück zum Grunde liegt: so spukt leider! auch auf der brittischen Bühne, zum Schaden der ächtdramatischen Kunst, das antike Gespenst der eisernen Nothwendigkeit. Aber der Bearbeiter hätte sehr wohl gethan, uns mit dieser Ausgeburt einer aberwitzigen Phantasie zu verschonen, da auch nicht einmal irgend eine Schönheit des Details uns für den Unsinn der Fabel entschädigt. Karrikaturen werden hier für Charaktere, und Schwulst und Plattheiten für Dialog verkauft. Eine Miß Fitzallen und ein Marquis Leonor, die Hauptschicksalspersonen, die erste ein weiblicher Dragoner und ein Ausbund von List, Bosheit und Tücke; der letzte ein winselnder, jammernder, unmännlicher Weichling, ekeln und langweilen wechselsweise den Leser oder Zuschauer an. Zu ihnen gesellt sich ein flacher Weichling, ohne Wärme und Herzlichkeit, Herzog von Aberdeen, den ein rechtlicher Zuschauer mit Nußschaalen vom Theater jagen müßte. Nicht minder charakterlahm ist das übrige Personale. Von dem Schwulste des Dialogs, wenn er sich erheben will, mag der Leser aus folgenden Pröbchen urtheilen.

S. 5. ist von der Vergänglichkeit der Schönheiten in dem bunten Blumengeschlechte die Rede. »Vielleicht,« heißt es von ihnen, »sind diese mannichfaltigen Formen, diese Schönheiten, die letzten Kräfte des entfliehenden Lebens, die der hinaufsteigende Götterfunke nicht mehr braucht, und dessen bunter (?) Athem sich noch an etwas hält, nach etwas bildet, bis es die Kunst ergreift.« — »Deine Schmähungen

hungen werfen dich selbst, wie das Schiff, das der Sturm gegen die Felsen schleudert.« — »Möchten meine Thränen sich zu Wolken anhäufen, auf denen du dich zu deiner Freundinn wölltest herniederlassen.« — »Das Brausen eines herabstürzenden Stromes kann die Stimme des Hülferufenden nicht so übertönen, als das Toben meines Blutes mir die Deinige verhallen läßt.« — »Leider ist der erhöhte Zustand unsrer Seelen gegen die Weltbegebenheiten, wie ein zu großer Aufwand gegen dürftige Einnahme, überall kommt man, wie bey dieser, zu kurz. —« Genug. Der Plattheiten ist gar kein Ende.

Be.

**Die eiserne Larve. Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Heinrich Zschokke. Bayreuth, bey Lübecks Erben. 1804. 18½ Bog. 8. 1 Rh.**

So zweydeutig es auch um die historische Wahrheit des Stoffs aussehen mag, der diesem Trauerspiele zum Grunde liegt: seine Tauglichkeit zu einer dramatischen Bearbeitung, läßt sich ihm schwerlich abstreiten. Der unglückliche Eingekerkerte hat um so mehr tragisches Interesse, je mehr er zu einem glänzendern Loose geboren war, je mehr seine persönlichen Eigenschaften ihn eines bessern Schicksals würdig machten. Rec., der die Memoiren, aus denen Hr. Z. schöpfte, nicht kennt, weiß nicht, wie viel seine eigne Erfindung an der Darstellung des Charakters seines Helden Theil hat. Genug, er erscheint hier als ein Mensch, der durch stille, aber nicht unthätige Duldung, durch Adel des Geistes und Herzens, durch heiße Leidenschaft für eine Geliebte, durch scheulose Freymüthigkeit und Unerschrockenheit in Gefahr anzieht und Theilnahme erregt. Nur verdirbt seine ungeheure Leichtgläubigkeit an die ihm vorgespiegelte Befreyung aus dem lebendigen Grabe der Bastille, die unglaubliche Blindheit, mit der er in die ihm so plump gestellte Falle läuft, Alles wieder. Gar zu leicht folgt er den Lockungen der unglaublichsten Hoffnung, den Ueberredungen der Liebe, um nicht durch dieses Ausarten seines sonst so gesunden Verstandes in Blödsinnigkeit, durch dieß sein so unüberlegtes Sichhinabstürzen in die wahrscheinlichste Gefahr unser Mitleiden für ihn zu schwächen.

Auf Unwahrscheinlichkeiten kam es indeß Hrn. Z. überhaupt nicht an. Es giebt deren mehrere in seinem Drama. Eine der auffallendsten ist der Betrug, den Laurette, die Geliebte der eisernen Maske, dem Gouverneur der Bastille, und dem Minister des Königs, Louvois, spielt. Der Gefangene wird nur von Blinden in seinem Kerker bedient, damit auch jede Möglichkeit, den Verlarvten zu erkennen, unmöglich gemacht werde. Laurette erfährt, daß der Gouverneur, mit Einwilligung des Ministers, einen gebildeten Gesellschafter für seinen Gefangnen sucht; doch muß er, wie seine beyden Aufwärter, des Lichtes seiner Augen beraubt seyn. Sogleich entschließt sie sich, ihr Geschlecht in männlicher Kleidung zu verbergen, und durch eine künstliche Verhüllung ihrer Augen, sich dem Gouverneur als den verlangten Blinden vorzustellen. Der Betrug gelingt, gelingt selbst bey einer nähern Untersuchung ihres vorgegebnen Zustandes. Weder ihr Geschlecht, noch ihre falsche Blindheit werden entdeckt. Noch mehr, die künstliche Blinde ist des Gouverneurs Nichte, die er öfter gesehn und gesprochen hat, die sein Liebling gewesen ist, und dennoch erkennt er sie nicht. Ja, verrathen, als sehend und als Weib und Gattinn des Gefangnen erkannt, läßt man sie dem Eingekerkerten. — Welche hohe Unwahrscheinlichkeit! Indeß ist nicht zu leugnen, daß diese Unwahrscheinlichkeit ein paar rührende und gelungene Situationen veranlaßt, und so söhnet man sich gern mit ihr aus.

Ueberhaupt hat der Verf. aus seiner Laurette einen vorzüglich anziehenden Charakter gemacht. Schwärmerische Liebe, Selbstaufopfrung und unwandelbare Treue, mit sanfter, hingebender Weiblichkeit vermählt, sprechen in der Darstellung dieses Charakters freundlich an, und lassen gewiß, weder Leser noch Zuschauer, ohne Theilnahme.

Historischwahr zum Theil freylich, aber doch, als dramatischer Charakter, viel zu hart, grell und zurückstoßend, hat der Dichter den Louvois gegeben. Dieser grobe Eigennutz, diese eiskalte Herzlosigkeit und Gemüths-Stumpf- und Dumpfheit; diese völlige Entfremdung von Gewissen und Moralität, mit der Louvois den königlichen Kuppler, den Meuchelmörder macht, empören und ekeln an. Dazu kommt noch, daß er von Seiten des Kopfs nicht einmal eine bril-

lante Rolle spielt; daß er sein Handwerk der Intrigue nur sehr schlecht versteht, und so plumpe Fallen stellt daß nur Leichtsinn und Blindheit in ihnen gefangen werden konnten.

Mit der Sprache dieses Trauerspieles steht es viel besser, als in Hrn. Z. frühern Dramen. Nur wenige Stellen haben den alten Fehler der Schwulst und Grotesheit. Größtentheils ist der Ton ganz natürlich und mundgerecht; aber nirgends springt er auch hervor, nirgends zeichnen ihn Würde, Kraft und Energie aus.

Pl.

Ponce de Leon. Ein Lustspiel von Clemens Brentano. Göttingen, bey Dietrich. 1804. 17½ B. 8. 1 Rk.

Es ist aus den frühern Schriften dieses Anhängers der allerneuesten Poesie, z. B. dem Godwi, dem G. Wasa u. a. m., sattsam bekannt, daß er sich bemüht, auf den Tiek-Bernhardischen Pfaden zu wandeln, d. h. seine Personen albernes Zeug reden, und kindische Wortspiele lallen zu lassen. Das geschieht denn auch hier, wo uns eine Nachgeburt des Zerbino und der Genovefa zum Besten gegeben wird. Da vernimmt man den Nonsens wie folgt: S. 119. »Es ist mir, als wäre ich in der neuen Welt, auf einer »Entdeckungsreise, da habe ich nun einen schwarzen Sing- »vogel. Was abreist (sic!) sind Naturalien, die ich »gleich nach Haus ins königl. Kabinet schicken muß, weil »sie sich nicht lange halten. Wahrlich! die Tante ist schon »sehr unscheinbar, und der Hausmeister — immer besoffen!«

Was bedarf man da weiter Zeugniß?

K.

Dramatische Szenen zum geselligen Vergnügen, von August v. Thümmel. Erstes Bändchen. Mit 1. Kupf. Koburg und Leipzig, bey Sinner. 1804. 17 B. 8. 1 Rk.

Der

Der junge Schriftsteller, der hier auftritt, ist der Sohn eines zu berühmten Vaters, um nicht für seine Talente ein gutes Vorurtheil zu erregen. Auch ist in den vorliegenden Kleinigkeiten, größtentheils dramatisirte Sprichwörter, eine leichte Darstellungsgabe nicht zu verkennen. Nur vermißt man in ihnen Reichthum der Erfindung, Energie der Charaktere und Feinheit der Diktion. Auch für dramatische Bagatellen ist die Handlung doch allzudürftig, und die Charakteristik zu oberflächlich, um theatralisch wirken zu können. Sie sind, ein einziges ausgenommen, nur Fragmente zu Dramen, kein eigentliches Ganze, was doch auch die kleinste Kleinigkeit dieser Gattung, wenn sie vorgestellt werden soll, seyn muß. Die zu Grunde gelegte Fabel bleibt unentwickelt und gleichsam in der Mitte stehen. Mehrern Situationen läßt sich zwar das Komische nicht absprechen; aber das zu Ueberladne schadet dem Effekte. Mit dem Witze des Verfassers hat es dieselbe Bewandtniß; er streift oft ins Grelle über, und wird zuweilen zum Spaße, der auch einem gebornen Lacher widersteht. Nur in dem letzten Versuche dieser Sammlung, Weiberlist geht über Alles, enthüllt der junge Dichter ein glückliches Talent für die komische Bühne. Eine drolligte, lebhaft ausgeführte Fabel, belustigende Situationen, gutgezeichnete Charaktere und ein gefälliger Dialog, voll närrischer Einfälle, zeichnen diese kleine Posse aus. Um ihrentwillen darf Rec. mit Fug und Gewissen den jungen Mann zu fernern Uebungen in dieser Dichtungsart aufmuntern, und hoffen, er werde uns künftig mit schriftstellerischen Gaben erfreuen, die des berühmten Namens, den er trägt, würdig sind.

Pl.

J. F. Jüngers theatralischer Nachlaß. Erster Band, 36 Bogen. Zweyter Band, 39 B. Aechte Ausgabe. Regensburg, bey Montag und Weiß. 1804. 8. 3 Rh. 16 K.

Des verewigten Jüngers ausgezeichnete Talente für den komischen Roman und das Lustspiel sind wohl keinem Zweifel unterworfen. In beyden Fächern der schönen Literatur hat

er sich, als einen vorzüglichen Schriftsteller, gezeigt, und durch mehr als ein Produkt seiner heitern Phantasie und glücklichen Darstellungsgabe, dem Kenner, wie dem Nichtkenner, befriedigende Unterhaltung gewährt. Unsere an wahren Lustspielen so arme Bühne, dankt ihm manchen schätzbaren Beytrag, und es war eine Zeit, wo diese Ergießungen seiner Laune zu den Lieblingsgenüssen unserer Theaterfreunde gehörten. Mehrere davon würden es auch noch seyn, wenn der Geschmack des deutschen Publikums nicht das wetterlaunigste Ding von der Welt wäre. Er allein ist Schuld, daß, zum Beyspiele, der Strich durch die Rechnung, der Revers und die Entführung sich nicht in ihrem verdienten Beyfall erhalten haben. Leider! gilt bey unsern Theaterbesuchern nur das Neue, nicht das Gute. Der größte Theil dieses Völkleins ist, im eigentlichsten Sinne des Wortes, Zuschauer, es will nur schauen und nichts, als schauen. Diese Schaugierde aber findet bey Jüngern nur geringe Nahrung. Wer in einem guten Lustspiele mehr sucht, als joviale und humoristische Charaktere, lebhafte komische Situationen, rosenfarbene Laune, leichte Fröhlichkeit, neckenden Spott, gutmüthigen Witz, und geschmeidigen, prunklosen Dialog; wen nur Karrikaturen zum Lachen reizen, wem es nur um spanische Durchkreuzung und Verwicklung der Handlung zu thun ist, wer dick aufgetragene Farbenmischung, schneidenden Spott, gallsüchtigen Witz, flimmernden und schimmernden, nach Wortspielen haschenden, bunten Seifenschaum treibenden Dialog liebt, dessen Mann kann der Verewigte freilich nicht seyn. In der bessern Zeit des deutschen Geschmacks — und in ihm gab J. uns das Beste seines Talentes — war das freilich anders. Aber damals gab es auch noch keine neuästhetische Schlegel-Tieksche Schule; der ärmliche Spaß und die Geist- und witzlose Wort- und Silbenstecherey im Prinzen Zerbino, wurden uns noch nicht, als Humor, angepriesen; auch hatt uns Herr A. W. Schlegel noch nicht mit seinem kahlen, matten Reimgeklingel, aus dem Spanischen ins Deutsche verwässert, heimgesucht, in der erbaulichen Absicht, unserm Lustspielgeschmack eine höhere Tendänz zu geben. Was uns indeß bey diesen Verirrungen des gesunden Menschenverstandes trösten muß, ist, daß es weder mit der Tiekschen Apotheose, noch mit der Schlegelschen Einführung der spanischen Leckerbissen recht hat glücken wollen. Prinz Zerbino modert

modert im Grabe der Vergessenheit, und die deutsch-spanische Aftergeburt hat kaum gelebt. Ein freudiger Beweis, daß es mit dem neuästhetischen Schwindel allmählich zu Grabe geht, und die Vernunft wieder ihre alten Rechte gewinnt. So werden wir denn auch wohl einmal wieder in dem ächten Lustspiele zu lachen anfangen, für das Jünger ungleich mehr gethan hat, als in dem Vermögen besagter Herren steht.

J. war, als Lustspieldichter, Zögling aus der französischen Schule. Moliere, Destouches, Marivaux und Regnard dienten ihm zum Muster, und er strebte nicht selten seinen Vorbildern glücklich nach. Die oben genannten drey Lustspiele, vorzüglich die Entführung, erreichen wirklich einen hohen Grad der gaieté, die die französische Komödie so anziehend macht, und Leser und Zuschauer recht aus Herzensgrunde lachen läßt. Mit Vergnügen erinnert sich Rec. noch der Vorstellung derselben zu Leipzig, Wien und Berlin. Es waren fröhliche, genußreiche Abende, die sie ihm gewährten.

Bey dieser Gerechtigkeit gegen des Gepriesenen Talent und Verdienste, übersieht Rec. auf keine Weise, was seine Lustspiele, selbst die vorzüglichsten, noch Mangelhaftes haben. Fast allen liegt, nur mit veränderten Veranstaltungen und neuen Modifikationen, dieselbe Fabel zum Grunde; fast in allen kehren, ihren Hauptzügen nach, beynahe dieselben Charaktere wieder. List mit List im Streite, verliebte Intriguen, unvermuthete Queerstreiche und Entführungen, machen fast überall den Stoff, betrogene Vormünder und verschmitzte Mündel, hintergangene Väter und Oheime, verkleidete und Ränke schmiedende Liebhaber, neckende, muthwillige, in List und Gegenlist wohlgewandte Liebhaberinnen, und in die Handlung herrschend eingreifende Bediente sind beynah' überall die dramatis personae. Indeß waren doch alle diese wiederkehrenden Charaktere in der Behandlung nichts weniger, als einförmig. Seine blühende Phantasie, sein rascher, reicher Witz wußte ihnen immer eine Physiognomie zu geben, die durch mehrere neue Züge ihnen auch eine neue Anziehung gab.

Das gilt besonders von seinen verschmitzten Mündeln und Liebhaberinnen, denen er, trotz der Hauptähnlichkeit mit-

mit einander, doch immer eine gewisse Eigenthümlichkeit auf-
drückte, die uns vergessen ließ, daß wir nur alte Bekannte
sahen. Nur waren diese witzigen, höchstunterhaltenden Ge-
schöpfe nicht immer die sittlichsten. Der überströmende Witz,
mit dem er sie ausstattete, gränzte oft an unweibliche Ausge-
lassenheit; ihre Naivetät hatte oft die Physiognomie von
Mannsucht, ihre Verschlagenheit artete mehr, als einmal,
in nicht mädchenhafte Pfiffigkeit aus, und ihren Witz charak-
terisirte hier und da eine Derbheit, die aus einer weiblichen
Lippe immer zurückstößt.

Alle diese Mängel wurden jedoch von ihres Urhebers
wahrhafter Genialität überwogen. Seine reiche komische
Laune, sein immer thätiger Witz verdunkelten diese Flecken
hinlänglich. Nur in den letzten Jahren seiner schriftstelleri-
schen Laufbahn sank diese Genialität allmählig. Sein guter
Kopf, dem Wiener Hoftheater, und — wenn Rec. es sagen
darf — dem Wiener Geschmack verpachtet, ermattete in
Vielschreiberey, und ward so, nach und nach, seinem alten
Ruhme untreu. Jetzt begann eine Art Armuth in seinen Er-
findungen; Dürftigkeit der Handlung trat in seinen Lust-
spielen ein, der Dialog fing an das Hauptwesen derselben
zu werden, und nur die Leichtigkeit und Geschmeidigkeit sei-
ner Diktion, seine immer noch nicht erschöpften lustigen Ein-
fälle bedeckten einigermaaßen den Mangel an eigentlichem dra-
matischen Stoffe. Zwar kann man keinem dieser Produkte
eine übermäßige Länge beschuldigen; aber doch sind sie
durch den mit der Handlung selbst nicht in gleichem Ver-
hältniße stehenden Dialog zu lang. Ganze Szenen, zuwei-
len sogar ganze Akte werden bloß durch Gespräche fortgeführt,
ohne daß die Handlung weiter rückte; ein Fehler, der übri-
gens im Lustspiele, wie im Trauerspiele, zu den Schooßsün-
den unserer neuesten dramatischen Schriftsteller gehört.

Was nun gegenwärtigen Nachlaß, der in zwey Theilen
sechs Originallustspiele, drey Bearbeitungen nach dem
Französischen und ein Trauerspiel enthält, anlangt: so
erkennt man (mit Ausnahme des Trauerspiels) in jedem
hier gegebenen Stücke Jüngern; begegnet mehr, als ein-
mal, seiner alten Jovialität in Charakteristik und Darstel-
lung, seiner lachenerregenden Lustigkeit, seinem epigrammati-
schen Witze; doch nur selten seinem Geiste in der vollen
Kraft

Kraft seiner Gemählde. Zwar ist der Stoff hier mannichfaltiger, überlistete Vormünder und verschmitzte Mündel machen nicht mehr die Hauptpersonen, und die Bedienten mischen sich nicht mehr so herrschend in das Spiel. Aber mehr, als jemals, behauptet auch der Dialog über die Handlung den Vorrang, und die Charaktere entwickeln sich mehr durch Sprechen als durch Thun. Auffallender noch, als vorher, bezeichnet Ausgelassenheit und Derbheit den weiblichen Witz. Indeß muß man nicht vergessen, daß der Dichter vorzüglich für das Wiener Publikum schrieb, das diese Derbheit liebt; daß die Weiblichkeit dort — Rec. erkennt, wie billig die Ausnahmen — im Ganzen diesen Ton von dreister Lustigkeit hat; daß der Wiener weibliche Witz, ohne für unweiblich zu gelten, oft in dieses Uebermaaß aussprudelt; daß ein großer Theil der Damenwelt in der Hauptstadt des deutschen Reichs seine Liebhaber ohngefähr in dieser Manier behandelt, und seine Naivetät so stark, seine Denk- und Empfindungsart so frey und offenherzig äußert.

Dieß, als allgemeiner Tadel der vorliegenden Sammlung; denn, ins Detail gegangen, machen zwey der in ihr dem Publikum erhaltenen Originallustspiele eine rühmliche Ausnahme. Das eine beschließt den ersten Theil, und heißt: Die Charlatane oder der Kranke in der Einbildung; das andere ist das zweyte des letzten Theiles, und hat den Titel: Die Flucht aus Liebe. Den Vorrang unter beyden aber behauptet der Kranke in der Einbildung. Ohne die entfernteste Aehnlichkeit mit dem Molierischen Stücke dieses Namens, ruht doch Molière's Geist auf dieser Dichtung. Die Handlung ist voll Leben, die Charaktere bezeichnen Originalität und Laune; die Situationen sind voll komischer Kraft, und den Dialog belebt eine Fülle von Witz. Gut vorgestellt muß dieß Stück, trotz mancher Unwahrscheinlichkeit und den hier und da zu grell gerathnen Zügen, von lebhafter Wirkung seyn, und die Lachlust des Zuschauers immer rüstig und thätig erhalten. — Der Flucht aus Liebe liegt eine ächt komische Intrigue zum Grunde, und es entspringen aus ihr einige sehr belustigende Szenen. Auch fehlt es einzelnen Charakteren nicht an Jovialität, dem Dialoge nicht an Leichtigkeit und muntern Einfällen. Im Ganzen aber kommt es dem erstgenannten nicht an dramatischem Werthe bey. Eine hochwürdige weibliche Personage ist die darin vorgeführte alte Jungfer.

Ihre grelle Mannsucht macht sie nicht lächerlich; sondern ekelhaft. Auch geht das Komische in ihrer Wuth, französische Worte zu brauchen, die sie nicht versteht, also immer falsch anbringt, größtentheils dadurch verloren, daß der Zuschauer nicht immer errathen wird, welches eigentlich das rechte Wort wäre, dessen sie sich bedienen sollte. Weit glücklicher war hier der englische Dichter — Sheridan oder Cumberland, wenn Rec. nicht irrt — in seinem Lustspiele the Rivals, durch Boks Verdeutschung (die Nebenbuhler) auch unter uns bekannt. Seine Frau von Storwald setzt uns mit ihrer französischen Brockenwuth immer in's Klare; so wie sie einen Brocken der Art ausstößt, wissen wir auch gleich, welches ähnlich klingende Wort hier eigentlich an seinem Platze stände, und die komische Wirkung bleibt nicht aus. Bey dem Deutschen aber schwächt dieser Mangel an Aehnlichkeitsklang nicht nur das Lächerliche des Charakters; er bringt ihn auch um seine Natürlichkeit.

Unter den drey aus dem Französischen verdeutschten Lustspielen, das Recidiv, nach Marivaux, die beyden Figaro, nach Mervelly, und Figaro's Hochzeit, nach Beaumarchais, verdient das letzte wohl am meisten das Prädikat einer freyen Bearbeitung. Ohne der Lustigkeit des Stücks zu schaden, ist mancher zu üppige Auswuchs weggeschnitten, manche allzufranzösische Frivolität getilgt oder gemildert, die im Originale gegen Anstand und Sittlichkeit sündigen. Der Charakter der Gräfinn ist seiner Zweydeutigkeit entkleidet, und Almaviva's Verirrungen gegen das sechste Gebot in vorübergehenden Verirrungen einer lebhaften Sinnlichkeit gemildert worden. Die neuste Aesthetik dürfte diese sittlichere Darstellung freylich für höchst unpoetisch erklären. Wenn aber die höhere Anziehung eines Charakters auch die höhere Poesie desselben ist: so haben, nach des Recensenten Meinung, Rosinen's und Almaviva's Charaktere durch den Deutschen nicht nur nichts an Poesie eingebüßt; sondern sogar daran gewonnen.

Das Trauerspiel, Selim, in dieser Sammlung hätte dem Publikum immer vorenthalten werden können. Melpomene war nicht unsers Dichters Muse, und es kann schwerlich einen verunglückteren Versuch dieser Art geben, als diesen Jüngerschen. Flache Charaktere, kühle Situation, und matt-

mutterwitzige Diction, Alles vereinigt sich dieses trefflichen Komikers untragisches Genie zu beurkunden. Sein Trauerspiel ist durch nichts tragisch, als durch seine Verunglückung.

Wr.

## Allgemeine Weltgeschichte.

Geschichte der Römer unter den Imperatoren, wie auch der gleichzeitigen Völker, bis zu der großen Völkerwanderung, von M. D. G. Hübler, Konrektor am Gymnas. zu Freyberg, zur Fortsetzung seiner allgemeinen Völkergeschichte alter Zeiten. Erster Band. Freyberg, in der Craz- und Gerlachschen Buchhandlung. XVI und 344 S. gr. 8. 1 Rh. 4 gr.

Nur der Titel des Handbuchs der allgemeinen Völkergeschichte, welches mit verdientem Lobe aufgenommen worden ist, ist hier abgeändert, damit die Leser der vorliegenden Schrift nicht genöthigt sind, sich auch jenes anzuschaffen; der Plan ist derselbe, den der Hr. Verf. im erstern befolgt hat. Hier, wie dort, schrieb er zunächst für Leser, welche sich gern genauer in der alten Geschichte orientiren wollen, ohne doch die ersten Quellen selbst zu Rathe ziehen zu können; hier, wie dort, sind fast immer nur die Hauptresultate aufgestellt, und durch treffende Beyspiele erläutert; der Ton ist einfach und ruhig, und alle gelehrten Citaten sind mit Recht vermieden worden; auch diejenigen, welche man hie und da beygebracht findet, wie Tacit. German., Fr. Majer, Möser, oder gar Mannert rc., konnten füglich wegbleiben; es war schon hinreichend, wenn in der Vorrede im Allgemeinen auf diese Quellen aufmerksam gemacht wurde. — Dieser erste Theil besteht aus drey Abschnitten; der erste ist den Römern, der zweyte den Germanern, und der dritte den Parthern gewidmet, und enthält die Geschichte der ersten Periode, die sich mit dem Imperator Vitellius endet. Denn von da an, hört man von den germanischen Völkern eine geraume Zeit nicht viel mehr. Der zweyte Abschnitt erörtert

zuerst

zuerst die älteste Verfassung Germaniens, und dann die Geschichte der Kriege zwischen ihnen und den Römern, und die Veränderungen unter den deutschen Völkern, bis gegen das Ende des ersten Jahrhunderts. Hier findet man, wie billig, die richtigern, obgleich bey weitem noch nicht allgemeinen, Ideen des berühmten Mösers benutzt. Uebrigens sind die erzählten Fakten richtig, und man bemerkt fast überall theils Vollständigkeit, theils eine gute Auswahl der Materialien und treue Benutzung der Quellen. Der Styl könnte hie und da geschmeidiger seyn. S. 6. sollte an der Seite stehen 725 statt 252.

Itz.

**Ankündigung einer Schrift über historische Zeittafeln. Von J. F. Pries. Rostock, gedruckt in der Adlerschen Offizin. 1804. 37 S. 4. und ein Blatt Tabelle.**

Herr Pr. vermißt an dem Stoff unserer historischen Zeittafeln sehr oft planmäßige Auswahl, und an ihrer Form durchaus diejenige Festigkeit und Beharrlichkeit, welche den Gebrauch mehrerer chronologischen Tabellen verschiedenen Inhalts nothwendig erleichtern müßte. Die Vorzüge der Landcharten vor den Zeittafeln, hat, nach seiner Meinung, viel dazu mitgewirkt, daß die Geographie weit mehrere anzog als die Geschichte; daher müsse man den chronologischen Tafeln einen höhern Grad von Vollkommenheit zu geben suchen. — Wir unsers Orts glauben nun freylich nicht, daß die Geschichte durch Tabellen anziehender werden könne, wenn sie es durch sich selbst, und ihren geschickten Vortrag nicht schon geworden ist. Doch wollen wir die Vorschläge des Verf. gern anhören.

Er unterscheidet zwey Hauptklassen historischer Tabellen: für Lernende und für Gelehrte. In jenen sagt er, muß so stark als möglich auf das Auge gewirkt, und die Einbildungskraft dadurch in den Stand gesetzt werden, das Gedächtniß zu unterstützen. Die Zeit muß also nicht durch bloße Zahlen, sondern zugleich durch den Raum bezeichnet; Farben, Symbole, oder hieroglyphische Zeichen, und, falls sich dieß thun läßt, auch Bilder, müs-

sen

fen zum Ausdrucke des Historischen gebraucht werden. Deutlichkeit und Regelmässigkeit müssen zwey Haupteigenschaften derselben seyn. Alle Tabellen dieser Klasse müssen, im Ganzen genommen, Eine Form, Einen Totalhabitus behalten. Für diesen ersten Cursus sind Tabellen nothwendig, deren Substrat, (der bloße Grundriß der Zeit, eine gewisse Summe von Rechtecken, mit Zahlen bezeichnet) von den Begebenheiten, die es aufnehmen soll, getrennt ist. In Tabellen für Gelehrte hingegen, ist die Form der Materie unterzuordnen, und hauptsächlich nur darauf zu sehen, daß nie vergeblich, noch zu lange in denselben gesucht werden dürfe, und daß die Unbehülflichkeit des Formats das Nachschlagen nicht unbequem mache. Am richtigsten würde es unstreitig seyn, wenn man sie da anfangen ließe, wo die Tabellen der ersten Klasse nicht weiter ins Detail gehen könnten, ohne ihrer Form nach mangelhaft zu werden. Hierauf beurtheilt der Verf. S. 11. fg. die vorhandenen Tabellen von beyderley Gattungen, und zeigt ihre Mängel in Absicht auf Form und Materie. Für den ersten Zweck kennt er keine bessern als die Schölzerschen; findet aber auch in diesen den Synchronismus nicht anschaulich genug gemacht. Endlich zeigt er (S. 21. fg.), wie die historischen Tabellen nach jenen Grundsätzen vervollkommt werden können. Für die erste Klasse glaubt er dadurch etwas zu gewinnen, wenn man auf die Methode, die beym Mappiren der Landcharten beobachtet wird, seine Aufmerksamkeit richtete. Wie dieses geschehen müsse, wird umständlich gelehrt. Unter andern wird gezeigt, wie viel sich durch die Farbe ausrichten ließe, indem, durch den zweckmäßigen Gebrauch derselben, den Tabellen ein nicht unbeträchtlicher Theil der Deutlichkeit wieder gegeben werden könnte, welche ihnen die in Worten zu beobachtende Kürze sonst entziehen müßte.

Weiter können wir dem Gange einer so kleinen Schrift nicht nachfolgen. Man muß ihrem Verf. das Lob zugestehen, daß er über seinen Gegenstand viel nachgedacht, und für die historischen Tabellen manche reizende Empfehlung ausgefunden hat. Aber es ist auch manches zu Gekünstelte darunter, wovon wir dem historischen Studium keine große Erleichterung versprechen können.

Tm.

Grund-

Grundzüge der Weltgeschichte in der Manier des seel. Prof. Büsch, um mit dessen Grundriß der Welthändel verbunden zu werden, von Prof. Hegewisch zu Kiel. Hamburg, bey Bohn. 1804. 267 S. 8. 1 Rg. 4 K.

Eine bündige Darstellung der ältern und mittlern Weltgeschichte, mit manchen eigenen Ansichten und Bemerkungen begleitet, die man daher auch ohne Verbindung mit dem beliebten Buche des seel. Büsch, mit Vergnügen lesen kann.

In der Einleitung, (S. 1 — 30.) verwirft Herr H. zuerst die Beywörter: merkwürdig, wichtig, lehrreich, u. dgl. m., wodurch man die Thatsachen zu charakterisiren pflegt, welche den Inhalt der Geschichte ausmachen sollen, weil sie zu unbestimmt wären. Statt derselben setzt er folgende Definition der Geschichte fest: »Sie ist eine zusammenhängende »Darstellung der Thatsachen und Begebenheiten, die, zusam»mengenommen, in dem Zustande, es sey des ganzen mensch»lichen Geschlechts; oder einzelner Portionen desselben, in »dem Zustande gewisser Völker oder Staaten, gewisse Re»sultate hervorgebracht haben.« Recht gut; aber wie unbestimmt sind nicht auch hier die Worte: gewisse Resultate? Es giebt ja Thatsachen genug, die in dem Zustande kleiner unbedeutender Nationen gewisse Veränderungen und Folgen (denn was sind Resultate anders?) hervorgebracht haben, z. B. Erwerbungen eines Landesstrichs, ein neuer Landesherrn, neue Züge, u. s. w.; gehören sie darum alle in die Geschichte? Sind diese Folgen nicht merkwürdig, d. h. unterscheiden sie sich nicht von den alltäglichen, unzähligemal wiederkommenden; oder sind sie nicht wichtig, das heißt, große, mannichfaltige, sich weitherum verbreitende, dauerhafte Folgen: so bedarf ihrer die allgemeine Geschichte noch weniger. Mithin kommt es doch wieder auf die verworfenen Beywörter zurück.

Ferner behauptet Herr H. ein historisches Werk, das interessant, anziehend und lehrreich seyn soll, müße die Auflösung einer Aufgabe enthalten. Das ist freylich nicht selten der Fall. So schrieb Polybius ausdrücklich seine Geschichte, um das historische Problem,

wie

wie die Römer die weltherrschende Nation geworden sind? aufzulösen. So schreibt und lehrt man noch deutsche Reichsgeschichte, um es historisch zu erklären, wie dieses Reich zu seiner jetzigen sonderbaren Verfassung gekommen sey. Aber daß nun der Geschichtschreiber immer eine gewisse Aufgabe vor den Augen haben müsse, läßt sich keinesweges erweisen. Er kann ohne dieselbe, sehr rühmliche und gemeinnützliche Absichten verfolgen. Was hätten wohl Livius, Thucydides und andere ihres gleichen für Aufgaben lösen wollen? Sie wollten offenbar nur ihre Mitbürger, Zeitgenossen und Nachwelt über die merkwürdigsten Begebenheiten belehren; trefflichen Männern ein Denkmal stiften; Nachahmung derselben, Patriotismus, u. dergl. m. erregen. Wenn überdieß Herr H. glaubt, der Zweck des Tacitus in seinen Jahrbüchern sey kein anderer gewesen, als dieser, die gänzliche Erniedrigung und Verdorbenheit der Römer in allen ihren Verhältnissen, als Staatsbürger, als Krieger, als Menschen, aus der von August eingeführten Verfassung augenscheinlich herzuleiten: so müßte doch der Geschichtschreiber diese Verfassung entwickelt, und dadurch gezeigt haben, daß aus derselben nothwendig ein solches moralisch-politisches Verderbniß hervorbrechen mußte. Daß er aber dieses nicht gethan habe, ist bekannt. Vielmehr giebt er (Annall. III, 65.) einen ganz andern Zweck seiner Jahrbücher an: Exsequi sententias haud institui, nisi insignes per honestum, aut notabili dedecore: *quod praecipuum munus annalium reor*, ne virtutes sileantur, utque pravis dictis factisque ex posteritate et infamia metus sit.

Wir übergehen die übrigens lesenswerthen Anmerkungen, über die Quellen der Geschichte, über die Geschichtschreiber, den Nutzen der Geschichte, und die Weltgeschichte, (denn vom Nutzen der Geschichte ist gar zu wenig gesagt,) um uns bey den verschiedenen Methoden, nach welchen die allgemeine Weltgeschichte vorgetragen wird, einige Augenblicke zu verweilen. (S. 12. fg.) Hier erklärt sich Herr H. sehr stark wider die *synchronistische* Methode. Sie scheint ihm, ob er gleich ihre Zweckmäßigkeit zum philosophischen Studium der Geschichte eingesteht, durchaus nicht für Anfänger zu seyn; sie soll das Erlernen der Geschichte erschweren, anstatt es zu erleichtern, indem man ja in allen Fächern der Wissenschaften damit anfangen müsse, die einzelnen Gegen-

stände

stände nach einander kennen zu lernen; und erst alsdann die zweyte Operation, das Vergleichen, vorgenommen werden könne. Will man aber, sagt er, mit dem Vergleichen anfangen: so wird die Aufmerksamkeit, weil sie, ehe sie ihr Geschäffte mit einem einzelnen Gegenstande vollendet hat, zugleich auf einen zweyten gerichtet ist, doppelt angestrengt, getheilt, zerstreuet; sie wird an dem einzelnen Gegenstande manches Wichtige übersehen; bloß weil sie ihn zu sehr in Beziehung auf den andern betrachtet. Es ist eine verkehrte Methode; denn sie besteht in einem beständigen Vergleichen ganz verschiedener Folgen von Begebenheiten, die sich zwar in einerley Zeitraum; aber auf ganz verschiedenen Theilen der Erde zugetragen haben. Herr H. wünscht daher, daß sein gegenwärtiger Versuch veranlassen möge, daß die synchronistische Methode aus dem ersten Unterrichte verbannt werde. — Aber so viel Unheil hat sie wohl noch nicht gestiftet, daß sie die Landesverweisung verdiente. Nur muß man ihre Vortheile nicht geflissentlich verschweigen, und zufälligen Mißbrauch derselben zu hoch anschlagen. Fast Alles kommt hier auf die Geschicklichkeit des Lehrers an; er wird es wohl zu verhüten wissen, daß nicht, wie der Verf. klagt, mancher gute Kopf durch diese Methode von dem Erlernen der Geschichte abgeschreckt werde. Freylich muß der erste Anfang des historischen Unterrichts mit einzelnen Gegenständen gemacht werden; aber was hindert es, daß nach und nach gezeigt werde, wie gleichzeitige Personen und Begebenheiten auf einander gewirkt haben? Das hilft ja selbst zum bessern Einprägen des Einzelnen; das Gedächtniß ruft die Beurtheilung zur Hülfe; es entsteht eine Verbindung, ein Ganzes, das man durch zerstreute, ohne Zusammenhang hingeworfene Vorfälle nicht erlangt. — Noch wollen wir nicht vergessen, daß in eben dieser Einleitung S. 19 fg. über den ursprünglichen Zustand des menschlichen Geschlechts, und über die muthmaaßliche älteste Geschichte desselben, manche feine Anmerkungen vorkommen.

Nach streng annalistischer Ordnung also hat Herr H. die denkwürdigsten Auftritte, Revolutionen u. dgl. m., unter ihren Jahren, in zwey Kapiteln, bis zu Christi Geburt, und bis zum sechszehnten Jahrhunderte, ausgezeichnet, entwickelt und erläutert. Folgende sind die ersten Beyspiele davon. Ohngefähr 2000 Jahre vor Christi Geburt entstehen am

am Euphrat und Tigris die beyden ältesten, kriegerischen, erobernden Monarchien, die in der Geschichte bekannt sind: die babylonische und die assyrische. — 2000 J. v. Ch. Geb. ohngefähr. Abraham kommt aus den Ländern am Euphrat nach Palästina. — 1800 J. v. Ch. Geb. ohngefähr. Der Pharao oder König in Aegypten, ernennt Joseph, einen Urenkel Abrahams, zu seinem ersten Rath. — 1800 J. v. Ch. sind die Phoenizier schon ein seefahrendes Volk. — 1400—1500 J. v. Ch. gehen die Israeliten aus Aegypten, unter der Anführung ihres Gesetzgebers Moses. Nach dessen Tode erobern sie unter Josuas Anführung Canaan oder Palästina. — 1500 Jahre ohngefähr vor Ch. G. soll Cecrops aus Aegypten nach Griechenland gekommen seyn. Erste Morgendämmerung der Geschichte von Europa. — 1170—1150 vor Ch. Die Griechen zerstören Troja. — 1006 J. v. Ch. Salomo bauet den Tempel zu Jerusalem. — 1000 J. v. Ch. ohngefähr lebt Homerus. — 880 J. v. Ch. Lykurgus giebt den Spartanern Gesetze. — 776. Die Griechen halten ihre olympischen Spiele zum acht und zwanzigsten Male. — 753. Rom wird erbauet. Hier wirft der Verf. die Frage auf (S. 58.): Wie gelangten die Bürger einer kleinen Stadt zu so großer Macht? führt die richtigen Ursachen nach Machiavel und Montesquieu an; setzt auch noch hinzu, daß die Religionsbegriffe der Römer, und der feste Glaube, unter dem besondern Schutze des Kriegsgottes zu stehen, zur Bildung ihres kriegerischen Charakters mächtig mitgewirkt haben. Uns dünkt aber, daß diese Frage, so gestellt, keinen sichern Grund habe. So lange Rom eine kleine Stadt war, blieb ihre Macht höchst unbedeutend; erst nachdem sie so viele italiänische Bundesgenossen gewonnen hatte, und sehr erweitert worden war, stieg auch ihre Macht; und bekanntlich dauerte es mehrere Jahrhunderte, ehe sie eine furchtbare Nation vorstellte. — Unter den übrigen aus der ältern Geschichte ausgehobnen Merkwürdigkeiten nennen wir noch (S. 87.) den Tod des Confucius, 478 J. v. Ch. Geb. Hr. H. weiß keine befriedigendere Hypothese, den Ursprung des Mandarinenstandes, der chinesischen Schrift und Sprache zu erklären, als anzunehmen, daß unterrichtete, verständige Fremdlinge unter einem noch unschuldigen, noch bildsamen Volke die Urheber davon waren. Er glaubt sogar, die chinesischen Schriftzeichen wären offenbar die Erfindung, nicht eines zufälligen Beobachters, sondern eines tiefe

denkenden Genie's, das schon im Besitze einer gelehrten Lon-
git war. Er nimmt also an, daß der erste Gesetzgeber der
Chineser, der zugleich mit seinen Gesetzen diese Schriftzeichen
einführte, von einem Volke herkam, wo die Kunst zu schrei-
ben, aber nicht mit Buchstaben; sondern mit Hieroglyphen,
schon zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht war. Aber
dieser Gesetzgeber hatte über die Kunst nachgedacht, und ein
neues System von Zeichen erfunden, das er in dem von ihm
errichteten Staate einführte. — Es ist aber doch schwer zu
glauben, daß eine so höchst unvollkommne, so lästige Schrift
als die chinesischen Schriftzeichen sind, einem Manne
von höhern Gaben ihre Erfindung zu danken haben sollte.
Eben so wenig finden wir die zweyte Hypothese wahrschein-
lich (S. 92.), daß der fremde Gesetzgeber, der nach China
kam, weil er daselbst ein rohes Volk fand, das eine sehr ar-
me, schwere, unbehülfliche Sprache redete, für dasselbe eine
neue erfunden haben sollte, die er so einrichtete, daß auch der
Ungeübteste sie leicht lernen konnte; er habe lauter einsylbige
Wörter in dieselbe gebracht; alles was wir Deklinationen
und Conjugationen nennen, alle Construktionen, die viel
Regeln erfordern, vermieden; kurz, eine Sprache für Kin-
der erfunden, die auch wirklich noch etwas Kinderhaftes an
sich habe. Sinnreich ist die Muthmaaßung allerdings; aber,
wie ist es glaublich, daß ein so rohes Volk sich eine neue Spra-
che habe ausdringen lassen?

Das zweyte Kapitel. Von der Geburt Christi an,
fängt mit dem Siege unsers Herrmann an. Des Ursprungs
der christlichen Religion wird weiter nicht gedacht, als daß
am Ende des vorhergehenden Kapitels, über die Zeit, wenn
Christus geboren worden, Etwas gesagt ist. Gleichwohl
wird von Muhamed und seiner Religion (S. 163 — 170)
ausführlich genug gehandelt. Man wird sagen: Muhamed
stiftete ein großes Reich; Christus aber gar keines. Da je-
doch das Christenthum seit dem vierten Jahrhunderte so un-
beschreiblich großen Einfluß auf Staat, Regierung, Gesetze
und überhaupt auf den politischen Zustand aller ihm zugetha-
nen Nationen geäußert hat: so hätte der scharfsinnige Verf.
hier Gelegenheit nehmen können, einige Untersuchungen an-
zustellen, wie fern dieser Einfluß aus den Bestandtheilen des
Christenthums selbst herzuleiten sey? oder welches sonst die
ursprüngliche Richtung dieser Religion in politischer Beziehung
gewesen

gewiesen sey. Daß nach S. 160. zu den Zeiten Gregors d. Gr. der Patriarch von Constantinopel den Titel eines allgemeinen Bischofs angenommen habe, ist unrichtig. Er war ihm wenigstens hundert und funfzig Jahre früher schon von Concilien und Kaisern (z. B. vom Justinian, l. 7. C. de summa Trinitate) beygelegt worden; bedeutete auch gar nicht, wie der Verf. zu glauben scheint, den obersten Bischof der ganzen Christenheit. S. 188. hält der Verf. Hunnen und Madscharen (Magyarok in ihrer jetzigen Sprache, d. h. im Ungrischen,) für einerley Volk; das waren sie aber nicht. Uebrigens ist die Wahl der für die neuere Geschichte ausgezeichneten Begebenheiten nicht minder glücklich, als in der ältern. So kurz alles gefaßt werden mußte: so reichlich sind doch auch lehrreiche Bemerkungen eingestreut worden.

Der Strom der Zeiten, oder bildliche Darstellung der Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts, von Friedrich Straß, Prof. der Geschichte bey dem Königl. Kadettenkorps. Berlin, bey la Garde. 1803. Drittehalb große, zusammengeleimte und illuminirte Bogen.

Und:

Ueberblick der Weltgeschichte, zur Erläuterung der bildlichen Darstellung derselben. Herausgegeben von Friedrich Straß, (nunmehr) Direktor der Schule zu Kloster Bergen. Ebendas. 1803. 53 S. gr. 8. Zusammen 5 Rg.

Eine sinnreiche und gemeinnützliche Erfindung für Lehrlinge der Weltgeschichte, die auch alsdann noch dem Verf. viele Ehre macht, wenn sie gleich als erster Versuch, von ihrer Vollkommenheit noch ziemlich entfernt seyn dürfte. Bekanntlich giebt es zwar schon mehrere Karten und wohlgerathene Tabellen der Weltgeschichte; die aber theils nur für den Synchronismus brauchbar sind, theils an Anlage und leichtem Gebrauche noch Manches zu wünschen übrig lassen. Nur hingegen

gen nicht nur; sondern auch dem Laufe der Geschichte selbst sehr angemessen, und ihn gleichsam unverrückt verfolgend, ist die Idee, welche hier zum Grunde liegt. Es wird hier nicht sowohl auf Länder, als auf Völker gesehen, und die Geographie als bekannt vorausgesetzt. Alle historisch bekannte Völker erscheinen hier unter dem Bilde von Strömen, die sich bald vereinigen, bald trennen, bald in mehrere Arme vertheilen, je nachdem die Völker selbst ähnliche Schicksale hatten. Mit ihrer Selbstständigkeit verlieren die Völker zugleich ihre Columne, oder ihren eigenen Fluß, und dadurch wird für die Hauptvölker, in deren Strom sich nach und nach so viele andere stürzen, oder mit fortgerissen werden, desto mehr Platz gewonnen. So überschauet man den Ursprung, die Erweiterung oder Abnahme, die Fortdauer und das Versinken der Nation sehr bequem. Die Zeitrechnung ist dabey auch nicht vergessen worden, indem zur Rechten und Linken aller dieser Völkerströme, theils die Jahre der Welt, und vor Christo, ingleichen die Jahre Roms und der Olympiaden; theils die Jahre nach Christi Geburt, durch welche jene geflossen sind, bestimmt angegeben werden. Die Ströme selbst sind nicht mit Namen überladen; sondern nur die Regenten, mit Anzeige der Antritts-Jahre ihrer Regierung, in der ältern Geschichte auch, wo es nöthig war, die wichtigsten Begebenheiten unter ihren Jahren genannt. Ein einzeln fortlaufender, aber doch auch mit der Chronologie in Harmonie gebrachter Strom enthält die Erfindungen, Entdeckungen, und Fortschritte der Kultur, von den ältesten Zeiten an, reichhaltig genug; doch muß man sich wundern, daß, da aus ältern Jahrhunderten Hippokrates, Terenz, Galenus und einige andere berühmte Gelehrte oder Künstler genannt werden, aus den neuern, von so vielen großen Namen nur der einzige Copernicus vorkömmt. Daß in dem aßyrischen Volksstrom viele unbedeutende Königsnamen, aus der Vergessenheit, in welche sie längst untergetaucht waren, hervorgezogen worden sind, läßt sich leicht entschuldigen, da der Strom es verstattete, und andere nichts dadurch an Raum verloren haben. Unbequem hingegen ist es, daß Phoenizier und Karthaginenser weit von einander getrennt sind. Doch wir wollen bey diesen und andern Kleinigkeiten nicht stehen bleiben. Der Gebrauch dieses Kunststücks muß seinen Werth bewähren, und da werden denn freylich manche Dunkelheiten und Schwierigkeiten entstehen,

die

die sich vielleicht bey einer neuen Bearbeitung heben lassen. Die Anleitung, die Hr. Str. zu diesem Gebrauche giebt, zeigt, daß er seines Gegenstandes ganz mächtig sey.

**Uebersicht der allgemeinen Geschichte, besonders neuerer Zeiten, mit synchronistischen Tabellen, von Fr. Ch. Franz, Professor. Stuttgart. 1803. 362 S. 8. Nebst drittehalb Bogen Tabellen. 1 Mk.**

In der höhern Lehranstalt, an welcher der Verfasser steht, dauert der historische Cursus für die 4 Abtheilungen der Zuhörer vier Jahre. Im ersten wird nur eine allgemeine Uebersicht über die Geschichte gegeben; im zweyten, über die alte; im dritten, über die mittlere; im vierten über die neue Geschichte gelesen. Jene allgemeine Uebersicht und die neue Geschichte wird von dem Verfasser; die alte und mittlere aber von einem seiner Kollegen vorgetragen. Zu seinem zweyfachen Gebrauche also hat der Verf. gegenwärtiges Buch geschrieben, dessen Titel sich aus dem eben Gesagten erklärt. Denn erstlich geht eine kurze Einleitung in die Geschichte überhaupt voran, in welcher auch Epochen und Perioden für die Weltgeschichte angegeben werden. Daß diese nach Willkühr angenommen werden können, glauben wir dem Verf. nicht; eben so wenig, als daß die alte Geschichte nicht wohl synchronistisch behandelt werden könne, daher er sie nur als Staatengeschichte behandelt, und darum zuerst ein paar asiatische Despotenstaaten, den assyrisch-babylonischen und späterhin den persischen, sodann die Medische Räuberrepublik, ein paar Priesterstaaten, den ägyptischen und israelitischen, ein paar Handelsstaaten, den phoenicischen und carthaginensischen, die griechischen Freystaaten, mit dem macedonischen Welteroberersstaate, und dem römischen Kriegerstaat beschreibt. Im Mittelalter hingegen, und in der neuern Geschichte folgt der Verf. dem Synchronismus, und giebt jedem Jahrhunderte einen charakteristischen Namen, darunter das 15te das Jahrhundert der Revolutionen heißt: ein Name, der dem 18ten ungleich mehr gebührt. S. 14. fg. hält er es für unentschieden, »ob die Sündfluth allgemein oder aber nur partial gewesen sey.«

Wir sollten denken, dieses wäre längst entschieden, unter mehrern Gründen schon aus dem einzigen, weil es weder erweislich noch wahrscheinlich ist, daß es damals außer einem Strich von Asien, Menschen gegeben habe.

Nach seiner Absicht also hat der Verf. die alte und mittlere Geschichte nur kurz, jene bis S. 62, diese bis S. 126 abgehandelt. Daß hier alle genauere chronologische Bestimmungen fehlen, ist selbst für die geschwindere Uebersicht des Zusammenhanges der Geschichte nachtheilig, und wenn gleich im Mittelalter jedes Jahrhundert besonders gestellt wird: so ist es doch für die Leser nicht einerley, ob z. B. der Vergleich von Verdün im J. 810, oder 843, oder 890 gestiftet worden sey. So ist es auch zu unbestimmt gesetzt, (S. 80.) daß durch diesen Vertrag Karls d. Gr. Monarchie in drey Haupttheile, Italien, Frankreich und Deutschland zerfallen sey; denn keines von diesen Ländern machte nach den neuern Gränzbestimmungen einen solchen Haupttheil aus; wohl aber begriffen, sowohl Ost- als West-Franken, mehr als das eigentlich sogenannte Deutschland und Frankreich. S. 95 fg. wird gesagt, daß während des Interregnum das Faustrecht eingerissen sey; das war aber schon seit mehrern Jahrhunderten geschehen, wie so viele Beyspiele, Gesetze und Anstalten dawider beweisen. Heinrich IV. und der elende Johann ohne Land können wohl nicht, wie S. 97 geschehen ist, mit einander verglichen werden. Martin VI. anstatt der Fünfte (S. 113.) ist wohl nur ein Schreibfehler.

Die Geschichte der drey letzten Jahrhunderte wird auf eine dreyfache Art, ganz brauchbar zur allgemeinen Ueberschauung, abgetheilt: in Hinsicht auf die europäischen Staatenverhältnisse, nach Remer; in Hinsicht auf den herrschenden Geist der Jahrhunderte, nach Heeren; und in Hinsicht auf die Hauptpersonen, durch welche die Hauptveränderungen zu Stande kamen, und um welche sich die Begebenheiten drehten. Hier hat der Verf. besonders mit gründlichen Kenntnissen einen richtigen und gedrängten Ueberblick des Ganzen verbunden. Er erzählt bündig, und sucht die Leser gleichsam mit sich fortzureißen. Bisweilen geräth er daher auch ins rednerische Gebiet. So heißt es S. 351 Frankreichs schlafendes Glück sey erwacht; es brauchte aber nur historisch gezeigt zu werden, wie sehr man

es

es Frankreich erleichtert habe, in der Schweiz die Oberhand zu bekommen. Wir glauben wohl nicht, daß Franz I. Unrecht geschehen sey, wenn er S. 144. ehrgeizig ohne Staatsklugheit, unternehmend ohne Standhaftigkeit, tapfer ohne Glück, treulos gegen seine Anhänger, redlich gegen seinen gefährlichsten Gegner, (nur nicht unmittelbar nach dem Madriter Frieden,) und ein Spiel der Leidenschaft für das weibliche Geschlecht, genannt wird. Aber nicht bloß die Schwelgerey hat ihm, wie S. 149 behauptet wird, den Beynamen des Wiederherstellers der Gelehrsamkeit gegeben; die Nation überhaupt nannte ihn mit Recht le Pere des lettres. Zu den gelungensten und besten Stellen des Buchs rechnen wir die Schilderungen Gustavs von Wasa, S. 151. fg. und Josephs II. S. 307. fg. Doch ist die letztere bey aller Ausführlichkeit doch nicht ganz vollständig und treffend. Auch hätten wir diesen Kaiser nicht S. 314. in die politischen Moräste versinken lassen, um die Parodie anbringen zu können, daß er in den Morästen des Bannats seinen letzten Krankheitsstoff gesammelt oder entwickelt habe.

Tm.

Umständlichere Erzählung der wichtigern Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeschichte. Für den ersten Unterricht in der Geschichte; besonders für Bürger- und Landschulen. Altona, bey Hammerich. 1804. 638 S. gr. 8. ohne die Vorrede und Inhaltsanzeige. 1 Rt. 12 gr.

Als Herr Bredow, der sich unter der Vorrede nennt, vor zwey Jahren das Rektorat der Schule zu Eutin antrat, fand er unter allen vorhandenen Lehrbüchern der Weltgeschichte keines, das nach seinem Urtheil für den ersten Unterricht passend genug gewesen wäre; die meisten enthielten, wie er sagt, kurze allgemeine Andeutungen aus der Staatengeschichte und der Geschichte der Erfindungen; überall fast vermißte er die belebende Darstellung des Einzelnen. Wir wollen dieses zum Theil zugeben; müssen aber doch sogleich fragen: ob denn die lebendige Darstellung des Einzelnen wirklich in ein Lehrbuch für den ersten Unterricht gehöre?

Ein solches soll doch, seiner Bestimmung nach, nur die erste deutliche und ordentliche Grundlage enthalten; die Wiß- und Neubegierde des Lehrlings mehr reizen, als befriedigen; aber die mündliche Erläuterung des Lehrers muß erst Alles lebhaft und anschaulich darstellen. Genug, Herr B. fand nur an Beckers Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer eine rühmliche Ausnahme vor den übrigen; aber freylich dieses Werk zu theuer für den dürftig besoldeten Lehrer einer Land- oder Bürgerschule; für welche es auch nicht einmal bestimmt ist. Er schrieb also selbst einen kleinen Leitfaden für den Schüler, (von welchem ein anderer Recensent in unserer Bibliothek Nachricht geben wird) und für den Lehrer, als Commentar darüber, das gegenwärtige. Er gesteht, größtentheils nur gesammelt, und Manches wörtlich aus andern Büchern, besonders aus dem Beckerschen, entlehnt zu haben; und hat hauptsächlich auf solche Dinge Rücksicht genommen, die eigentlich in eine Geschichte der Technologie, des Handels und Ackerbaues gehörten; als welche dem Bürger und Landmanne vornehmlich wichtig sind. Das Meiste hat er aus der Geschichte Deutschlands ausgehoben.

Unter 59 Nummern also wird, ohne Perioden oder andere Abtheilungen, eine Anzahl Denkwürdigkeiten aus der Geschichte, wie es die Absicht des Buchs erforderte, ausgezeichnet und ausführlicher beschrieben. Zuvörderst wird 1) die Frage beantwortet: **Was lernt man aus der Geschichte?** wo besonders die Wichtigkeit der Begebenheiten durch treffende Beyspiele erklärt wird. Sodann folgt 2) **die Bildung der Gestalt unsers festen Landes;** auf gleiche Art verdeutlicht. 3) **Schöpfung der Gewächse, Thiere und Menschen.** Bewundernswürdige Eigenschaften der Thiere; Gleichheit und Verschiedenheit der Menschen. 4) **Lebensweise der ersten Menschen, und erste Erfindungen.** Wohnungen, Kleider, Speisen, Waffen u. s. w. 5) **Erfindung des Ackerbaues, und der dazu nöthigen Werkzeuge.** 6) **Erfindung des Brodbackens, der Mühlen und der künstlichen Getränke.** 7) **Erste Mittel, Feuer zu erhalten, zu kochen, Metalle zu bearbeiten, Häuser zu bauen.** Alles faßlich, in stufenweisen Entwickelungen, und bis auf neuere Erfindungen fortgeführt. Bey 8) ist **die Bildung der verschiedenen Sprachen auf der Erde, und die Zerstreuung der**

der Menschen erzählt. An der deutschen Sprache wird gezeigt, wie sehr sich die Sprachen nach tausend und mehr Jahren verändern. Es folgt die Bildung der Staaten. Begreiflich werden hier so wohl Entstehung als Vortheil oder Nachtheil von Monarchie, Aristokratie und Demokratie gemacht. Ungewißheit der ältern (eigentlich ältesten) Geschichte. Aegypten, seine natürliche Beschaffenheit und merkwürdigen Erzeugnisse. Obelisken, Pyramiden; weiter die Aegyptischen Kasten, Priester, Thierdienst, Labyrinth, Psammitich u. s. w. Hier meint Herr B. Seite 94. die Protestanten hätten bloß darum den verbesserten Gregorianischen Kalender nicht annehmen wollen, weil sie es für unwürdig hielten, von ihren Gegnern eine Wahrheit anzunehmen. Das war aber wohl die eigentliche Ursache nicht; sondern weil Gregor daraus ein allgemeines Kirchengesetz machte, zu dessen Annehmung sie auch der Kaiser zwingen sollte. Sodann kommen Abraham, Joseph, Moses. Ein kleiner Abriß der Israelitischen Religion hätte doch wohl hier am rechten Orte gestanden. Simson, Saul, David, Salomo. Schiffahrt. Schiffsbau, und Erfindungen für die Schiffahrt. Phoenizier, ihre Schiffahrt, Colonien und Erfindungen. Es wird S. 144. als gewiß angenommen, daß sie den Bernstein unmittelbar von Preußens Küsten geholt haben. Sollte wohl aber der Norden von Europa, wenn er so zeitig beschifft wurde, der übrigen Welt ein paar tausend Jahre hindurch unbekannt geblieben seyn? Allgemeine Uebersicht der Reiche, welche einen beträchtlichen Theil der Welt beherrscht haben, S. 155 fg. Semiramis, Sardanapal, Cyrus, Crösus, Solon. Kampf der Griechen gegen die drohenden Angriffe der Perser, Marathon, Miltiades, Salamis, Themistokles. — Doch wir brauchen dieses Verzeichniß nicht fortzusetzen, um die von Herrn B. getroffene Auswahl bemerklich zu machen. Schon S. 282. erscheint Deutschland, wie es vor 2000 Jahren war, mit den ersten bekannten Thaten unserer Vorfahren. Hierauf folgt S. 294. die Ausbreitung des Christenthums. Gleichsam nur beyläufig etwas von dem Stifter dieser Religion, als Verbesserer der damaligen Jüdischen, und Sittenlehrer; ein Begriff, der selbst für Bürger- und Landschulen zu seicht ausgefallen seyn möchte; zumal auch der Ausdruck: er sey bloß eines

Zimmermanns Sohn aus dem verachteten Nazareth gewesen. Was sollen nun die jungen Lehrlinge mit dem Sohne Gottes im N. Test. machen? Uebrigens ist sowohl aus der neuen Europäischen, als besonders Deutschen Geschichte das Wissenswürdigste geschickt ausgezeichnet worden. Den letzten Platz nimmt die Französische Revolution ein; und am Ende steht eine chronologische Folge der wichtigsten Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeschichte. Herr B. hat allerdings ein gemeinnützliches Buch geschrieben; dessen Gebrauch aber auch einen verständigen Lehrer erfordert.

Leben, Thaten und Meinungen merkwürdiger Männer aus dem Alterthume. Ein Lehrbuch zur Begründung des ersten Cursus in der allgemeinen Völkergeschichte, besonders für gelehrte Schulen, nach der Zeitfolge geordnet, und aus den Quellen des Alterthums geschöpft von D. Ludwig Hörstel, Conrektor am Katharineum zu Braunschweig, und der Herzogl. latein. Gesellschaft zu Jena Ehrenmitgliede. Erstes Bändchen. Von Adam bis Romulus. Inspicere, tanquam in speculum, etc. Terent. Leipzig, bey Dyk. 1804. 324 S. gr. 8. ohne Vorrede, Einleitung und Inhaltsanzeige von 48 S. 1 Rthl. 4 gr.

Da der erste Cursus in der Geschichte auf gelehrten Schulen mit Kindern und Knaben gemacht wird: so glaubt Herr H. daß man ihnen zuerst die Thaten und Meinungen merkwürdiger Menschen vorerzählen müsse, weil sie doch die ganze allgemeine Völkergeschichte noch nicht übersehen können. Aber warum sollte ihnen nicht ein ethnographischer Abriß der Weltgeschichte gar bald, bequem und angenehm beygebracht werden können? Man zeichne die vor allen andern hervorragenden Nationen, deren doch so gar viele nicht sind, aus; zeige ihnen auf der Landcharte, die sie eigentlich stets

vor

vor den Augen haben müssen, wenn der Unterricht für sie, wie es sich gebühret, recht versinnlicht werden soll, die Wohnplätze, Wanderungen, Eroberungen rc., derselben, und schildere ihnen dann die berühmtesten Männer, die aus der Mitte jener Nationen hervorgetreten sind, ab: so werden sich ihnen diese Bilder weit sicherer und fester einprägen, als wenn sie nur einzeln hingestellt werden. Sonst hat der Verf. für die Nutzbarkeit seiner Methode Manches beygebracht, das sich mit der gedachten Bestimmung wohl vereinigen läßt. Auch die Einleitung, welche zuerst den Begriff von der allgemeinen Völkergeschichte entwickelt; sodann dieselbe nach ihrer Materie, ihrem Umfange und den Zeiten, durch welche sie geht, eintheilt; ferner von ihren Quellen und vornehmsten Hülfswissenschaften, endlich von ihrem Nutzen handelt, ist lehrreich.

Herr H. hat in diesem Bande die merkwürdigen Männer der ältesten Zeiten in den drey ersten Zeiträumen von Adam bis Noah, bis Moses, und bis Romulus, nach folgender Auszeichnung aufgestellt. 1) Adam, S. 1—11. Die älteste Geschichte und Verfassung des Menschen, wobey Mosis und Diodors Erzählungen verglichen werden. 2) Noah, S. 12—30. Ueberschwemmungen der Erde, nach Moses, Berosus und Ovidius, aus welchem letztern die ganze Beschreibung nach der Voßischen Uebersetzung eingerückt wird. 3) Nimrod. Babylonisches Reich. Geschichte der Errichtung der Staaten. S. 31—36. 4) Abraham. Nomaden, Menschen, die mit ihren Heerden herumziehen. S. 37—50. Hier sucht der Verf. S. 49. fg. nach andern Vorgängern zu zeigen, das auf viele Jahrhunderte sich erstreckende Leben der Patriarchen lasse sich am vernünftigsten so erklären, daß die vielen Jahre den Zweig bezeichneten, welcher von einem Stammvater seine Abkunft erhalten hatte. Es werden die bekannten Gründe für diese Erklärung angeführt; nur bleibt immer die starke Bedenklichkeit übrig, wie ein Geschichtschreiber von so musterhafter Simplicität als Moses, das Wort Jahr bald in einem sehr uneigentlichen Verstande, bald in dem gewöhnlichen habe brauchen können, ohne seine Leser irre zu führen. Auch fängt hier die öfters zu umständliche Wiederholung Mosaischer Erzählungen, nicht immer eben von merkwürdigen Männern für die allgemeine, nur für die Israelitische Geschichte, an; die

die daher hin und wieder abgekürzt werden konnte. Bisweilen hat der Verf. diese Erzählungen noch mehr durch Reflexionen gedähnt; obgleich viele von diesen ganz treffend sind, und am rechten Orte stehen. 5) Jakob, bis S. 79. 6) Moses. Zu der Weisheit der Aegypter, in welcher er unterrichtet worden ist, sollen auch außerordentliche Werke, oder Wundergaben, gehört haben. Das Schicksal der die Israeliten bey ihrem Auszuge verfolgenden Aegyptier, glaubt der Verf. aus einer Nachricht Diodors von Sicilien (B. 1. C. 30.) erklären zu können, ohne zu Ebbe und Fluth seine Zuflucht zu nehmen. Es war ein sehr schmaler, aber außerordentlich tiefer und 200 Stadien langer See zwischen Coelesyrien und Aegypten, worinne sie umkamen. Unkundige, welche sich ihm näherten, stürzte er in unvermuthete Gefahr. Aber sollten denn die Aegyptier das Gefährliche desselben nicht gekannt haben? »Die Erzählung von Bileams redender Eselinn, sagt Herr H. S. 3. muß man eben so ansehen, wie jene beym Eusebius, da ein Lamm unter Bocchoris Regierung redete; oder beym Livius, wo ein Ochs redete; oder beym Lucian, wo ein Hahn mit einem Schuster redet. Die Vorwelt im grauen Alterthume läßt Alles reden; ja die Gottheit selbst, welche doch ganz unkörperlich ist. Eher mag denn wohl Bileams Esel geredet haben; denn man kann Thiere doch wenigstens, weil sie auch Körper und Organisation dazu haben, zur Sprache abrichten. Indessen müssen wir bey den Wundergeschichten und Erzählungen der Vorwelt nicht die Art der Bekanntmachung für die Sache selbst halten; besonders nicht bey den feurigen Asiaten. Genug, Bileam konnte bey dem Moabitischen Könige und seinen Grossen sich dadurch Ansehen verschaffen, und auf eine kluge Art seinen Credit behaupten.« 7) Cekrops, Mosis Zeitgenosse. S. 124 fg. 8) Cadmus. S. 129. fg. Erklärung seiner Fabel, nach dem Paläphatus. 9) Josua. S. 136 fg. Von den kleinen Canaanitischen Fürsten gebraucht der Verf. immer den Amerikanischen Namen Kazike. Wo hier der Herr genannt wird, soll immer Josua gemeint seyn. 10) Ehud, S. 148 fg. Warum unter den sogenannten Richtern gerade dieser nur ausgewählt worden ist, sehen wir nicht ein; es müßte denn seyn, um S. 150. das, etwas schiefe, Epiphonema anbringen zu können: »Also sind alle Helden dieser Nation beschaffen. Die Römer waren arge Menschenplager; allein so nieder-

träch-

trächtig haben sie nicht gehandelt. Dieser schreckliche Glaube, als ob Gott Meuchelmördern, wenns nur Juden wären, doch beystehe, ward der Sturz der ganzen Nation. Denn sie schlossen in der Folge auch: Wenn wir in Noth sind: so giebt uns Gott einen Heiland, d. i. einen Held, der äußere Feinde vertilgt, und dachten nicht daran, daß die Völkerbesieger, die Römer, ihnen eher gewachsen seyn mußten, als der wenig mächtige König von Moab, und andere; sie schlossen aber nach dem thörichten Volksglauben: was oft geschehen ist, geschieht immer: und irrten gar sehr. 11) Pelops S. 151. Die Fabel von der Niobe wird aus dem Ovidius ganz nach Voßens Uebersetzung eingeschaltet. S. 156 — 170. 12) Oedipus. S. 121. 13) Orpheus. S. 173. Unter seiner Geschichte scheint dem Verf. alles zusammengetragen zu seyn, was mehrere Menschen zuerst versuchten, um eine Staatsreligion einzuführen. 14) Herkules. S. 180. Nach dem Prodikus auf dem bekannten Scheidewege geschildert. Außer seinen zwölf berühmten Abentheuern, werden auch andere seiner Thaten umständlich, zum Theil in langen Stellen der alten Dichter, erzählt, und zuletzt wird mit Schlözern gemuthmaaßt, unter dem Herkules möchten wohl kaufmännische Expeditionen und Ansiedlungen, und damit verbundene Thaten zu verstehen seyn. 15) Theseus. S. 225. 16) Agamemnon. S. 242. Daß die Griechen, nach S. 247, Ilium neun Jahre belagert haben sollen, muß eigentlich heißen: nach neunjährigen Zubereitungen, im zehnten Jahre. 17) Samuel. S. 251 fg. Eine ziemlich nachtheilige Schilderung, die zuweilen in niedrige Spöttereyen verfällt. Samuel soll heftigen Neid und Eifersucht gegen Saul empfunden haben, weil durch diesen das Priesterregiment sank. Er hat sich vielleicht durch seine Selbstpeinigungen aller guten und edeln Naturanlagen beraubt; oder sie erstickt und falsch geleitet. Er schrie zu dem Herrn die ganze Nacht, d. h. er tobte vor der Bundeslade jämmerlich umher. (S. 263.) Er fand selbst in Thieren Ketzer; hatte also noch bessere Nasen, als in der Folge alle christlichen Ketzerriecher, die sich doch bloß an Menschen hielten. (S. 264.) Wenn gesagt wird: der Geist des Herrn kam über einen neuen König: so heißt das so viel als: er fühlte sich als Pfaffenkönig. (S. 265.) 18) David. S. 270. Am besten und richtigsten soll man seinen Charakter dann in Augen haben, wenn man ihn als einen klugen or-

thodo-

thebaren Juden würdigt, der es in Allem mit den Priestern, als deren Creatur, hielt. Kaum in einigen Zeilen wird Etwas von seinen Psalmen gesagt, die doch wohl nicht weniger es verdient hätten, durch Proben charakterisirt zu werden, als oben griechische und römische Dichter in sehr langen Stellen; und bald darauf ein Auszug aus Homers Froschmäuslerkriege. 19) Salomo. S. 281. Sehr hart, und eben so ungerecht ist das Urtheil über seine und der Juden Religion überhaupt. (S. 286.) »Es war nicht der eine wahre Gott, den Jesus als den allein Guten, d. h. Vollkommenen, erkennen lehrt; sondern es war ein Geschöpf der Priester, wie er ihrem Interesse vortheilhaft war. David und Salomo machten die Juden politisch wichtiger und reicher; daher stieg ihr Ruhm; jedoch nur so lange, als sie es mit den Leviten und Priestern nicht verdarben. Dagegen, daß diese Könige so viele Weiber hatten, waren sie nur alsdann, wenn dadurch fremde Herren eingeführt wurden.« 20) Homer. S. 287. fg. Eine Reihe von Sentenzen wird aus seinen beyden großen Gedichten angeführt. 21) Lykurgus. S. 301. Sehr ausführlich von seinen Gesetzen. Der Verf. will S. 324. zwischen diesen und den mosaischen viel Aehnliches angetroffen haben. Das mag wohl von einzelen Gesetzen gelten, nach welchen man auch andere mit den mosaischen vergleichen kann. Aber im Ganzen genommen, und nach ihrer Hauptrichtung, waren die Gesetzgebungen des Moses und Lykurgus einander sehr unähnlich.

Die bereits sonst bewährte gute Bekanntschaft des Verf. mit dem Alterthum hat sich auch hier durchaus bestätigt. Weitschweifigkeit, Disproportion der Entwickelung, und Auswüchse, die der forteilenden Feder entschlüpfen, wird er schon künftig noch mehr zu vermeiden wissen.

Wn.

Grundriss der Universalgeschichte. Zum Behuf seiner Vorlesungen, von *C. W. F. Breyer*, Professor der Philosophie zu Jena. *Zweyter Theil, Erste Abtheilung.* Von 476 bis 1517. n. C. Jena, in der akademischen Buchhandlung.

lung, 1804. 207 S. 8. ohne Vorrede und Inhaltsanzeige. 1 Rg.

Eben dasselbe Buch unter der Aufschrift:

Das Zeitalter der Germanier. Im Grundriß dargestellt.

Ob wir gleich den ersten Theil dieses akademischen Lehrbuchs nicht gesehen haben: so läßt sich doch dieser zweyte gar wohl als ein für sich bestehendes Ganzes beschreiben und beurtheilen. Kein wahrer Freund der Geschichte kann es mißbilligen, daß der Verf. ein Mann, dem es weder an schärferm und prüfendem Forschungsgeiste, noch an der Begierde fehlt, sich durch neue Ansichten hervorzuthun, an die Bearbeitung dieses Theils mit der Entschlossenheit gieng, dem Mittelalter vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Unterdessen ist weder er, noch der berühmte Geschichtschreiber der Schweiz, Herr Müller, den er sich zum Vorbilde genommen hat, der erste, der mit einem so würdigen Vorsatze an die Geschichte des Mittelalters gegangen ist. Schon Leibnitz und andere treffliche Männer nach ihm, gaben bedeutende Winke über das viele, lange Zeit verkannte Gute, das sich in den mittlern Jahrhunderten entdecken läßt. Seit der Mitte des verflossenen Jahrh. insonderheit betrat man diesen Weg der Unpartheylichkeit noch häufiger; selbst Protest. Theologen zeichneten sich auf demselben aus. In unsern Tagen endlich, zu deren Charakter es unter andern gehört, dasjenige, was lange Zeit schwarz genannt worden ist, weiß zu nennen, und so vice versa, hat man angefangen, Verfassungen, Systeme, Methoden und Männer hoch zu preisen, welche unsere Vorfahren auf das verächtlichste behandelt hatten; und ein scharfsinniger Schriftsteller wollte uns sogar überreden, daß die spitzfindigen Untersuchungen der Scholastiker die Reformation, deren Stifter sie weit von sich wegwarfen, sehr erleichtert hätten. Wir möchten also auch nicht mit Herrn B. sagen, (Vorr. S. VII.) daß die grosse Religionstrennung des sechszehnten Jahrhunderts in der Regel Protestanten sowohl als Katholiken gleich unfähig mache, selbst den Katholicismus des Mittelalters mit Gerechtigkeit zu würdigen. Von den erstern ist solches längst geschehen. Man hat ihm manchen zufälligen Nutzen, den

er

es gestiftet hat, willig zugestanden; man hat den weit überwiegenden Schaden, der aus ihm hervorquoll, histo- risch documentirt. Wo soll denn mehr historische Gerech- tigkeit gegen den Katholicismus (bestimmter und histori- scher: gegen die päpstliche Monarchie, und röm. katho- lische Hierarchie; denn einen Katholicismus gab es schon in den ersten Jahrhunderten der Christen;) herkommen? Wir wollen sehen, ob Hr. Br. einen höhern Grad derselben er- reicht habe.

Er fängt hier die dritte Periode seiner Universalge- schichte vom J. 476., oder vom Untergange des röm. Reichs im Occident, an; führt ihren ersten Zeitraum bis zum An- fange der Kreuzzüge (1096.) und theilt auch diesen wiederum in Epochen, die aber auch kleinere Zeiträume (nicht Zeit- punkte) sind. Der erste geht bis 800. Die Geschichte des Byzantinischen Kaiserthums nimmt den ersten Platz ein; wo aber die Quellen ganz unchronologisch angezeigt sind; z. B. Procopius und Agathias ganz zuletzt. Nach diesem Kai- serthume wird die Gründung und erste Ausbildung der Germanischen Staaten beschrieben, wo der Verf. bis auf die Urverfassung Germaniens zurück geht. (S. 9—12. Darauf folgt die Geschichte des Westgothischen, Angel- sächsischen, Ostgothischen, Longobardischen Reichs, und endlich die Monarchie der Franken in Gallien, S. 20—41. Auf diese letztere, besonders auf die Entstehung und Entwickelung ihrer Verfassung hat, Herr B. einen besondern Fleiß gewandt, der, wo nicht lauter Harmo- nie der verschiedenen Vorstellungsarten, doch lesenswerthe Versuche darüber, hervorgebracht hat. Auch die Geschichte der Araber, sowohl ihres großen Reichs, als ihrer Gei- steskultur, ist sehr wohl bearbeitet, und bis in die zweyte sogenannte Epoche (von 800—1096.) fortgesetzt. S. 49 bis 66.) Dazwischen steht nun (S. 41—49.) die Ge- schichte der Römischkatholischen Hierarchie. Unter vielen bekannten Nachrichten steht auch die Bemerkung: (S. 43.) »Wohlthätig für den Katholicismus im Occident, ja für die Kultur der Germanier überhaupt, war es, daß die Römischen Bischöfe sich bemühten, das Schöne und Erhabene, welches die vorchristlichen Religionen auszeichnete, in die engste Verbindung mit dem Christenthume zu setzen, und durch die endlichen For- men

„chen der Kunst, dem Unendlichen den Zugang zu „den Gemüthern zu eröffnen und zu erleichtern;" das heißt, wie es gleich darauf mehr historisch ausgedrückt wird, dem öffentlichen Gottesdienste, besonders seit Gregor dem Großen, eine feyerliche Pracht zu ertheilen. Man sieht, wie geflissentlich der Verf. die sichern historischen Begriffe ändert, um für den in Schutz genommenen Katholicismus etwas auffallend Neues und Vortheilhaftes sagen zu können. Für diesen wurde freylich das gehäufte abergläubische Cärimoniel sehr wohlthätig, d. h. eine Hauptstütze desselben. Aber wie kann man erstlich behaupten, daß das Schöne und Erhabene der jüdischen und heydnischen Religion im äußerlichen Gepränge und kunstmäßigen Pomp bestanden habe? Wie läßt es sich ferner denken, daß das Christenthum, das, seiner Bestimmung nach, durchaus keine Cärimonienreligion werden sollte, durch die engste Verbindung mit jenem Gepränge, Etwas habe gewinnen können? Und wie kann es endlich für die Kultur der Germanier wohlthätig gewesen seyn, daß sie mit einem abergläubischen Religionscärimoniel überladen wurden? Eben das setzte ja ihren Geist, der auch sonst von aller wissenschaftlichen Ausbildung zurückgehalten wurde, auf Jahrhunderte mit knechtischer Folgsamkeit zurück. Am Ende dieser Geschichte sagt der Verf. seit der Erhebung Karls des Gr. zum Souverain von Rom im J. 800 (eigentlich war ihm schon einige Jahre früher daselbst gehuldigt worden,) fange sich eine neue Epoche in der Geschichte der Germanier überhaupt; besonders aber in der Geschichte der RKathol. Hierarchie an; Europa werde von nun an die Hauptscene des Christenthums, und Rom der Mittelpunkt der größten und wichtigsten Begebenheiten. „In dem ewigen Rom sollte der Faden der „Kultur aufs Neue angeknüpft, und in den verschiedensten Linien, die aber von einem Punkte ausgiengen, und „in einen Punkt zurückliefen, unter die germanischen „Nationen verbreitet werden. Dieser eine Punkt war „der Katholicismus." Wiederum viel zu allgemein ausgedrückt. Karl, sein Alcuin, und mehrere die ihnen nachfolgten, holten gewiß die Grundsätze der Kultur, welche sie im fränkischen Reiche verbreiteten, nicht von Rom her. Und traf denn diese Kultur, die von ihnen, und von Rom besonders ausgieng, die germanischen Nationen überhaupt, wie man aus den Worten des Verf. schließen sollte? Nichts

 weni-

weniger; sie traf allein den geistlichen Stand; die übrige Nation konnte für ihn fechten, und mit ihren Händen arbeiten, so lange sie wollte. Mehr bedeutet es auch nicht, wenn der Verf. an einem andern Orte (S. 86) ausruft: „Nur „in dem Schooß der Kirche fand die Bildung der germanischen Völker eine sichere Zufluchtsstätte; ihre einzige feste „Stütze war der Katholicismus.“

In dem Zeitraum vom J. 800 an, kommt nach einer kurzen Geschichte des Byzantinischen Reichs, S. 72 fg. eine ausführliche und schöne Entwickelung des Feudalsystems in Frankreich, England, im Westgothischen Spanien, im Longobardischen und im deutschen Reiche; wobey die Geschichte dieser Länder mit berührt wird. Dann legt der Verf. wieder Hand an die gefällige Ausmalung der RKathol. Hierarchie in diesen Jahrhunderten, S. 87 fg. Bekannt und unbestritten ist es, was er von den Verdiensten des Klerus um die Wissenschaften sagt: wer zweifelt daran, daß derselbe die elementarischen Kenntnisse derselben, auch einige Reste des edeln Alterthums, allein erhalten habe, weil er sie allein an sich gerissen hatte; daß bisweilen sogar unter demselben treffliche Köpfe sich erhoben haben, die einen freyern Wirkungskreis, aber vergebens, suchten? Allein wenn nun Herr B. fortfährt: (S. 92) „Unter uns hat man die unrichtigsten Vorstellungen von den sogenannten Geistlichen des Mittelalters, welche uns nicht bloß civilisirt, „sondern auch den Grund zu unserer ganzen Bildung gelegt „haben:“ so erwartet man vergebens darüber neue und richtigere Aufschlüsse. Freylich verdanken wir dem Klerus die Kenntniß des Christenthums; mag es auch schon ein ausgeartetes gewesen seyn; es war immer Wohlthat genug. Auch lernte ein kleiner Theil der Nation von ihm lesen und schreiben; die gesammte aber, Ave Maria beten, Kyrie Eleyson singen, das Kreuz machen, u. dergl. m.; von ihrer übrigen Geistesbildung ist uns nichts bewußt; er führte die Nation Jahrhunderte hindurch an seinem engen und strengen Gängelbande fort.

Mehr Beyfall verdient in der neuen Periode vom J. 1096 an, die Geschichte der Kreuzzüge; (S. 98 fg.) wenn wir gleich die verunglückte Vergleichung (S. 102 fg.) aus einer bekannten Zeitschrift nicht kopirt hätten. Eben so ist

ist aus gleichem Zeitalter das höchste Steigen der päpstlichen Hierarchie gut gezeichnet; nur ist es wiederum dem Verf. eigen, (S. 114) eine wohlthätige Oberherrschaft der Kirche über den Staat zu sehen. Die Geschichte des Ritterthums und der Ritterpoesie; ingleichen des dritten Standes, sind ebenfalls ausgezeichnete Gemälde. Damit wird die Geschichte des Schweizerbundes verbunden. Eingeschoben wird hier die Geschichte der Mogolen. Zuletzt werden (S. 156 fg.) die wichtigsten Hülfsmittel, welche nach der Meinung des Verf. das Fortschreiten der Germanier zur höhern Kultur befördert haben, sorgfältig abgeschildert; nämlich die scholastische Philosophie, die Errichtung der Universitäten; das glückliche Aufblühen ästhetischer und philologischer Bildung in Italien; die Erfindung der Buchdruckerkunst, und die ersten Versuche, das Gebäude der R. Kathol. Hierarchie umzustürzen. Ob sich gleich auch hier bey manchen Stellen gegründete Kritiken anbringen ließen, und der Verf. sich überall zu sehr das Ansehen giebt, etwas Neues zu sagen: so verkennt man doch zugleich den Geist nicht, der sich seinen eigenen Weg zu bahnen sucht, und bald nach der Anleitung verdienstvoller Schriftsteller, bald durch selbstständiges Eindringen, mit seinen Gegenständen vertraut worden ist. Die Entdeckung der neuen Welt macht den Beschluß. — Daß übrigens ein historisches Handbuch, worinne manche Klassen von Begebenheiten sehr ausführlich abgehandelt; andere nur berührt, und noch andere, denen ein gleicher Platz gebührte, ganz weggelassen werden; ein Buch außerdem, wo die Sprache öfters zu blühend und zu gekünstelt für den historischen Styl ist, kein akademisches Lehrbuch abgeben könne, brauchen wir nicht erst zu beweisen.

Kr.

**Fortsetzung der allgemeinen Welthistorie, durch eine Gesellschaft von Gelehrten in Deutschland und England ausgefertigt. Drey und sechzigster Theil. Geschichte Schwedens. Verfaßt von D. Friedr. Rühs. Halle, bey Gebauer. 1803. 358 S. 4. nebst dem**

 Register,

Register, ohne die Vorrede von ½ Bogen, und eine Abhandlung über die Quellen und Hülfsmittel der schwedischen Geschichte, S. 11—20. Nebst den Bildern Gustav Adolfs, und des jetzigen Königs von Schweden. 3 Rg.

Da ist einmal wieder ein ächter deutscher Geschichtschreiber, der mit genauer Kenntniß und Würdigung seiner Quellen den sichersten Gebrauch derselben; mit Gründlichkeit der Bearbeitung eine geschickte Wahl, Stellung und Beurtheilung der Begebenheiten; endlich mit dem mühsamst-forschenden Fleiße doch auch die edle und angenehme Simplicität des Ausdrucks verbindet. Hier ist keine Affektation der Schönschreiberey, der tiefeindringenden Raisonnements, der kühnen Hypothesen, oder anderer Künste sichtbar, durch welche so mancher die Geschichte, welche er bearbeitet, einnehmend zu machen sucht. Sie nimmt hier ein, weil sie mit aller Treue in ihrer eigenthümlichen Wichtigkeit wiedergegeben wird; und ohne die unglückliche Sucht, Alles zu sagen, was sich sagen und sammeln läßt, nur bey dem verweilt, was jeder Nachwelt brauchbar ist.

Nach einer vollständigen und strengen, aber gerechten Schätzung der Quellen und Hülfsmittel der schwedischen Geschichte, wird in dem Ersten Buche die Vorgeschichte Schwedens bis auf die Einführung des Christenthums, oder den Anfang der Regierung Olof's, Schooßkönig, gegen Ende des zehnten Jahrhunderts, erörtert. Hier ist der Vorsatz des Verf. willkommen, Alles aus dieser Urgeschichte zu verbannen, was bloße Hypothese ist; Meinungen aber, welche durch Gründe und Wahrscheinlichkeit unterstützt werden, als solche darzustellen, und nur aus unwidersprechlich gewissen Angaben Resultate zu ziehen. Die Urbewohner von Schweden sind, wie er zeigt, unbekannt. Kleine Könige, (oder Stammobersten, Ordensanführer, Hauptleute,) und ein Oberkönig waren zeitig da; aber die Macht des Volks gieng über sie. Die älteste schwedische Geschichte beginnt mit dem Geschlechte Fornjothers; das aber nur auf einer mythologischen Dichtung beruht. Nachdem Odin, dieser weise Gesetzgeber, dem der

der Norden seine Religion, seine Kultur zu danken haben soll, sich durch seine Klugheit die Herrschaft erworben hatte, blieb sie bey seinen Nachkommen, die den Namen der Ynglingar tragen. Anstatt weitläufiger Untersuchungen, welche hier nichts entscheiden, befriedigt folgende Ansicht die Forderungen der historischen Kritik völlig. Es ist nicht nur wahrscheinlich, und der Urgeschichte anderer Völker vollkommen gleich; sondern es wird auch durch das Zeugniß aller alten Denkmäler, und durch Beziehungen in der religiösen und bürgerlichen Verfassung bestätigt, daß der Einfluß eines Anführers, der in den Sagen Odin heißt, auf die Ausbildung und Einrichtung des Staats und der Religion groß und bedeutend gewesen ist; doch aber scheinen die Namen der Wochentage; und die Erinnerung, die das schwedische Volk noch jetzt an ihn, als den höllischen Geist, bewahrt, nichts zu beweisen. Eine so wichtige Begebenheit konnte im Allgemeinen erhalten werden; wenn jener Stammfürst aber gelebt hat; woher er gekommen ist; wie er die Einsichten, die ihn auszeichneten, erlangte, darüber finden sich in der Geschichte keine Aufschlüsse. — Daß die berühmte Edda nicht als Quelle der skandischen Religionskunde zu gebrauchen ist, und daß die Systeme, die man, durch ihr Ansehen verleitet, aufgestellt hat, als inkonsequent und ungegründet, verworfen werden müssen, wird S. 20 fg. sehr wohl gezeigt. Wir übergehen, was in eben diesem Buche über die Religion der alten Schweden, über ihre Staats- und Gerichtsverfassung, ihr Kriegswesen, ihre Seezüge und Auswanderungen, ihre Gewerbe, häusliches Leben, ihre Wohnungen, endlich auch über den Zustand der Wissenschaften und Künste unter ihnen, aus möglichst bewährten Quellen geschöpft ist. Zum Beyspiel führen wir das Einzige an, daß, für so problematisch der Verf. auch mit Recht die Untersuchungen über den Ursprung der Runen hält, er es doch der größten Wahrscheinlichkeit gemäß findet, daß sie in Deutschland entstanden sind. Die Deutschen hatten die große Kunst von den Römern gelernt; und es ist diese Erfindung also auf eine gemeinschaftliche Quelle zurück zu führen. Das Wort Rune bedeutet, nach der Etymologie, etwas Geheimes, und scheint in allen germanischen Dialekten ein schriftliches Zeugniß ausgedrückt zu haben; daher läßt sich auch die bekannte Stelle des Venantius Fortunatus, Bisch. zu Poitiers, gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts, gar nicht ausschließend, wie man

bisweilen gethan hat, auf die skandischen Runen anwenden. Diese Zeichen waren schon vor dem Christenthum bekannt; es läßt sich sonst nicht begreifen, warum die Schweden nicht gleich völlig lateinische oder lombardische Buchstaben gebraucht; sondern zu den kümmerlichen Runen ihre Zuflucht genommen haben. — Als ein Anhang, ist diesem Buche (S. 46 fg.) die Reihe der ältesten schwedischen Könige, bis auf Olof, den Schoßkönig; aber mit der Fackel der Kritik beleuchtet, beygefügt worden.

Das zweyte Buch, (S. 51) von dem eben genannten Olof, bis zum Ende der Stenkilschen Dynastie, etwan im J. 1129, fängt mit der Einführung des Christenthums in Schweden an, seit Ansgars ersten Versuchen; wobey die Gebräuche und der Geist des Christenthums dieser Zeiten unter den Neubekehrten, nach der Natur geschildert werden. In diesem Zeitraum leuchtet das Streben der Könige besonders hervor, ihre Rechte und ihre Mündigkeit zu erweitern. Eine feste, durch Verträge gegründete Verfassung gab es noch nicht; Vieles in derselben war zufällig; in manchen Stücken galt auch noch die alte Gewohnheit, und sehr viel kam auf die persönlichen Eigenschaften des Regenten an; zu einem nur einigermaaßen geordneten und zusammenhängenden Staate hatte sich Schweden noch nicht gebildet. Zur Zeit des Heydenthums war die Religion das Band, das die verschiedenen Stämme der Schweden vereinigte. Der Haupttempel war zu Upsala; und in der Nähe desselben hatte der Oberkönig seinen Sitz; die Upländer, und die ihnen zunächst wohnten, die eigentlichen Schweden, glaubten daher, bey der Wahl des Oberkönigs ein Vorrecht zu haben. Die Gothländer, oder Gothen, ihren eignen Gebietern unterthan, hatten dasselbe auch nicht in Anspruch genommen. Die Gothen und Schweden, als verschiedene Völker, aufgeführt, waren wenigstens in gewissen Rücksichten durch die Gesetze ihres Kultus verbunden. Nachdem aber die Gothländer das Christenthum angenommen hatten, und auch die Oberkönige demselben zugethan wurden: so gaben sich jene deßwegen einen Vorzug vor den Heyden. Die allgemeinen Volksversammlungen wurden auch zur Zeit des Christenthums beybehalten; nur wurden sie in der Folge auf ein christliches Fest verlegt. Auf die Bildung des Volks im Allgemeinen, und seine Vorstellungsart hatte die neue Religion

gion einen sehr bedeutenden Einfluß. Nähere Verbindung mit dem übrigen christlichen Europa, Beförderung des Ackerbaues, Einführung von Künsten und Gewerben, wissenschaftliche Kenntnisse, eine ordentliche Schreibekunst, und vorzüglich die Achtung, welche das Christenthum der Menschheit verschaffte, waren Folgen davon.

Drittes Buch, S. 81 fg. Die Geschlechter Swerkers und Erichs des Heiligen, bis ins Jahr 1250. Der päpstliche Legat, Kardinal Nicolaus von St. Alban, beredete die Gothländer, eine Abgabe nach Rom zu bewilligen. „Wenn aber der Papst, sagt Herr R. S. 85 von einem census spricht, quem regnum et populus B. Petro „statuerat solvendum: so ist dieser Ausdruck offenbar „nichts, als eine nach römischen Begriffen modificirte Kanzleyformel; denn es gab in diesen Zeiten noch nicht einmal „die Idee eines schwedischen Reichs, in publicistischer Bedeutung. Spittlers Ansicht muß nach diesen Bemerkungen „berichtigt werden." Trennung der Schweden und Gothen unter verschiedenen Regenten. Bezwingung der Finnen durch Erich den Heiligen, bloß aus Religionseifer. Weil die Familien der verheyratheten Geistlichen der Kirche das Erbe raubten: so war dieses eine Hauptursache, warum man von Rom aus, auf die allgemeine Annahme des Cölibats des Klerus so sehr drang. In Schweden brachte ein päpstl. Legat im J. 1248 nach vielen Streitigkeiten den Beschluß darüber auf einer Synode zu Skeninge zu Stande. Nur 50jährigen Männern und Matronen konnte der Bischof, unter dem Versprechen der strengsten Enthaltsamkeit, erlauben, bey einander zu leben. Zugleich wurde den Geistlichen verboten, sich durch das Versprechen der Treue, oder einen Eid, dem Könige, oder irgend einer weltlichen Person zu verpflichten. Alle Kultur, die sich jetzt im Norden zu zeigen beginnt, hatte er den Geistlichen zu danken; allein sie war kaum des Preises werth, um den sie erstanden ward.

Viertes Buch. S. 109 Geschichte der Folkunger, bis auf Birgers Tod, im J. 1321. Ueber die Gesetze, die Staatsverfassung, die Geistlichkeit, Gewerbe und Verkehr, Leben und Sitten dieser Zeiten, findet man S. 143 fg. viele angenehme Erläuterungen. Eine höchst wichtige Veränderung erlitt die schwedische Verfassung durch die

Einschränkung des Adels, d. h. der Befreyung von allen Abgaben, die gewissen Personen gegen bestimmte Dienste gegeben ward. (Des wirklichen Frälse.) König Magnus Ladulås befreyte, um sein schwankendes Verhältniß zu sichern, alle seine Diener, die Diener seines Bruders Benedikt, und der Bischöfe, von jeder öffentlichen Abgabe; dieselbe Begünstigung gab er allen, die sich verpflichten wollten, bey einem Aufgebot zu Pferde in der gehörigen Rüstung zu erscheinen. Dieses ist der Anfang adelicher Privilegien in Schweden. Zur weitern Bildung des Adels trug das Ritterwesen sehr Viel bey, das ebenfalls von diesem Könige unter den schwedischen Himmel verpflanzt ward.

Fünftes Buch. S. 156. Von Magnus Smek bis auf die Calmarische Union im J. 1397. Schonen kommt an Schweden. Der schwarze Tod, eine unheilbare Pest, wegen welcher man die Juden zu Tausenden mordete. Einiges zur Entschuldigung Albrechts gegen die ihm von den schwedischen Schriftstellern vorgeworfene Vorliebe für die Deutschen. Der Calmarschen Union kommt, wie S. 192 bemerkt wird, der Name einer Union nur sehr uneigentlich zu; es ist nicht sowohl eine Verbindung, als ein Vertrag, der Bestimmungen über das künftige gegenseitige Verhältniß enthält, und worinne sogar Verhandlungen über Privatangelegenheiten aufgenommen sind. Die Verbindung der skandischen Völker zu Einem Staate war nicht aus ihrer Ueberzeugung von ihrem Werthe; sondern aus dem Wunsche der Regenten, ihre Macht zu erweitern und zu sichern, entstanden. Treffende staatsrechtliche und statistische Bemerkungen, endigen auch die Geschichte dieses Buchs.

Sechstes Buch. S. 203. Von der Calmarschen Union bis auf Christophs von Baiern Thronbesteigung. An Margarethen erkennt der Verf. keine Heldinn höherer Art; sie ward, sagt er, was sie war, nicht durch die Kräfte ihres Geistes; sondern durch die Gunst des Glücks und der Umstände. Sie besaß kein hohes Gemüth, das großer Entwürfe fähig war, und sie vor ihren Zeitgenossen auszeichnete; mit einem Theil der Schwächen ihres Geschlechts hatte sie zugleich die schönsten Tugenden desselben verloren. Den besten Beweis ihrer politischen Einsichten legte sie durch die allmäliche Schwächung des Adels der drey Rei-

che ab. Jetzt (S. 236 fg.) werden in einem Anhange, aus ungedruckten pommerschen Chroniken, Erläuterungen über Erichs Geschichte beygebracht, welche die zu einseitigen schwedischen und dänischen Berichte von ihm berichtigen helfen. Mit Recht werden es höchst schätzbare Nachrichten genannt.

Siebentes Buch. S. 243. Von Christoph von Baiern, bis auf Karls VIII. Tod, im J. 1470. Die Vermuthung, (S. 248) daß Christophs Tage durch die Veranstaltung der Hanseaten, von deren Joche er den Norden zu befreyen suchte, verkürzt worden seyn möchten, dünkt uns doch zu schnell ergriffen zu seyn. Von Karln VIII. schreibt der Verf., er sey mit dem Ruhme eines milden, gerechten und verständigen Königs gestorben, der es die Nachwelt billig bedauern läßt, daß ihn das Schicksal in so wilde und gefährliche Zeiten versetzte.

Das achte Buch. S. 271 von Karl Knutsohns Tode, bis auf den Tod Johanns, im J. 1513, und das Neunte, S. 309 von Christiern II. bis auf seine Abreise aus Schweden, im J. 1520, beschließen diesen Band. Johanns ganzes Leben bezeugt, nach des Verf. Urtheil, sein schönes, edles Gemüth, das er durch die Worte des Dichters, deren er sich oft bediente: er wolle nicht, daß ihn der Geringe fürchte, noch der Große verachte, charakteristisch und königlich ausgesprochen hat. Von Christiern II. wird milder als gewöhnlich geurtheilt. Herr R. gesteht, daß ihn Vorwürfe treffen, die nicht gerechtfertigt werden können; aber er will auch die Umstände nicht vergessen wissen, wodurch seine Thaten entschuldigt werden; schon eine leidenschaftlose Darstellung derselben sey dazu hinreichend; aber deßwegen bleibe es ein vergebliches Unterfangen, die allgemeine Stimme über ihn zu ändern. Vielleicht giebt er noch eine besondere Biographie desselben heraus. Die baldige Vollendung der gegenwärtigen Geschichte werden gewiß alle Leser desselben mit uns wünschen.

Wn.

## Vermischte Schriften.

Der Verfall guter Sitten und überhandgenommener Ausgelassenheit unter dem schönen Geschlechte (,) oder die bösen Folgen des Krieges, in sehr unterhaltlich und lächerlichen Briefen. Allen rechtschaffenen Frauen, Müttern und Töchtern gewidmet. Von M. S. F. Erstes Bändchen. 1803. 261 Seit. 8.

Es giebt wirklich Bücher — unter aller Kritik, die nur, in sofern sie sich als etwas durchaus Schlechtes oder absolut Elendes in die Literatur eindrängen — cum infamia angezeigt werden müssen, damit unverständige Leser nicht um ihr Geld und ihre Zeit betrogen werden. Dieses Buch gehört unter jene heillose Klasse, — und darum auch kein Wort weiter von dieser Mißgeburt des gemeinsten Afterwitzes, des niedrigsten und schamlosesten Vortrags, der bejammernswürdigsten Geistesohnmacht und totalen Ungeschliffenheit seines Verfassers. Wahrscheinlich kann dieses unser Urtheil zugleich als eine unveränderte Anzeige des leider! versprochenen zweyten Bändchens gelten.

Br.

---

Intelli-

# Intelligenzblatt.

## Ankündigungen.

Der Herr Prediger Dapp in Klein-Schönebeck bey Berlin, welcher schon seit vielen Jahren durch sein Predigtbuch für christliche Landleute zur nützlichen Andacht und zum Vorlesen in den Kirchen, auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres, sich um die Landprediger und um die Landleute verdient gemacht hat, hat seit dem Jahre 1793, sechs Jahrgänge kurzer Predigten und Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelien, nebst einem Anhange von Kasualpredigten und Reden, besonders für Landleute und Landprediger, in meinem Verlage herausgegeben. Da dieses Werk mit dem sechsten Jahrgange (wovon die letzte Abtheilung in der Ostermesse 1805. herauskommt) geschlossen werden soll: so will derselbe, statt dessen, in meinem Verlage, ein

Gemeinnütziges Magazin für Prediger auf dem Lande und in kleinen Städten, welche letztere gewöhnlich auch Ackerwirthschaft haben,

herausgeben, wovon die erste Abtheilung in der Ostermesse d. J. 1805 erscheinen wird. Sein Plan, welcher nach Umständen allenfalls auch erweitert werden könnte, soll in fünf Abschnitten folgende Gegenstände umfassen:

1. Entwürfe, fürs erste über die epistolischen Perikopen, nach der Ordnung der Sonn- und Festtage des ganzen Jahres; in Zukunft, wenn das Journal Beyfall findet, auch über die evangelischen Perikopen. Besonders wenn in der

der neuen preußischen Liturgie mehrere evangelische und epistolische Abschnitte vorgeschrieben werden sollten. Hiernächst auch Entwürfe über freye Texte bey besondern Veranlassungen.

2. Ueber das Landschulwesen in seinem ganzen Umfange, z. B. Katechisationen, Nachrichten, Vorschläge ꝛc.

3. Ueber liturgische Gegenstände. Nicht sowohl Formulare, woran es nicht mehr fehlt, ganz specielle Fälle und vorzüglich brauchbare Ausarbeitungen ausgenommen; sondern Reflexionen über Umfang, Absicht und Gebrauch der Liturgie, um kirchliche Handlungen in ihrem richtigen Gesichtspunkte darzustellen, und ihre Zweckmäßigkeit zu befördern.

4. Betrachtungen, Nachrichten und Vorschläge über Prediger-Acker- und Hauswirthschaft, eigene Bestellung, mancherley Arten der Verpachtungen, gute oder schlechte Mittel zu ökonomischen Verbesserungen, ꝛc.

5. Fruchtbare Betrachtungen, Nachrichten, Anekdoten über den Landpredigerstand, Amtsführung und Amtsklugheit desselben, Hindernisse und Beförderungsmittel seiner Wirksamkeit, zu beobachtende Vorsicht in seinem häuslichen und öffentlichen Betragen, im Umgang mit Vornehmern, Seinesgleichen, Geringern ꝛc. zur Belehrung, Warnung und Aufmunterung; wie auch über Denkungsart, Sitten, Lebensweise und Gewohnheiten des Landvolks, in wiefern dieß zur Kenntniß des Landpredigers gehört, ꝛc.

Jeder Band soll aus drey Abtheilungen in gr. 8. bestehen, welche, jedoch zu unbestimmten Zeiten, auf einander folgen werden. Jeder Band wird ungefähr an Bogen so stark werden, als ein Band der kurzen Predigten des Herrn Herausgebers, und auch denselben Preis haben.

Beyträge, unter der Voraussetzung, daß man dem Herrn Herausgeber die Erlaubniß ertheile, sie nach seiner Ansicht zu beurtheilen, ob sie sich zur Einrückung qualificiren oder nicht, werden mit Dank angenommen. Sie können entweder an den Herrn Herausgeber in Klein-Schönbeck bey Berlin, oder auch an mich, den Verleger, jedoch nicht anders als postfrey, gesendet werden.

Um

Um den Herren Predigern auf dem Lande oder in Städten den Ankauf dieses gemeinnützigen Magazins zu erleichtern, wird, wer sechs Exemplarien sammelt, und das Geld postfrey einsendet, das siebente Exemplar gratis erhalten.

Berlin, den 28sten Julius 1804.

Fr. Nicolai.

---

## Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Das Gerücht, daß der berühmte Voß als Schuldirektor nach Würzburg gehe, ist ungegründet. Er bleibt in seiner philosophischen Ruhe in Jena, und wird seine Muße ferner zu Werken anwenden, die für die deutsche Literatur wichtig sind.

Herr Dr. Grolmann, Professor der Rechte zu Giessen, hat das Prädikat eines Oberappellationsraths erhalten. Herr Dr. Karl Jaupp, ist außerordentlicher Professor der Rechte und Beysitzer der Juristenfakultät daselbst geworden.

Der bisherige außerordentliche Professor der Philosophie zu Jena, Herr C. W. J. Breyer, hat eine ordentliche Professur der Geschichte und Statistik auf der Universität zu Landshut erhalten.

Herr Dr. Goede in Göttingen, ist außerordentlicher Professor der Philosophie in Jena geworden.

Der Inspektor des Schullehrerseminariums zu Dessau, Herr J. K. P. Funke, hat von dem Fürsten zu Schwarzburg-Rudolstadt, den Charakter als Erziehungsrath erhalten.

Der bisherige Privatdocent auf der Universität zu Leipzig, Herr Mag. J. D. Schulze, ist Konrektor zu Luckau in der Niederlausitz geworden.

Die

Die Geh. Räthe von Göthe, Vogt und Schmidt in Weimar, haben von dem Herzoge das Prädikat „Excellenz" erhalten.

Herr A. W. P. Müller, Dr. und Professor der Theologie zu Duisburg am Rhein, hat den Ruf als Fürstl. Lippischer Generalsuperintendent und Konsistorialrath zu Detmold, an des verstorbenen von Cölln Stelle erhalten und angenommen.

Der Herr Konsistorialrath und Hofprediger Stephani zu Castell, ist von der Herzogl. mineralogischen Societät zu Jena, zum auswärtigen Mitgliede aufgenommen worden.

Herr Dr. Oberthür in Würzburg, ist als geistlicher Rath und Professor nach Heidelberg berufen worden.

Herr Fr. Köppen in Lübeck, als philosophischer Schriftsteller bekannt, ist von der reformirten Gemeinde zu St. Ansgari in Bremen, zum dritten, und zwar lutherischen Prediger, gewählt worden.

Die Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, hat den Dr. der Medicin Herrn Klage daselbst, zum Mitgliede aufgenommen.

---

## Todesfälle.

### 1804.

Am 25sten August starb zu Thurnau, der Gräfl. Giechische Hofrath, Herr G. F. Donauer, im 66sten Jahre.

Den 10ten September zu Berlin, Herr Johann Wilhelm Andreas Kosmann, Professor bey der Königl. Artillerieakademie, im 44sten Jahre. Er ist durch mancherley Schriften bekannt.

Den 4ten Oktober zu Berlin, Herr Karl August Struensee von Karlsbach, Königl. Staats- und Kriegsminister, im 70sten Jahre, einer der vorzüglichsten Staatsmänner in Europa. Als Gelehrter war er auch sehr rühmwür-

würdig, wie seine klassischen Werke über die Artillerie, über die Kriegsbaukunst, über die Finanzen, und die Handlung bezeugen. In den J. 1776 und 1777 hatte er einigen Antheil an der A. D. Bibl.

## Chronik deutscher Universitäten.

### Jena. 1804.

Am 15ten September vertheidigte Herr J. C. F. Hergt, seine Inauguraldissertation: de Melancholia religiosa, opii usu sanata, und erhielt die medicinische Doktorwürde. Das Programm des Herrn Geh. Hofrath Stark enthält die fortgesetzte Abhandlung: De vermibus et animalculis vermiformibus in locis insulitis repertis.

Am 22sten September ertheilte die juristische Fakultät Herrn C. A. C. Schnauß, die Doktorwürde, nachdem er seine Inauguraldissertation: De effectibus et natura modi donationibus adjecti, ohne Vorsitz vertheidigt hatte. Das vom Herrn Hofrath Schnaubert als Erdekan herausgegebene Programm handelt: De praedio mediato, amissa praedii equestris qualitate, collectabili.

Am 24sten September wurde Herrn R. B. Bauer die Würde eines Doktors der Medicin konferirt, nachdem er seine Inauguraldissertation: De abscessu lumbari ejusque sanatione, ohne Vorsitz vertheidigt hatte. Das Programm des Herrn Geh. Hofrath Stark handelt im 5ten Abschnitt: De oculo humano ejusque affectibus, de oculis in genere.

## Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Seit mehreren Jahren haben unsre Obstgärten durch zwey Arten von Wicklern sehr gelitten. Beyde zeigen sich, sobald die Knospe sich zu entwickeln anfängt, und zerstören nicht nur die Blüthen; sondern machen endlich den ganzen

Baum

Baum kahl. Die erste Art Wickler ist grünlich, auch wohl bräunlich, mit dreyzehn Paar Füßen und einem braunen Kopfe; die Brut von der Tinea padella, oder Obstmotte. Die andere Art ist grün, mit vier weißen Streifen längs dem Rücken, hat sechs Vorder- und vier Hinterfüße, und ist die Brut der Phalaena geometra brumata, welche diese vom Ende Oktobers bis zum December Abends an die Schuppen der Knospe legt. Man nennt die Raupe „Spaniol“ auch „grüne Raupe,“ und der gemeine Mann glaubt, weil die Begattung dieser Thiere nicht wahrgenommen wird, sie kämen mit dem Südostwinde. — Wer gegen diese Wickler ein den Bäumen unschädliches, sicheres, im Großen ausführbares Mittel bekannt macht, und dessen Bewährtheit durch gültige Atteste erweiset, erhält in der Herbstversammlung der Märkisch-ökonomischen Gesellschaft in Potsdam eine Prämie von 25 Thalern. Die Abhandlungen werden, mit einer Devise versehen, an die Deputation der gedachten Gesellschaft gesandt.

---

## Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

In einem Königl. Preuß. Publikandum d. d. Berlin, den 13ten Oktober 1804 findet sich die erfreuliche Nachricht: „daß, nach dem pflichtmäßigen Berichte des Königl. Ober-„Collegii-Medici et Sanitatis, mehr als 50,000 Impfungen der Schutzblattern in Königl. Preuß. Landen durch die „Medicinal-Kollegien und Behörden kontrollirt, und nicht „Ein Fall bemerkt worden, der an der schützenden Kraft „der Kuhpocken und ihrer Unschädlichkeit, sowohl der Krankheit selbst, als ihrer Folgen, zweifeln ließe.“

---

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Drey und neunzigsten Bandes Erstes Stück.

Drittes Heft.

# Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Von dem Zustande der Protestanten in Ungarn unter der Regierung des Kaisers und Königs Franz II. Herausgegeben von C. F. Stäudlin. Göttingen, bey Vandenhoek. 1804. 83 S. 8. 6 gr.

Der hier mitgetheilte Aufsatz war dem Hrn. D. Stäudlin für sein Magazin der Religions-, Moral- und Kirchengeschichte aus Ungarn zugeschickt worden; weil er aber für ein Stück dieser Zeitschrift zu lang war: so ließ er ihn besonders abdrucken; und man muß ihm dafür Dank wissen. Es ist eigentlich ein freyer und sehr vollständiger Auszug aus der von den Protestanten in Ungarn im J. 1799 dem Kaiser überreichten Bittschrift, worinne sie ihre mannichfaltigen Religionsbeschwerden nachdrücklich und lebhaft darstellen. Wer mit der Geschichte des ächten Katholicismus und des ihn auf jede erlaubte und unerlaubte Art schützenden Clerus nicht bekannt ist, der dürfte kaum seinen Augen trauen, wenn er hier liest, welche Ränke, Gewaltthätigkeiten und andere unedle Mittel der größte Theil des katholischen Clerus in Ungarn — denn es giebt auch einige rühmliche Ausnahmen darunter — anwendet, um den Protestanten den Genuß der ihnen feyerlich und gesetzmäßig im J. 1791 zugestandenen, ei-

gentlich erneuerten Religionsfriedens zu erschweren, oder gar unmöglich zu machen. Und diese Bittschrift hat gleichwohl bis zum J. 1803 keinen Erfolg gehabt. Es ist nicht nöthig, aus einer so kleinen Schrift Auszüge von Beyspielen zu machen; wir hoffen vielmehr, daß sich Viele durch eigenes Lesen mit ihr bekannt machen werden. Aber eine kleine Untersuchung in derselben (S. 78. f.) heben wir billig aus. »Es ist ein politisches Phänomen, sagt der Ungarische Herausgeber, wie bey den nämlichen Regierungsgrundsätzen die Evangelischen in den deutschen Erblanden, die kein Gesetz für sich haben, besser daran sind, als hier in Ungarn, wo die feyerlichsten Gesetze sie schützen sollten. Wenn der Wiener Kaiserhof die Protestanten wirklich haßt: so sollte sich die Wirkung davon eben so in Oesterreich, Mähren, Böhmen, Gallizien äußern, als in Ungarn. Wenn der katholische Clerus allenthalben in gleichem Grade Verfolger ist: so müßte die Wirkung davon hier und dort gleich seyn. Ich finde nichts, was mir dieses Phänomen einigermaßen erklären könnte, als folgende zwey Umstände. Erstlich: der Ungrischkatholische Clerus ist dem größten Theil nach vorzüglich intolerant und unaufgeklärt. Zweytens: er hat Kraft der Ungrischen Konstitution vorzüglichen Einfluß in die Staatsverwaltung, den er durch die großen Reichthümer, die er besitzt, wirksam zu machen weiß. Es giebt in Ungarn Bisthümer, die über 300,000 Rfl. eintragen, (z. B. das Erlauer Bisthum) und Plebanien, die über 10,000 Rfl. einbringen. Nun denke man sich blinden Religionseifer mit solchen Mitteln begabt, in den Händen der ersten Klasse vom Staat, begabt mit allen Staatsämtern, und der ersten Stimme in allen Reichstags-, Dikasterial- und Comitats-Versammlungen; einer Klasse, die keine Familie, kein anderes Interesse, als das von ihrem Stande hat; der nichts im Wege steht, als die verhaßten Protestanten, mit denen sie seit dritthalb hundert Jahren kämpft, ohne sie erdrücken zu können; man denke sich den großen zahlreichen Anhang, den sie bey einem theils verarmten, theils gleichgesinnten Adel nothwendig haben muß: so wird man sich jenes Phänomen zum Theil erklären können.«

Rr.

Bey-

Beytrag zur Bestimmung der Gränzen zwischen den Franken und Sachsen der Vorzeit. Von P. F. J. Müller, Königl. Preuß. Interims-Landrichter, und Lehnkammer-Direktor. Duisburg u. Essen, bey Bädeker. 1804. 96 S. 8. 10 gr.

Vor einigen Jahren hatte der Verf., als ihm die Vertheidigung der Gerechtsame der Abtey Werden aufgetragen war, eine Schrift gegen die Behauptungen eben derselben höchsten Regierung herausgegeben, der er jetzt angehört, und der er mit gleicher Treue, womit er sich für seine vorige Herrschaft aufopferte, zu dienen gedenkt. In derselben hatte er, um die gemeine Meinung zu widerlegen, als ob Werden ein Zubehör der Grafschaft Mark sey, unter andern den Satz aufgestellt, daß die Bewohner des Stifts Werden Ripuarier, folglich Franken, und dagegen die Bewohner der Grafschaft Mark Sachsen gewesen seyen, und solchen näher zu entwickeln versprochen. Dieses gab zu dem Wunsche, und dieser zu dem gegenwärtigen Versuche Anlaß, die Gränzen zwischen den Franken und Sachsen der Vorzeit in ihrer ganzen Ausdehnung aufzufinden. Er fängt diese Untersuchung mit dem alten Friesland an, welches unstreitig zum Fränkischen Reiche gehörte, und beantwortet dabey einige Zweifel in Ansehung Utrechts und des Gau Hamaland, (nachmals Zütphen,) von welchem letztern er (S. 23. fg.) beweiset, daß es ein Fränkischer Gau gewesen sey; zeigt, daß das nunmehrige Clevische Amt Emmerich ehemals auch zu diesem Gau gehört habe; macht es wahrscheinlich, daß der Bezirk um Wesel auch noch fränkisch gewesen sey, und glaubt es daher annehmen zu können, (S. 33.) daß die Gränzlinie der Cölnischen und Münsterischen Kirche im Herzogthum Cleve, zugleich die Gränze zwischen Franken und Sachsen oder Westphalen sey. Auch Duisburg, Mintert im Herzogthum Berg, und Kaiserswerth gehörten zum Ripuarischen oder Fränkischen Ruhrgaue. Hier glaubt der Verf. (S. 45.) von der gemeinen Meinung abweichen zu müssen, daß der Rhein die Gränze zwischen den Reichen Lothars und Ludwigs des Deutschen bestimmt habe, weil in solchem Falle auch Friesland ein Zubehör von Ludwigs Reiche gewesen wäre. Daß auch das vormalige Reichsstift Werden zum Lothringischen

Reiche gehört habe, wird S. 53. fg. hinlänglich bestätigt; besonders S. 59 fg. durch die Verschiedenheit der Rechte, welche dort und auf der andern Seite im Herzogthum Sachsen gegolten haben. Wir übergehen die Erörterungen über die Pfalzgrafschaft am Rhein, u. d. m. Endlich zieht der Verf. (S. 86.) mit Gewißheit das Resultat, »daß der Bezirk beyläufig von Wipperfürt im Bergischen an, mit Inbegriff der Reichsgrafschaft Gimborn-Neustadt, und der Flüsse Agger, Niester und Sieg, an den Gränzen des Herzogthums Westphalen vorbey, die Markscheide zwischen Franken und Sachsen bestimmt habe.« Obgleich die Eder, wie S. 84 hinzugesetzt wird, nicht durchaus die Gränzlinie zwischen Franken und Sachsen gewesen ist: so war doch wenigstens der Berg Hasungen, auf welchem der heil. Heimerad gewohnt hat, ein, gleichwohl in der Nähe Sachsens gelegenes fränkisches Zubehör. Deßgleichen war Fritzlar fränkisch, und Wolfshagen ward 812. von Franken und Sachsen bewohnt. Nunmehr gieng die Gränze zwischen dem Sächsischen Bisthum Paderborn und dem Fränkischen Hessengau oder Grabfelde auf Thüringen zu, welches durch die Werre und Sale von Sachsen geschieden ward. — Eine kenntnißreiche Belesenheit und Bekanntschaft mit dem Mittelalter leuchten in dieser Schrift überall hervor; gesetzt, daß darinne auch nicht Alles zur völligen Evidenz gebracht wäre.

K. E. Mangelsdorffs, der Geschichte, Beredsamkeit und Dichtkunst weil. öffentl. ordentl. Professors zu Königsberg, allgemeine Geschichte der Europäischen Staaten. Ein durchaus verständliches Lesebuch zur nützlichen Unterhaltung. Fortgesetzt von Chr. D. Voß, Professor in Halle. Dreyzehnter Heft. Der deutsche Reichsstaat. Erste Abtheilung. Halle, bey Ruff. 1804. 304 S. 8. — Vierzehnter Heft. Zweyte Abtheilung. 1804. 368 S. 8. zusammen 2 Rg. 8 gr.

Auch mit der Aufschrift:

Geschichte des deutschen Reichs bis auf die jetzige Zeit,

Zeit, rc. Verfaßt von C. D. Voß. Erster und Zweyter Theil.

»Das deutsche Reich, sagt Hr. V., soll in seinem neuern Zustande, nach der gewöhnlichen Ansicht, das Interesse eines Mitleid erregenden Gegenstandes erwecken. Man hat es schon öfters mit einem durch Alter schwach und wehrlos gewordenen Greise verglichen, dessen Größe und kräftiger Gliederbau noch auf die Zeiten hindeuten, wo er dieser Glieder noch völlig mächtig war; der sich gleichwohl, da man seinen Zustand der Hinfälligkeit kennt, von Feinden, und seynwollenden Freunden, beschimpfende Mißhandlungen gefallen lassen muß. Man ist geneigt zu glauben, es habe eine Zeit gegeben, wo dieß ganz anders gewesen sey; die Zeit nämlich, da noch ein festes und kühnes Haupt die jugendlichen Glieder entschlossen und harmonisch regiert, und Einheit die größern, wie die kleinern, zum gemeinsamen Streben nach einem und demselben Ziele vereinigt habe. Durch diesen frommen, patriotischen Glauben aufgeregt, wird die Wißbegierde sich um Belehrung bemühen, wenn dieser Zeitpunkt Statt gefunden, wie lange er gedauert, und was für große Wirkungen er veranlaßt und hinterlassen habe? Der unpartheyische Forscher wird freylich gleich Anfangs ahnen, und bey dem Fortgehen mit der Geschichte deutlich erkennen, daß dieser Zeitpunkt so unvollkommen nur Statt gefunden, als er schnell vorüber gegangen; daß Versuche dahin, diese Einheit zu bewirken, nur ein planmäßigeres Gegenstreben veranlaßt, und das Gegentheil zur Wirkung gehabt habe. — Doch der ganze eigenthümliche Gang der Geschichte unsers Vaterlandes und der Ausbildung dieser eben so eigenthümlichen, und von allen übrigen sich unterscheidenden Verfassung reizt die Beobachtung, und zieht auf der einen Seite wieder zu eben dem Gegenstande hin, von dem man sich auf der andern doch wenigstens auch nicht abgestoßen fühlt. — Vielleicht könnte man, ohne Verblendung durch Vaterlandsliebe, behaupten, daß keine Staatengeschichte der unsrigen gleich zu stellen, geschweige denn ihr vorzuziehen sey. — Welch eine Summe von Kräften verbrauchte nicht für sich die höhere Geisteskultur, die ehemals ganz schlummerten, oder in rohen, zerstörenden Ausbrüchen vergeudet wurden! Keine Nation vermag, seit Jahrhunderten, in dieser Hinsicht,

mit der Deutschen zu wetteifern. Was der deutsche Staat an Kraftvereine verloren hat, hat die deutsche Nation an Kraftentwickelung gewonnen. Wer mag wünschen, daß die Glieder des deutschen Reichs fester an das Haupt geknüpft, und seiner willkührlichen Bestimmung durch das Band der Unterwürfigkeit, oder auch einer Einheit überlassen geblieben wären! Hat nicht die Geschichte der Reformation und des dreyßigjährigen Kriegs darüber große und eindringliche Lehren gegeben? — Wahr ist es, das deutsche Reich, als Staat, ist seit jener Zeit in einen völlig leidentlichen Zustand herabgesunken, aus dem es sich auch, selbst nach den neuen Ländervertheilungen, so leicht nicht erheben dürfte. Aber das deutsche Reich hat auch seit jener Zeit weder Anarchie noch Despotismus gekannt, und darf nicht einer, nahen oder fernen, mit blutigen Revolutionsgreueln schwangergehenden Zukunft angstvoll und schaudernd entgegenblicken. — Laß seyn, daß einzelne Despotenhandlungen, von einzelnen deutschen Regenten, von Zeit zu Zeit begangen sind, und noch begangen werden; ein eigentlicher, festgegründeter, wirksam organisirter Despotismus hat in keinem deutschen Staate, seit der Verbreitung der Kultur, und der vermehrten Auflösung des Reichsverbandes Statt gefunden, und kann in Zukunft noch weit weniger, auch wenn man es versuchen sollte, zur Ausführung gebracht werden.« — Alles richtig gedacht und gut gesagt; nur daß man auch der traurigen und drückenden Abhängigkeit von einer fremden Macht nicht vergesse, in welche Deutschland in den neuesten Jahren gerathen ist! und durch wessen Schuld?

Indem Hr. B. hierauf zu unsern ältesten Vorfahren übergeht, entfernt er sich zum Theil von den gewöhnlichen Begriffen über dieselben, die man selbst aus dem Tacitus geschöpft haben wollte. Wir geben ihm darinne Recht, daß man besonders aus diesem Geschichtschreiber so Manches durch eine gezwungene Auslegung über unsere alten Germanen heraus erklärt hat, was ein unbefangener Blick darinne nicht entdecken kann. Aber er meint überhaupt: (S. 13.) »Was Römische Schriftsteller durch ihre römische Brille sahen, stellen uns deutsche wieder so dar, als es ihnen durch ihre deutsche erschien. Ein — doch wohl unzeitig angebrachter — Patriotismus verleitete

sie,

sie, ein ästhetisches Gewand über die Nuditäten unserer alten Vorfahren zu werfen, und ihre Rohheit, ihre Laster und tiefste Barbarey mit einer Tünche von Schein-Tugend und Edelmuth zu überstreichen.« Hier finden wir nun zuerst eine zu geflissentliche Verminderung der Hülfsmittel, durch welche die Römer zu einer nähern Bekanntschaft mit den Germanen gelangen konnten, und sodann eine gekünstelte Herabwürdigung des moralischen Charakters unserer Vorfahren. Es ist aber darüber in den neuesten Zeiten schon so viel an festen Untersuchungen geschrieben worden, daß wir uns bloß begnügen müssen, die Behauptungen des Hrn. B. anzuzeigen. Gegen die vier Volksabtheilungen oder Stände, welche Tacitus bey den Germanen angiebt, werden nicht ohne Grund einige Zweifel vorgebracht. Die ihnen so hoch angerechnete Tugend der Keuschheit fällt nach seiner Vorstellungsart ganz weg. »Wie mag man es, schreibt er, einem Jünglinge als Tugend anrechnen, daß er nicht ausschweift, wenn seiner Erziehung, Gewöhnung und der Unfreundlichkeit der ihn umgebenden Natur nach, der Wollustreiz erst spät bey ihm entsteht; wenn er nie stark bey ihm werden, und er ihn, so bald er fühlt, durch eine Heyrath befriedigen kann? Wie mag man Gewöhnungen der Weiber, die der Beweis und die Folge der rauhen Natur, die sie umgab, und der Barbarey, in der sie lebten, die also auch nichts weniger, als Entsagungen und Beweise von Selbstüberwindung waren, als Tugenden aufstellen, und durch sie das Laster, in ganz andern Verhältnissen, beschämen wollen? Die Weiber der alten Deutschen waren Sklavinnen ihrer Männer; waren zu steter harter Arbeit verdammt, waren von Jugend auf daran gewöhnt, sich als Eigenthum ihrer Männer zu betrachten. Was ist für ein Grund da, ihnen es so viel höher anzurechnen, daß Ehebruch und Liederlichkeit unerhörte Ereignisse unter ihnen waren, als den Weibern anderer wilden Völker, die in gleichen Verhältnissen mit ihnen leben, und bey denen dieß, noch heut zu Tage, eben so große Seltenheiten sind?« Auch um die so hochberühmte Redlichkeit und Biederkeit der Männer soll es nicht besser stehen. Denn »ein wildes Volk, meint Hr. B., (S. 34.) das vom Raub und Kriege lebt, dessen Körperkraft fast sein einziges Erwerbsmittel ist,

 hat

hat wenig Gelegenheit, unredlich zu seyn. — Bey den alten Deutschen war Verrath — doch wohl der höchste Grad von Unredlichkeit — keinesweges unbekannt und unerhört; denn er war mit der Todesstrafe verpönt. Und als sie die Uebermacht der römischen Kriegskunst kennen lernten, verschmähten sie so wenig, als irgend ein rohes Volk, in ähnlichen Fällen, List und Betrug, um dadurch zu erlangen, was ihnen die Kraft ihres nervigten Arms und ihre rohe Kühnheit nicht mehr zu sichern vermochte. Hermanns hochgepriesener Sieg, was war er anders, als der Triumph der Verstellung und des Betrugs, durch den dieser edle Deutsche den römischen Feldherrn sicher gemacht, und ihm Vertrauen auf eine Redlichkeit, die er nicht kannte, eingeflößt hatte?

Um aber auf die eigentliche Geschichte zu kommen; so wird sie hauptsächlich von Pipin und Karln d. Gr. an, ausführlicher beschrieben. Besonders sind des letztern neue und eigenthümliche Einrichtungen in der Staats- und Kirchenverwaltung, S. 125. fg., gut ins Licht gesetzt worden; wie überhaupt hier und anderswo die deutsche innere Verfassung sehr wohl erläutert wird. Daß aber die Ungarn nach S. 154. schon um den Anfang des neunten Jahrhunderts Lorch zum Hauptstapelplatze des deutschen Handels gehabt hätten, kann schon ihrer damaligen Wohnplätze wegen, nicht zugegeben werden. So sehr Heinrichs I. thätiger und gemeinnützlicher Regierung Gerechtigkeit widerfährt: so streng, oder vielmehr verächtlich, und mitunter etwas ungerecht, ist Otto I. behandelt. Woher weiß es denn der Verf., daß dieser Fürst, nach S. 232, ungewohnt gewesen sey, weiter als eine Spanne lang über die Gegenwart in die Zukunft hinauszublicken? Mehr als ein Auftritt in seiner Regierung beweiset es ja, daß es ihm am Vorhersehen, und an Maaßregeln für dasselbe, nicht gefehlt habe. Wir sind weit entfernt, ihn mit Karln d. Gr. zu vergleichen; aber man muß ihn doch auch nach seiner Lage beurtheilen, und manche edle Züge seines Charakters nicht verschweigen; ihn nicht zu einem gemeinen Krieger erniedrigen. Hat er etwa jemals, wie Karl, vier tausend wehrlose und ganz unterworfene Menschen bloß darum niederhauen lassen, um sich an ihren Mitbrüdern, mit denen er Krieg führte, zu rächen? Auch

Otto

Otto III. soll ein schwacher Kopf und unmoralischer Charakter gewesen seyn; (S. 294.) er hätte längst verdient, in Deutschland abgesetzt zu werden, u. s. w. Daß er Italien Deutschland vorzog, war freylich tadelnswerth; aber man vergleiche einmal die damalige Kultur beyder Länder mit einander. An Kraft fehlte es ihm gewiß nicht; ein Jüngling von 22 Jahren konnte wohl nicht mehr thun. Daß Heinrich IV. durch seine Demüthigung zu Canossa ganz konsequent gehandelt habe, (S. 378.) darinne stimmen wir dem Verf. völlig bey, und sehen überhaupt die übrige Regierung dieses Herrn wie er an.

Der zweyte Theil fängt mit Lothars Regierung an (J. 1125.) Vorher aber geht bis S. 75. eine [illegible]che Abschilderung des Zustandes von Deutschland und der deutschen Sitten, in dem eben gedachten Zeitraum. Daß von Konrad III. keine rühmliche Abschilderung gemacht wird, dagegen ist wohl nicht viel einzuwenden; aber viel zu wenig ist S. 78. von der von ihm so gedankenlos versäumten Gelegenheit, Herr von Rom zu werden, gesagt. Nach S. 89. soll die noch vorhandene Urkunde, durch welche Friedrich I. die Markgrafschaft Oesterreich im J. 1156. zu einem Herzogthum erhob, von Kennern für unächt, oder doch spätern Ursprungs erklärt worden seyn; uns sind aber ihre Gründe nicht bekannt. Eben so scheint uns auch S. 100 fg. die Entschuldigung für Heinrich den Löwen, der jenen Kaiser zur höchsten Unzeit mit seinen Reichsvölkern verließ, gar nicht hinlänglich zu seyn; es ist auch verschwiegen, welcher persönliche Unmuth ihn dazu angetrieben habe. Die Hetzparthie wider den Löwen S. 110. fg. fällt zu sehr ins Niedrige. So gern wir mit dem Verf. Heinrichs große Eigenschaften, auch die übertriebene Härte erkennen, mit der er behandelt wurde: so scheint uns doch Friedrich gegen ihn zu sehr in Schatten gestellt zu seyn. Die Vergleichung zwischen Otto IV. und Friedrich II. schlägt zwar zum Vortheil des erstern aus; doch widerfährt auch den hohen Gaben und Thaten seines Gegners ihr Recht. (S. 223. fg.) Rudolf von Habsburg wird mit Johann Müllers Worten, aber zugleich durch seine Regierung die Wahrheit selbst gepriesen. Von Ludwig dem Baiern endlich, mit dessen und Günthers von Schwarzburg Geschichte sich

diese Abtheilung zeigt, wird S. 378. gesagt, daß man ihm helle Blicke und ein kräftiges Emporstreben des Geistes und Muths nicht absprechen könne; aber auch einen Mangel an Festigkeit und Beharren, und ein stetes Schwanken zwischen Kühnheit und Furchtsamkeit bey ihm eingestehen müsse. Dabey muß jedoch in Anschlag gebracht werden, daß ihn die deutschen Fürsten zu spät und zu wenig gegen den Pabst unterstützt haben.

3. Ueberall sieht man, daß Hr. W. nach eigenem Studium unserer vaterländischen Geschichte, und nach eigenen Ansichten, schreibt. Mehrere seiner Leser werden vielleicht wünschen, daß er ihnen durch wohlgewählte Abtheilungen und Perioden die Uebersicht des Ganzen erleichtert hätte.

Kr.

**Chronologische Uebersicht der Universalgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Aus dem Französischen des Abbé Mann, der K. K. Akademie der Wissenschaften in Brüssel, der Königl. Societät zu London, der Pfälzischen in Mannheim, rc. Mitglied. Dresden, bey Walther. 1804. 315 S. 4. 1 Rthlr. 20 gr.**

Wie ereignißreich, und überhaupt wie ausgezeichnet das verflossene Jahrhundert gewesen sey, können schon gegenwärtige Tabellen zeigen. Von Jahr zu Jahr werden in denselben die Merkwürdigkeiten jeder Art, politische, (wo nur die Kriegsgeschichte besonders gestellt ist,) kirchliche, gelehrte, u. s. w. auch die Todesfälle berühmter Männer, Gelehrten, und dgl. m. angezeigt; bisweilen werden auch die Vorfälle etwas umständlich beschrieben. Wir haben meistentheils Vollständigkeit mit Genauigkeit verbunden, angetroffen; selbst die Tage der Begebenheiten sind am Rande angegeben. In den neuesten, zumal französischen Revolutions- und Kriegsgeschichten sind hin und wieder Kleinigkeiten aufgestellt, welche ihren Platz nicht verdienen. Wem ist z. B. etwas daran gelegen zu wissen, daß nach S. 240 am 5. April d. J. 1799 der General Jour-

dan

dan in Straßburg angekommen sey, und daß sein Generalstaab am 6ten dahin nachgefolgt sey? S. 244 wird bey eben demselben Jahre erzählt: daß in Landau ein Pulvermagazin in die Luft geflogen sey, wodurch ein großer Theil der Stadt ruinirt worden. S. 261 unter dem J. 1801, daß der Pabst zu Rom ein Konsistorium gehalten, und neun neue Kardinäle ernannt habe, u. dgl. m. Es giebt auch Stellen, welche richtiger oder bestimmter hätten ausgedrückt werden sollen. So wird S. 34. bey den Bedenklichkeiten, welche die Annahme der Bulle Unigenitus in Frankreich erregte, hinzugesetzt: »Die übrigen Christengemeinden nahmen sie ohne Widerspruch an.« Es muß heissen: Die übrigen römischkatholischen Gemeinden; denn es giebt Gottlob! noch andere christliche Gemeinen außer ihnen in Europa. S. 49. wird unter dem J. 1720. angeführt, daß damals unter andern die lange Spaltung geendigt worden sey, welche seit dem J. 1700 wegen des 4ten Artikels des Ryswicker Friedens entstanden war. Daraus könnten in der Geschichte ungeübte Leser schliessen, daß die Protestanten damals wegen der vom Kaiserl. Hofe eigenmächtig eingerückten Clausel in jenem Artikel befriedigt worden wären; das ist aber nie geschehen. Nicht bloß Niederschlesien und die Grafschaft Glatz wurden, wie S. 81. gesagt ist, im Breslauer Frieden an Preussen überlassen; sondern auch der größte Theil von Oberschlesien, u. s. w. Angenehm ist der Anhang, S. 285 fg., der ein summarisches Verzeichniß der seit zehn Jahren mit den europäischen Staaten vorgefallenen Veränderungen ist, und besonders des durch den Krieg von 1792 bis 1802 entstandenen Provinzenwechsels. Verlust und Entschädigung sind hier sehr umständlich mit einander verglichen. Daß nach S. 285. das Königreich Polen im J. 999 gestiftet worden seyn soll, ist noch nicht erwiesen.

Wn.

M. J. Schmidts, K. K. würkl. Hofraths rc. neuere Geschichte der Deutschen. Fortgesetzt von Joseph Milbiller, der Weltweisheit und Gottesgel. Doktor, Churpfalzbaierischem würkl. geistlichen Rath und

und öffentl. ordentl. Professor an der Churfürstlich Baierischen Universität zu Landshut. Dreyzehnter Band. Kaiser Karl VII. Vom Jahr 1740 bis 1747. Ulm, in der Stettinischen Buchhandlung. 1804. [illegible] S. 8. (ohne Register und Inhalt.) 1 [illegible]

Eben dasselbe Buch, unter der Aufschrift: M. I. Schmidts Geschichte der Deutschen. Achtzehnter Theil.

Nunmehr kann Hr. M. mit Recht von sich sagen: Incedo per ignes suppositos cineri doloso. Denn es ist nicht allein immer mehr die Geschichte unserer Tage, die er beschreibt, sondern in diesem Bande auch besonders die Geschichte eines Regenten von dem Lande, worinne er selbst lehrt. Seine Unpartheylichkeit wird hier auf eine schwere Probe gesetzt.

Voran geht ein Abriß von dem Zustande Europens beym Tode Karls VI. Zu viel Ehre wiederfährt hier dem Card. Fleury, wenn er der verständige, durch schlaue Politik, sich alles unterwerfende Staatsminister genannt wird. Das war er nun wohl nicht; ob er sich gleich selbst dafür hielt. Sein Glück, seine gefälligen Gehülfen, seine Friedensliebe, und seine Verbindung mit dem Englischen Ministerium, verschafften ihm lange einen gewissen Ruf, der bis zur Bewunderung gieng; aber im Oesterreichischen Successionskriege offenbarte sich seine Schwäche am merklichsten. Noch mehr ist sie in den neuesten Zeiten durch die Nachrichten des Duc de St. Simon bekannt geworden, in welchen seine fast unglaubliche Leichtgläubigkeit dargestellt, und durch Beyspiele gezeigt worden ist, wie ihn besonders der König von Sardinien und der Englische Minister Walpole zum Besten gehabt haben.

Gleich im Anfange der eigentlichen Geschichte, bey der Protestation von Churbaiern gegen die Succession der K. Maria Theresia in den Oesterreichischen Erbländern, finden wir (S. 17.) ein schönes Beyspiel von jener Unpartheylichkeit, die wir uns hier kaum zu erwarten ge-

trau-

erkannten. »Den Anspruch, sagt Hr. M., den der Chur-
fürst von Baiern auf alle Oesterreichische Länder machte,
gründete er hauptsächlich darauf, daß er von Anna, der
ältesten Tochter des Kaisers Ferdinand I. abstamme, wel-
che zwar bey ihrer Vermählung mit dem Herzoge Albrecht V.
von Baiern zum Besten ihrer Brüder, und der Nachkom-
men derselben die gewöhnliche Verzicht geleistet; aber für
den Fall, wenn der Oesterreichische Mannsstamm erlöschen
würde, das Recht der Erbfolge sich und ihren Nachkommen
vorbehalten hatte. Es möchte wohl, fährt der Verf. fort,
nicht so leicht geläugnet werden können, daß durch den Tod
des Kaisers Karls VI., als des letzten vom männlichen
Stamme, dem Churf. von Baiern, als einem weiblichen
Nachkömmling, das Recht der Erbfolge wirklich eröffnet
worden sey, indem nun der Vorzug des Mannsstammes,
nach der Erlöschung desselben, keinem weiblichen Nachkom-
men weiter im Wege stand. Nur war noch die wichtige
Frage zu beantworten, ob ihn die Reihe in der Erbfolge
zuerst treffe? und in Rücksicht auf diese Frage sprachen die
in den deutschen fürstlichen Häusern geltenden Grundsätze und
das Herkommen offenbar gegen ihn. Ueberall kam es bis-
her auf das nähere Verhältniß eines Nachkömmlings zum
letzten Besitzer an, und der Entferntere mußte jederzeit
dem Nähern weichen. Zudem war es in den deutschen Für-
stenhäusern seit langer Zeit als eine ausgemachte Regel be-
obachtet, daß, so lange eine Linie, männlich oder weiblich,
dauerte, auch die Erbfolge bey derselben ununterbrochen ih-
ren Fortgang hatte. Karl Albrecht, Churfürst von Baiern,
konnte daher, ungeachtet seines Rechtes zur Erbfolge, das
er mit andern weiblichen Nachkommen gemein hatte, der
Königinn Maria Theresia, als einem mit dem letzten Be-
sitzer in einem nähern Verhältniß stehenden weiblichen Nach-
kömmlinge das Vorzugsrecht hierinne mit Bestand nicht
streitig machen. In Baiern wollte man aber dieses nicht
einsehen; oder sah es vielmehr wirklich nicht ein, indem
man sich durch gewisse aus dem Römischen Rechte entlehnte
Grundsätze verführen ließ.« — Eben so zeigt der Verf.
bey dem zweyten Grunde, auf welchen der Churfürst seinen
Anspruch stützte, dem Testamente des Kaisers Ferdinand I.
vom 1. Junius 1540, daß der Baierische Gesandte zu
Wien selbst, bey genauer Durchsicht der ihm vorgelegten
Urschrift dieses Testaments, entdeckt habe, die Erbfolge

sey

sey darinne einer der Töchter Ferdinands, nicht nach dem Abgange der männlichen Erben seiner Söhne, sondern erst nach dem Abgange aller ehelichen Leibeserben überhaupt, zuerkannt worden. — Vortheilhafter werden die Anforderungen Friedrichs II. an Maria Theresia vorgestellt. Hingegen wird nicht allein die Nichtigkeit der Spanischen entwickelt; sondern auch sehr wohl die arglistige Politik des Französischen Hofs geschildert, wo eine mächtige Partey den Cardinal Fleury zum Kriege fortriß. Ueber Sachsens Widerspruch gegen die Gültigkeit der pragmatischen Sanktion, ist, (S. 50.) vielleicht zu streng geurtheilt worden.

Wir können uns bey der Geschichte des Oesterreich. Erbfolgskriegs, bey der Wahl und den Schicksalen Karls VII. nicht aufhalten, da der V. Alles zwar richtig und bündig erzählt, auch mit treffenden Beurtheilungen begleitet; aber doch nichts Neues darüber beybringt. Merkwürdig sind doch einzelne Stellen in dieser Beschreibung. So sagt der Verf. von den falschen Maaßregeln, welche Karl Albrecht nach der Eroberung von Oberösterreich nahm, an Statt auf Wien loszugehen, welches ohne Rettung verloren war, vielmehr in Böhmen einzubrechen, S. 61: »Es gehörte ein im Kriegswesen eben so unerfahrener, von einsichtslosen oder unredlichen Rathgebern eben so sehr umringter Fürst, wie Karl Albrecht war, dazu, um bey hellem Tage nicht zu sehen. Der Churfürst war ein sanfter gutmüthiger Herr; aber es fehlte ihm an Einsicht und an Kraft, selbst zu beschließen, und selbst zu handeln. Die Gefangenschaft zu Wien, in der er war erzogen worden, scheint jene Eigenschaften des Geistes, die dem Feldherrn unentbehrlich sind, in ihm erstickt zu haben. Gleichsam als wäre er noch in der Gewalt des Siegers, war er noch immer gewohnt, von den Urtheilen anderer abzuhängen. Ersatz genug wäre es gewesen, wenn er nur Menschenkenntniß und die Gabe besessen hätte, sich dem Rathe einsichtsvoller und unbefangener Männer zu überlassen. Allein auch diese Eigenschaft fehlte ihm. Vom Kriegswesen verstand er sehr wenig, und zum Unglück hatte er keinen großen General bey der Armee. Sein Unglück im Felde, das ihn jetzt nach so glänzenden Eroberungen zu treffen begann, bestimmte eigentlich der Umstand, daß der König von Polen und Churfürst von Sach-

sen

[...]sen von der Zeit an, da er seinen Ansp[...]
reich wieder geltend zu machen suchte, m[...]
in Böhmen eingerückt war. K. A., d[...]
Besitze des Erzherzogthums Oesterreich nich[...]
dern auch König von Böhmen seyn wollte, [...]
ner dürfte sich zu seinem Nachtheile des König[...]
gen, und beschloß, diesem vermeinten Uebel zu[...]

Von den verbessernden Vorschlägen ü[...]
liche Wahlkapitulation, welche die zu Offe[...]
leten Reichsfürstlichen Gesandten den Chu[...]
gebens übergaben, sagt der Verf. S. 75 [...]
nützig auch diese und mehr andere Vorschlä[...]
so billig die Forderungen der Fürsten schie[...]
theil an einer Sache zu haben, welche die[...]
ler Stände des Reichs betraf, so wollte [...]
Gute bloß darum ignoriren, (verkennen) [...]
von den Churfürsten, sondern nur von den[...]
nicht anders, als wenn es einzig und al[...]
eines Handelshauses wäre, welche einer W[...]
nern Werth giebt. Mehrere Churfürstl. G[...]
sich indessen doch die Mühe, jene Punkte, [...]
fielen, auszuzeichnen, und sie hernach als [...]
beit in die Kapitulation einzurücken, welch[...]
nur so viel hieß, als sich mit fremden Federn[...]
wirklich eine Art von Undankbarkeit war." [...]
es sich auch, wie S. 80. bemerkt wird, be[...]
der neuen Wahlkapitulation deutlich, daß m[...]
gierung des vorigen Kaisers nicht wohl zu[...]
sey. Die von dem päpstl. Nuntius damals [...]
testation wird S. 31. ein Blindschuß genen[...]
man zuweilen thut, um wenigstens die a[...]
nicht abkommen zu lassen, und die ausser de[...]
andere Wirkung haben. Was wegen der [...]
einiger deutschen Bisthümer zur Schadloshal[...]
sers im J. 1743 vorgefallen ist, (ein Vors[...]
Friedrich II. herrühren sollte,) verdient [...]
werden. (S. 148. fg.)

In dem kleinen Zeitraum, den die [...]
Bandes in sich faßt, konnten freylich im Zus[...]
schen Nation keine sehr erheblichen Veränderu[...]
und daher ist es auch hier nicht die Geschichte d[...]
die der Titel ankündigt; sondern des Kaisert[...]

stände, des durch die Deutschen als bloße Werkzeuge geführten Kriegs, u. dgl. m. Aber desto mehr versprechen wir uns auch in jener Rücksicht von der nächsten Regierung Franz I.

Tm.

**Geschichte von Frankreich, ein Handbuch von Christoph Gottlob Heinrich, Herzogl. Sachsen-Weimarschem Hofrath, ordentlichem Professor der Geschichte zu Jena rc. Dritter Theil. Leipzig, bey Fritzsch. 1804. 565 S. gr. 8. ohne Register und Inhalt. 2 Rg.**

Hiermit endigt Hr. H. dieses Handbuch der französischen Geschichte, dem man den Vorzug, das zuverlässigste, bündigste und brauchbarste in seiner Art zu seyn, selbst einen nicht geringen Grad historischer Unpartheylichkeit erreicht zu haben, keinesweges absprechen kann. Sind gleich keine neuen Aufschlüsse darinne enthalten: so hat doch der Verf. die neuesten historischen Aufklärungen beynahe insgesammt benützt. Wenn man ferner keine Geschichte der französischen Nation darinne antrifft: so muß man sich erinnern, daß Hr. H. auch nur eine Staatsgeschichte versprochen hat. Bey manchen wichtigen Begebenheiten wünschte man freylich über das Wie? und Warum? noch genauer belehrt zu seyn. Aber wer es unternimmt, die Geschichte seiner Zeitgenossen zu beschreiben, muß manchen Auftritt in einem Helldunkel, oder gar im Nebel liegen lassen; er muß es der Nachwelt überlassen, Alles ins volle Licht zu setzen.

Es ist die Fortsetzung der sechsten Periode, vom Ryswicker Frieden bis zur Revolution, womit dieser Theil seinen Anfang nimmt. Hier wird zuerst die damalige Schwäche des Reichs, und der Zustand des Hofs; sodann aber alles, was die Politik desselben in Rücksicht auf die bevorstehende Erledigung der spanischen Monarchie entwarf und vorbereitete, entwickelt. Der spanische Successionskrieg, der Utrechter und Rastadter Friede, und die Unruhen wegen der Konst. Unigenitus, machen hauptsächlich den Rest der Regierung Ludwigs XIV. aus. Ob er sterbend zu seinem erst fünfjährigen Enkel, (der also nicht viel Sinn darinnen finden konnte,) die Worte gesprochen habe, welche ihm hier S. 101 bey-

beygelegt werden, steht dahin. Mezeray (Limiers) wird dabey citirt; aber M. war damals längst todt, und auf L. Nachrichten ist nichts zu bauen. Sonst sagt der Verf. vom diesem Fürsten: »Er war sehr thätig, unermüdlich arbeit- »sam, großmüthig, freygebig, fest und beständig im Un- »glück, und hatte sich in seiner langen Regierung viel Staats- »kenntnisse erworben. Bey dem Allen kann man ihn nur »zu den subalternen Köpfen rechnen, die unter einem an- »dern trefflich arbeiten; aber für sich selbst nicht Kraft ge- »nug haben, etwas Großes zu unternehmen und auszufüh- »ren.« Die letztern Züge getraueten wir uns doch nicht ganz zu verificiren. Denn daß L. aus Ehrgeiz und Ruhmbegier- de große Entwürfe gemacht, und seine Staatsbedienten nicht selten nach denselben geleitet habe, scheint außer Zweifel zu seyn; ob sie ihn gleich hinwiederum noch öfter selbst leiteten. Das berüchtigte Systême wird deutlich genug vorgestellt. Hin- gegen finden wir S. 169. fg. das Bild des Kard. Fleury nicht vollständig; neue Nachrichten, zu unserer Zeit ans Licht gezogen, konnten dabey noch zu Hülfe genommen werden. Doch dürfen wir eine merkwürdige Wendung anführen, de- ren sich der Verf. bedient, um aus der schwachen Staatsver- waltung Fl. vortheilhafte Veränderungen für das Reich und die Nation herzuleiten; überlassen es aber den Lesern, ihre Richtigkeit zu beurtheilen: ungewiß übrigens, ob sie von dem Verf. selbst, oder von einem der neuesten französischen Schrift- steller herrühre. »Fleury,« schreibt er (S. 205.) »anstatt »die ausgezeichneten guten Köpfe hervorzuziehen, und ihnen »einen Theil der königlichen Autorität anzuvertrauen, ent- »fernte vielmehr, nach seiner argwöhnischen Schüchternheit, »jeden Mann von Kraft und hervorstechenden Eigen- »schaften. Für die Nation ward die Ausschließung »solcher Männer von den Geschäfften ein Glück; denn »sie enthielt die Vorbereitung zur Bildung eines Gemeingei- »stes in Frankreich. Voltaire gab das Beyspiel einer fessel- »freyen Denkungsart; Büffon eröffnete mit Kühnheit neue »Aussichten und Systeme; Mably stellte neue Grundsätze »über die Gesetzgebung auf; Montesquieu zergliederte »alle Arten von Staatsverfassung; Rousseau entwarf den »Grundriß zu einem Volksstaate, u. s. w. Alles dieses be- »reitete vor zu der großen Katastrophe, die den veralterten »Meinungen so verderblich ward. In eben dem Maaße, »wie unter Fleury's Administration die großen Charaktere

»von den Staatsgeschäfften zurückgehalten wurden, erhoben
»und vermehrten sich die großen Schriftsteller. Es erwach-
»te ein Gemeingeist, ein allgemeiner Wille; es erfolgte eine
»gänzliche Umkehrung der Denkungsart, eine Vorbereitung
»zu einer neuen Ordnung der Dinge. Seit der Epoche von
»1740 sieht man sehr deutlich, wie abgöttische Verehrung
»der Königswürde, des Priesterthums, und der eingebilde-
»ten oder angemaaßten Größe, und blinde Unterwerfung un-
»ter Despotenlaunen, sich vermindern. Und eben dieser
»neue Gang der Dinge, da die königliche Macht verlor; der
»Gemeingeist hingegen gewann, gehört zu den wichtigen Er-
»eignissen, welche die größte aller Revolutionen, die Frank-
»reich jemals erfahren hat, allmählig herbeyführten.« Ueber
den Aachner Frieden werden S. 259 Anmerkungen gemacht,
die dem französischen Hof nicht zur Ehre gereichen. Von dem
Bündnisse zwischen Frankreich und Oesterreich im J. 1756
sagt der Verf. S. 275: »Die Schmeicheleyen der K. Köni-
»ginn gegen die Frau von Pompadour; die Eitelkeit dieser
»leztern; die Ergebenheit des Abbé Bernis gegen sie; die
»persönliche Stimmung des französischen Monarchen gegen
»den König von Preußen, und die Kurzsichtigkeit und Schwä-
»che des Ministerium zu Versailles hätten es befördert.«
Ueber die Schlacht bey Minden (S. 297.) hätten wir anstatt
der allgemeinen Lobsprüche, welche nichts erklären: »in wel-
cher Ferdinand sich als einen der größten Meister in der Kriegs-
kunst zeigte, und einen Sieg erfocht, der allein seinen Na-
men verewigen konnte,« erwartet, daß vielmehr das Eigene
seiner Anordnungen für diese Schlacht, die einzig in ihrer
Art war, dargestellt worden wäre. Die Behauptung, S.
360: »Daß die Freyheit der Nordamerikaner für England
»ein wahrer Gewinn gewesen sey,« hätten wir gern etwas
mehr ausgeführet gesehen.

Die siebente Periode umfaßt endlich die Geschichte
vom Anfange der Revolution, bis zum Frieden von Amiens.
(1789 — 1802.) Als Zunder der Revolution, und eine ih-
rer Hauptursachen, sieht der Verf. erstlich den Freyheits-
schwindel an, »der gewiß nicht, wie er sich ausdrückt, aus
den Schriften der Philosophen zu den niedrigsten Volksklassen
hinabgestiegen war, und dem das Beyspiel der vereinigten
Staaten von Nordamerika höchstens nur in einigen exaltir-
ten Köpfen, die ihn mit sich dahin brachten, neue Nah-
rung

rung geben konnte;« und meint, daß in den Ohren eines zügellosen und rohen Volks die großen Wörter der Freyheit, der Unterdrückung, der Rechte der Menschheit, ungemeine Wirkung haben thun müssen. Aber dieser Freyheitsschwindel kam doch wohl zuerst aus Nordamerika, wo die Franzosen für eine Freyheit, die sie selbst nicht kannten, gefochten hatten; und bey den rohen Vorstädtern von Paris würden jene großen Worte ohne Orleans, Geld und andere Kunstgriffe nicht viel Eindruck gemacht haben. Sonst sind die Triebfedern, der Gang und die Abwechselungen der Revolution, recht wohl auseinander gesetzt worden. Nur scheint uns Necker (S. 379. fg.) etwas zu hart beurtheilt zu seyn. Der Ursprung des berüchtigten Jakobiner-Namens ist zwar (S. 420.) richtig angegeben; doch sollte, verständlicher für deutsche Leser, hinzugesetzt seyn, daß die ehemaligen Jakobiner in Frankreich keine anderen, als die sonst in der römischen Kirche unter dem Namen Dominikaner bekannten Mönche waren. Der Verf. schließt seine Geschichte mit der Bemerkung: »Hätten die europäischen Regenten das im Innern zerrüttete Frankreich seinem Schicksale überlassen; hätten sie nicht selbst, durch Begünstigung der Ausgewanderten, der herrschenden Partey in Frankreich den Vorwand zum Kriege gegeben; sondern bloß durch angemessene militärische Vorkehrungen ihre Gränzen gegen unerwartete Anfälle zu sichern gesucht: so wäre nach aller Wahrscheinlichkeit die Revolution nie so weit gegangen; Ludwig XVI. wäre mit eingeschränkter Macht, ruhig auf seinem Throne geblieben, und die Verbreitung revolutionärer Grundsätze außerhalb Frankreich wäre weit sicherer, als durch gewaltsame Mittel, gehindert worden.« Vielleicht! Man kann aber eben sowohl, und noch zuversichtlicher, auf der andern Seite sagen: Wäre der Krieg gegen Frankreich nicht in einer Reihe von zum Theil unverzeihlichen Fehlern geführt worden: so würde er ein kurzes und rühmliches Ende genommen haben.

Kz.

# Biblische, hebr., griech. und überhaupt orientalische Philologie.

**Kritik des Kommentars über das neue Testament vom Herrn D. Paulus. Jena, in der akademischen Buchhandlung. 1804. 190 S. gr. 8. 1 Rk.**

Es ließ sich schon erwarten, daß der im Ganzen viel Gutes enthaltende Kommentar des Hrn D. P. einer strengern und weitläuftigern Kritik unterworfen werden würde, als es in einer Recension geschehen kann, da das Werk seine großen Mängel hat, und sich mit Grunde viel dagegen erinnern läßt. Allein Rec. dachte sich unter dem allgemeinen Titel: Kritik dieses Kommentars, eine Kritik des ganzen Werks; Erinnerungen gegen die fehlerhafte Anlage und den unmöglich zu gleicher Zeit zu erreichenden Zweck, wonach Anfänger und erfahrne Exegeten zugleich befriedigt werden sollen, so daß man das Trivialste und das Höchste der Exegese in einer unpassenden Verbindung bey einander findet; Bemerkungen über den theologischen Geist desselben, über die gezwungene, durch keine liberale Erklärung der Klassiker gebildete Exegese des Verfassers, und über die zu häufigen, aus dem Wetstein und andern Kommentatoren beygebrachten Excerpte ohne Anführung der Quellen. Dagegen findet man aber hier eigentlich nur eine Kritik einzelner Stellen dieses Kommentars, wodurch einzelne Erklärungen des Hrn. D. P. in Anspruch genommen, und andere an deren Stelle gesetzt werden. Aus dem Ganzen ergiebt sich freylich, daß der ungenannte Verf. ein scharfsinniger gelehrter Mann, und dem Hrn. D. P. an klassischen philologischen Kenntnissen überlegen ist; daß die meisten seiner Gegenbemerkungen sehr treffend, und viele seiner Erklärungen besser sind, als die in dem Kommentar; allein Rec. kann es doch auch nicht bergen, daß der Verf., wahrscheinlich bloß aus der Neigung, etwas Neues hervorzubringen, mehrmals eben so unannehmliche Erklärungen aufstellt, als sein Gegner. So sehr man also auch im Allgemeinen geneigt seyn wird, seinen Gegenbemerkungen Beyfall zu geben, so wenig wird man doch geneigt seyn, seine eignen Erklärungen überall zu unterschreiben, wenn man

gleich

gleich die Bescheidenheit, womit er sie größtentheils nur als Hypothesen vorträgt, rühmen muß. Ueberhaupt aber verdient der bescheidene Ton, womit er die Behauptungen des Hrn. D. P. bestreitet, unbedingten Beyfall und Ruhm. Einen solchen gesitteten Gegner in unsern Zeiten zu erblicken, ist eine wahre Freude; denn man sieht wenigstens, daß durch die neue philosophische und philologische Sekte in Deutschland noch nicht alles Gefühl für Anstand, Würde und Wohlgesittetheit erstickt ist. Rec. will nun als ein unpartheyischer Beurtheiler einige Proben von beyden Seiten anführen; denn zu Mehrerem ist hier nicht Raum, um sein gefälltes Urtheil zu belegen. So hält z. B. Rec. die Bemerkungen gegen die Erklärung der Versuchungsgeschichte als Vision sehr treffend; allein die eigne Erklärung des Verfassers nicht annehmlich. Der Verf. sagt nämlich S. 29 sehr scharfsinnig: »Bey einer »Vision ist der Mensch in einem Zustande der Ueberspannung, und ein solcher Zustand kann nicht lange dauern. »Gleichwohl soll es Jesu so vorgekommen seyn, als faste er »vierzig Tage und vierzig Nächte. Ist das nicht wider »alle Erfahrungsseelenkunde? Man träume noch so lebhaft, »man unterhalte im Traume noch so schwärmerische Ideen, »man wird doch nimmermehr, selbst wenn man eine ganze »Nacht hindurch träumen sollte, sich einbilden: man habe »vierzig Tage und vierzig Nächte gehungert! Und »wie ist es wohl denkbar, daß die Evangelisten, die Jesum »als den tugendhaftesten heiligsten Mann schildern, diese Be»gebenheit, als etwas im Geiste Jesu Vorgegangenes sollten »angenommen, und geglaubt haben, er habe einmal mit dem »rasenden Gedanken kämpfen müssen: wie, wann ich mich »von hinnen hinabstürzte, welch ein staunenswürdiges Bey»spiel für die Nation! Und welch einen widrigen Eindruck »müßte das nicht auf jeden, der Ueberzeugung von der Gött»lichkeit der Person und Lehre Jesu sucht, machen, wenn er »von dergleichen Schwärmerey nicht frey gedacht werden »dürfte?« Alles sehr wahr: aber wie kann nun der Verf. auf die sonderbare Idee kommen, daß es der Hohepriester selbst war, der Jesu nachschlich, und ihn zu verschiedenen Zeiten versuchte? läßt sich dieses nur irgend mit der Würde und dem Charakter des Hohenpriesters vereinigen? und würde er nicht, wenn er Christum hätte ausforschen wollen, sich dazu eines Subdelegirten bedient haben? In der That, was der Verf. hier von רגל von προσκυνειν und andern Umständen bemerkt,

ist zu gelehrt, oder vielmehr zu gesucht, als daß es Beyfall finden könnte. Eben so nimmt der Verf. die Meinung des Hrn. D. P. nicht an, daß der Stammbaum beym Matthäus für den Joseph geführt sey, und der beym Lukas für die Maria. Er sucht vielmehr den umgekehrten Fall wahrscheinlich zu machen; verliert sich aber S. 19 in Hypothesen, die an Kühnheit denen seines Gegners nichts nachgeben. »Vermuthlich standen in dem Original mit Weglassung des »εγεννησε τον bloß die Namen der Glieder nach der Reihe; »Αβρααμ Ισαακ Ιακωβ Ιουδα u. s. w. Die letzte Tefe »se ab-fade enthielt vielleicht am Schluß folgende Namen: »Ελεαζαρ Ματθαν Ιακωβ Ιωσηφ Ανδρεα (vielleicht »abbrevirt Ανδρ.) Μαριαμ. Um mehrerer Deutlichkeit »willen, und um der Sache ein historisches Gewand zu ge»ben, wiederholte der Abschreiber zwischen jeder Generation »εγεννησε τον. Er kam nun auf Ιωσηφ Ανδρεα Μαριαμ, »hielt aber Ανδρεας, weil es etwas unleserlich und verbli»chen, oder auch abbrevirt geschrieben war, für ανδρα, zu»mal da Ιωσηφ vorher gegangen war, welchen er für den »Mann der Maria hielt, verband beydes zusammen, und »brachte auf solche Art Ιωσηφ ανδρα Μαριας heraus.« Nun, auf diese Weise könnte man viele Hypothesen wagen, ohne sie dem vorsichtigen Kritiker wahrscheinlich zu machen! Dagegen muß Rec. freylich gestehen, daß ihm die Vertheidigungen der alten Erklärungen, und auch manche neue des Verfassers sehr wohl gefallen haben. So ist es ganz recht, daß er S. 47 die Bedeutung bedrohend von επιτιμαν gegen Hr. P. in Schutz nimmt, und eben so S. 51 die alte Erklärung von πτωχοι τω πνευματι, wonach es arm an Geist, an Kenntnissen heißt. Ferner läßt sich die Erklärung von Luc. 2, 29. wohl hören, wonach der Verf. απολυειν εν ειρηνη für gleichbedeutend hält mit απολυειν μετ᾽ ειρηνης Apg. 15, 33., und nun übersetzt: »Ja, wohl! nun entlässest du mich, o »Herr! im Frieden eile ich, kann nun froh diesen Tempel »verlassen, denn meine Augen haben deinen Heiland gese»hen.« Eben so wahrscheinlich ist die Ursach, die der Verf. S. 21 angiebt, warum Joseph die Maria habe verlassen wollen. »Wie schimpflich dachte er, muß es nicht für die Ma»ria, und die zu den erhabensten Absichten bestimmte Frucht »ihres Leibes seyn, wenn sie die Frucht eines Zimmermanns »ist! — Sie, die Mutter des großen erwarteten Königs, »der von Jerusalem aus alle Nationen beherrschen soll! und

»ich

»ich, ein armer niedriger Handwerker! Wer wird's glauben, »daß er der Messias sey? Ich will lieber in der Stille mich »von ihr entfernen, damit sie keine Schande von mir habe, »und ich bey der großen Rolle, die mein Sohn spielen soll, »nie mit ins Spiel komme.« Der Verf. zeigt alsdann, daß diese Besorgniß nicht ungegründet war, weil man hernach über den Zimmermannssohn und seine Anverwandten genug spottete. — Ferner Matth. 11, 12. »Von Johannis Zeiten an bis hieher, leidet das Messiasreich Bedrückungen, und die Bedrücker suchen es zu zerstören, (daher »darf es uns auch nicht befremden, daß Johannis im Gefängnisse sizt).« S. 71. So viel wird zur Probe hinreichend seyn, um noch für einige Bemerkungen Raum zu gewinnen. Es hat keinen Zweifel, daß der Kommentar des Hrn. D. Paulus auf die von dem Verfasser angefangene Weise sehr geläutert werden kann, und Rec. fühlt sich daher verpflichtet, ihn aufzumuntern, mit seiner Arbeit fortzufahren, welche sehr gut als eine fortlaufende Kritik neben jenem Kommentar gebraucht werden kann. Nur hat sich der gelehrte Verfasser zu hüten, nicht jede neue Erklärung, die ihm durch den Kopf geht, gleich mit aufzuführen, weil dadurch die Kraft seiner Gegenbemerkungen geschwächt werden könnte; sondern sie in abwechselnden Zeiten mehrmals zu prüfen, ob sie ihm auch noch so wahrscheinlich bleibt, als sie ihm anfänglich zu seyn schien. Rec. ist z. B. überzeugt, daß dem Verf. schon jezt die Erklärung von dem Verweilen des Jonas in dem Bauche eines Fisches, wornach er in der Scylla oder Charybdis umher geworfen seyn soll, nicht mehr so wahrscheinlich scheinen wird, als anfänglich, da er sie niederschrieb. Wie sollte nämlich Jonas auf der Fahrt von Jaffa nach Spanien, die der Verf. als historisch annimmt, durch die Meerenge von Sicilien gekommen seyn, wenn das Schiff nicht den gefahrvollesten Umweg nehmen wollte, da es natürlich an die Küste von Afrika hinauf fahren mußte, bis Spanien gesehen werden konnte, um queer über zu fahren? anderer Schwierigkeiten zu geschweigen. Solche unwahrscheinliche Erklärungen sind es ja grade, die der Verf. mit Recht an Hrn. P. tadelt; wie kann er also in denselben Fehler verfallen, der denselben üblen Eindruck macht? Der Verfasser entschuldigt sich zwar damit, daß er hier manche neue Erklärung bloß versucht habe. Allein solche Versuche sind hier schwerlich an der rechten Stelle, wenn nicht wieder eine Kri-

ist über diese Kritik geschrieben werden soll. Endlich ist auch noch ein Register über die beleuchteten Stellen zu wünschen, um diese Kritik desto leichter bey der Exegese des N. T. gebrauchen zu können.

Sa.

## Klassische, griech. u. lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Ὀρφέως Ἀργοναυτικά. Orphei quae vulgo dicuntur Argonautica. Ex libris scriptis et conjecturis virorum doctorum suisque aucta et emendata interpretatus est *Johann. Gottlob Schneider*, Saxo. (Jena, bey Frommann. 1803. XLII und 270 S. gr. 8.) 2 Rthl.

Nachdem Schneider im J. 1777 in seinen Analectis criticis Zweifel und Bedenken gegen die Aechtheit und das Alterthum der orphischen Argonautik geäußert hatte, nahm sich Ruhnken in der zweyten Ausgabe seiner Epp. criticae der Sache des Orpheus mit einer fast befremdlichen Lebhaftigkeit und Heftigkeit gegen den deutschen Orpheomastix, wie er ihn nannte, an. Nach vieljährigem Schweigen auf diese Angriffe, tritt nun Schneider in seiner schätzbaren Bearbeitung des orphischen Argonauten-Gesangs wohlgerüstet auf; deckt in der Vorrede und im Kommentar die Schwächen der Ruhnkenschen Vertheidigung auf, und sucht noch nachdrücklicher als vordem, die Jugend dieses pseudo-orphischen Gedichts zu erweisen, welches ihm auch gewiß im Ganzen gelungen ist; wenn er uns gleich viel zu freygebig mit dem Prädikat ineptus gegen seinen Dichter zu seyn scheint, und wenn auch ein Wolf oder Hermann, dem wir bald eine neue Ausgabe dieses Gedichts verdanken werden, noch Manches für das höhere Alter anzuführen haben dürften. Für uns wie für Schneider hat das Urtheil Heyne's, der diese Ausgabe mit vielen scharfsinnigen Kritiken und Erläuterungen beschenkt hat, viel Gewicht. Ihm ist der verlarvte Orpheus ein Dichter des alexandrinischen Zeitalters, der den Stoff aus den ältern Argonau-

[illegible] Gesängen borgte, aber zugleich abweichende, nicht gemeine Mythen einwebte; er bestimmt nicht sowohl den Zug der Argofahrer überhaupt, als im Bezug auf Orpheus Antheil an demselben; dieser soll als Urheber der Teleten unter den Griechen verherrlicht werden; mit seiner Ankunft bey dem Minyä beginnt das Gedicht, und mit der Rückkehr in seine Heimath schließt es; durch seinen weisen Rath, seine Gesänge, seine religiösen Gebräuche und Weihungen wird das Unternehmen vorzüglich geleitet, und über das Ganze verbreitet sich ein mystisches und religiöses Gewand, welches wahrscheinlich noch spätern Mystikern und Gnostikern zu manchen Interpolationen im Sinn ihrer Lehre Gelegenheit gab. Viele Stellen beweisen, nach Schneiders Ausführung, eine grosse Unkunde der Geschichte und Geographie, auch selbst von Griechenland, welche auf einen Verfasser, der nicht in Griechenland selbst zu Hause war, hinzuweisen scheinen; am genauesten hält er sich im Gang seiner Erzählung und in vielen Einzelheiten an den Rhodischen Apollonius, daher er vom Herausg. dessen Affe genannt wird; seine Sprache und seine Redensarten sind freylich im Ganzen die aller epischen Dichter, welche den Homer nachahmen; aber mit vielen Spuren im Einzelnen eines schon ausgearteten, spätern, provinziellen Ausdrucks. Merkwürdig ist der Umstand, daß die Alten, welche sich so oft auf orphische Gesänge und Lehren berufen, des Argonauticons so gut wie gar nicht gedenken. Pausanias kannte es, nach einer wahrscheinlichen Kombination des Her. zu V. 195, nicht. Man kann vielleicht den Plinius hinzufügen, wenn wir die Stelle 30, 1 §. 2 recht verstehen: Orphea putarem e propinquo (Thracia) primum intulisse ad vicina usque (Thessaliam) superstitionem (magicam) ac medicinae profectum, si non expers, sedes ejus, tota Thrace magices fuisset. Man könne, sagt er, den Thracier Orpheus nicht für den Verbreiter der Magie ansehen, da diese Wissenschaft seinem Vaterland fremd gewesen sey. Wie konnte Plinius dem Orpheus Bekanntschaft mit magischen Künsten absprechen, wenn er das Argonauticon kannte, wo von der Circe, Hecate, Medea und ihren Zauberkünsten vorkömmt? besonders da er kurz vorher von der Odyssee wegen dessen, was von Proteus, den Sirenen, der Circe und der Todten-Beschwörung darin vorkommt, sagt, die Magie spiele eine Hauptrolle darin.

Die Hülfsmittel des Herausg. bestanden in dem Gesnerschen und Ruhnkenischen Apparat. Daß Gesner aus Sprödigkeit, oder vielmehr aus Eifersüchteley die ihm vom Ruhnken dargebotenen Anmerkungen nicht benutzt, und daß sie von diesem in der zweyten Ausg. der epp. criticae angebracht worden, wissen wir aus Wyttenbachs vita Ruhnken. p. 83. In Dinneri epithetis graecis, fand der Herausg. mehrere abweichende Lesarten des Orpheus angegeben; und da er bemerkte, daß einige davon, mit den von Gesner aus der ed. princeps 1500. 4. (s. Panzer Annall. typogr. I. 429 n. 244.), angegebenen übereinstimmten: so vermuthete er, daß auch die übrigen aus dieser Quelle entlehnt seyn möchten, und daß Gesner, der diese Varianten nicht alle hat, die älteste Ausgabe nicht sorgfältig verglichen haben werde. Indeß kam er nicht zur Gewißheit darüber, da er nicht Zeit hatte, die von Heyne ihm angebotne ed. princeps zu vergleichen. Da wir nun diese Ausgabe vor uns haben: so wollen wir hier zeigen, daß Schneiders Vermuthung sich nicht ganz bestätige, und daß Dinners Lesarten nur selten mit der ed. pr. übereinkommen:

| | Dinner. | *Ed. princeps.* |
|---|---|---|
| V. 129 | Χαονίκην ὑπὸ Φηγὸν | Eben so. |
| — 186 | ἁλιστρεφέος | ἁλιστεφέος |
| — 196 | ἔχουσα | ἔχοντα |
| — 272 | ἐκ δ' ἄρ' | ἐγ δ' ἄρ |
| — 463 | ἶξι | Eben so. |
| — 783 | εὐῤῥεῖτου | ἐϋῤῥύτου |
| — 791 | ἐνδαπίαις μέγα | ἐνδαπίης μίγα |
| — 999 | Μήδει ἐνὶ ατέρνοισιν | μήδ' ἐιενὶ στέρνοισ |
| — 1002 | βαρυηχέα | καρυηχέα |
| — 1060 | πρώτους ἀφικ. | πρώτας ἀφικ. |
| — 1246 | τῆμος ἐπ' αγτολίαισιν | τῆμος γὰρ τολίαισιν. |

Da Ruhnken nicht alle Lesarten der von ihm gebrauchten Handschriften angeführt hatte: so verschaffte sich der Herausg. noch besonders eine Vergleichung des Breslauer Kodex, und auch des Moskauer, zu welcher der jetzige russische Hof-

Hofrath v. Matthäi noch die Lesarten aus zwey Augsburger Handschriften hinzufügte, welche Bruchstücke aus dem Argonautikon enthalten. Der literarischen Freygebigkeit und Dienstfertigkeit des letztern Gelehrten, hat der Herausg. in dem seiner Ausgabe vorgesetzten Sendschreiben ad Christ. Fried. Matthaei ein höchstverdientes Denkmal gesetzt. Unter den Hülfsmitteln, die vielleicht noch einige Ausbeute gegeben hätten, wäre die alte, lateinische, metrische Uebersetzung des Cribellus, welche der Herausg. einmal in den Addendis mit Nutzen gebraucht und verbessert hat, wohl noch einer genauern Durchsicht würdig gewesen. Daß der Verf. derselben Leodrisius Cribellus (wir vermissen den Namen dieses berühmten Mayländers in Saxe) sey, nimmt Barth zum Statius Theb. 5, 392 nicht bloß, wie in Hambergers Vorr. z. Gesnerschen Orpheus S. XIII gesagt wird, auf die Autorität des Aldus an; sondern er sagt ausdrücklich: Id constat ex veteribus cartis, quae apud nos sunt, et praefatione vel Aldi ipsius, vel nescio cujus alterius, in Val. Flaccum, ed. Ald. a. 1523. Verschiedene Gelehrte haben sich mit dem Orpheus beschäfftigt, von deren Arbeiten aber nichts ins Publikum gekommen ist; so sagt Ruhnken in der Zueignung seines Timäus an den Engländer Heinr. Gally, S. VII. Plurimum ornamenti tibi aliquanto debebunt Herodotus, *Orpheus*, Phalaris aliique, und Ant. Jerocades, welcher Inni di Orfeo esposti in versi volgari, Neapel 1786 herausgab, versprach auch eine neue Ausgabe der Orphika. Bergstedt hat kürzlich mit kritischen, geographischen und philologischen Anmerkungen seine prosaische Uebersetzung des orphischen Argonauten-Gedichts in seiner schwedischen Bearbeitung von Lechevaliers Reise nach Propontis, Stockholm 1803, Th. 2, S. 149—231 begleitet; die aber wenig Neues enthalten dürften.

Der Text ist nun nach Handschriften und nach Konjektural-Kritik auf allen Seiten verbessert, und das Gedicht erscheint zum erstenmal in einer an den meisten Stellen lesbaren und verständlichen Recension. Manche verdorbne Stelle erwartet noch ihren Sospitator; manche wird nicht ohne bessere Handschriften hergestellt werden können; manche bedarf noch neuer geographischer und historischer Aufklärungen. Etwas Schwankendes und Unsichres bleibt immer bey der Berichtigung eines solchen Schriftstellers wie dieser ist, wo die Kri-

tik

tik nur zu oft in der Gefahr ist, mehr den Verfasser selbst und seine Fehler zu verbessern, als seine Handschriften und Abschreiber. Zu wünschen wäre recht sehr gewesen, daß bey einem so gut bearbeiteten Text, und bey der typographischen Schönheit, wodurch sich diese Ausgabe vortheilhaft auszeichnet, auch Setzer und Korrektor für mehr Korrektheit gesorgt hätten. Wir wollen es nicht verschmähen, auch auf Druckfehler im Text, welche das angehängte Sünden-Verzeichniß nicht enthält, aufmerksam zu machen. Unangenehm ist es auch, daß die Verszahl von der Gesnerschen Ausgabe um zwey Verse abweicht, welches theils daher rührt, daß in der Gesnerschen Ausgabe der eingeklammerte Vers 51. nicht mit gezählt wird; theils, daß Schneider den Text mit einem Vers 95. aus Handschriften bereichert hat. Eine große Unbequemlichkeit hat es, daß der Herausg. die Varietas lectionis mit der Angabe der meisten Verbesserungen neuerer Gelehrten besonders hinter dem Text liefert, und dann wieder besonders den kritischen und erklärenden Kommentar, zu welchem der lehrreiche Index nominum, vocabulorum, significationum, formarum et eorum, quae in verborum nominumque conjunctione singularia occurrunt in Argonauticis Orphicis, Nachträge darbietet.

Gleich zu Anfang des Kommentars V. 6. wissen wir nicht, was den Herausg. zu folgender Ekstulation auf seinen Dichter berechtigte: ineptissimas preces finxit larvatus Orpheus, cum mendacia poëtarum a seriore hominum aetate celebrata respiceret. Vergl. Anm. zu V. 74. 261. Warum sollte sich der Sänger nicht nach allgemeiner Dichtersitte den Beystand der Himmlischen erbitten? Was hinderte ihn, seinen Heros nach ältern und jüngern Dichter-Sagen auszuschmücken, wenn er nur die Wirkung, ihn zu verherrlichen, und als einen großen Mystagogen darzustellen, hervorbrachte? Wollte er mit dem seinem Gedicht vorgesetzten Namen des Orpheus täuschen, welches allerdings ein zu Alexandria üblicher Fabell-Kunstgriff war: so durfte er auf die Leichtgläubigkeit der unkritischen Zeitgenossen rechnen, die nicht so leicht Anstoß daran nehmen mochten, daß der alte thracische Barde sich selbst zum Theil so schildert, wie ihn erst die spätern Generationen schildern mochten. Allein des Verfassers Ὀρφέως Ἀργοναυτικά konnte auch bloß ästhetische Einkleidung seyn. Er giebt der Erzählung der abentheuerlichen Unter-

terwebung, die durch häufige Besingung den Reiz der Neuheit verloren hatte, einen neuen Anstrich, auch dadurch, daß er uns eine der Hauptpersonen dieser Fahrt redend einführt, und seinen Schüler, Musäus, von ihm ansingen läßt. Mehrere Gesänge, welche das Alterthum unter Orpheus Namen kannte, waren an diesen Musäus gerichtet, und dieser ist auch V. 7. unter dem λυρόεργος (vielleicht vom Dichter nach ἑκάεργος, wiewohl nicht glücklich, gebildet) zu verstehen; ob es gleich auffallend ist, daß er ihn nicht zu Anfang näher bezeichnet haben sollte: daher wir es für wahrscheinlich halten, daß der Dichter geschrieben habe: λυροεργέ, φίλον τέκος (statt μέλος), mit welchem schmeichelnden Wort ihn Orpheus anzureden liebte, wie Fragm. 2. 18. p. 360. Gesner. τέκνον ἐμόν, und in Orpheus π. σεισμῶν V. 1. (Brunck Anall. T. 3. p. 1.) ist τέκος unstreitig auch kein anderer als Musäus. In dem schnellen Uebergang von der Anrufung des Apollo zum Musäus sehen wir nichts Auffallendes oder Tadelnswerthes, wie der Herausg. Wie die Rhapsoden ein kurzes, für sich bestehendes, Gebet vorauszuschicken pflegten, und davon plötzlich zu ihrem Hymnus oder Epos übergiengen: so unser Orpheus. Bey V. 9 — 45 war wohl mehr darauf aufmerksam zu machen (was Gesner nur an ein paar Stellen gethan hat), daß hier der Inhalt der einzelnen Gesänge angedeutet wird, welche das Alterthum dem Orpheus zuschrieb; so gleich vorn herein der Inhalt der Orphischen Theogonie, sey es, daß diese ein zusammenhängendes Ganzes, nach Art der Hesiodischen, war, oder daß man eine Reihe theogonischer Lieder alter orphischer Telesten an einander gereiht, und unter dem Namen der Theogonie zusammengefaßt. Wenigstens, was V. 12 — 20 über das alte Chaos und die Entwicklung der Götter und Menschen aus demselben gesagt wird, wird wieder V. 421 — 30 als ein Hymnus oder Weltgesang angegeben, den Orpheus im Wettstreit mit dem Chiron gesungen, welche Stelle dem Apollonius I, 494 — 511 nachgebildet ist. V. 15. verwandelt der Herausg. nach andern Stellen der Orphiker den Phanes, den der Dichter hier Νυκτὸς ἀειγνήτης πατέρα κλυτόν nennt, in einen Sohn der Nacht υἱόν, statt dessen wir doch, weil die Züge des Wortes gar zu sehr abweichen, lieber lesen möchten: ἔρνος κλυτόν; und so wird auch Phanes in dem vom Herausg. angeführten Orphischen Hymnus 5, 5 genannt: παμφαὲς ἔρνος. V. 22 fg. ist das Verbessern unsicher, da man die

anges

angedeutete Fabel nicht genau kennt; gegen Schneiders Konjektur: κούρη Περσεφόνη haben wir nur das, daß nichts von den Abwehrungs-Mitteln der Proserpina gegen die Anschläge des Zeus auf sie bekannt ist; dagegen hier der Dichter die Anschläge des Zeus selbst und dessen Plan, sich in einen Drachen zu verwandeln, scheint haben ausdrücken zu wollen; daher wir vorziehen würden: ἁ — μητίσατο βουλὴ (für: κούρην) Περσεφόνην πέρι, quae circa Proserpinam machinatum est Jovis consilium. Den 24sten Vs. Μήχου καὶ Ἡρακλῆος περίφημον ἄμυξιν hat auch der Herausg. nicht aufs Reine gebracht. Er spricht in der Anmerkung so, als hätte er, nach Anleitung von Handschriften, in den Text gesetzt: Εὐμήλου τε καὶ Ἡρακλέος, da doch sein Text so lautet, wie wir ihn gleich vorher angegeben haben. Auch wird durch die Lesart Εὐμήλου nichts aufgeklärt, obgleich das Sylbenmaaß berichtigt. Wir zweifeln kaum, daß hier von der Zerreißung des Dionysus die Rede ist, welche der Gegenstand eines berühmten Gedichtes des Orpheus: ὁ τοῦ Διονύσου ἀφανισμός war (s. frr. Orph. Gesner. p. 383), und auf welches hier angespielt werden soll. In den ersten Worten schien uns zu liegen: Μυχίου Ἠρικαπαίου, welcher letztre, bey den Orphikern vom Dionysus gebrauchte Name, allezeit in den Handschriften verstümmelt erscheint, wie Orph. Hymn. 5, 4 ὄρρησε Παιάν f. ἠρικεπαῖον und Fragm. 8, 3 p. 373. ἤριπε παῖον f. ἠρικαπαῖον. Auch könnte statt μοχίου, welches sich auf die Mysterien beziehe, gelesen werden: Εὐίου, welches der Lesart Εὐμήλου näher käme. So könnte der Dichter vielleicht geschrieben haben: Μυχίου (oder Εὐίου) Ἠρικαπαίου καὶ περίφημον ἄμυξιν. V. 74 begreifen wir nicht, wie Schneider dem Dichter eine ineptia aufbürden kann, quod ait Orpheus, se cecinisse et citharam pulsasse, ut simul animalia omnia cantu deliniret, argumentum vero carminis memorare omisit. Wozu war das Letztere denn nöthig? V. 123 wird Tiphys ein Anwohner von Thespiä am Telmissus genannt. Da der letztere Ort auf der ganz entgegengesetzten Seite liegt: so ändert der Herausg. den Text und liest: Περμησσοῖο. Gleichwohl wirft er in der epistola ad Matthaei p. XXIV noch dem Dichter wegen dieser Stelle Unwissenheit in der Länderkunde vor. V. 133 liest der Herausg. gegen das Metrum: Αἰθαλίδην, ὅν ῥ' ἔτεκεν. V. 138 ist es ungewiß, wer unter dem Aktoriden zu verstehen ist. Außer dem Aktoriden

Irus,

Ikus, den Orpheus V. 179 nennt, werden noch andre Söhne eines Actor in Burmanns Verzeichniß der Argonauten von Actorides genannt. Wie Koronus, unter welchem man den Sohn des Cäneus versteht, βουφάγος genannt werden könne, gestehen wir, nicht einzusehen; daß aber unmittelbar an diesen Vers angeschlossen werden müsse V. 170 ff., scheint uns mit Schneider wahrscheinlich, der statt des sinnlosen: ἠνειὸς Καινῆος Heyne's Verbesserung: καὶ υἱὸς K. in den Text setzt; in den Anmerkungen aber den Vers, um ihn mit V. 138 in Verbindung zu bringen, kühner ändert: Υἱεὺς Ειλατίδου Καινῆος τόν ῥά u. s. w. Diese Kühnheit macht auch uns Muth, folgende etwas freye Behandlung beyder Verse vorzuschlagen:

Ἀκτορίδης θ', ὃν καὶ ποτὶ Βουφάγος ἦλθε, Κόρωνος
Καινῆος κλεινοῖο (sc. υἱός), ἀφίκετο

Der Buphagus ist Herkules, welcher in die Hütte des Coronus kam, und bey ihm einen ganzen Ochsen verzehrte. S. Schneider zu V. 138. — V. 139 wäre für ἀντεπόρησεν das passende Zeitwort ἐξεπέρισεν, welches V. 51 steht. — Periclymenus kam V. 156 f. Παλλήνης τε καὶ εὐύδροιο Λιπάξου Ἄστυ λιπὼν ἀφνειὸν ὀρειονόμους τε Κολώνας. Kolonä als Stadt ist, wie Schneider anmerkt, freylich nicht bekannt; aber man muß schreiben: ὀρειονόμους τε κολώνας, die bergigten Höhen von Pallene, wie κολώνη V. 261. 369. Das Prädicat eines Berges, welches dem H. Ausg. so sehr auffällt, wird durch das analogische ἀκροπόλον ὄρος H. 5, 123 gerechtfertigt, von welchem Wort Heyne eine Erklärung giebt, die auch auf Orpheus Beywort paßt: est, in quo qui incedit, in alto incedit; adeoque ornatius quam simpl. ὄρος ἄκρον. Bene ergo Suidas: ἀκροπόλοισιν. ἀκρωρείαις. Der Sinn des Orpheus ist: Periclymenus verließ die reiche Stadt und die hohen Berge von Pallene, wo der schöne Strom Lipaxus fließt. Die bergigte Lage von Pallene bezeichnet Herodotus: Παλλήνη ὄρος Θρᾴκης καὶ πόλις. Wie V. 162 die von Ruhnken gebilligte Lesart εὐπελάγους dem Metrum entgegen sey, verstehen wir nicht. Der Tadel des Dichters, der V. 205 die durch einen Meerbusen von einander getrennten Vorgebürge Tänarum und Malea nahe zusammenrückt, trifft auch den Statius Theb. 2, 32 ff. — Vers 221 schlug Barth z. Statius Theb. 5, 433 folgende Verbesserung vor: ταρσοῖσι καὶ ὀυατίοις f. ταρσοῖσιν ὑπουατίοις. — V. 223 f. behält der Herausg. Ἄκαστος ἀγχιστεύς

χιστεύς bey, wo Facius in seiner Ep. crit. in aliquot Orphei et Apollo. Rhod. loca, Erlangen 1772, welche Schneider nicht besaß, das letzte Wort in ἄγχιστ' εὖς oder εὖς verwandelt. Das feyerliche Opfer vor der Abfahrt V. 310 ff., zu dessen Erläuterung auch Böttiger in den Addendis Etwas beyträgt, wird vom Herausg. gelehrt erläutert. V. 316 liest er vortrefflich καρδίην ἐρύσας für Θραύσας, und erklärt es von der Sitte bey den Orphischen Opfern, Herz und Eingeweide herauszuziehen (καρδιουλκία). V. 335 u. 1104 sehen wir doch gar nicht ein, warum Τηθύος ἔσχατον ὕδωρ vom Meere und nicht vielmehr vom Ozean verstanden werden soll, welches an der erstern Stelle füglich geschehen kann und an der letztern geschehen muß. Selbst das Beywort ἔσχατον führt hierauf. Ueber V. 343 δαίμονας εἰναλίους τε μιγαζομένους ἥρωσιν stellt S. im Register v. ἥρωα eine Untersuchung (S. 246) an, ohne doch zu etwas Entscheidendem zu kommen. Der Dichter meynt wohl die Dämonen oder Halbgötter der See zugleich mit (μιγαζομ. für μίγα, ἄμμιγα ἥρωσιν) den abgeschiednen Seelen der Helden an. V. 348 verbessert der Herausg. im Text: μίμνομεν οἱ (f. μίμνωμεν) προφρόνως ξυνῶν u. s. w. Facius: ξυνῶν τ' ἐπαρ. ἄθλων Ζωοί —. V. 382 – 4 kommt es nicht so abgeschmackt wie dem Herausg. vor, daß Chiron mit dem Saitenspiel δικασπολίας ἀναφαίνει. Er offenbart ihnen, wie Mysterien, was Recht und Pflicht ist, in Gesängen. Ueber diesen Gebrauch von ἀναφαίνειν s. z. B. B. Mitscherlich Hom. H. in Cer. 473. Aehnlich der Stelle des Orpheus ist die Stelle des Statius Achill. 1, 115 — 17 von Chiron: labor unus inermi, Nosse salutiferas dubiis animantibus herbas, Aut *monstrare lyra* veteres heroas alumno. Nach V. 489 vermuthet der Herausg. mit Recht eine Lücke von einigen Versen, worin gesagt worden, daß die Argonauten an Cyzicus gelandet. Die Anmerkung zu V. 509 enthält eine vortreffliche, zur Ars textoria der Alten gehörige Ausführung, vornehmlich über die Ausdrücke ῥοδάνη und ῥοδανίζειν, ἱμάτια στρεπτά, νητά, τρίψις κρόκης, auf Veranlassung eines merkwürdigen, von Heyne zu Il. 21, 31 bekannt gemachten Victorianischen Scholiums. An dem Prädicat der Luna V. 513 ἀστροχίτων nahm schon vor Schneider Facius Anstoß, und er las deswegen: μήνη δ' ἀστροχίτου ἔπαγεν μελαναυγέα ὄρφνην, wobey er Orpheus Arg. 1026 und Hymn. 33, 13 verglich. Das ν am Schlusse des von ihm geänderten Wortes will er vermuthlich

in

im der Aussprache verdoppelt und dadurch die letzte Sylbe als lang angesehen wissen. Wir bekennen indeß, daß wir nichts Widersinniges darin finden können, wenn die Monds-Göttinn, als Anführerinn des Chors der Sterne, von dem Dichter bildlich von einem mit Sternen besäeten Gewand umhüllt wird. Noch passender ist es freylich, wenn Orpheus V. 1028 der Nacht dieses Beywort beylegt, das dem Sinne nach auch schon in dem Aeschyleischen (Prometheus V. 24.) ἡ ποικιλείμων Νύξ liegt. — V. 544 steht im Texte νήμενον gedruckt für νήνεμον. — S. 642 wird eine πόρτις κεραὴ und ἄγριος αἶξ als Wildpret zusammengesetzt; ähnlich ist die Zusammenstellung βοὸς ἠνιος ἢ ἐλάφοιο beym Apollonius 4, 174, von deren Fell der Jäger Ausdruck angegeben wird. — V. 655 liest Facius, statt des wiederholten θοαῖς, θέων. — V. 725 von Idmons Tode lautete also: τὸν δ᾽ ἔκτεινεν (oder ἔκτανεν) θὴρ σῦς ἄγριος, wofür der Her. kühn genug in den Text setzt: τὸν δ᾽ ἔκτανε (μόνιος) σῦς ἄγριος. Wir lesen: τὸν δ᾽ ἔκτεινε τέρας, σῦς ἄγριος, nach Apollonius 2, 820 von demselben Eber: κάπριος ἀργιόδων, ὀλοὸν τέρας. — V. 730 — 32 hat die irrige Vorstellung veranlaßt, als wenn Parthenius und Callichorus ein und derselbe Fluß gewesen, welches allen Zeugnissen, auch dem Apollonius, widerspricht: daher Schneiders Annahme Vieles für sich hat, daß ein oder einige Verse ausgefallen, welche Lücke er, wenn wir ihn recht verstehen, zwischen V. 730 und 731 annimmt. Die Zeichen einer Lücke, die er im Text gemacht zu haben versichert (Signa lacunae apponere non dubitavi), finden sich nicht. Indeß ist mit der Annahme des Her. die Schwierigkeit noch nicht gehoben, daß die Argonauten beym Orpheus eher zum Parthenius als zum Kallichorus zu kommen scheinen, welches beym Apollonius umgekehrt ist. Der eigentliche Name des Kallichorus war, nach dem Scholiasten des Apollonius, Oxynon. Mit Scharfsinn hat Schneider zuerst eine Lücke nach V. 766 entdeckt und auch in seinem Text durch Sternchen bemerklich gemacht. Vergleicht man den Apollonius 2, 1273 ff. bis 3, 167 ff., so wird es offenbar, daß in der ausgefallenen Stelle von der Landung in Colchis und einem den Göttern dargebrachten Opfer die Rede gewesen ist, woran sich dann V. 767 die Worte anschliessen: ὥς οἱ μὲν τὰ τοιαῦτα πονήκατο. Vgl. 1155. — V. 786 ff. will Aeetes ein Opfer zur Abwendung der Folgen eines gehabten

 Schrek-

Schreckens-Traums bringen; er geht an den Phasis, will den Fluß und die einheimischen Nymphen besänftigen, und die Seelen der Heroen, ὅσσαι ἐπὶ ῥεῖθρον ἄμειβον. Die letzten Worte erklärt Heyne: qui Stygem trajecerunt. Wenn Schneider hier sagt: At vides quam inepte poëta Stygem ῥεῖθρον vocaverit, nullo adjuncto epitheto; so tadelt er ja den Homer zugleich, welcher in der von ihm im Register unter ῥεῖθρα angeführten ähnlichen Stelle Il. 23, 73 das nämliche thut. Und eben so Statius Silv. 5, 2, 96 dare Manibus amnem. Indeß hat Schneider gegen die Heynische Erklärung doch im Index unter ἥρωα die Instanz gemacht, daß hier ῥεῖθρον vom Phasis genommen werden zu müssen scheine, da der Dichter unmittelbar vorher ῥεῖθρον ἐρανόν, Φᾶσιν δινήεντα mit den Nymphen dieses Flusses nennt. Aber wie kommen nun die Heroen oder abgeschiednen Seelen der Tapfern in Colchis dazu, sich am Phasis zu befinden? Wir denken, die Antwort giebt Apollonius 3, 200 ff., der nach dem Nymphodorus (wie der Scholiast versichert) erzählt, die verstorbenen Männer in Colchis wären nicht verbrannt noch begraben, sondern in Stierfelle eingehüllt und mit Ketten an Bäumen auf dem Circäischen Felde am Phasis aufgehängt worden. Also ruft wohl Orpheus die Manen der Heroen an, die in Colchis zu dem Flusse kamen, d. h. nahe am Flusse aufgehängt wurden. Wir möchten nemlich lesen: Ψυχάς θ' ἡρώων, ὅσσοι (f. ὅσσαι) ἐπὶ ῥεῖθρον ἄμειβον. Doch kann man auch wohl die Vulgata so erklären, daß die Seelen der abgeschiedenen Helden jetzt an das Ufer des Phasis kommen, da ihnen dort ein Opfer gebracht wird. — V. 894 liest Schneider ἐρυμνὸν (st. ἐρυμνοῦ) und zieht es zu ἕρκος; dagegen Facius: στεφάνοιο τ' ἐρυμνοῦ vgl. V. 764. Es ist auffallend, daß hier der Fluß von der Mauer mit umfaßt wird, welche Aeetes Wohnung umgiebt. Beym Apollonius 3, 221 ff. werden nur Quellen innerhalb derselben angegeben. V. 896 sind πύργοι καὶ εὔξεστοι μέδροι Thürme von wohlgeglätteten Steinen. Die ganze nicht sehr klare Schilderung der Umgebungen von des Königs Pallast scheint aus Apollonius 3, 215 ff. ausgesponnen zu seyn. — V. 897 hat sich ein böser Druckfehler eingeschlichen: κύκλοισι κυκλούμενον für στεφάνοισι κ. Den Her. befremdete der hier und V. 764 vorkommende Ausdruck στέφανος für Mauer. (Für στέφανος sagt Homer immer στεφάνη.)

Allein

Allein er kommt schon beym Pindar von Troja's Mauer vor, Ol. 8, 42, Apollo und Poseidon Ἰλίῳ μέλλοντες ἐπὶ στέφανον τεῦξαι. Und eines ganz ähnlichen bildlichen, von der Bedeckung des Hauptes hergenommenen Ausdrucks bedient sich zweymal der Homer Il. 16, 100. Od. 13, 388. Τροίης κρήδεμνα λύειν. Da indeß die Mauer (ἕρκος) um Aeetes Haus, mit sieben Mauern umgeben (ἑπτὰ περὶ στήφ. κυκλ.), etwas Auffallendes hat: so möchten wir eine andere Interpunction in Vorschlag bringen: ἕρκος — φρουρεῖται πύργοισι καὶ εὐξέστοισι μύδροισιν ἑπτὰ πέρι, στεφ. κυκλούμενον, d. h. die mit Kränzen umfaßte Mauer wird von sieben Thürmen beherrscht. Dann würden wir στέφανος nicht in der allgemeinen Bedeutung für Mauer überhaupt, sondern von den Zinnen oder dem Kranze über der Mauer verstehen, wie denn auch beym Homer der Lexikograph Apollonius anmerkt, daß eigentlich unter κρήδεμνα zu verstehen sey: τὰ ἐπάνω τῶν τειχῶν, und Eustathius sagt: Κρήδεμνα λέγει τὰς τῶν πύργων στεφάνας καὶ λοιπὰς ἐξοχάς. So wäre es ziemlich gleichbedeutend mit ἐπάλξεις V. 899. In die Mauer hinein liefen drey Thore V. 898, vielleicht ein Hauptthor mit zwey Neben-Eingängen, über welchen die Mauer mit den goldnen Zinnen herlief oder sich erhob (so erklärt Schneider richtig: ἐπιθρώσκει). — V. 914 rechnet der Hr. den Ausdruck: Bäume ῥίζῃσι κατηρεφέες χθαμαλῇσιν zu den Orphischen ineptiis graecae dictionis, weil κατηρεφὲς sey, quod regitur desuper. Allein wir glauben sehr passend auf dieses Wort und diese Stelle die Erklärung κατωφερεῖς, ἐπὶ τὰ κάτω ἐστραμμένοι, anzuwenden, welche Suidas von ἐπηρεφέες giebt. — Vortrefflich ist die Bemerkung, daß nach V. 972 eine Versetzung zweyer Verse, die sonst nach V. 982 stehen, vorgefallen ist, welche der Hr. nun wieder an ihre rechte Stelle, nach V. 972, eingeschaltet hat. Ueber die dreygestaltete Hekate hat der Hr. eine sehr gelehrte Ausführung zu V. 980. Etwas Abgeschmacktes sehen wir nicht darin, wenn der Dichter durch ἀπεσσύθη ὤμου ἵππος sagen wollte: aus der Schulter stieg ein Pferdekopf hervor. Etwas Aehnliches hat Homer Il. 6, 181 πρόσθε λέων (Löwenkopf), ὄπιθεν δὲ δράκων, μέσση δὲ χίμαιρα. — V 993 nennt der Hr. mit Pierson das Beywort der Schlangen-Windungen πλατύς abgeschmackt, und liest

mit fehlerm: ὀλκοῖσιν ὑπ' ἀπλάτοισιν st. ὑπὸ πλατέεσσιν. Jacobs Exercitatt. crit. T. 2. p. 163 nimmt die gemeine Lesart in Schutz. — Der Tadel des Dichters (ineptiae pueriles) scheint freylich gerecht, wenn er den Schlafgott die Wellen des Meeres, die Flüsse, und die Quellen einschläfern läßt. In gleicher Schuld ist bekanntlich Statius Silv. 5, 4, 5 f. Nec trucibus fluviis idem sonus; occidit horror Aequoris et terris maria acclinata quiescunt. — V. 1108 mit einem Theil des folgenden über das Lebensalter der Makrobier umklammert der Her. und hält sie mit Heyne für Einschiebsel eines Gnostikers. Auch Voß verweilt in seiner mit der Jen. A. L. Z. neulich ausgegebenen Abh. über die alte Weltkunde S. XXV, 1 bey dieser Stelle. — V. 1112 liest Beck zu Aristophanes Vögeln V. 159 um des Metrums willen εἰοτας τε καὶ ἔργα. — V. 1214 ist ein Druckfehler ἐργομένοισι für ἐρχομένοισι. — V. 1215 entspricht κούρῃ ὁμαγνήτῃ Αἰήταο der unigena, Zwillings-Schwester des Phöbus, beym Catull 64, 301. — Die Redeart V. 1221 φλογὸς δ' ἀπέλαμπεν ἀϋτμή soll abgeschmackt seyn, weil aura flammae nur vom wirklichen Feuer, nicht vom bloßen Glanze, gesagt werde. Also sagte auch Virgil Aen. 6, 204 etwas Abgeschmacktes? Arbor, Discolor unde auri per ramos *aura* refulsit. Vgl. Heyne V. L. Ge. 2, 47. Wakefield z. Lukrez 5, 282. — V. 1244 wird man künftig keinen so großen Anstoß daran nehmen, daß die Säulen des Herkules nahe an Italien gerückt sind, wenn man erwägt, was Voß in der alten Weltkunde S. IX. darüber sagt. — V. 1257 lese man προπροθέειν statt des monströs gedruckten οπππροθέειν. — Sehr merkwürdig und aus andern Zeugnissen nicht bekannt ist V. 1277 ff. der Mythus von dem Streit zwischen Zeus und Poseidon über die Rosse, welcher damit endigte, daß der aufgebrachte Poseidon Λυκτονίην γαῖαν χρυσείῃ τύψε τριαίνῃ und zerstreute die Bruchstücke davon ins Meer, wo sie einzelne Inseln wurden, Sardo, Euböa und Kyprus. Ein Lyctonisches Land ist unbekannt; aber Böttigers Verbesserung in den Addendis: Αὐσονίην ist kaum einem Zweifel unterworfen. Nach ihr ist die Rede von der Trennung Siciliens von Italien, welche wirklich in den Mythen dem Poseidon zugeschrieben wurde, nach Eustathius zum Dionysius Periegetes V. 476: μῦθος φέρεται, τὸν Ποσειδῶνα,

θῶνα, οἷα ἐπιστατοῦντα τοῖς σεισμοῖς, ἀποτεμεῖν τὸν ἰσθμὸν Ἀονίῳ πολυγλώχινι σιδήρῳ καὶ παρεισαγαγεῖν τὴν ἑκατέρωθεν ζωννύουσαν αὐτὸν θάλασσαν καὶ οὕτω νῆσον ποιῆσαι u. s. w. Nur weicht er darin von Orpheus ab, daß er dieses dem Neptun, aus Gefälligkeit gegen den Akastus, Aeolus Sohn, thun läßt, dem er eine sichere Wohnung verschaffen wollte. Mit Böttigers Änderung kommt auch dem Ausdruck nach Silius 14, 11 f. überein: *Ausoniae* pars magna jacet Trinacria tellus, Ut semel expugnante Noto et vastantibus undis Accepit freta, caeruleo propulsa tridente. — Niemand weiß, wer V. 1302 die Errani sind; aber vielleicht ist statt Ἐῤῥαιώων τε Χαρανδαίων zu lesen: αὐλώνων τε Χαρανδαίων aus V. 1047. — Wenn man mit V. 1321 ff. worin die Unterredung des Alcinous mit der Arete über das Schicksal der Medea, auf deren Auslieferung Aeetes Abgesandte drangen, enthalten ist, die dem Sinn nach ganz übereinstimmende Erzählung des Apollonius 4, 1073 ff. vergleicht: so scheinen nur die Verse 1321 — 4 des Orpheus die Worte der Arete zu enthalten, worauf man folgen lassen müßte V. 1329, nach welchem ein Vers ausgefallen seyn könnte, der mit dem vorhergehenden etwa so gelautet hätte: "Ὣς ἔφατ'· Ἀλκινόῳ δὲ περὶ φρένας ἤλυθε μῦθος αἰδοίης ἀλόχοιο, ἔπος δ' ἐπὶ τοῖον ἔειπεν. Darauf wären zu setzen V. 1325 — 8 und sodann V. 1330 ff. — V. 1334 hat es etwas sehr Widriges, daß sich Medea selbst das Hochzeitbett bereitet, da es doch nach Apollonius 4, 1130 ff. welchem Orpheus folgt, die Argonauten thaten; aber man hat unstreitig: Μηδείῃ (st. Μηδείη) θαλάμων πορσύνετο λέκτρον zu lesen, wie Schneider vorschlägt, und ohne Bedenken in den Text hätte setzen sollen. — V. 1339 νοσφίζεσθαι kommt nicht nur bey den Homeriden mit dem Accusativ vor; sondern in der Odyssee selbst 4, 263.

R.

De Papyris seu Voluminibus graecis Herculanensibus, Commentatio Christoph. Theoph. de *Murr*. Accedit Nic. *Ignarrae* Explicatio Lamellae aeneae Exsecrationis repertae prope Petiliam. Subjungitur specimen scripturae graecae cursivae Saec. II.



vel

vel III. Argentorati, typis Levrault. A. XII. 1804. 59 S. 8.

Diese ganze Schrift besteht, wie der Titel sagt, aus drey verschiedenen Abschnitten. Die Gelegenheit zu dem erstern gab das im Jahr 1755 im Herkulan entdeckte, mit vielem Fleiß und Geschicklichkeit auseinander gerollte, glücklich gelesene und richtig erklärte Manuskript des Philodemus de arte musica, welches schon im J. 1793 in Neapel unter dem Titel herauskam: Herculanensium Voluminum quae supersunt Tomus I. und Literatoren nicht unbekannt ist. Beschreibung und Abbildung eines solchen alten Volumen überhaupt findet man schon in C. G. Schwarzii Exercitat. de varia supellectile rei librariae veterum §. XV. und noch näher hat uns Winkelmann in seinem Sendschreiben von den Herkulanischen Entdeckungen (Dresd. 1762. 4.) damit bekannt gemacht; aber den ganzen Inhalt eines solchen alten Volumen hat uns noch kein Buch so deutlich auseinander gesetzt, als jener Tomus I. Herculanens. Volum. Jede Columne, deren 38 sind, ist nach dem Originale in Kupfer gestochen, mit Bemerkung aller größern und kleinern Lücken, die theils iniuria temporis entstanden; theils auch bey der mühsamsten und sorgfältigsten Aufwickelung unvermeidlich waren. Jeder in Kupfer gestochenen Columne gegenüber stehen zwey gedruckte Columnen, wovon die erste den mit gewöhnlichen griechischen Lettern gedruckten Text des Originals enthält, und zwar so, daß die Lücken desselben zwar ausgefüllt; aber diese Ausfüllungen durch rothe Buchstaben bemerklich gemacht worden sind. Die zweyte enthält die Uebersetzung; und dann folgt hinter jeder auf diese Art dargestellten Columne die nöthige Erklärung.

Von diesem Werke nun giebt, nach einer kurzen Einleitung über die alten Volumina überhaupt, über die Geschichte der im Herkulan gefundenen Rollen, und einer Erwähnung der andern Schriften des Philodemus, gegenwärtige Abhandlung eine Idee. Erst zeigt der Verf. den Inhalt dieses Werks: de arte musica genauer an; dann giebt er von den 38 Columnen des Originals viere in Abbildung, und fügt endlich auch die Uebersetzung und einen Auszug von der Erklärung bey. Hierbey konnte sich

sich Rec. des Wunsches nicht enthalten, daß es dem Künstler gefallen haben möchte, die Lücken hier auch schattig auszudrücken, wie in dem erwähnten neapolitanischen Werke geschehen ist; denn die Striche und Linien, womit sie hier bezeichnet sind, geben bey manchen Stellen Veranlassung, sich Buchstaben zu denken, die auf dem Originale nicht stehen.

Das eherne Täfelchen, von welchem im zweyten Abschnitte die Rede ist, wurde im J. 1783 in Bruttium, dem heutigen Calabrien, nahe bey Policastro, wahrscheinlich dem alten Petilia, gefunden. Ein Durchreisender kaufte es von einem Bauer, und von diesem kam es für einen beträchtlichen Preis in die Hände des Cardinal Borgia, in dessen Museum es sich noch befindet. Es ist $3\frac{1}{4}$ Zoll lang, und zwey und $\frac{1}{2}$ viertel Zoll breit. Die Schrift ist gut erhalten und mit einem Griffel eingegraben. Sie ist in zehn Zellen abgetheilt und enthält folgendes: Θεος Τυχα Σαωνις διδ | οτι Σικανια ταν οι | κιαν και | τάλλα παντ | α Δαμοργος Παραγορ | ας Προξενοι Μνκιων | Αρμοξιδαμος Αγαθαρ | χος Ουατας Επικαρ | ος. Die Buchstaben sind nicht eigentlich griechisch, sondern etruskisch. Alle, welche bisher über dieses alte Denkmal geschrieben haben, nahmen es, so abweichend von einander in Nebensachen auch ihre Erklärungen waren, doch einstimmig für eine Tesseram Hospitalitatis an; aber Hr. v. M. hält sie mit Ignarra für eine Tabulam execrationis, oder für eine religiöse Verwünschung und Proscription einer gewissen Sicania mit ihrem Eigenthume. Da die alte Erklärung so manchen Zweifel läßt, so würde man gern eine neue Deutung annehmen, wenn nur diese nicht wieder andere Zweifel erregte: und diese erregt sie wirklich; denn schon den Anfang soll man lesen: Θεος τυψασα ότις etc. — Der Anhang, welcher die dritte Abtheilung ausmacht, ist schon durch ein von Nikol. Schow in Rom 1788 herausgegebenes Werkchen bekannt, welches den Titel führt: Charta papyracea graece scripta Musei Borgiani, und enthält die Probe einer griechischen Cursiv-Schrift des zweyten oder dritten Jahrhunderts, nebst einer kleinen Einleitung von der Geschichte dieser Chartae papyr., ihrer Findung etc. und den Anmerkungen des Herausgebers.

Rh.

Neues Taschenbuch für Freunde der römischen Autoren. Erster Jahrgang; enthaltend die Catilinarische Verschwörung des Sallustius ins Deutsche übersetzt. Tübingen, gedruckt mit Hopfferschen Schriften (bey Heerbrandt) 1804. 6 B. 12. 9 K.

Da Deutschland in den letzten Decennien des vorigen J. H. von Sallust's vortrefflichem historischen Gemälde der Catilinar. Verschwörung fünf verschiedene Uebertragungen, nämlich von Abbt, Hök, Meißner, Wainzierl und Schlüter erhalten hat, die sämmtlich zu den bessern Uebersetzungen der römischen Schriftsteller zu rechnen sind, und unter ihnen schon die älteste, vom sel. Abbt, den Charakter und Geist des Orginals, so schwer es auch ist, in den mehrsten Fällen aufs glücklichste erreicht hat: so ist es allerdings ein kleines Wagstück, wenn Jemand eine neue Uebersetzung erscheinen läßt. Das Publikum ist natürlich berechtigt, von einem solchen zu fordern, daß er die Vorzüge in den Arbeiten seiner Vorgänger sich mit Anwendung eigener Talente zugeeignet, und die denenselben noch anklebenden Mängel und Unvollkommenheiten, wenn auch nicht sämmtlich, doch zum Theil glücklich vermieden habe. Daß der ungenannte Verf. der vorliegenden neuen Uebersetzung, welcher nach der Vorrede noch ein junger Mann, der zum erstenmal als Schriftsteller auftritt, zu seyn scheint, diese an ihn zu machende gerechte Forderung erwogen habe, bezweifeln wir. Wir wollen ihm zwar recht gern das Zeugniß geben, daß er Anlage habe, ein guter Uebersetzer der römischen Classiker zu werden; aber übertroffen hat er seine Vorgänger so wenig an Kraft und Gedrängtheit, als an Richtigkeit der Uebersetzung. Ja wir glauben, daß er seine so wackern Vorgänger (die schlechtern haben wir absichtlich oben gar nicht einmal erwähnt, obgleich auch deren Vergleichung einem neuen Uebersetzer nützlich werden kann,) zum Theil gar nicht gekannt und verglichen hat; hätte er dieselben fleißig zu Rath gezogen: so möchte seine Arbeit wirklich an vielen Stellen besser geworden seyn. Wir läugnen indessen hiemit keinesweges, daß ihm manche Abschnitte recht gut gelungen sind. Damit unsere Leser selbst eine Vergleichung anstellen können: so wollen wir

das

das erste Cap. nach dieser neuen und nach der Abbtschen Uebersetzung mittheilen:

| Neue Uebersetzung. | Abbtsche Uebersetzung. |
| --- | --- |
| Alle Menschen, die sich bestreben, Vorzüge vor andern Thieren zu haben, müssen aller Macht aufbieten, daß sie ihre Lebenszeit nicht stillschweigend so dahin leben, wie das Vieh, welches die Natur vorwärts gebeugt und dem Bauche unterthan bildete. Unsere ganze Kraft aber beruht auf dem Geiste und Leibe zugleich; der Geist herrscht, der Leib aber gehorchet; jenen haben wir mit den Göttern, diesen mit den Thieren gemein. Es scheint mir daher auch edler, den Ruhm in Vorzügen des Geistes, als in Vorzügen des Leibes zu suchen; und weil die Dauer unsers Lebens selbst sehr kurz ist, das Andenken an uns so sehr, als möglich ist, zu verlängern. Denn der Ruhm, den Reichthum und körperliche Schönheit gewähren, ist vorübereilend und vergänglich; Geistesvorzüge hingegen gewähren wahren und dauernden Ruhm. Dennoch waren aber die Menschen lange darüber nicht einig, ob mehr durch Leibesstärke oder durch Geistes Ueberlegenheit das Kriegswesen gefördert wür- | Jeder, der vor den übrigen Thieren etwas voraus haben will, muß es sich äusserst angelegen seyn lassen, daß ihm sein Leben nicht in Unthätigkeit verstreiche, so wie den vierfüßigen, welche die Natur nur bestimmt hat, vor sich hin zu sehn, und dem Bauche zu fröhnen. Nun liegt aber unsere ganze Kraft im Körper und im Geiste; der Geist dient uns mehr zum Befehlen, der Körper mehr zum Vollstrecken; den einen haben wir mit Göttern gemein, den andern mit unvernünftigen Geschöpfen. Daher scheint es mir auch der Vernunft gemässer zu seyn, durch das Vermögen des Geistes Ruhm zu suchen, als durch Leibes-Stärke; und unser Andenken, da das Leben selbst, das uns vergönnt wird, nur kurz ist, so viel als möglich, zu verlängern. Denn der Ruhm, welchen Reichthum u. Schönheit gewähren, ist vergänglich und hinfällig; Geistes-Kraft bleibt herrlich und ewig. Doch ist es lange unter den Menschen eine große Frage gewesen, ob man beym Kriegs-Wesen von Leibes-Stärke oder Gei- |

| Neue Uebers. | Abbtsche Uebers. |
|---|---|
| de. Denn ehe man handelt, bedarf es der Ueberlegung; hat man aber beschlossen: so ist schleunige Ausführung nöthig. Jedes ist daher für sich mangelhaft, und eins kann nur vermittelst des andern wirken. | stes-Kraft mehr Vortheil habe; denn ehe man was anfängt, ist Ueberlegung, und wenn es bedacht worden, rasche Ausführung nöthig. Und so bedarf, da jedes für sich gebrechlich ist, eines des andern Hülfe. |

In diesem ersten Cap. bleibt der neue Uebersetzer hinter seinem geistvollen ältern Vorgänger wenig oder gar nicht zurück, und man kann im Ganzen mit ihm zufrieden seyn. Doch will Rec. einige kleine Erinnerungen beyfügen. In den Worten: qui sese student praestare ceteris animalibus geben beyde Uebersetzer *animalibus* durch »Thiere;« allein diesem steht doch schon ceteris und das gleichfolgende *veluti pecora* und nachher *belluis* entgegen; animalibus steht für animantibus, welches Wort auch einige Handschriften wirklich haben, und bedeutet lebende, empfindende Wesen überhaupt; dafür sagt man nun freylich auch schon im philosophischen Sprachgebrauch Thiere; allein dieser Sprachgebrauch ist hier nicht anwendbar. Uebrigens wollte Sallust vielleicht durch ceteris animal. den gewöhnlichen Schlag von Lebendigen bezeichnen, wie Hr. Hök in seiner Uebersetzung geradezu ausgedrückt hat. In den Worten: »müssen aller Macht aufbieten« ist aller vielleicht ein Schreib- oder Druckfehler für alle. Im Gleichfolgenden hat der neue Uebers. wohl die Lesart vitam silentio ne *transigant* vorgezogen; uns scheint *transeant*, welches Abbt und Hök (nur deren, nicht aber die übrigen neuern Uebersetzungen hat Rec. zur Hand) ausdrücken, einen angemessenern Begriff zu geben, nämlich den des geschäftlosen Durchflatterns durchs Leben oder des Versplitterns der Lebenszeit. Vergl. Dahl's Ausg. von Sallusts Catil. ad h. l. — In einigen andern Fällen, wo beyde oben zusammengestellte Uebersetzungen des 1ten Cap. von einander abweichen, kann bloß subjektives Gefühl den Ausschlag geben. Am Schluß des Cap. hat der Ungenannte die Lesart *veget* unserer Einsicht nach mit Recht der von Abbt beybehaltenen Vulgata *eget* vorgezogen. Wir fügen

gen [illegible] noch Erinnerungen über einzelne Stellen anderer, Cap. hinzu. Cap. 2 ist maximam gloriam in maximo *imperio* putare übersetzt: »eine recht ausgebreitete Regierung für den größten Ruhm zu halten;« hier paßt aber für imperio besser Herrschaft. Ebendas. hat der Ungenannte die Worte: aequabilius atque constantius sese res humanae haberent ausgedrückt durch: »dann würden die Schicksale der Menschen gleichbleibender und beharrlicher beschaffen seyn;« kraftvoller und überhaupt angemessener Abbt: „so bekämen auch die Dinge auf Erden mehr Haltung und Dauer.« Cap. 3 giebt der Ungenannte die Stelle: ubi de magna virtute atque gloria bonorum memores, quae sibi quisque facilia factu putat, aequo animo accipit, supra ea veluti sq. — »redet man von der Tapferkeit und dem Ruhme tapferer Männer, was jeder sich selbst zu thun getrauet; so nimmt er's noch mit Gleichgültigkeit auf; — was aber darüber ist ff.« allein die Worte quae sibi quisque facilia f. putat, gehören ja nicht zu memores, sondern zu accipit; also besser so: »redet man von der großen Tapferkeit und dem Ruhme wackerer Männer: so nimmt Jeder dasjenige, was er selbst leicht auszuführen sich getrauet, mit Gleichg. auf; was aber über seine Kräfte geht, hält er für erdichtet und für falsch.« Ebend. würde Rec. *imbecilla aetas* nicht durch: unmännliches Alter, sondern durch: schwache Jugend ausdrücken. Den Schluß des 3ten Cap. hat der Ungenannte also: »und da ich keine andere schlechten Eigenschaften besaß, so plagte mich doch so, wie die Uebrigen, durch Ruf und Mißgunst die Ehrsucht.« Dieß scheint uns zu dunkel und unbestimmt gefaßt; wir halten auch fama atque invidia nicht für Ablative, sondern für Nominative; vor eadem aber muß eine copula, dergleichen Sallust häufig wegläßt, ergänzt werden. Wir übersetzen: »und obgleich ich mich von den bösen Sitten der übrigen (Staatsdiener oder Magistrate) frey erhielt: so beunruhigte mich doch Ehrbegierde und daher auch eben so wie die Uebrigen, böser Ruf und Neid.« Den Anfang des 15ten Cap.: »Iam primum adolescens Catilina multa nefanda stupra fecerat cum virgine nobili, cum sacerdote Vestae, alia huiuscemodi contra ius fasque« giebt die neue Uebersetzung: »Schon in seinen ersten Jünglingsjahren hatte Catilina vielen verbotenen Umgang mit Frauenspersonen z. B. mit einer adelichen Jungfrau, mit

mit einer Priesterinn der Vesta und mit Andern der Art, gegen die Gesetze der Götter und Menschen.« Allein alia huiusc. gehört ja nicht zu cum virg. nob. cum sac. V.; sondern bezieht sich auf m. nef. stupra. Cap. 16: »Aus den Jünglingen bildete er falsche Zeugen und Solche, die falsche Unterschriften verfertigten; Treue, Glück und Gefahr achtete er gering;« allein bey vilia *habere* muß aus dem Folgenden imperabat ergänzt werden; »er gebot ihnen (oder: er lehrte sie) Treue ff. gering zu achten.« Ebendas. »er selbst hatte große Hoffnung, sich um das Consulat bewerben zu dürfen;« also nach der Lesart: consulatum *petendi* m. spes; weit mehr Grund aber hat die Lesart *petenti*. Die bekannten Worte des Catilina C. 32: Quoniam — ab inimicis praeceps agor, *incendium meum ruina restinguam* übersetzt der Ungenannte: »Weil ich dann, überlistet von meinen Feinden, gestürzt werden soll, so will ich meine Gefahr durch euern Sturz enden.« Allein dann ist das Bild im Original, welches die bessern Ausgaben recht gut erläutern, ganz verwischt. C. 53 omnes — virtutem animi (Catonis) ad coelum ferunt giebt der Ungenannte: »alle — erhoben seinen Scharfblick bis zum Himmel;« dieß will Sallust aber schwerlich sagen. Abbt übers. virtutem animi »seinen rechtschaffenen Sinn;« Hök: »seinen edlen Charakter;« dem Rec. aber scheint hier am angemessensten: »seine Geistes-Größe.« — Häufig ist, wenn auch gegen die Richtigkeit des ausgedrückten Sinnes nichts zu erinnern ist, doch der Ausdruck nicht gut gewählt, z. B. Cap. 58 — »nicht zu vergessen, daß euer Reichthum, eure Ehre, euer Ruhm — euer Vaterland auf euern Rechten beruhet:« im Texte ist: »— patriam in dextris portare.« C. 61: »Catilina ward — zwischen den Gebliebenen der Feinde (inter hostium cadavera) gefunden« und bald nachher: »denn immer der Tapferste (strenuissimus quisque) war gefallen.« S. 75 kommt ein häßlicher Druckfehler »Ehrliche« für »Ehrliebe« und S. 86 sogar »Bergreise« für »Bergreihe« vor. S. 79 (C. 54) sind die Worte cum modesto pudore (certabat) unübersetzt geblieben, oder der Setzer hat einige Worte ausgelassen. — Nach der Erklärung des Uebersetzers in der Vorrede hat er sich bey seiner Arbeit nur der Thysinschen Ausgabe des Sallusts v. J. 1649 nebst der Zweybrückschen bedient; allein ausser-

dem

dem hätte er auch noch die treffliche Ausgabe von Corte (Leipz. 1724. in 4.) und unter den neuern wenigstens die Tellersche (Berlin 1790) und die Dahlsche (Braunschw. 1800) vergleichen müssen. Er würde dann gewiß manche andere Lesart und Erklärung vorgezogen haben. — Rec. hat übrigens darum eine so ausführliche und genaue Beurtheilung dieses kleinen Werkchens geliefert, weil er aus der Form und nach dem Titelblatte schließt, daß es werde fortgesetzt werden. Soll nun das Unternehmen, sämmtliche römische Autoren deutsch übersetzt in Taschenbuchsformat zu liefern — ein Unternehmen, das wir, da unser Zeitalter das Zeitalter der Journale und der Taschenbücher ist, nicht gerade mißbilligen wollen — gelingen, und den Gelehrten wie den Dilettanten befriedigen: so werden Verleger und Uebersetzer in der Folge noch mehr Sorgfalt und Genauigkeit anzuwenden haben, und unsere dazu auffordernde Beurtheilung wird insoferne hoffentlich nicht zwecklos seyn.

Rs.

## Deutsche und andere lebende Sprachen.

**Vollständiges lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Handwörterbuch nach den besten größern Werken, besonders nach Scheller, Bauer, Nemnich, ausgearbeitet, und mit vielen tausend Wörtern vermehrt von Joh. Gottfr. Haas, Conrektor der Schule zu Schneeberg. Erster Theil, lateinisch-deutsch. Wohlfeile, zum Gebrauche für Schulen bestimmte Ausgabe. Ronneburg und Leipzig, bey Schumann. 1804. IV und 693 S. gr. 8. beyde Theile 2 Rthl. 12 gr. (Der 2te Theil wird nachgeliefert.)**

Herr Conrektor Haas hat seine Sprachkenntniß und seinen ausdauernden Fleiß schon durch mehrere Schriften, namentlich durch sein griechisch-deutsches Wörterbuch bei

urkundet. Auch das vorliegende Handwörterbuch legt von jenem ein rühmliches Zeugniß ab. Es vereint eine ziemliche Vollständigkeit mit der gedrängtesten Kürze, so daß es dem Anfänger für den ersten Ankauf gute Dienste leisten kann. Nur dürfte es für ihn zuviel enthalten; denn die alte und neue lateinische Sprache findet man hier aufgenommen, die alten griechisch-lateinischen Worte, die beym Plautus u. a. vorkommen, und die neue Terminologie der Naturkunde. Die geographischen, antiquarischen, historischen Namen gehören eigentlich gar nicht in ein Sprachwörterbuch; indessen, da man dem meist unbemittelten Anfänger nicht zumuthen kann, daß er sich ein Reallexikon noch besonders anschaffe: so läßt sich dagegen nicht viel einwenden.

Man kann leicht denken, daß bey einem so großen Vorrathe, der in einen so engen Raum zusammengedrängt ist, bey allem Streben nach Vollständigkeit, noch manches Wichtigere übersehen und dagegen manches minder Wichtige aufgenommen worden ist, und daß der Anfänger weitere Belehrung bedarf, die er im mündlichen Vortrage des Lehrers oder in guten Ausgaben mit Noten suchen muß. Dagegen ist das Buch wegen der großen Kürze überaus bequem und enthält doch am Ende eben das, was größere Wörterbücher enthalten. Hie und da ist der Ausdruck für den Anfänger freylich etwas dunkel und unbestimmt, was wohl nicht überall vermieden werden konnte, wenn der Verf. sich kurz fassen wollte. Auch einzelne Unrichtigkeiten sind wohl begreiflich; aber immer hat der Verf. viel geleistet, und selbst dem Kenner kann das Buch durch die gedrängte Uebersicht in mehr als einer Hinsicht nützlich werden. Nur die vielen Adjektive, welche von eigenen Namen abgeleitet sind, konnten füglich weggelassen werden, am meisten ihre Uebersetzung; denn auch der allerschwächste Anfänger wird hier nicht anstossen. Allenfalls konnte in der Vorrede eine allgemeine Bemerkung darüber vorausgeschickt werden; dadurch wäre noch viel Raum erspart worden; auch stehen manche gleichbedeutende Wörter hie und da ganz überflüssig. Seltener ist mit mehr Worten ohne Noth gesagt, was kürzer gefaßt werden konnte und an einigen Stellen ist der Styl nicht ganz edel und korrekt. An mehreren Orten aber war der Deutlichkeit halber ein kleiner Zusatz nöthig, der wenig

Raum

Raum weggenommen haben würde. Rec. will für alle diese Aeusserungen einige Belege anführen. Balatro, heißt es, Schurke, Holunke. Allein nach Festus bedeutete es eigentlich den Kothklunker, der sich an die Schuhe ansetzt; daher ward es von einem Schmarozer, Spaßmacher gebraucht. — Mit den hier angezeigten Bedeutungen von balbutire wird der Anfänger Horat. Sat. 1, 3 48. nicht verstehen. Freylich ist es unübersetzbar. Dort wird nämlich von einem Vater geredet, der die Fehler seines Sohnes mit einem mildern Namen belegt. — barbatus ist auch wohl männlich, gesetzt, verständig, der über die Kinderjahre hinaus ist. — »barbitos, Laute, Zither.« Das ist nicht befriedigend. Besser: eine lyra mit 7 Saiten, ferner die lyrische Dichtkunst. — barrus ist ein punisches Wort. — barritus und barditus ist eins und dasselbe, daher hätten beyde Artikel auf einander verweisen sollen. Das letztre wird durch Geschrey übersetzt; richtiger unter dem erstern Worte durch Feldgeschrey, Schlachtgesang. — Unter bellicus steht Kriegs. (Sic!) — Unter bicornis konnte noch der Ausdruck sichelförmig gesetzt werden — bilinguis ist auch ein Sprachmenger, Sprachverderber, der Brocken aus einer fremden Sprache unter seine Muttersprache mischt, wie z. B. in den ältern Zeiten die Canusiner, die griechisch und lateinisch unter einander redeten. S. Horat. — bonitarii und buccularius fehlt. Eben so bucina, auf welches doch unter buccina verwiesen wird. — balista wird durch eine große Steinschleuder gegeben. Allein dabey denkt sich der Anfänger wohl nicht leicht ein grobes Geschütz, mit welchem man bey Belagerungen Häuser zertrümmerte. — In den geographischen Artikeln ist bisweilen gar nicht bemerkt worden, in welchem Lande, und noch weniger, in welchem Theile eines Landes eine Stadt liegt. Bisweilen ist der heutige Name derselben beygefügt worden, bisweilen aber auch nicht. Und was hilft die wiederholte deutsche Benennung der lateinischen, die sich ja leicht errathen läßt? z. B. Geloni, die Geloner; Geta, eine Gete, u. s. f. — Babylonia. Hier sollte stehn: in Asien. Babylon, eine der größten und berühmtesten Städte der alten Welt, jetzt Irac Arabe. — Bacchilides, ein lyrischer Dichter, Pindarus Zeitgenosse, fehlt. — Bactra ist die Hauptstadt in der Landschaft B., einer Provinz des persischen Reichs. — Bey Baeticus, heißt es, Bätisch und vorher: Baeticola am Flusse

Baetis

Baetis wohnend. Daß dieß der jetzige Guadalquivir, und daß Baetica eine große Landschaft in Spanien ist, hat der Verf. nicht bemerkt. — »Bagoas ein Verschnittener.« Könnte der Anfänger nicht denken, B. bedeute einen Verschnittenen? Es kommen mehrere solche unbestimmte Ausdrücke vor. — Unter Bellerophon steht Bellerophon. Aber da mag der Anfänger rathen, was das für ein Mann gewesen ist. Hier sollte stehn: sonst Hipponous. Und nun sollte unter dem letztern Artikel eine Erläuterung stehen; aber er fehlt ganz. »Beneventum im Hirpinischen.« Aber wo soll das der Anfänger suchen? Besser: B., auch Maleventum genannt, im Lande der Samniter in Unteritalien. — Bergomum, Stadt (der Orobier) in Unteritalien. — Der Astronom Berosus ist nicht erwähnt worden. — Bithynia, in Kleinasien. — »Bootes, Bärenhüter.« Aber eigentlich bedeutet es einen Ochsentreiber, von βοῦς; dann einen Fuhrmann überhaupt, und nun wurde ein Gestirn in der nördlichen Halbkugel hinter dem großen Bär so genannt. — Die Brigantes, jene mächtige brittische Nation, fehlen. — »Britomartis, ein Kreter Mädchen.« Aber was hilft das dem Anfänger? — Unter Brutus steht bloß »Zuname der Junischen Familie.« Der berüchtigte Mörder des Julius Cäsar ist nicht aufgeführt. — »Bucephalus, das Pferd, welches Alexander der Gr. ritt.« Wäre es nicht besser: Al. des Gr. berühmtes Leibpferd? — »Gades, Stadt und Insel.« — Hier sollte dabey stehn: in Hispania Baetica; wird auch für die entfernteste Gegend gesetzt — Gaetulia. Hier sollte es heissen: ein Theil des innern Lybiens, steht auch für Afrika überhaupt. — Der Fluß Galaesus in Calabrien, jetzt Galaso, und Genauni, ein Volk in Rhaetia, fehlt, »Gigas ein Gigant. Sie stritten ꝛc.« Diese Erklärung ist übrigens nicht befriedigend. — Die Geten werden zwar erwähnt; aber es wird nicht gesagt, daß sie ein Volk in Thracien waren. — Von Gnossus wird gesagt, sie sey eine Residenz des Minos gewesen; aber nicht, daß sie in Kreta lag. — Bey Gehenna sollte stehn: aus dem Hebräischen. — Unter Gothi liest man: die Gothen; Gothia, deren Land. Unter Gnostici, Gnostiker, Ketzer im 2ten Seculo!

Unter den botanischen Namen fehlen z. B. Baccaurea, der Goldbeerenbaum, Bactris, die Stockpalme, Bary-

Baryxylum, Schwerholz, Batis, Barille. (Hier steht bloß: ein Kraut.) Bembix, Deckstrauch, Berberis, Sauerdorn, Bombax, Wollsame. (Der Verf. hat hier bloß die Bedeut. „Ey denkt doch" aufgeführt. Diese hat bekanntlich dieß griechische Wort.) Borago, Borretsch, Borassus, Weinpalme, Brabejum, Scepterbaum, Briza, Zittergras, Bromelia, Ananas, Bryum, Knotenmoos (hier steht brya kleiner Tamarisk, bryon vua populi albae. Wozu die lateinische Erklärung? Bryonia, Zaunrübe.) Bubroma, Futterbaum. Unter Bubonium steht: was Aster Atticus, ein gewisses Kraut. Und unter A. a. liest man: ein Kraut. Das ist nicht befriedigend. Unter Bunias (Steinfruchtschote) steht: Arten von Steckrübe. (Der Verf. meint Bunium, die Erd- oder Schirmknollen.) Unter Bupleurum (Hülleschirm, Hasenohr,) steht abermals: ein Kraut. Butomus, Rosenbinse, fehlt. Bulbosus ist auch zwiebelartig, wenn der Mittelstock die Gestalt einer Zwiebel hat; bulbifer, Knollen- oder Zwiebeltragend (in den Winkeln der Blätter oder Zweige) fehlt; eben so bulbiceps, Zwiebelköpfig, bipinnatus doppelt gefiedert, scapifer, Schafttreibend, exannulatus, ungeringelt, mit keiner ringförmigen Haut umgeben, sarmentifer, Rankentreibend, stolonifer, Sprossentreibend, Rhizoma, der Wurzelstock, Blastema, der Keim, u.s.w.; doch wird man die mit fer und formis oder pennatus componirten Worte nicht vermissen; denn jeder kann sie leicht erklären, wenn er die Bedeutung des ersten Wortes weiß, aus welchem es zusammen gesetzt ist. Nur scheint es nicht recht einzuleuchten, warum der Hr. Verf. die Namen so mancher einheimischen Gattungen von Gewächsen übergangen, dagegen so viele Namen ausländischer, und wenig interessirender Gewächse aufgenommen hat. Freylich wird dem, der die Anfangsgründe der Botanik nicht studirt hat, bloß die Uebersetzung der darin gebräuchlichen Ausdrücke selten etwas helfen; allein diese kann er hier nicht erklärt finden, er muß botanische Werke von Batsch, Succow, Hayne u. a. zu Rathe ziehn. Wie wäre es möglich, überhaupt solche Erklärungen in einem Sprachwörterbuche, zumal in einem solchen compendiösen Handwörterbuche, mitzutheilen? Rec. hat übrigens mehrere Abschnitte aus verschiedenen klassischen Schriftstellern, Prosaikern und Dichtern, mit Zuziehung dieses Handwörterbuchs gelesen, und immer die nöthige Auskunft gefunden; oft mehr, als in andern bekannten Wörter-

büchern. Bey dem vorliegenden lateinisch-deutschen H. W. B. ist übrigens der Hr. Verf. Schellern; bey dem deutsch-lateinischen aber, das Rec. noch nicht in Händen hat, Bauern gefolgt, und bey beyden hat er sowohl Nemnich's kostbares und klassisches Polyglotten-Lexikon der Naturgeschichte, als auch andere Wörterbücher benutzt. Uebrigens ist das eigentliche Sprachwörterbuch besser gerathen, und vollständiger, im Ganzen zweckmäßiger und mit mehr Einsicht und Fleiß bearbeitet, als der Theil, welcher die eigenen Namen enthält. Der Druck ist äußerst ökonomisch eingerichtet und korrekt. Wenigstens hat Rec. keine erheblichen Druckfehler gefunden. Nur möchten schwache Augen, des Abends, bey Lichte, Manches nicht ohne alle Beschwerde lesen können. Bisweilen sind n und u, I und l, o und c im Druck verwechselt worden.

Ib.

Deutsche und lateinische Sprachlehre für Schulen von Jakob Brand, Professor an dem Kurfürstl. Gymnasium in Aschaffenburg. Zweyter Theil. Syntax. Frankfurt a. M., bey Andrä. 1803. XVI und 383 Seit. gr. 8. 16 gr.

Auch in diesem Theil ist die gute Absicht und der Fleiß des Herrn Verfassers nicht zu verkennen. Jene ist nämlich, wie aus dem ersten Theile bekannt ist, die deutsche und lateinische Sprache zu verbinden, um an Zeit und Faßlichkeit zu gewinnen. Rec. zweifelt zwar, ob eine solche Ausführlichkeit geeignet sey, den Lehrling anzuziehen, und bald und leicht zu dem vorgesetzten Ziele zu leiten; aber als eine ziemlich vollständige und gut geordnete Beyspielsammlung, hat sie für den Lehrer immer ihren Werth, der sie bey den Styl-übungen angehender Schüler mit Nutzen wird gebrauchen können.

Ib.

# Erziehungsschriften.

Die Hesperiden. Ein Magazin für jugendliche Unterhaltung. Sechstes Stück 194 Seit. Siebentes Stück 200 Seit. Schnepfenthal, in der Buchhandlung der Erziehungsanstalt. 1801. Achtes Stück 181 Seit. Mit einem Kupfer und einer Tabelle. Gotha, bey Perthes. 1803. 8. Jeder Heft broschirt 12 gr.

Die drey ersten Stücke dieses Magazins sind im LXII. Bande unsrer Bibliothek von einem andern Recensenten angezeigt worden, dessen Urtheil auch der gegenwärtige beypflichtet. Man findet nämlich viel Gutes neben wenigem Mittelmäßigen, manches Neue neben manchem schon Bekannten. Ueberhaupt aber wird der Jugendfreund für den das Vergnügen und die Bildung der von ihm geleiteten Kinder keine gleichgültige Sache ist, den Herausgebern Dank wissen.

Aus den drey Hauptfächern, in welche das Magazin abgetheilt ist, nämlich den Spielabenden, den Leseabenden und den Zauberabenden, will Rec. nur Einiges auszeichnen. Die unterhaltendsten und zugleich nützlichsten Spiele sind das Sprichwörterspiel und das Wörterspiel, oder das Weltall, wozu 200 Charten in einem Futterale gehören. Unter den Aufsätzen, die die Leseabende ausfüllen, stechen unter andern hervor: Bachur, des weisen Chalkhams Sohn, eine arabische Geschichte; Glück aus Unglück, eine historische Vorlesung; Letzte Scenen aus dem Leben (des Kaysers) Heinrichs des vierten; Scenen aus Kyros Leben. — Beyläufig ist zu bemerken, daß diese Scenen sich nicht auf die wahre Geschichte des Cyrus gründen; sondern nach Xenophons historischem Romane dargestellt sind. — Die Zauberabende enthalten unter andern: Pythagoras und Apollo, oder das poetische Orakel, welches durch einen lateinischen Vers, der vermittelst einer arithmetischen Procedur mit Hülfe einer Tabelle hervorgebracht wird, die aufgeworfenen Fragen beantwortet. Dieses Spiel ist wahrscheinlich aus einem kleinen Buche genommen,

men, das 1760 zu Leiden unter folgendem Titel herausgekommen ist: Vaticinium Hexametro-Pentametro-Arithmeticum. —

In der erwähnten arabischen Geschichte, Bachur, heißt es S. 42 und 43 des 6ten Heftes: „Die Stimme des „Gesetzes, die uns allen ins Herz geschrieben ist, täuscht „uns nie ꝛc. — immer sagt sie uns richtig, was recht und „unrecht, was gut und böse ist, sobald wir unsere Gesin„nungen und Thaten an den ächten Probierstein dieses Ge„setzes streichen." — Es wäre zu wünschen, daß der hier aufgestellte Grundsatz buchstäblich wahr seyn möchte. Allein Nachdenken und Erfahrung lehren, daß derselbe einer großen Einschränkung bedarf. Als die Juden Jesum und seine Jünger verfolgten, und aus dem Wege zu räumen suchten, sagte ihnen ihr innerer Richter, sie thäten Gott einen Dienst daran. Als Ravaillac Heinrich IV. ermordete, Fawkes den König von England mit dem ganzen Parlamente und zugleich sich selbst in die Luft sprengen wollte, folgten beyde Fanatiker dem Wink ihres Gewissens. Wenn in Amerika die ehemaligen Mexicaner und Peruaner und in Europa die katholischen Kätzerjäger, oder Inquisitoren, Menschenopfer brachten, waren sie von der Rechtmäßigkeit derselben überzeugt. Als jener Schäfer in Westphalen sich einbildete, als ein zweyter Abraham von Gott Befehl erhalten zu haben, seine Kinder zu schlachten: so folgte er bey der Ausführung dieses vermeinten Befehls der Stimme seines Gewissens. So lassen sich unzähliche Beyspiele anführen, welche unläugbar darthun, daß Menschen die abscheulichsten, unmenschlichsten Handlungen mit voller Ueberzeugung von ihrer Rechtmäßigkeit und mit unbezweifeltem Beyfall ihres innern Richters begehen können. Hieraus erhellet, daß folgender Satz durchaus nicht unbedingt als wahr anzunehmen sey. „Wo un„ser inneres Gesetz," heißt es S. 49 „uns unbedingt gebie„tet, etwas zu thun, da hat die Klugheit keine Stimme, „und wir sind schuldig, zu thun, was es uns heißt, ohne „erst die Folgen zu berechnen, die unser Gehorsam gegen „das Gesetz nach sich ziehen kann oder wird." — S. 62 wird die Halbinsel Morea eine Insel genannt. — S. 72 und 73 heißt es: „Ich fieng an einzusehen, daß Glückselig„keit eben keine nothwendige Folge der Tugend hinieden ist." — Dieser Satz ist richtig, wenn man unter Glückseligkeit

Auss

äusseres Glück, das auf Reichthum, Ansehen, Gesundheit und dergl. beruht, versteht; aber diese Güter, singt Gellert, sind nicht das Glück der Seele. Wahre Tugend ist mit wahrer Glückseligkeit, das heißt, mit innerer Zufriedenheit und Seelenruhe, unzertrennlich verbunden. Nach dieser Zufriedenheit und Seelenruhe zu streben, ist gewiß ein erlaubter Eigennutz, wenn man anders dieses Wort im guten Sinne brauchen darf, oder, um uns eines andern Ausdrucks zu bedienen, ein reiner Trieb der Selbstliebe. — Aus dem, was Rec. bisher gesagt hat, wird man auf seine Meinung über folgende S. 88 und 89 zu lesende Aeußerung schließen können: „Durch den weisen und edlen Sophron „und durch mein eignes Nachdenken lernte ich einsehen, daß „freylich nur das reine Tugend ist, was man bloß auf das „Gebot unsers innern Richters, ohne irgend eine, wenn „auch noch so feine oder versteckte, eigennützige Absicht „thut.“ —

Ti.

Neues Jahrbuch des Pädagogiums zu lieben Frauen in Magdeburg, herausgegeben vom Probst und Schuldirector Rötger. Magdeburg, bey Keil. 1804. Nr. 1. 8. B. 8. 6 gr.

Die häufigen und wegen Mangel an Exemplaren nicht zu befriedigenden Nachfragen nach dem Jahrbuche des Pädagogiums zu L. F. bewogen den Herausgeber, dem Werke die Aufschrift Neues Jahrbuch zu geben. Plan und Einrichtung sind übrigens unverändert geblieben.

Der vor uns liegende Heft enthält, außer den gewöhnlichen Nachrichten von den Veränderungen, Censuren und Verwendungen in dem Schuljahre von Ostern 1803 — 1804, eine Abhandlung: Ueber die Gränzen des öffentlichen Unterrichts auf gelehrten Schulen, von dem Rector des Pädagogiums, Hrn. Göring. Der Verfasser holt etwas weit aus, ehe er zur Sache selbst kommt. In dem aber, was er über die auf Schulen zu lehrenden Sprachen und Wissenschaften, und über den Umfang, in welchem man beyde vortragen müsse, von S. 31 an äußert, erkennt man den er-

 fahr-

fahrnen und denkenden Schulmann. Einen Auszug aus diesem Aufsatze zu geben, verbietet der beschränkte Raum der Bibliothek. Wir begnügen uns daher zu bemerken, daß Hr. Göring den, in allen gelehrten Schulen zu, gebenden, Sprach-Unterricht, auf die deutsche, lateinische, griechische, und französische Sprache beschränkt, und von dem Schüler verlangt, daß er in der lateinischen und griechischen einen prosaischen Schriftsteller von mittlerer Schwierigkeit, namentlich in der ersten Cicero's schwerere Schriften, Livius und Quintilian, und in der zweyten einen Xenophon und die leichtern Dialogen von Plato lesen, und in seine Muttersprache übersetzen könne. Gerade die nämlichen Forderungen hat der Recensent von jeher auch an seine, auf die Akademie abgehenden, Jünglinge gethan, und in den meisten Fällen erfüllt gesehn; aber desto seltner ist es ihm gelungen, sie in den wissenschaftlichen Lehrgegenständen so weit zu bringen, als Hr. Göring behauptet, daß sie gebracht werden müßten, und am seltensten bey denen, die sich als Linguisten auszeichneten. Sollten wir, was die Wissenschaften betrifft, nicht noch immer in Schulen zu weit gehen, nicht Manches der Akademie überlassen, und, die reine Mathematik ausgenommen, uns mehr, als gewöhnlich geschiehet, auf allgemeine Vorkenntnisse einschränken dürfen?

Bb.

Beyträge zur Erziehungskunst von Christian Weiß, Professor der Philosophie, und M. Ernst Tillich. Leipzig, bey Gräff. 1803. Erster Band. Erstes und Zweytes Heft. 1 Rg.

Wenn eine Wissenschaft zu einer höhern Stuffe der Vollkommenheit gebracht werden soll; so muß der Zweck derselben untersucht, die bisher aufgestellten Principien kritisch gewürdigt, und so ein Fundament errichtet werden, worauf man das Gebäude mit glücklichem Erfolg aufbauen kann. Wenn in neuern Zeiten mehrere Pädagogen sich von dieser Seite verdient gemacht haben: so hat es doch noch immer an Männern gefehlt, die planmäßig arbeiteten und durch Untersuchungen über den Menschen und seine Anlagen, über den

Zweck

Zweck der Erziehung und die Mittel sie zu erreichen, Licht in die Wissenschaft brachten.

Die Verfasser dieser periodischen Schrift haben in psychologisch=pädagogischen Abhandlungen, Beurtheilungen wichtiger pädag. Schriften und Untersuchungen der Pestalozzischen Methode hierzu den Weg gebahnt.

Die erste Abhandlung, die zur Einleitung dient, handelt von der Nothwendigkeit die Erziehungskunst wissenschaftlich zu behandeln.

Nachdem der Verf. von der Wichtigkeit des Erziehungsgeschäffts, was ein jeder Erzieher zu thun habe, mit welchen Schwierigkeiten er kämpfe, und welche Hoffnung ihn beleben müsse, gesprochen, zeigt er, daß die Erziehung als eine Kunst wissenschaftlich behandelt werden müße, aus dem Begriff der Kunst und der Wissenschaft. Zu den Mitteln, die Schwierigkeiten in der Ausübung dieser Kunst zu besiegen, rechnet er, daß man sie wissenschaftlich nach Grundsätzen behandle, nicht wie bisher die Principien nur willkührlich bestimme, oder sich mit Hypothesen begnüge. So lange die Frage nicht bestimmt beantwortet wird, worin eine Wissenschaft bestehe, wie sich die zu ihrem Betrieb nöthige Thätigkeit des menschlichen Geistes gegen andere Richtungen verhalte, die er bey andern Gegenständen und andern Zwecken erreichen kann: so lange, meint er, sey es dem Zufall oder Glück überlassen, wie oder mit welchem Erfolg dieß Geschäfft begonnen, in seinen Theilen geordnet und zu seinem Ende geleitet werden könne.

In der zweyten Abhandlung wird die Frage untersucht, was ist der Mensch, der erzogen werden soll, und wie hat ihn sein erster Erzieher zu behandeln? Der Verf. fängt ziemlich weitschweifig ab ovo an, und betrachtet den Menschen zuerst in seinem thierischen Zustande; aus dem er sich aber durch das Auffaßen mannichfaltiger articulirter Töne durch seine Sprachfähigkeit erhebe rc. Durch das enge Band, welches durch Sprache und Einbildungskraft den Sinn mit dem Verstande, den Verstand mit Vernunft und Freyheit verbindet, können wir schon bey der ersten Erscheinung von Seele in dem Menschen das höchste Produkt ihrer nachherigen Thätigkeit erwarten. Die Ungleichheit der Menschen in Beziehung auf ihre geistigen Fähigkeiten, leitet der Verf. aus dem verschiedenen Organismus her, ohne eine ursprüng=

liche Verschiedenheit in den geistigen Anlagen anzunehmen, (welches doch wohl der Erfahrung offenbar zuwider ist.) Bey dem Uebergang von der Betrachtung der organischen Natur zu dem geistigen Menschen finden wir die Vorstellungen und Grundsätze, die der Verf. in seinen philosophischen Abhandlungen sonst schon geäußert hat.

Er unterscheidet die eigentliche sittliche Freyheit (nach Kantischem Begriffe) genau von dem, was zwar im gemeinen Leben auch Freyheit genannt wird; wobey aber doch immer an eine Bestimmung durch Gründe gedacht werden muß, und wo also Alles nach Gesetzen der Nothwendigkeit zu erfolgen scheint. Jene, die aus der Erfahrung eben so wenig erwiesen, als sinnlich erkannt werden kann, gründet er auf das Bewußtseyn des moralischen Gesetzes.

Auf die Richtung der Freyheit kommt (nach des Verf. Meinung) nun Alles an, was in sittlicher Beziehung vom dem Erzieher erwartet oder gefürchtet werden kann; und diese Richtung auf die Art, welche dem Gesetze der Freyheit gemäß ist, zu befördern, ist das erste und letzte, das umfaßendste und heiligste Geschäfft der Erziehung. Bey jeder Uebung des Körpers und der Seele muß die Freyheit berücksichtigt werden. Durch Unterricht, Leitung und Uebung bietet man dem freyen Wesen nur den Stoff dar, durch deßen Verarbeitung es sich erheben und vervollkommnen soll. — (Das sind recht schöne Worte; wenn aber der Verf. nicht zeigen kann, wie die Richtung der Freyheit in allen Stadien der Erziehung zu bewirken seyn möge, sind sie wohl wenig mehr als Worte. Daneben scheint es dem Rec., daß eine Freyheit, welcher von Außen eine Richtung gegeben werden soll, nicht eine rechte Freyheit sey.) Ganz gute, aber sehr bekannte Bemerkungen findet man am Schluß der Betrachtung über den Einfluß der Mutter, des Vaters, und des ersten Lehrers auf die Erziehung des Kindes.

In der dritten Abhandlung legt der Verf. den Inhalt von Pestolozzi's Schrift: Wie Gertrud ꝛc. lehrt, vor, und will durch diese Analyse sich den Weg zu einer Reihe von zusammenhängenden Abhandlungen über die naturgemäße Naturordnung aller Gegenstände des Unterrichts in ihrer Stuffenfolge, und über die genaue Berechnung derselben auf die nach dem Gesetz der Stätigkeit erfolgende Entwickelung

des

des menschlichen Geistes bahnen, wodurch er einem wichtigen Bedürfniß abhelfen, und den Lehrern eine Gelegenheit geben wird, die Materialien des Unterrichts besser wie bisher zu verarbeiten. Man findet in diesem Auszuge eine psychologisch-philosophische Analyse des Werks, worin er die Fragen beantwortet: Worauf gründet Pestalozzi sein Verfahren bey dem Unterricht, und welchem Grundsatz unterwirft er dasselbe? — Was ist ihm der Mensch, deßen Natur er sein Wirken anpaßen will, was soll der Mensch nach seiner Ansicht werden, und was hat die Kunst zu thun, um ihn seinen Zwecken gemäß auszubilden?

Obgleich Pestalozzi kein besonderes Princip für den Unterricht und für die Erziehung angenommen: so hat er doch gewisse Grundsätze aufgestellt, denen ein Princip in seiner Idee zum Grunde liegen mochte. Der Verf. hat es in dieser Formel aufgestellt: „Entwickele in jedem einzelnen deiner Leitung „anvertrauten Wesen deines Geschlechts alle die Anlagen, „welche als Keime in der Menschennatur gegeben sind, und „unterwirf bey dem Gange ihrer Entfaltung dein kunstmäßiges aber willkührliches Wirken dem künstlichen oder nothwendigen Entwickelungsgesetz der Natur im Großen." — Die Leser der Pestalozzischen Schriften wißen es, daß man nur mit Mühe die Grundsätze des Verf. aus seinen Aeußerungen heraus finden kann; Hr. W. hat, um dieß zu erleichtern, die Ideen aus Gertrud zusammengestellt und geordnet.

In dem ersten Aufsatz, Heft 2. Versuch die Pädagogik durch Philosophie zu orientieren, untersucht der Verf. den letzten Grund seiner Ansicht der ursprünglichen Natur des Menschen, und führt seine Behauptungen auf folgende 3 Punkte zurück.

1) In dem zu erziehenden Menschen ist uranfänglich nichts weiter zu unterscheiden, als eine durch Gesetze des Organismus bestimmte Natur, und eine von der Causalität dieser Gesetze in ihrer Richtung freye Anlage, zur Bildung geistiger, einem übersinnlichen Zweck mit Bewußtseyn entgegenstrebender, Vermögen. Durch die erste wird der Grund zum Temperament gelegt, und die zweyte begründet den Charakter.

2) Es giebt in der menschlichen Seele keine uranfängliche Verschiedenheit einzelner Vermögen: sondern alle Ver-

 schie-

schiedenheit der Menschen besteht anfangs in ihrer verschiedenen modificirten Organisation. Es giebt aber auch eben so wenig eine ursprüngliche Gleichheit jener Vermögen.

8) Wir können diesem zufolge die Freyheit nicht für ein besonderes Vermögen des Menschen, auch nicht für ein bloßes Prädicat des einen oder andern unter denselben, etwa des Willens halten; sondern sie ist der tiefste innerste Charakter der Selbstthätigkeit des Gemüths überhaupt, und mithin aller seiner Vermögen. (Der Rec. bekennt, daß er mit dieser ziemlich seichten Wortphilosophie nicht übereinstimmen kann.)

Nach dem von dem Verf. angenommenen Princip der Erziehung, daß sie der Freyheit die ihr gehörige Richtung gebe, will er am Schluß der Betrachtung die Anwendung dieses Grundsatzes auf die ganze Bildung des Menschen zeigen, und wie nothwendig bey einer vernünftigen Erziehung eine Verbindung und Folge aller Theile und Gegenstände des Unterrichts sey, welche auf die naturgemäße Entwickelung der Seelenvermögen berechnet ist.

In dem zweyten Aufsatz wird der Inhalt von Pestalozzi's Schrift: Wie Gertrud rc. noch weiter dargelegt, und die Grundsätze, die er darin äußert, entwickelt; in dem fünften die vorzüglichsten Schriften über Pestalozzi's Lehrart beurtheilt, und zuletzt Etwas über den Eigenthümlichen Charakter derselben gesagt, wovon Rec. nichts anführen mag, da in dem 89. und 90ten Bd. der N. A. D. B. jene Schriften ausführlich beurtheilt sind. Man wird die Bemerkungen des Hr. Tillich nicht ohne Nutzen und Interesse lesen.

Ein Paar kleine Aufsätze über die Entwickelung des religiösen Gefühls und Nacherinnerungen zu den Recensionen von Gumal und Lina von Hrn. M. Petri, enthalten wohl durchdachte Bemerkungen.

Der Rec. hat den Inhalt des ersten Stücks dieser Beyträge etwas ausführlicher angezeigt, und wird sich vielleicht künftig kürzer fassen können. Den Herausgebern möchte er rathen, sich künftig mehr des trocknen theoretischen Philosophierens zu enthalten, und sich auf das hauptsächlich einzuschränken, was die Erfahrung vernünftiger Erzieher praktisch

tisch bestätigt hat. Sonst wird ihr Werk weniger gemeinnützig werden.

Wb.

Dreyßig Blätter für Schulen. Leipzig, bey Dyk. 1804. 8. 12 Kr.

Diese Blätter sind in einer Leipziger Schule in einem Zeitraum von 5 Jahren den Knaben, die eine Profession lernen, und Bürgertöchtern, die sich mehr als gewöhnlich ausbilden wollen, zur weitern Unterhaltung dictirt. Die Hauptgegenstände sind Sprachlehre, (auf 5 Seiten etwas zu kurz, und Manches nicht genau bestimmt.) Die geographischen und historischen Abschnitte sind zweckmäßig, da es für Lehrer und Schüler vortheilhaft ist, mit kurzen Notizen auf die Sachen hinzuweisen; auch wird das hier Ausgewählte zu einem allgemeinen Unterricht in Bürgerschulen hinreichen. Den Abschnitt über die Moral hätte Rec. etwas ausführlicher gewünscht; dagegen man in dem Abschnitt von der Religion, das was über den Charakter Johannes des Täufers, über die Gefangennehmung Christi und die Hindernisse seiner Gegner gesagt ist, zu weit ausgedehnt hat. Der Charakter Christi ist zwar in seinen Handlungen und Reden, besonders in der Leidensgeschichte gezeigt; allein wenn man die Hauptzüge der Geschichte mehr zusammengezogen und lebendig dargestellt, und zuletzt einige seiner Hauptlehren in kurzen Aussprüchen hinzugefügt hätte: so würde dieß mehr Eindruck gemacht haben; der aus der Abendmahlsfeyer (Leipz. bey Göschen) entlehnte Aufsatz ist zwar an sich sehr gut für die Bestimmung dieser Blätter; aber wohl zu lang.

Für einige Lieder z. B. S. 179. Jesus der Beglücker, hätte Rec., da wir so reich an guten Liedern sind, bessere gewünscht. Im Ganzen ist die Schrift brauchbar und die Aufsätze sind gut gewählt; sie kann daher unter der Anleitung eines geschickten Lehrers nützlich werden, so wie es dem Herausgeber zur Ehre gereicht, daß er, wie man aus der Vorrede sieht, mit Eifer für das Wohl der seiner Mitaufsicht anvertrauten Jugend sorgt.

Fn.

# Vermischte Schriften.

**Garve und Fülleborn, voran eine kleine Fehde, dann Plan und Proben aus Fülleborns theatralischem Nachlaß, von Schummel. Mit Kupfern und Musik. Breslau, bey Gehr. 1804. 77 Seit. 8. 14 gr.**

Herr Schummel hatte im Breslauer Elisabethanum eine Gedächtniß-Rede auf den verstorbenen Prof. Fülleborn gehalten. Eine Anzeige im Intelligenzblatte der N. A. D. B. Bd. 78. S. 335. beschuldigte den Verf. lächerlicher Uebertreibungen, und wies ihm deren mehrere nach. Dagegen tritt nun Hr. Schummel auf, und sucht sich zu vertheidigen, und den Rec. zu recht zu weisen. Wir wollen sehen, wie.

Der Rec. hatte sich über die Behauptung Hrn. Sch. aufgehalten, „daß Fülleborn, wenn er an Garvens Stelle ge„wesen wäre, und insbesondere dessen glückliche Muße ge„nossen hätte, zwar nicht alle, aber doch die meisten Schrif„ten von Garve in gleicher Güte nach Form und Materie „geliefert haben würde," und unter andern bemerkt, Garvens Loos sey doch wahrhaftig, wegen seiner unaufhörlichen körperlichen Leiden, auch in literarischer Hinsicht, kein beneidenswerthes gewesen. Hierauf antwortet Hr. Schummel, er habe einige und natürlich die besten Schriften Garvens selbst ausgenommen, und was die Erinnerung an Garvens körperliche Konstitution betreffe, so sey diese ganz am unrechten Orte aufs Tapet gebracht, weil ihm dieser Umstand, als einheimischem Breslauer, ohnhin bekannt gewesen sey, und Garve, als Mann ohne Schulden, Amt und Familie, vor dem ebenfalls kränkelnden Fülleborn doch noch Etwas voraus habe. Der Rec. hatte gegen die uneingeschränkten Lobeserhebungen, die Hr. Schummel seinem Freunde als Transscendental-Philosophen ertheilt, unter andern geäußert: „F. „habe sich ja selbst vor Aenesidem respektvoll zurückgezogen," und dessen Beyträge nachgewiesen. Bewahre Gott! ruft Hr. Sch. aus. „In den Beyträgen steht bloß: Fülleborn „wolle erst die Antwort Kants, der dem so wichtigen Feinde „am besten gewachsen sey, abwarten, und sodann weiter „sprechen." — Ferner Hr. Sch. hatte gesagt, „Fülleborn

„sey im humanistischen Fache ein Genie, wie Conde im mi„litärischen," und Rec. dieß lächerlich gefunden. „Seltsam," antwortet Hr. Sch. „Ich bin ein Professor der Geschichte. „Nun hielt F. im 22. Jahre seine Probelektion, und Conde „versuchte sich zuerst im 22 Jahre in der Schlacht bey Ro„croi. Diese frappante Aehnlichkeit, (ja wohl frappant!!) „dieses Geniemäßige bey beyden, verleitete mich zu dieser „Parallele." — Noch ein Pröbchen aus dieser Kritik. Hr. Sch. meinte, „F. hätte es, von Seiten des Witzes, mit „Friedrichs des II. geistreichen Gesellschaftern aufgenommen, „und würde hier ganz an seiner Stelle gewesen seyn," welches Alles Rec. nicht meinte. Darauf erwidert er ihm nun: „Ich räume ein, daß F's. Schlagewitz nicht hinreichend „gewesen wäre, es mit den berühmten Franzosen, die Frie„drichs Umgebung ausmachten, aufzunehmen, wenn mir Rec. „dagegen einräumt, daß F. mit ihm selbst, und noch einem „Dutzend seines gleichen spielend fertig geworden wäre."

Was soll man zu einer Widerlegung sagen, von der es zweifelhaft ist, ob ihr Verfasser sich selbst oder seinen Gegner zum Besten haben wollte? Der Rec. würde in der That, ohne Bedenken annehmen, daß Hr. Sch. Absicht gewesen sey, auf seine eigene Kosten das Publikum zu amusiren, wenn der gute Mann sich auf der andern Seite nicht wieder so grimmig geberdete, und den literarischen Renommisten mit dem literarischen Lustigmacher auf eine eigenthümliche Weise vereinigte. Sogar den Herausgeber der Bibl. glaubt er vor Gericht belangen, und ihn zur Nennung des Rec. zwingen zu können, weil es (man denke!) schändliche Injurie sey, zu schreiben und drucken zu lassen, des Schulmanns Pflicht fordere, Wahrheit und Bescheidenheit nirgends, und am wenigsten vor seinen Schülern zu entweihen. Man sieht, Hr. Sch. ist eben kein besserer Jurist, als er ein Lobredner ist.

Noch wären eine Menge Ungereimtheiten in dieser seyn sollenden Vertheidigung zu rügen übrig; aber es lohnt wahrlich nicht der Mühe. Es thut dem Rec. nur leid, daß Hr. Schummel so wenig Gefühl des Schicklichen zeigt, daß er es sogar nicht unter seiner Würde hielt, die fadesten Witzeleyen vorzubringen. Die Leser mögen beurtheilen, welche Art von Witz es ist, wenn Hr. Sch. zu den Worten: „Hr. Schummel sey in dem Fall derer, die nicht wissen,

„was

„was sie thun;“ die Bemerkung macht: „Allerdings hat es „seine gute Richtigkeit, daß manche Leute nicht wissen, wie, „oder was sie thun, noch was sie schreiben. Rec. mißbrauchte „eine der schönsten Stellen der Bibel, um sein Müthchen „an mir zu kühlen. Er machte mich zu einem Juden; „dieß ist (besonders in der gegenwärtigen Grattenauerschen „Epoche) unverzeiblich; zugleich aber macht er sich selbst „zum Herrn Christus — und ich verzeihe ihm.“

Angehängt sind dieser Zeitschrift Proben aus F. theatralischem Nachlasse. Sie beurkunden aber nur allzudeutlich; daß ihr Verfasser, dessen Verdienste der Rec. nicht verkennt, ob er sie gleich nicht übertrieben gelobt wissen möchte, weder „ein Feuer, mit Schnee bedeckt“ war, noch, wie Hr. Sch. in guter Herzens-Einfalt bis auf den heutigen Tag glaubt, im vierzigsten Jahre ein Dichter geworden wäre.

Kh.

**Der neue Gesellschafter (.) Eine Sammlung interessanter Geschichten (,) Erzählungen und Anekdoten (.) Erster Theil (.) 1793. (.) 206 Seit. Zweyter Theil. 1793. 215 Seit. Dritter Theil. 1804. 189 Seit. Magdeburg, bey Creutz. 1 Rg. 12 gr.**

Der Herausgeber will durch diese seine Vermehrung fast zahloser Sammlungen gedruckter und wieder gedruckter Anekdoten, die oft vermißte Neigung zu dem Studium der alten Klassiker und der Geschichte überhaupt, in jungen Leuten anfachen und verstärken. Ihm war es — wie er versichert — nicht darum zu thun, witzige Antworten (die freylich gewöhnlich nur den Schein des ächten Witzes an sich trugen,) oder sinnreiche Erzählungen (die nicht selten wahrhaft sinnarm sind) zu sammeln; — „nein, diese verschaffen zwar ein augenblickliches Vergnügen; sind aber nicht geschickt, in den jungen Lesern eine anhaltende Forschbegierde zu erwecken.“

Jene negativ angegebene Tendenz seines Sammelns ist unstreitig rühmlich; aber ob der Herausgeber diese anhaltende Forschbegierde durch seine leichte Arbeit in dem jungen Leser erwecken werde, muß Rec. stark bezweifeln. —

Wir

Wir wollen das Verdienst, welches der Sammler durch sein Buch um die Jugend sich erworben zu haben glaubt, den Lesern unserer Bibl. mit seinen eigenen Worten aus einander setzen:

„Die Mängel meiner Vorgänger habe ich dadurch zu „vermeiden mich bemühet, daß ich mehr auf interessante „Züge, auf Beyspiele von Tugend und Edelmuth, von La„ster und Boßheit (Bosheit) gesehen habe, statt daß jene „größtentheils nur sinnreiche und auffallende Anekdoten ge„sammelt haben, ohne sich im mindesten um Wahl oder „Wahrheit derselben“ (Beyde behielt unser Sammler zwar großentheils, aber auch nicht immer im Auge) „zu beküm„mern. Dergleichen Sammlungen sind aber — nach mei„nem geringen Erachten — der Ausbildung eines Jünglings „eben so nachtheilig, als das Konfekt (Confect) den Zäh„nen; denn — durch dergleichen Spielereyen verwöhnt — „wirft ein junger unerfahrner Lehrling den ernsthaften, vor„trefflichsten Klassiker“ (Classiker) „unmuthig beyseit, nach„dem er vergebens in ihm nach dergleichen Bagatellen such„te; oder er überschlägt gerade das, — woraus ihm hätte „Belehrung fließen können — als trocken und unschmackhaft.“

Rec. ist der Meinung, daß, wenn durch Anekdoten aus der alten und neuern Geschichte, wie gegenwärtige Sammlung sie enthält, so leicht Liebe zu den Classikern und der Geschichte, ja sogar eine anhaltende Forschbegierde anzufachen wäre, der Geschmack an dem soliden Studium der Alten dann unter der Jugend längst überall bemerkbarer, als er es wirklich ist, seyn müßte; denn bekanntlich ist die leichte Jagd nach Anekdoten schon längst überall beliebt bey Jung und Alt. Auch muß ja der Herausgeber selbst eingestehen, daß es an dergleichen Sammlungen keineswegs fehlt. „Bey „der Fluth der Anekdoten-Sammlungen“ — so beginnt die Vorrede — „mit denen“ (womit) „die lesende Welt „unter so vielerley Gestalten überschwemmt ist, scheint es „beynahe unmöglich“ (zu seyn), „in dieser Materie noch et„was zu liefern, ohne bey jedem Schritte in Plagiate zu „verfallen.“ — Und dennoch wagte sich der Herausgeber in dieses Feld? Und wie sonderbar contrastiret dieß Eingeständniß mit den Worten der Vorrede: „ich bitte, mich nicht „des Plagiats zu beschuldigen, wenn ich hier und da die „Stellen einiger Schriftsteller“ (sollte heißen: wenn ich über-

überall ganze Erzählungen vieler Schriftsteller) „wört-„lich aufgenommen habe; denn erstens war der Styl dersel-„ben so kraftvoll, daß ich befürchten mußte, auch die gering-„ste Abänderung würde den zu hoffenden Effekt“ (wenn es denn nun doch einmal ein fremdes Wort statt eines er-schöpfenden deutschen seyn sollte, warum dann nicht lieber Effect?) „schwächen; zweytens rechne ich auf kein anderes „Verdienst bey meiner Arbeit, als diese Stellen gesammelt „zu haben, und der Kenner wird wissen, daß dieß keines-„wegs eine so leichte Sache ist, wie Mancher vielleicht den-„ken mag.“

Auch wenn Rec. auf diesen Kennerruhm gänzlich Ver-zicht leistet, behauptet derselbe dennoch mit wohlbegründeter Zuversicht:, daß nichts in der Welt für den, welcher ab-schreiben kann, leichter ist, als — einen Neuen Gesell-schafter, mit Beyhülfe einer Druckpresse, zur Welt zu för-dern; oder was konnte wohl weniger Kopfbrechen verursachen, als das aus vielen Schriften Gesammelte fast ganz planlos, bald mit und bald ohne Ueberschrift, selbst ohne In-halts-Verzeichniß und Register, in bunter Folge, ne-ben einander zu stellen? — —

Die Wiederholungen, welche sich eingeschlichen haben, entschuldiget der Herausgeber eben so inconsequent, als un-glücklich, durch die heilige Versicherung:

„keine ähnliche Sammlung bey der Anfertigung (bey Anfertigung) „dieses Buches benutzt, oder zu Rathe gezo-„gen zu haben.“

„Die Quellen“ — heißt es daselbst ferner — aus denen (welchen) „ich geschöpft habe, anzuführen, wäre unnütz;“ — Nicht doch! Rec. ist vielmehr aus vielen Gründen der Meinung, daß es sehr nützlich, und auch ein rechtlicheres Verfahren ge-wesen wäre, wenn der Sammler so, wie an einzelnen Orten, überall auf die Quellen hingewiesen hätte. — Aber das muß Rec. dem Buche nachrühmen, daß ihm überall keine anstößige Witzeley, kein fader oder gar schmutziger Vadelnecums-Einfall zu Gesichte gekommen ist.

Wollen denn übrigens nicht auch die Druckschriften-Ver-leger endlich begreifen lernen, und durch Besserung aner-kennen, daß nichts in der Welt ihnen ein Recht giebt, auf den Büchertiteln wider die Interpunktion zu sündigen, als blieben sie ewig Quintaner in der Rechtschreibekunst?

Pm.

# Neue Allgemeine
# Deutsche Bibliothek.

Drey und neunzigsten Bandes Erstes Stück.

Viertes Heft.

## Haushaltungswissenschaft.

1) Peter Flandrin, weiland Professor und Vice-Direktor der Vieharzneyschule zu Alfort, über die Kunst, Schaafe zu ziehen, und die Wolle zu veredeln. Aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen von M. Ch. Aug. Wichmann. Leipzig, bey Schäfer. 1804. 188 S. 8. 20 gr.

2) Geschichte der Einführung der feinwolligen spanischen Schaafe in die verschiedenen europäischen Länder, u. s. w. Von C. P. Lasteyrie. Aus d. Frz. übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Friedrich, Herzog zu Schleßwig-Holstein-Beck. Erster Theil. Leipzig, bey Fleischer d. jüng. 1804. 230 S. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

3) Bericht über die Verbesserungen in der landwirthschaftlichen Anstalt zu Rambouillet, und besonders über die Verbesserung der dortigen Schaafzucht; von J. B. Hazard. Auf Befehl des Nationalinstituts in Druck gegeben. Aus dem Französischen. Berlin, bey Unger, 1804. 55 S. 8. 6 gr.

Frankreich hat in unsern Tagen vorzüglich das Verdienst, sich mit einem der wichtigsten Gegenstände der Oekonomie, der Veredlung und Verbesserung der Landschäfereyen durch Einführung spanischer Schaafe, ernstlich zu beschäfftigen. Den ersten Anstoß hierzu gab der vormalige Intendant der Finanzen, Trudaine, im Jahre 1766, wie es verlautete, daß Spanien die Ausfuhr der feinen Wolle verbieten würde. Glücklicher Weise wandte sich dieser verständige Staatsmann an den Naturforscher d'Aubenton, um mit ihm über diesen wichtigen Gegenstand zu berathschlagen. Das Resultat hiervon war, daß d'Aubenton zu Montbar eine eigene Stammschäferey anlegte, und sich hier sowohl mit der Zuzucht spanischer Schaafe, als auch mit der Veredlung der inländischen Raçen auf das eifrigste beschäfftigte. Zugleich suchte er seine erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen durch eine vollständige schriftliche Instruktion: Instructions pour les bergers, in seinem Vaterlande zu verbreiten. Diese lehrreiche Schrift, wovon Rec. eine dritte Auflage vor sich hat, ist auch den deutschen Oekonomen durch den vom Hrn. Mag. Wichmann bearbeiteten Katechismus der Schaafzucht bekannter geworden. Von ihr ist die unter No. 1. angezeigte Schrift von Flandrin, die der Hr. M. Wichmann jetzt übersetzt hat, gewissermaaßen als ein Nachtrag anzusehen. Sie ist indeß nicht neu mehr; sondern erschien bereits im Jahre 1794 unter dem Titel: de la pratique de l'education des moutons, et des moyens de perfectionner les laines.

Flandrin, welcher im Jahre 1796 starb, scheint es noch nicht als völlig erwiesen anzunehmen, daß die Feinheit der Spanischen Wolle lediglich und allein von der Raçe, und nicht vom Klima und der Fütterung abhange. Dieses ist indeß während des inzwischen abgelaufenen Jahrzehends fast zur mathematischen Gewißheit gebracht; vorzüglich mit durch die Bemühungen des Verfassers der unter No. 2. angezeigten Schrift.

Die französische Regierung wollte nämlich durch einen Augenzeugen belehrt seyn, ob die spanischen feinwolligen Schaafe sich in den Ländern, wohin man sie seit beynahe einem Jahrhunderte, oder später, gebracht hatte, in ihrer ursprünglichen Schönheit erhalten hätten; in wie ferne durch sie die Veredlung der Landschaafe Statt gefunden,

und

und ob diese sich erhalten habe, oder ob die veredelten Schaafe nach und nach ausgeartet wären. Lasteyrie, ein Kenner der Sache, wurde daher beauftragt, eine Reise in die nördlichen Länder Europa's anzustellen, und diesem wichtigen Gegenstande nachzuforschen. Das Resultat hiervon hat er demnächst in der Schrift, wovon jetzt der erste Theil in einer vorzüglich gerathenen Uebersetzung dem deutschen Publikum vorgelegt wird, mitgetheilt.

»Das Resultat der von Lasteyrie mit rastloser Thätig»keit angestellten gründlichen Untersuchungen und Beobach»tungen, sagt der Uebersetzer in der Vorrede, ist: daß an »allen Orten, wohin man spanische feinwollige Schaafe ge»bracht, sie gehörig behandelt und ihre Raçe rein und un»vermischt erhalten hat, diese Raçe in ihrer ursprünglichen »Schönheit unverändert geblieben ist; und daß da, wo man »bey dem Veredlungsgeschäffte richtig zu Werke gegangen ist, »und richtige Grundsätze befolgt, d. h. wo man bis zur Er»zeugung der vierten veredelten Generationen keine andre, »als ächt spanische oder vollkommen veredelte Böcke ge»braucht hat, die vierte Generation vollkommen veredelt ist, »und sich bey anhaltender Sorgfalt ihre Nachkommen un»verändert erhalten haben, und den ächt spanischen Merinos »in Ansehung der Schönheit und Vollkommenheit der Wolle »gar nicht nachstehen.«

Rec. rechnet diese Resultate, welche auch bereits von einigen deutschen Schriftstellern und Oekonomen beglaubigt und bestätigt sind, zu den wichtigsten Ausbeuten des verflossenen Jahrzehends, und hält die Sache selbst für zu wichtig für Deutschland, als daß er unterlassen sollte, das Detail dieser eine wirkliche Nationalangelegenheit betreffenden Schrift dem Leser der N. D. B vor Augen zu legen, und gelegentlich einige, vielleicht nicht ganz uninteressante Zusätze zu machen.

Schweden, womit Lasteyrie anfängt, zeigte sich fast zuerst thätig, seine Landschaafe durch spanisches Schaafvieh zu veredeln. Alström ließ im Jahre 1743 eine Heerde Merinos aus Spanien kommen, und es gelang ihm, eine Raçe, welche sich nach dem Glauben der damaligen Zeit nur in wärmern Ländern erhalten zu können schien, in einem so rauhen Klima einheimisch zu machen. Die Schwedische Regierung



errich-

errichtete zugleich eine Schäferschule, wovon Alström die Direktion übertragen wurde, und die Reichsstände setzten eine Summe Geldes zu Prämien für diejenigen Landwirthe aus, welche junge Böcke von spanischer Raçe verkaufen würden. Es wurde auch bis zum Jahre 1780 auf den Verkauf feiner Wolle eine Prämie von 25 Procent bezahlt, die im Jahre 1780 auf 15 Procent, 1786 auf 12 Procent herabgesetzt, und endlich 1792 aufgehoben wurde.

Lasteyrie fand, daß die Merinos in Schweden ganz ihre ursprüngliche Gestalt beybehalten haben; sie sind stark mit Wolle bewachsen, und die Fädchen sitzen sehr dicht an einander. Die Wolle hat weder an Feinheit, noch an Länge, noch an Elasticität verloren, und bey guter angemessener Nahrung liefern die Merinos in Schweden eben so viel Wolle, als man in Spanien erhält.

Zu Gransoe in der Provinz Upland traf er eine Heerde von Abkömmlingen des vor 55 Jahren aus Spanien angekommenen Schaafviehes an, deren Wolle der von den neuerdings aus Spanien angekommenen Schaafen gefallenen weder an Schönheit, noch an Feinheit nachstand. Der Eigenthümer derselben, mit Namen Schulzenheim, ließ zu sechs verschiedenen Malen Böcke aus Spanien in der Absicht kommen, seine Heerde, wo möglich, zu einer noch größern Vollkommenheit zu bringen. Man fand aber, daß sie alle, außer die vom letzten Transporte, welcher im Jahre 1778 ankam, schlechtere Wolle hatten, als dessen Stammheerde; obgleich diese Böcke durch die Fürsorge des schwedischen Konsuls zu Madrit, eines Neffen des Schulzenheim, mit großer Sorgfalt ausgewählt waren.

Rec. will hierbey in Ansehung der Geschichte der Veredlung der Schaafzucht in Schweden noch bemerken, daß nach einer Nachricht, welche Haßfer in seinem »Unterricht von der Zucht und Wartung der besten Art Schaafe,« mittheilt, bereits unter der Regierung der Königinn Christina etliche hundert Englische und Spanische Schaafe in Schweden eingebracht wurden; wovon man aber nichts weiter vernommen hat, als daß sie angekommen und nachher wieder ausgestorben sind.

Der Kommerzienrath Alström, welcher mit vieler Mühe und großen Kosten Spanische und Englische Schaafe nach Schwe-

Schweden schaffte, und die Schäfereyen zu Höjentorp und Berga in Westgothland anlegte, hat daher allerdings das Verdienst, diesen wichtigen Zweig der Landwirthschaft in seinem Vaterlande gegründet zu haben.

In Dänemark fand L. gleichfalls veredeltes Schaafvieh vor, die Nachkömmlinge von Schaafen spanischer Raçe, die vor etwa 25 Jahren aus Schweden nach Dänemark gebracht wurden.

Im Jahre 1797 ließ die Dänische Regierung von neuem dreyhundert Merinos aus Spanien kommen, welche nach dem königlichen Domainengute Esserum, 2 Meilen von Kopenhagen, gebracht wurden. Die Heerde bestand aus Schaafen der besten Raçe, nämlich aus denen von Eskurial, von Guadalupe, von Pauler, des Herzogs von Infantado, des Grafen von Montarco und von Negretti. Sie war 18 Monate, ehe Lasteyrie nach Dänemark kam, zu Esserum eingetroffen, und befand sich in einem sehr guten Zustande, als er sie sah. Ungeachtet der Winter nach ihrer Ankunft sehr streng, und das darauf folgende Frühjahr in Dänemark sehr feucht war, und das Schaafvieh eine schwierige Seereise zurückgelegt hatte, waren nur zwey Schaafe abgegangen.

Sachsen ist der dritte Staat, von dessen veredelter Schaafzucht L. Nachrichten mittheilt. Bekanntlich hat die Sächsische Regierung die Veredlung der inländischen Schäfereyen mit einer außerordentlichen Fürsorge und Thätigkeit betrieben, welches auch für Sachsen von dem erwünschtesten Erfolge gewesen ist. Kein andrer deutscher Staat übertrifft Sachsen hierin. Dieses Unternehmen verdiente eine pragmatische Beschreibung um so mehr, da es das Vorspiel von den Veredlungen in den andern deutschen Staaten gewesen ist. Was Lasteyrie hierüber S. 38‧48 beybringt, ist nicht sehr erschöpfend, wie er auch gesteht, die kurfürstlichen Schäfereyen nicht selbst gesehen und untersucht zu haben. Rec. hat Gelegenheit gehabt, hierüber die bündigsten Nachrichten einzuziehen, die indeß ausführlich hier mitzutheilen, der Raum und Zweck dieser Blätter nicht erlaubt. Folgendes indeß zur Ergänzung und Berichtigung.

Im Jahre 1765 machte der König von Spanien dem Sächsischen Hofe ein Geschenk mit 100 Stären und 200

Mutterschaafen, welche aus den vorzüglichsten königlichen Heerden ausgesucht wurden. Sie wurden von der Spanischen Küste nach Hamburg verschifft, blieben etwa 4 Wochen unter Wegs, und hatten einen Abgang von 9 Stären. Im July kamen sie in Begleitung eines spanischen Schäferknechts und eines Majorals glücklich in Dresden an, und wurden von dort gleich nach Stolpen, als dem Orte ihrer Bestimmung, gebracht, und hatten in der Zwischenzeit, ungeachtet einer großen Hitze, nicht mehr als 1 Stär und 1 Mutterschaaf verloren. Nun wurde eine Stammschäferey ganz nach der Verfahrungsart Spaniens eingerichtet, und zu diesem Behufe eine besondere Kommission zur Administration niedergesetzt. Diese übernahm die Kammergüter Rennersdorf und Stolpen, Hohnstein und Lohme gegen ein jährliches feststehendes Pachtquantum von der Kammer. Es wurde aus der Schäferey im Thiergarten bey Stolpen alles Landvieh weggeschafft, dieselbe mit dem Spanischen Muttervieh mit einer verhältnißmäßigen Anzahl von Stären besetzt, von den übrigen Stären ein Theil auf die genannten Kammergüter gebracht, und ihnen eine Zahl Mutterschaafe, welche aus den besten inländischen Schäfereyen ausgewählt, zur Zuzucht beygegeben, und der Rest der Stäre, etwa 76 Stück denjenigen zwanzig inländischen Schäfereybesitzern überlassen, welche sich in Ansehung ihres Zuchtviehes, ihrer Weiden und ihres persönlichen Eifers vorzüglich auszeichneten.

Diese wichtige Nationalangelegenheit wurde nunmehr mit dem größten Ernste betrieben, und es bestätigte sich völlig, daß die Qualität der Wolle eine unveränderliche Eigenschaft der Schaafrace ohne Mitwirkung des Klimas, des Bodens, der Nahrung und der Wanderung sey; die Quantität derselben aber, sowohl in der Dichtigkeit, als der Länge von dem guten oder schlechten, reichlichen oder sparsamen Futter abhange.

Schon in den Jahren 1776 und 1777 konnte man die Veredlung der Landschäfereyen mit Nachdruck anfangen. Zu dem Ende wurden die sämmtlichen auf den Stammschäfereyen fallenden Bocklämmer, wenn sie vierzähnig oder Zeitstäre geworden, jedoch mit Ausschluß aller derer, welche wegen irgend eines Fehlers zur Zucht untauglich waren, jährlich nach der Schur für einen bestimmten Preis an Privatschäfereybesitzer überlassen. Im ersten Jahre war der Absatz

so

so gering, daß man die Pächter der Kammergüter auffordern mußte, die Stähre anzukaufen, um auf den überall im Lande zerstreuten Kammergütern das erste Beyspiel der durch die Veredlung gewährten Vortheile zu geben. Diese wurden indeß bald so einleuchtend, und die Nachfrage nach Zuchtstähren so stark, daß der Kurfürst im Jahre 1778 den Entschluß faßte, einen neuen Ankauf von 100 Stähren und 200 Mutterschaafen in Spanien zu machen. Die dazu erforderlichen Vorkehrungen wurden getroffen, und das demnächst angekommene Schaafvieh, welches indeß durch verschiedene Unglücksfälle einen Abgang von 18 Stück auf der Reise gehabt hatte, theils für den kostenden Preis verkauft, theils zur Vermehrung der kurfürstlichen Stammschäfereyen, so weit es die Abtriften und die Winterfütterung gestatteten, benutzt.

Seitdem ist die Veredlung der Landschäfereyen in Sachsen mit dem größten Eifer betrieben, und mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt worden. Sowohl die kurfürstlichen, als auch mehrere Privatschäfereyen, befinden sich jetzt in dem vortrefflichsten Zustande, und liefern die unwiderleglichsten Beweise von der Richtigkeit und Wahrheit der Grundsätze, worauf jetzt das Veredlungssystem gegründet wird. Auf den kurfürstlichen Stammschäfereyen bey Stolpen werden überhaupt 3400 Stück Schaafe, und zwar zu Rennersdorf 1600 Stück, in Hohnstein 700 Stück, und in Lohmen 1200 Stück durchgewintert; und sämmtlich nach einer und derselben Methode behandelt. Diese Güter liegen in geringer Entfernung von einander am rechten Elbufer im Meißnischen Kreise; ein jedes wird für sich durch einen eigenen Amtsverwalter administrirt; alle aber stehen unter der allgemeinen Aufsicht eines besonders ernannten Kommissarius, gegenwärtig des Kammerherrn und Kreishauptmanns von Carlowitz.

Das Kammergut Rennersdorf hat eigentlich drey Schäfereyen; die erste, welche den reinen spanischen Stamm enthält, befindet sich im ehemaligen Thiergarten bey Stolpen, und heißt daher die Thiergartenschäferey. Sie liegt an der nördlichen Seite des Stolpenschen Basaltberges und des alten Bergschlosses Stolpen, bis unter dessen Mauern sich das dazu gehörige Terrain hinanzieht. Die Schäferey zu Altstadt, eine Viertelstunde am Fuße des Stolpenschen Berges entlegen, besteht aus 6 : 700 Stück größtentheils Mutterviech.

 Die

Die dritte in Bernsdorf begreift die Hammel und das Geltevieh.

Rec. enthält sich, das nähere Detail von der innern Beschaffenheit dieser kurfürstlichen Schäfereyen, so wie auch der ansehnlichen sächsischen Privatschäfereyen, die so sehr verdient hätten, von Lasteyrie untersucht und beschrieben zu werden, hier mitzutheilen, da hoffentlich im 2ten Theile das Nähere hierüber von dem Uebersetzer beygebracht werden wird, und geht zu dem vierten Staate über, wovon unser Verfasser die Geschichte der Veredlung der Schäfereyen liefert.

Dieß ist der Preußische Staat. Indeß ist das, was L. hierüber S. 49-58 beybringt, nur sehr dürftig und unbefriedigend, welches auch bereits vom Uebersetzer selbst bemerkt ist. »Ein Umstand bewog mich, heißt es in der Vor»rede, für jetzt nur den ersten Theil der Presse zu übergeben. »Ich fand nämlich das vierte Kapitel, welches von der »Schaafzucht in den preußischen Staaten handelt, sehr un»vollständig. Seit Lasteyrie seine Reise machte, wobey er »die preußischen Staaten kaum berührte, ist in denselben »viel für die Veredlung der Schaafzucht geschehen. Sie »macht hie und da, besonders in West- und Südpreußen, »rasche Fortschritte, und wird sie hoffentlich auch in Ost»preußen machen. In den Marken, in Pommern, in »Schlesien, im Anspachischen, im Magdeburgischen wird »mit mehr oder weniger Eifer daran gearbeitet. Ich hoffe »daher diesem Buche ein Interesse mehr für deutsche Land»wirthe zu verschaffen, wenn ich dem davon handelnden »Kapitel des zweyten Theils so viele Nachrichten von dem »Fortgange und Zustande der Veredlung in diesen Staaten »beyfüge, als es mir möglich seyn wird, zu erhalten.«

Rec. ist im Besitz von sehr schätzbaren Nachrichten in Ansehung dieses Gegenstandes, sowohl was den noch unter Friedrich II. zu Stande gebrachten Transport spanischer Schaafe, die nach dem Amte Starsdorf gekommen sind, als auch was den Einkauf der großen Heerde von 1200 Stück im Jahre 1802, die demnächst auf dem Amte Lebenburg an die Theilnehmer dieses Unternehmens vertheilt ist, betrifft. Er will indeß dem Uebersetzer hierin nicht vorgreifen, und behält sich die Mittheilung dieses oder

jenen

jenen Faktums bey der Anzeige des 2ten Theils dieses Werks vor. Ein Gleiches soll in Ansehung der Privatschäfereyen des Oberamtmanns Fink, des Grafen Magnis, des Amtsraths Hubert, u. s. w. geschehen.

Im sechsten Kapitel theilt L. einige Nachrichten von der veredelten Schaafzucht in Oesterreich und den andern Ländern Deutschlands mit, die indeß nur sehr kurz ausgefallen sind.

Was Oesterreich betrifft, so gesteht L., daß er wegen der kriegerischen Unruhen nicht an Ort und Stelle gewesen, und er daher nur sehr unvollkommene Nachrichten über die Veredlung der Schäfereyen in diesem Staate mittheilen könne. Er bemerkt bloß, daß Maria Theresia im Jahre 1775 dreyhundert Merinos aus Spanien holen lassen, welche nach der Kaiserlichen Schäferey zu Merkopail gebracht worden, wo zugleich eine Schäferschule errichtet sey. Nächstdem sey noch ein zweyter Transport von 4-500 Stück aus Spanien nach Oesterreich gebracht, und jetzt so eben ein neuer Ankauf von 8-900 Merinos veranstaltet worden.

Rec. muß gestehen, daß ihm selbst wenig Bestimmtes von den Bemühungen der österreichschen Regierung und der Schäfereybesitzer, die inländischen Schäfereyen durch spanisches Schaafvieh zu veredlen, bekannt ist. Von der kaiserlichen Heerde zu Merkopail, deren L. erwähnt, weiß Rec. nur das, was in einigen Zeitschriften hierüber enthalten ist, und das ist sehr unbefriedigend. Der Geschichte wegen will Rec. es hier anführen.

In Schlözers Briefwechsel 5r Th. 30r Heft S. 399 heißt es: »Im Jahr 1773 ließ der Kayserl. Hof-Commerzien-Rath aus Kastilien 325 spanische und afrikanische »(?) Schaafe kommen, die größtentheils, zu Merkopail »verblieben sind, weil der sie begleitende spanische Schäfer »Gracias Morena versicherte, daß die dasige Weide und »Gegend mit Kastilien grosse Aehnlichkeit habe. Abkömm»linge sollen jährlich um Ostern in alle österreichische Län»der verschickt werden, das Stück für 6 fl. franco Wien.«

»Hr. Mikulin, damaliger Direktor zu Buccari, gab zu»gleich heraus: Lehrsätze für die von Ihro Majestät für

»Verbesserung der Schaafkultur errichtete Pflanzschule zu »Mercopail, als ein Unterricht für diejenigen, die aus »dieser Schäferey einige Stücke zur Nachzucht bekommen. »Diese Lehrsätze sind gräßtentheils aus des Freyherrn von »Brigido Abhandlung über die Wartung der Schaafe ent»nommen.«

In Büschings wöchentlichen Nachrichten steht im 2. Jahrg. 26. St. S. 208 folgende Nachricht aus Raunagora an der Karolinerstrasse in der Herrschaft Buccari.

»Im Jahr 1773 hat der Kays. Hof-Kommerz-Rath »zu Wien aus Kastilien 325 Schaafe erhalten, die zu Bar»cellona eingeschifft, zu Livorno ans Land gesetzt, zu An»kona wieder eingeschifft, und nach Fiuma geführt worden »sind. Von da sind sie in alle österreichische Länder ver»theilt, die meisten sind hier zu Raunagora geblieben, »weil der spanische Schäfer Garcias Morena, der die »Schaafe begleitet und deswegen einen goldenen Gnaden»pfennig (?) empfangen hat, versichert, daß die hiesige »Gegend, das Clima und Gras (???) mit Kastilien gros»se Aehnlichkeit habe.«

Im 3ten Jahrg. 24. St. S. 191 heißt es in einer Nachricht aus Triest.

»Die afrikanischen und spanischen Schaafe sind nun »zu Merkobal oder Mercopail an der Karolinerstraße, wo»selbst jetzt die Hauptkolonie der fremden Schaafe seyn soll. »Die Abkömmlinge sollen jährlich um Ostern in alle öster»reichische Länder verschickt werden, das Stück für 6 Gul»den, franko Wien. Es wird auch eine Nachricht von der »Schaafzucht gedruckt.«

Rec. hätte gewiß geglaubt in »Schweighafers Abhand»lung von dem Kommerz der österreichschen Staaten,« nähere Nachrichten von dem Fortkommen dieser spanischen Stammheerde zu finden, da solche doch 12 Jahre später (1785) herausgekommen ist. Allein so sehr der Verf. den Flor der inländischen Schäfereyen S. 18 — 23 lobpreiset, so bemerkt er in Ansehung der in der Rede stehenden Stammschäferey nichts weiter als Folgendes:

»Es sind mehrere hundert Schaafe so wohl an der »afrikanischen Küste (?) als in Spanien eingehandelt, und »nach

»nach Oesterreich überführt worden. Zu Mereapoll wurde
»eine eigene Plantage (??) angelegt, von welchem Ort
»aus die Schaafe das Stück zu 6 fl. an die Güterbesitzer
»in Oesterreich, Steiermark, Böhmen, Ungarn verkauft
»wurden.«

Wünschenswerth wäre es gewesen, wenn der Verf. bestimmtere und ausführlichere Nachrichten über den Fortgang dieser spanischen Stammschäferey eingezogen und mitgetheilt hätte.

Rec. glaubt annehmen zu können, daß unter den Staaten, welche sich bisher mit Einführung spanischer Schaafe und Veredlung der Schaafzucht beschäfftigt haben, Oesterreich das wenigste Glück gehabt hat; und daß man hierin noch sehr weit zurück ist. De Luca ist von dieser Seite offenherzig. In seiner »Oesterreichschen Staatenkunde im Grundriß,« welche 1789 herausgekommen ist, giebt er ziemlich genaue Nachrichten von dem Zustande der Schaafzucht in den verschiedenen Provinzen dieses Staats. Er rühmt auch die Bemühungen einiger Güterbesitzer, ihre Schäfereyen zu verbessern und zu veredlen, namentlich den Fürsten Aloys Lichtenstein, den Grafen von Colloredo, den Grafen von Künigl, den Grafen von Kufstein u. s. w. Er führt gleichfalls die Vorschrift an, welche unterm 4. Januar 1782 zur Veredlung der Schaafzucht in Böhmen bekannt gemacht worden ist, nämlich:

1) Das edle Schaafvieh von den geilen und sumpfigen Weiden abzuhalten;

2) nur jene Lämmer in die Zucht zu nehmen, welche von einem spanischen Widder mit einem böhmischen Mutterschaafe in der dritten Lämmung erzeugt worden sind;

3) die spanischen und paduanischen Widder von einer Heerde zu der andern zu übersetzen, um hiedurch eine gleiche Schaafsgeneration zu bewirken;

4) jährlich mit Ende des Monats May der Landesstelle den Zuwachs an edlerem Schaafviehe mit Beyfügung der Wollprobe von den Kreisämtern anzuzeigen.

Allein dennoch stellt er unter den Resultaten, die er aus den mitgetheilten Nachrichten zieht, die zwey Punkte auf:

1) daß

1) daß die Erblande im Ganzen an Schaafwolle, vorzüglich von feiner Art, noch sehr grossen Abgang haben, und

2) daß die Veredlung der Schaafzucht nach spanischer und englischer Methode in den Erblanden noch etwas sehr Unbekanntes (??) sey.

Es ist zu wünschen, daß der neue Ankauf spanischer Schaafe, der, wie Rec. bekannt, ist, im Jahr 1802 geschehen ist, für diesen grossen Staat von besserm Erfolg seyn, und sich auch hier bestätigen möge, daß die Einführung der spanischen Schaafrace und die Veredlung der inländischen Schaafzucht bey gehöriger Kenntniß und Wartung in Deutschland keinesweges unausführbar sey.

L. führt demnächst in diesem Kapitel die spanische Schäferey in der Markgrafschaft Anspach Bayreuth an, worüber Rec. indeß nichts Weiteres bemerken will, weil diese Schäferey eigentlich zum Preußischen Staat gehört, und der Uebersetzer wahrscheinlich in den versprochenen Nachträgen auch hierüber genauere Nachrichten beybringen wird.

Hierauf erwähnt L. die Bemühungen des Herzogs von Würtemberg, diesen Zweig der Oekonomie in seinem Lande empor zu bringen, und eine Stammschäferey von spanischen Schaafen zu errichten. Rec. will hierüber die nähern Nachrichten hinzufügen, um so mehr, da diese Schäferey dadurch eine gewisse Merkwürdigkeit erhalten hat, daß die 32 Schaafe, welche Moreau der Ackerbaugesellschaft zu Strasburg schenkte, und woraus diese eine kleine Heerde zu Sulz bey Strasburg bildete, aus derselben abstammte, und ein Geschenk der provisorischen Stände des Herzogthums an den General waren.

Herzog Karl faßte im Jahr 1783 den Beschluß, spanische Schaafe von der besten Gattung kommen zu lassen, um die inländische Schaafzucht zu veredlen, und setzte zur Ausführung dieser Sache eine besondere herrschaftliche und landschaftliche Deputation nieder.

Man glaubt, daß die spanischen Schaafe im Würtembergischen um so mehr gedeihen würden, weil die sogenannten Alpschaafe eine große Aehnlichkeit mit den wandernden

M.

Merinos haben. Jene weiden gleichfalls des Sommers auf den trocknen Gebirgen der Alp, ziehen sich im Spätjahr in das Vaterland herunter, wandern daselbst auf dem sogenannten Landgefarth von einem Amte zum andern, und kehren sodann zu Anfang des Frühlings wieder auf die Alp zurück.

Der erste Schritt, den die Regierung machte, war die Bewirkung der Erlaubniß zum Ankauf einer Anzahl Merinos bey dem Spanischen Hofe. Hierauf wurden zwey Schäfer nach Montbar abgeschickt, um in der dort von d'Aubenton errichteten Schäferschule Unterricht in der Wartung der spanischen Schaafe und der Methode, die inländische Schaafrace dadurch zu veredlen, zu nehmen.

Im April 1786 wurde der Kammerrath Widder abgeordnet, um den Ankauf an Ort und Stelle zu machen. Er machte seine Reise über Montbar, um die dortige Schäferey zu besehen, und die zwey Schäfer mitzunehmen. Von da gieng er nach Spanien ab, und machte einen Einkauf von 30 Stären und 10 Mutterschaafen, wozu er in Roussillon 40 Stäre und 20 Schaafe der dortigen feinen Schaafe brachte. Diese Heerde wurde durch das südliche Frankreich, einen Theil von Savoyen und die Schweitz in das Land getrieben, und kam den 9. September desselben Jahres in Munsingen auf der für sie bestimmten Weide mit einem Verlust von 9 Stück glücklich an.

Es wurde hierauf aus diesen Schaafen eine besondere Stammheerde gebildet, die des Sommers in der Herrschaft Justingen weidete; im Winter aber sich in dem Würtembergischen Vaterlande aufhielt. Sie hatte das beste Gedeihen, und es wurden aus selbiger die überständigen spanischen und roussillonschen Stäre zugleich zum Bespringen von Schaafmüttern inländischer Rage in den Landschäfereyen benutzt.

Von dem jetzigen Zustande dieser Heerde seit Ausbruch des französischen Krieges ist Rec. ausser, was oben von einem Geschenk von Schaafen aus dieser Heerde an den General Moriau bemerkt ist, nichts bekannt geworden.

Am Schluß dieses Kapitels erwähnt L. noch im Allgemeinen, daß auch in den übrigen Staaten Deutschlands, na-

namentlich: Hannover, Braunschweig, Baden, Meklenburg, u. s. w. die Veredlung der Landschäfereyen theils von Seiten der Regierung, theils von den Landeigenthümern statt gehabt habe.

Es würde zu weit führen, wenn Rec. hier noch mehrere einzelne Nachrichten, die ihm bekannt sind, hinzufügen würde; er will nur bloß einer Heerde im Hannöverschen, die eine gewisse Merkwürdigkeit hat, mit einigen Worten erwähnen.

Der König von England, von dessen Vorliebe für die veredelte Schaafzucht in dem Kapitel von diesem Staat die Rede seyn wird, ließ vor etwa zehn Jahren eine Parthie Mutterschaafe und Böcke aus Spanien nach Portsmouth bringen. Von hier wurden die Thiere mit Postpferden nach London gefahren, und der Ritter Banks mußte die Güte ihrer Wolle untersuchen. Sie wurden hierauf von Dover nach Stade eingeschifft, von da nach einem ehemaligen Klosteramte Wittenburg, 3 Meilen von Hannover gebracht, und der Aufsicht eines dortigen Oekonomen, den der König zu diesem Behuf ausdrücklich nach London kommen lassen, übergeben. Die Wolle dieses Schaafviehes fiel indeß nach dem Urtheil eines Sachkenners nicht vorzüglich aus, und es ist Rec. bekannt, daß der Verwalter dieser Heerde aus der Cößitzer Schäferey des Oberamtmanns Finck Stäre zur Zuzucht angekauft hat. Von dem jetzigen Zustande derselben nach der französischen Besitznahme des Kurfürstenthums Hannover hat Rec. keine weitere Nachricht.

Im siebenten Kapitel beschreibt L. die Fortschritte seines Vaterlandes in der Veredlung der inländischen Schaafzucht, vorzüglich durch die von d'Aubenton zu Montbar, und von der Regierung zu Rambouillet, Sceaux, Alfort u. s. w. angelegten Schäfereyen. Die Nachrichten, die er hierüber und besonders über den Zustand der Nationalschäferey zu Rambouillet mittheilt, sind theils schon aus seiner frühern Schrift: traité sur les bêtes à laine d'Espagne, theils aus den Berichten, die dem Nationalinstitut von den Kommissarien Gilbert, Tessier und Hazard von Zeit zu Zeit vorgelegt sind, bekannt. Rec. will daher nichts Weiteres hierüber bemerken, da die unter No. 3 an-

ge-

gezeigte Uebersetzung den vorjährigen Bericht Hazards über den neuesten Zustand der Rambouilletschen Schäferey enthält und man wohl thut, solche diesem Kapitel als ein Füllstück anzuhängen.

Nur allein die Nachrichten, welche L. S. 94 — 97, von den Versuchen zu Rambouillet, eine mehrjährige oder überjährige Wolle zu erzeugen, mittheilt, will Rec. ihrer besondern Merkwürdigkeit und Wichtigkeit wegen ausheben, und zugleich einige nähere noch nicht bekannte Thatsachen, die hierüber im Preußischen Staat angestellt sind, zur Vergleichung hinzufügen.

Die Sache ist nämlich diese: Man nahm bisher als ausgemacht an, daß, wenn die Wolle länger als ein Jahr wüchse, sie entweder von selbst ausfiele, oder in sich schlechter würde, oder wenigstens verhältnißmäßig nicht so im Gewicht zunähme, als wenn das Schaaf jährlich geschoren würde. Ausserdem befürchtete man durch das Aussetzen der Schur der Gesundheit des Viehes zu schaden, und die Verbreitung des für das Gedeihen desselben so nachtheiligen Ungeziefers zu befördern.

Man entschloß sich, in der Rambouilletschen National-schäferey hierüber mit einigen Schaafen Versuche anzustellen.

Ein Schaaf von 18 Monaten, welches noch nie geschoren war, wurde im Jahr 7 (1799) geschoren, und gab 7 Kilogr. 3 Hectogr. und 4 Decagr. (14 Pf. 10 Unzen) Wolle.

Ein zweites Schaaf wurde zuerst in einem Alter von 30 Monaten, nachdem es ein Lamm ausgesäugt hatte, geschoren. Der Pelz wog 10 Kilogr. 5 Hectogr. (21 Pf.) und die Wollfaden waren 22 Centimen (8 Zoll) lang.

Im Jahr 9 (1801) wurden 8 Schaafe geschoren, deren Pelze zwey Jahre alt waren, und wovon jeder 8 — 10 Kilogr. (16 — 20 Pf.) wog.

Man bemerkte übrigens nicht, daß die zu diesen Versuchen bestimmten Schaafe sehr viel durch Hitze gelitten, oder daß es ihrer Gesundheit nachtheilig gewesen wäre. Nur wurde den Lämmern das Saugen dadurch erschwert; weil

weil die langen Wollflocken das Euter der Mutter ganz verdeckten.

In dem sub No. 3 angezeigten Berichte werden die neuesten Versuche dieser Art mitgetheilt, die Rec. gleichfalls ausheben will.

Drey Schaafe, die nach drey Jahren geschoren wurden, gaben zusammen 34 Kilogr. Wolle. Die Wolle eines dieser Schaafe wog allein über 15 Kilogr. Im Durchschnitt fielen 12 Kilogr. auf jedes, den Abgang und die Bauchwolle mit eingerechnet; folglich auf jedes Jahr 4 Kilogr. oder das Mittelgewicht aller übrigen Schuren.

Diese Wolle wurde hierauf von einem Tuchfabrikanten in Louviers, mit Namen Delarue, verarbeitet. Er fand, daß das Gewicht derselben von 34 Kilogr. nach der völligen Reinigung und Zubereitung nur 9 Kilogr. 6 Hectogr. (19 ¾ Pf.) betrug; zugleich zeigte sich, daß diese Wolle äusserst schwer zu reinigen ist, und daß, trotz aller Arbeit und Mühe, immer ein Satz von Fettigkeit zurück bleibt.

Uebrigens werden diese Versuche gegenwärtig nur noch mit Hämmeln fortgesetzt, weil die Länge und Dicke der Wolle bey den Schaafen ein Hinderniß zur Befruchtung oder wenigstens zum Säugen war, so daß die Anstalt jährlich dadurch ein Lamm einbüßte. Eins dieser Thiere trägt seine Wolle bereits in das vierte Jahr und die Last ist so groß, daß wenn man es auf den Rücken legt, es nicht im Stande ist, sich auf die Seite zu legen und aufzustehen.

Bekanntlich sind im Preußischen Staat durch die technische Deputation in Berlin verschiedene praktische Versuche der Art eingeleitet, und bereits durch die dazu aufgeforderten Oekonomen zur Ausführung gebracht. (Unrichtig ist die Veranlassung hiervon in der Anmerkung 41 S. 97 der Märkischen ökonom. Gesellschaft beygelegt.) Rec. sind die interessanten Versuche bekannt, welche hierüber von Seiten des Herrn Ober-Amtmanns Fink zu Cöstiz und Petersberg angestellt sind, wovon er daher bey dieser Gelegenheit Einiges anführen will.

Herr Fink hatte nämlich in seinen beyden Schäfereyen eine bestimmte Anzahl Schaafe ausgewählt, um sie nach

Ver-

Verlauf von 1 2 und 3 Jahren scheeren zu lassen. Die Schur der 1jährigen Parthie wurde Johannis 1802 vorgenommen, und wogen die Pelze aus der Cösitzer Schäferey :

a) von einem größten Erstling oder 2¼ jährigen Schaafe — 3⅞ Pf.
b) von einem Bocke 1¼ Jahr alt, der nicht als Lamm geschoren — 3¼ —
c) von einem größten Erstling oder 2¼ jährigen Schaafe — 3⅛ —

und die aus der Petersberger Schäferey:

a) von einem größten Erstling oder 2¼ jährigen Schaafe — 3⅛ —
b) von einem dergleichen — 2¾ —

Die Schur der 2 jährigen Parthie wurde Johannis 1803 vorgenommen, nachdem die Schaafe vorher im kalten Wasser gebadet worden, und betrug das Gewicht der Wolle aus der Cösitzer Schäferey:

a) von einem Mutterschaaf 3¼ Jahr alt, welches 1 jährig geschoren — 5 Pf. 2 Lth.
NB. Dieses Schaaf hat verlammt, mithin dadurch etwas gelitten.
b) Von einem dergleichen — 4 — 16 —
NB. Dieses Schaaf hat ein gesundes Lamm gebracht und groß gesäugt, folglich an den Keulen und unterm Leibe etwas Wolle verloren.
c) Ein größtes Schaaf 2¼ Jahr alt, mit nicht geschorner Lammwolle — 5 — 6 —
d) ein dergleichen — 7 — — —
e) ein Bock 2¼ Jahr alt, mit nicht abgeschorner Wolle — 6 — 2 —

und aus der Petersberger Schäferey:

a) ein größtes Schaaf 2¼ Jahr alt — 6 — 20 —
b) ein dergleichen — 4 — 20 —
NB. Hat Wolle unterm Leibe fallen lassen.

Die Schur der 3 jährigen Parthie ist auch bereits um Johannis dieses Jahrs (1804) veranlaßt, wovon Rec. indeß die genauern Resultate noch nicht bekannt geworden sind. Das Mittel-Verhältniß im Ertrage ist ohngefähr dieses,

 wenn

wenn von einem 1jährigen Schaafe 3 Pfund Wolle genommen werden: so fallen bey einer 2jährigen Schur 4½ Pf. und einer 3jährigen nur 5½ Pf. und etwas darüber. Die Quantität der Wolle verdoppelt und verdreyfacht sich also nicht. Theurer muß diese Wolle also auf jedem Fall im Preise ausfallen. Es kommt nun darauf an, ob der Vorzug des langen feinen Haares dieses ausgleichen kann. Rec. hat einzelne Fädchen der Wolle eines Schaafs, welches im März 1800 geboren, als Lamm nicht geschoren, und dem diese Wolle im Oktober 1803 zur Probe ausgerupft ist, auf einem rheinl. Maaßstab sanft ausgezogen, und kann versichern, über 9 Zoll gemessen zu haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach muß solche überjährige Wolle daher einen vorzüglichen Werth als Kettgarn zu Kasimir und verschiedenen Zeugwaaren, so wie auch zur feinen Strumpffabrikation haben. So viel als Rec. in Erfahrung gebracht hat, so werden jetzt aus der zweyjährigen Wolle, die Hr. Fink erzielt hat, in Berlin verschiedene Fabrikate gearbeitet, und es wird sich zeigen, ob solche gut oder schlecht ausfallen, und wie sie rentiren.

Außerdem sind auch, so viel wie Rec. erfahren hat, von dem Amtsrath Hubert zu Zossen, dem Amtmann Holzhausen zu Dessau und dem Oberamtmann Weber zu Wettin Versuche, eine solche überjährige Wolle zu erzielen, angestellt. Hoffentlich werden die Nachrichten und Probrollen von diesen sämmtlichen Versuchen bey der technischen Deputation in Berlin zusammentreffen, und es wäre zu wünschen, daß sie, nach dem Beyspiel des Nationalinstituts in Paris, dem Publikum eine vollständige Uebersicht der Resultate dieser Versuche öffentlich vorlegen möchte.

Im achten Kapitel theilt L. einige Nachrichten von der Veredlung der Schaafe in Holland mit. Auch in diesem Lande haben, ungeachtet der kriegerischen Unruhen, mehrere Gutsbesitzer ihre Aufmerksamkeit auf diese wichtige, ökonomische Angelegenheit gerichtet. Vorzüglich zeichnete sich hierunter ein Gutsbesitzer, mit Namen Twent, aus. Er ließ im Jahr 1789 zwey Böcke und vier Schaafe aus Spanien kommen, und brachte sie auf sein zwischen Leyden und dem Haag gelegenes Gut Raaphorst. Der Boden dieses Guts ist theils sandig, und besteht aus Dünen, worauf nur wenig Gras wächset; theils giebt es einige Wiesen, niedrig liegende Acker,

cker, Gesträuche und Wald. Die Schaafe hatten zwar auf der Reise viel gelitten; sie erholten sich aber bald wieder, und gewöhnten sich sehr leicht an die neue Nahrung und das ihnen fremde Klima. Nach und nach vermehrte sich ihre Zahl bis auf 200 Stück, welches die feststehende Zahl ist, da dieses Gut nicht mehr Schaafvieh ernähren kann. Der Eigenthümer läßt daher jährlich den Ueberschuß verkaufen; die Wolle selbst aber zu feinen Tüchern verarbeiten.

L. geht im zehnten Kapitel zu Italien über, und theilt eine ausführliche Nachricht von einer auf einem Domainengute Mondria in Piemont angelegten spanischen Stammschäferey mit, die ungeachtet der heftigen Kriegsunruhen einen sehr guten Fortgang hatte. Sonstige Nachrichten von veredelten Schaafheerden in diesem Lande, welches im Alterthum wegen seiner Tarentinischen und Apulischen Schaafe berühmt war, werden nicht beygebracht. Rec. ist von dieser Seite auch nichts bekannt geworden; man vergleiche indeß die Nachrichten, welche L. in seiner bereits angeführten »Geschichte des spanischen Schaafviehes,« von den wandernden Heerden in Neapel, mittheilt.

Im eilften und letzten Kapitel beschäfftigt L. sich mit England. Der Verfasser war nicht selbst in England; sondern er theilt bloß einige Nachrichten über die veredelte Schaafzucht dieses Landes aus einer Schrift des Lord Sommerville und des Ritter Banks, mit. Bekanntlich betrieb man bisher in England die Schaafzucht mehr in der Rücksicht, um das Fleisch und Fett dieses Viehes zu gewinnen, als um feine und viele Wolle zu erhalten. Rec. bezieht sich deshalb auf den interessanten Aufsatz über die englische Schaafzucht in »Thaers Einleitung zur Kenntniß der englischen »Landwirthschaft.« Man findet hier mehrere Nachrichten, wie hoch die von Bockwell erzogene Dishleysche Raçe geschätzt wird, die man selbst der feinwolligen Ryelamter Art vorzieht. Die meisten Oekonomen und Landpächter sind daher auch mehr gegen, als für die spanische Schaafraçe eingenommen. Nur einige sachverständige, patriotische Männer sahen die Sache von einer andern Seite an, und bemüheten sich, die spanische Schaafraçe theils zur Fortpflanzung, theils zur Veredlung einzuführen. Hierunter zeichnete sich vorzüglich der Lord Sommerville aus, der spanisches

Schaafvieh mit vielen Kosten eingeführt, und auf seinen Gütern zur Zucht und Veredlung mit dem glücklichsten Erfolg angewendet hat.

Allein auch der König von England selbst sucht persönlich die spanische Schaafrace in England zu verbreiten, nachdem er sich von der Unabhängigkeit dieses Viehes vom Boden und Klima durch angestellte Versuche überzeugt hatte. Er ertheilte im Jahr 1792 dem Gesandten Lord Aukland zum Ankauf einer Parthie spanischer Schaafe den Auftrag. Die Marquisinn von Campo Alange machte hierauf dem Könige ein Geschenk von 5 Böcken und 35 Mutterschaafen aus ihrer, unter dem Namen Negretti, ausgezeichneten feinwolligen Heerde. Dieses Vieh wurde demnächst dem Ritter Banks zur Aufsicht übergeben, und nach dem Park des Herzogs von York zu Oatland gebracht. Da diese Heerde auf das Beste gedieh: so war der König bereits im Stande, mehr als hundert Böcke und einige Mutterschaafe zu verschenken, um die Veredlung der inländischen Racen zu befördern. Rec. glaubt zur Vollständigkeit die interessante Nachricht von dieser Heerde, welche so eben in den öffentlichen Blättern erschienen ist, hinzu fügen zu können.

»Das Vorurtheil der englischen Wollhändler,« heißt es in einem Schreiben aus London vom 17. August 18[illegible] »gegen die von diesen spanischen Schaafen gewonnene Wolle war so groß, daß Sir Joseph Banks bis zum Jahre »1798 für das Pf. nur 2 Schilling erhalten konnte. Im »Jahr 1798 ließ er die Wolle sortiren, und erhielt für das »Pf. der feinsten Sorte 5, der mittlern 3, und der schlechtern 2½ Schilling. Seitdem sind die Preise noch gestiegen, und alle Versuche zeigen, daß die Wolle nicht im geringsten schlechter, sondern vielmehr besser geworden. Von »Zeit zu Zeit wurden von dieser Heerde an Privatpersonen »Mutterschaafe und Böcke käuflich überlassen, und da die »Nachfrage bisher immer stärker geworden: so erlaubte der »König vorgestern eine Anzahl Schaafe und Böcke von dieser nun bis auf 114 Mutterschaafe, 17 Böcke, 78 Lämmer »und 23 junge Böcke angewachsenen Heerde durch öffentliche »Auktion zu verkaufen. Ungeachtet des starken und fast unaufhörlichen Regens, fanden sich gegen 50 Landeigenthümer »und

»und Schaafwirthe ein, und Sir J. Banks eröffnete die »Auktion mit einer Rede über die milde und gute Absicht des »Königs bey diesem Verkauf. Während der zweystündigen »Auktion wurden die Schaafe sehr hoch hinaufgetrieben, so daß »Sir Banks erklärte: das übersteige alle Erwartung des »Königs und die seinige; denn bisher habe der König nie »mehr als 6 Guineen für ein verkauftes Schaaf erhalten, »da seit 1792 überhaupt schon 170 Stück verkauft wären.«

Rec. wünscht durch diese ausführliche und mit manchen Zusätzen versehene Anzeige der Lasteyrieschen Schrift zur Verbreitung der darin enthaltenen Thatsachen und Anerkennung der aufgestellten Resultate beyzutragen, und zur Lesung und Prüfung der Schrift selbst aufzumuntern. Man wird wohl thun, hiemit die Lektüre der bereits angeführten Schrift von Lasteyrie: über das spanische Schaafvieh, wovon im Jahr 1800 eine Uebersetzung von Hübbe erschienen, und des dabey befindlichen Aufsatzes von Gilbert über die spanische Schaafzucht; so wie der von dem O. Amtmann Fink im J. 1799 herausgegebenen kleinen Schriften, die Schaafzucht in Deutschland und Verbesserung der groben Wolle betreffend, und der im Jahr 1797 erschienenen Abhandlung des Amtsraths Hubert: über die Veredlung der Schaafzucht in den preußischen Ländern, zu verbinden.

Von Nr. 3 ist bereits vorher die Rede gewesen. Die Nationalschäferey zu Rambouillet verdient es gewiß, von den Schäfereybesitzern in Deutschland genau gekannt, und den Regierungen als ein Muster bey Anlegung ähnlicher Stammschäfereyen empfohlen zu werden. Rec. wünscht, daß der Ubesitzer dieses Hazardschen Berichts, die ältern Berichte gleichfalls dem deutschen Publikum in einer solchen Uebersetzung vorlegen möchte, um Alles im Zusammenhange zu haben. Sie sind ausführlich im Moniteur enthalten. Die erste Geschichte dieser Heerde steht in Cussier's annales d'agriculture.

Mb.

Gedanken über die Absetzung der Bauern und deren Schädlichkeit insbesondere für Meklenburg.

Neubrandenburg, gedruckt bey Korb. 1804. 96 Seit. 8.

Der Verfasser dieser gut geschriebnen kleinen Schrift, stellt seinen Landsleuten die Schädlichkeit des in Meklenburg sogenannten Bauernlegens so kräftig und einleuchtend vor Augen, daß seine aufgestellten Gründe gewiß einer ernstlichen Beherzigung werth sind. Er geht davon aus, daß die Ackerwirthschaft in jenem Lande das Haupt-, beynahe das einzige, Mittel der Staatswohlfahrt sey. Und zeigt dann, wie viel der Gutsbesitzer, der Ackerbau, die Moralität des Volks, die Städte und das ganze Land dabey leiden müssen, wenn jenem Uebel nicht Einhalt gethan werde, daß aus einer schlecht berechneten Speculation die Bauern abgeschafft, und ihre Ländereyen zum Hauptgute geschlagen werden. Wenn auch zu besorgen seyn möchte, daß nicht alle aufgestellte Gegengründe für die Gutsbesitzer wirksam seyn dürften: so sind doch diejenigen für sie erheblich, welche aus der angelegten Berechnung der Kosten und Vortheile, aus dem allmählig entstehenden Mangel an geübten und erfahrnen Ackersleuten, und aus den drückenden Folgen hervorgehen, welche bey entstehenden Kriegen die Gutsbesitzer treffen würden.

Ob nun gleich die Absicht des Verf. auf Meklenburg gerichtet ist, so kann seine Schrift doch überall, besonders für diejenigen von Nutzen seyn, welche die Vergrößerung der Hauptwirthschaften, auf Kosten der Bauern, für vortheilhaft, und die Abbauung der Aemter für schädlich halten.

Pg.

## Vermischte Schriften.

Berlinische Nächte. Zweyter Theil. Züllichau, bey Darnmann. 1804. 355 Seit. 8. 1 Rg. 8 gr.

Nach meiner Ueberzeugung ist dieser Theil in Hinsicht auf den Inhalt im Ganzen genommen, dem ersten, von dem sich in der Bibl. B. 89. S. 302. f. eine Anzeige befindet, etwas

was vorzuziehen, ungeachtet in demselben auch manche witzlose Einfälle, fade Wortspiele und Schilderungen niederer und unkeuscher Gegenstände vorkommen. In dieser Fortsetzung sind die Beobachtungen, die der Verfasser in der 57sten bis 104ten Nacht gesammelt hat, geschildert worden. Zu den Aufsätzen, darin der gute Geschmack nicht beleidigt wird, und die den unverdorbenen Gemüthern nicht schaden können, rechne ich u. a. die Bemerkungen über die Rumfordsche Suppe, und die Beschreibung des in Berlin ausgestellten Paradesarges für den verewigten Prinzen Heinrich von Preußen. Eben so mögen dem größten Theile nach die Schilderungen der Maskenbälle, woran der Hof und der hohe Adel Theil nehmen, Werth haben, ungeachtet diese Feyerlichkeiten schon durch die Zeitungen bekannt genug geworden sind. Die üppigen Auswüchse, die schalen Anspielungen auf Personen, die gemeinen und schmutzigen Gemälde, die des Nachtwandlers Hand entwirft, müssen hingegen jedem Leser ekeln. Dahin gehören einige Anmerkungen der Revüe (S. 158), ingl. die Schilderung der nächtlichen Zusammenkünfte der Domestiken (S. 91). — Die Anspielungen auf Kotzebue und auf den Freymüthigen, sind häufig angebracht, und fallen gemeiniglich fade aus. Seicht und trivial sind die Bemerkungen der 73sten Nacht auf der Gallerie im deutschen Theater. Hier eine Stelle daraus: »Ein paar Bauern aus West-Preußen ziehen sich die Röcke aus, um nach ihrer Art leichter hören »zu können; aufmerksam gemacht auf diesen Uebelstand, wundern sie sich sehr, warum sie für ihr Geld nicht ihre Kommodität haben, und obenein als West-Preußen nicht in »Westen und Hemdärmeln zusehen sollten. Hier und da waren einige Paradiesvögel schon eingeschlafen; entweder fehlte »es ihnen an Kunstsinn, oder die unbefriedigte Natur spielte »ihnen einen dummen Streich.« — Ob der Verf. dieß für Witz halten mag? In der 79sten Nacht schildert er einen ertappten Verliebten, der durch einen Wasserschlauch unter Wasser gesetzt wurde. — Ein seichter Einfall, den der Schreiber selbst als einen solchen anerkannt haben mag, da er einen Theil der Erzählung, nämlich den, daß Berlin in kurzer Zeit Ein großes Spritzenhaus geworden sey, und daß er sich zu einem Spritzenmeisterposten habe melden wollen, auf die Art entschuldigt, daß er geträumt habe. — Als er die Vorlesungen für Damen, und besonders das Benehmen der letztern bey der Zusammenkunft u. s. f., satyrisch durchzuziehen glaubt,

glaubt,“ spricht er im Geiste einer Dame, die die Vorlesungen des Prof. Schnundenius über die Gallsche Theorie der Schädellehre gehört hat (S. 29): »Die ganze Nacht lag »mir der verwünschte Schädel im Kopfe, den wir in der letz»ten Vorlesung gesehen haben — ich schnundenisirte stun»denlang — fi donc! es wird uns Weibern doch manchmal »sauer, in der gelehrten Welt etwas zu profitiren.« Kann man alberner witzeln? (S. 30) »Nur eine Jüdinn zeichnet »sich, allenfalls mit der offenen Schreibtafel in der Hand »aus, jedoch ohne ihr Gesicht zu verschleyern, wie Moses, »als er mit dem kategorischen Imperativ vom Berge zu sei»nem Volke zurückkam.« — Doch genug von einem Producte, von dem nur ein Theil hätte zu Tage gefördert werden müssen!

Df.

Handbuch für Aeltern (,) welchen der Wunsch: gesunde Kinder zu haben (,) am Herzen liegt; nebst einem Unterrichte über das Verhalten bey Kinderkrankheiten. Von D. K. G. Heinße, praktischem Arzte zu Chemnitz. Freyberg, in der Craz- und Gerlachischen Buchhandlung. 1803. 268 S. 8. 18 Kr.

»Kein Zeitalter, als das gegenwärtige,« sagt die Vorrede dieses gewiß sehr lehrreichen Buchs, »hat sich so sehr bestrebt, »dem Unkundigen in der Arzneywissenschaft einige deutliche »Begriffe aus diesem schweren Fache beyzubringen, und ihm »den Werth des Menschenlebens, die ersten Quellen seiner »frühen Vernichtung, und die Mittel und Wege zu seiner »längern Dauer kennen zu lernen.« »Allein,« heißt es »weiter, die menschenfreundlichen Unternehmungen eines »Tissot, Unzer, Paulizky, Frank, Hufeland u. a., sind bey »weitem noch nicht in allen bedürfenden Händen, — ihre »Anschaffung ist für Manche zu kostspielig, und ihr Vortrag »den Bedürfnissen und Fassungskräften des gemeinen Man»nes oft am wenigsten angemessen;« dieß ist der Vortrag des Verf. auch nicht immer, — »die Absicht werde daher wohl »keinen Tadel verdienen, wenn man in diesem Büchlein dem

»Layen

»Layen deutlichere und bessere Begriffe über einen Gegen»stand mitzutheilen suche, dessen Wichtigkeit oft so we»nig erkannt, oft gänzlich vernachlässigt werde.« Diese Absicht verdient vielmehr den wärmsten Beyfall aller verständigen Aeltern, und Recensent rechnet dieses Büchlein allerdings zu einem der nützlichsten und zweckmäßigsten, die über jene große Angelegenheit des Menschen, — der Welt eine gesunde Nachkommenschaft zu geben, — erschienen sind.

Freylich kommen auch hier so mancherley fromme Wünsche, Bitten und Rathschläge vor, deren Erfüllung noch in einer unendlichen Ferne liegt. Die Heyrathen nennt der Verf. bürgerliche Freyheiten — wodurch die Stoffe so vieler Erbkrankheiten auf eine unglückliche Nachkommenschaft fortgepflanzt werden, anstatt, daß sich ganze Staaten verbinden sollten, durch gesetzmäßige Verordnungen und weise Anstalten der Welt eine elende Nachkommenschaft zu ersparen. Allein der gute Wille des Menschenfreundes erwartet von dem Staate immer zu viel; — da dieser gemeiniglich immer zu wenig thut, und vollends dann gar nichts, — wenn er sich mit andern Staaten verbinden soll. Daß der Verf. den Augenblick der Menschenzeugung, als den allerwichtigsten und gleichsam heiligsten Aktus für die gesammte Nachwelt darzustellen sucht, ist redlich und vortrefflich; aber schwerlich dürften wohl philosophische Aerzte den Satz so gerade zu annehmen: »daß selbst die moralischen Anlagen zuverläßig einzig »und allein von jenem wichtigen Augenblicke abhiengen.« So tief läßt uns die Natur nicht in das Innere ihrer Werkstatt hineinschauen, am allerwenigsten da, wo sie den Menschen in seinem ersten Aufkeimen zum moralischen Menschen anlegt, und aus der gemeinen Thierheit heraus hebt. Die mannichfaltigen Temperamente und Neigungen, die unter Kindern einer Familie herrschen, sollen sich, nach einer sehr gewagten Meinung des Verf. auf diese Art sehr gut erklären lassen, wenn man annehme, daß Eheleute oft sehr unbedachtsam bey ihren ehelichen Umarmungen sind. (Da man doch wohl eher glauben müßte, daß gar viel andere Dinge während der Zeugung auf jene Verschiedenheit mehrerer Familienglieder einen vorzüglichen Einfluß haben können, — ja, daß die Natur selbst absichtlich in ihrer innern Einrichtung auf eine für uns unbekannte Weise für das Daseyn und Fortwäh-

ren einer solchen Verschiedenheit gesorgt habe.) Eben so we-
nig liegt es in dem Plane der Natur, daß die Menschen fast
alle in einer Jahrszeit gebohren werden sollen, daher ein an-
derer Vorschlag des Verf. den Zeugungsaktus so einzurichten,
damit die Kinder gegen das Frühjahr oder den Sommer zur
Welt kämen, in der That etwas Unnatürliches enthält. Wie
wahr ist dagegen wohl folgende durch tausend Erfahrungen,
vornehmlich in den höhern Ständen, beurkundete Stelle:
»daß alle kalte, pflichtmäßige Umarmungen in der Ehe
»schlechtere Früchte, als die einer zärtlichen Liebe bringen.«
— Zur Beruhigung so vieler Schwangern, die an ein soge-
nanntes Versehen glauben, läßt sich der Verf. in folgende
treffende Belehrung ein: »In tausend Fällen sind die Fol-
»gen eines angenommenen Versehens bloß Zufall, oder das
»Werk lächerlicher Erdichtungen; denn wie wäre es möglich,
»daß die Mutter gewisse, schon längst gebildete Theile, im
»Augenblicke des Versehens von andern trennen, oder ande-
»re Mißgestalten erzeugen könnte, wenn das Ganze schon
»seine bestimmte Form hat? Man muß doch annehmen,
»daß die Natur diese fehlerhafte Bildung entweder vor dem
»Augenblicke des Versehens schon gemacht hat, oder daß sie
»diesen Fehler während des Versehens erst machen müßte.
»Im ersten Falle kann also das Versehen keine Ursache da-
»zu seyn, — und welcher Glaube gehört dazu im zweyten
»Falle, wenn man die Möglichkeit annehmen wollte, daß
»der Schreck über einen widrigen Gegenstand gerade bloß auf
»einen gewissen Theil des Kindes hinwirken, und eine so
»gewaltsame und plötzliche Veränderung verursachen könnte!«
Die Regeln, welche der Verfasser mit so vieler Herzlichkeit
den Wöchnerinnen giebt, verdienen alle Beherzigung, —
nur die eine hätte er noch hinzufügen müssen: die Patientinn
in den ersten Wochen vor der unseligen Annahme sogenannter
Wochenvisiten zu bewahren. Diese erbärmliche Ceremonie,
welche eine gewisse Theilnahme ausdrücken soll, ob sie gleich
oft der Wöchnerinn so lästig und wahrhaft schädlich wird, ist
zu einer allgemeinen Thorheit geworden, wobey man gar
nicht mehr zu bedenken scheint, daß eine so schwer Verwun-
dete der ruhigsten Stille in ihrem Innern und Aeußern be-
darf, daß sie durch Visiten nur angespannt, erhitzt, und un-
nöthiger Weise zerstreuet, und zum Mitplaudern gereizt wird,
— so bedächtig auch die geschwätzigen Besucherinnen ihr selbst
Stillschweigen gebieten. Bey nervenschwachen Kindbetterin-
nen

ren sollten vollends alle Bissen wie eine heranwachsende Pest
ihres Lebens entfernt werden! — S. 51 finden wir wie-
derum eine etwas bedenkliche Regel, die nur mit der höchsten
Vorsicht empfohlen werden müßte: die selbststillende Mutter
soll nämlich, um das Kind an eine nächtliche Ordnung zu ge-
wöhnen, ihm vor dem Einschlafen satt zu trinken geben; dann
aber sich durch Schreyen desselben, nicht zum wiederholten
Anlegen des Nachts bewegen lassen. Dieß würde in vielen
Fällen eine höchst unbedachtsame Grausamkeit seyn, — und
steht auch mit einer andern Stelle des Buchs (S. 98), wo
sich der Verf. gegen das Schreyen der Kinder erklärt, in
einem absoluten Widerspruche. Desto richtiger erinnert er
gegen Herrn Faust, der bekanntlich gegen die Kinderhosen ei-
nen sehr ernsten Krieg unternahm, Folgendes: »Es fragt
»sich, ob die Röcke oder Kappen heranwachsender Knaben
»nicht noch weit nachtheiliger dadurch werden können, weil sie
»bey so einem Anzuge desto freyer und ungehinderter mit den
»Händen zu ihren Geschlechtstheilen kommen können? Daß
»dieses Betasten und Begreifen bey Kindern sehr häufig ge-
»schieht, ist eine sehr bekannte Sache; es ist ihnen nicht nur
»Zeitvertreib bey langer Weile; sondern auch bisweilen Noth-
»durft, einen Reiz mit ihren Händen zu befriedigen, der auf
»diese Theile wirkt, wie es z. B. bey Kindern, die Wür-
»mer haben, sehr oft der Fall ist. Ja, es ist sogar keine
»unerhörte Erfahrung, daß wollüstige Kinderwärterinnen
»sich einen Spaß daraus machen, wenn sie mit den Ge-
»schlechtstheilen kleiner Knaben spielen können,« wovon
hier ein sehr schreckhaftes Beyspiel erzählt wird. Ueberhaupt
hat auch die Faustische Fehde gegen die Knabenhosen wenig
Erfolg gehabt, da dieses Kleidungsstück von andern Seiten
so vortheilhaft ist, die Geburtsglieder vor äußern Beschädi-
gungen zu sichern. Die Abhandlung von den Affekten mö-
gen sich alle Aeltern und Erzieher, vornehmlich wegen der dar-
in vorkommenden Aeußerungen über die Leib und Seele
verwüstende Onanie, empfohlen seyn lassen; obgleich Rec.
immer noch glaubt, daß durch das zu viele Gerede und Ge-
schreibe über diesen Gegenstand gewiß mancher Schade ge-
stiftet worden ist — und noch gestiftet wird. Eben so we-
nig ist wohl die Maxime zu empfehlen, daß man Kinder mit
dem Unterschied der Geschlechter, und mit dem Zeugungs-
aktus selbst bekannt machen solle, um übeln Folgen auszu-
weichen. Mich dünkt vielmehr, daß man hier nicht behut-
sam

sam genug verfahren könne, und daß ein zu früher, noch so ernster Unterricht in den Geheimnissen der physischen Liebe höchst gefährlich werden kann. — Die ernsten Vorstellungen werden gar bald von dem sinnlichen Knaben vergessen seyn, — hingegen werden die Bilder in ihm fortwirken, die er durch jenen Unterricht empfangen hatte, — und die er nun durch eigene Proben sich noch mehr zu versinnlichen suchen wird. Daß die Selbstbefleckung unter den jungen Mädchen so allgemein als unter den Knaben sey, könnte doch auch wohl noch bezweifelt werden; obgleich der Verf. ein schreckliches Beyspiel hierüber beygebracht hat. —

Weiterhin kommen noch manche andere sehr lehrreiche Rücksichten bey der Erziehung der Kinder vor. Mit Recht erklärt sich der Verf. gegen die üble Gewohnheit so vieler Hebammen, neugebornen Kindern den Kopf in eine runde Form zu drücken, da die Natur doch selbst alles dieß in Ordnung bringe; eben so schädlich könne das Ausdrücken der Brustwarzen bey neugebornen Mädchen werden. Ferner werden hier die Kindtaufen in kalten Kirchen und vornehmlich die Kindtaufschmäuse auf dem Lande getadelt. »Der »enge Raum,« sagt der Verfasser S. 144, »worin Mut»ter, Kind und eine Menge Kindtaufsgäste eingeschlossen »sind, die unsägliche Stubenhitze, der dicke Tabacksqualm, »der unaufhörliche Menschenschwarm die ganze Nacht hin»durch; die Geschäfftigkeit der Wöchnerinn, die an diesem »Tage ihren ganzen Zustand vergißt, öfters selbst unverzeih»liche Diätsfehler begeht, sich Erhitzung und Erkältung aus»setzt u. s. w., alle diese Unvermeidlichkeiten bey dergleichen »Zusammenkünften, sind wohl Grund genug, warum Kin»der schon in ihren ersten Lebenstagen elend, oder gar ein »Opfer des Todes werden.« Gegen den Aberglauben in den Wochenstuben, richtet der Verf. gleichfalls mit gerechtem Eifer seine Geißel. — In einer gewissen Gegend gab man den Kindern, wenn sie krank wurden, gepulverte Nabelschnur; half diese nicht: so wurde etwas von den Ofenkacheln — auch wohl das Pathengeld abgeschabt, und dieses Gemengsel als ein wahres Gift dem Kinde beygebracht. Ein wahrhaftes Gift für die Seele des Kindes ist vornehmlich das zu frühzeitige Anstrengen ihres Geistes. »Mit tiefem Bedauern »sieht der Kenner solche Kinder an, die aus Stolz oder grund»falscher Erziehungsweise ihrer Aeltern mit schwer eingepräg»ten

ten Kenntnissen erscheinen," — und meistentheils bald nachher wie getriebene Pflanzen verblühen, ehe es noch Zeit war, oder als wirklich Blödsinnige der Welt zur Last fallen. Den Beschluß dieses nützlichen Buchs macht eine sachkundige Abhandlung über das Verhalten bey Krankheiten der Kinder.

Wr.

# Klassische, griech. u. lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

*Sextus Aurelius Victor* de viris illustribus urbis Romae et de Caesaribus. Zum Gebrauche für Schulen, besonders für den zweyten Cursus in der lateinischen Sprache, mit fortlaufender Erklärung aller vorkommenden Redensarten und beständiger Anführung der Sprachregeln nach der größern Bröderschen Grammatik. Herausgegeben von J. B. Frise. Altona, bey Hammerich. 1804. 31½ Bog. 8. 1 Rk.

Der ausführliche Titel giebt die Bestimmung und Einrichtung dieses Buchs deutlich genug an. Daß Aur. Victor ein für den schon etwas fortgeschrittenen Elementar-Unterricht in der lateinischen Sprache sehr angemessener Schriftsteller ist, läßt sich gar nicht läugnen; sein Styl und seine Erzählungsmanier ist leicht und ohne Ueberladung, und durch seinen Sachinhalt gewährt er dem jungen Leser gleichsam eine zweckmäßige Einleitung in die Kenntniß vom ganzen römischen Alterthum, und insbesondere in die Lektüre der schwerern römischen Historiker, Livius, Tacitus und Suetonius. Die gegenwärtige Bearbeitung des Victor, hat ihren Verfasser übrigens eben keinen Aufwand von Gelehrsamkeit gekostet. Auf Sach- und Wortkritik, auf Nachweisung von Parallelstellen und auf Ergänzungen des Mangelhaften, läßt er sich gar nicht ein; er sagt selbst in der Vorrede, daß dergleichen nicht in seinem Plane lag, und daß es den Preis des Buchs unnöthigerweise vertheuert haben würde. Allein unserer Meinung nach wären hie und da einige Fingerzeige und Be-

 mer-

merkungen der Art, so wie sie für junge Lateiner, die den zweyten Eurfus machen, angemessen sind, sehr am rechten Orte gewesen, und Hr. Frise hätte den Raum dazu durch Abkürzung der Erläuterungen, die er giebt, sehr wohl gewinnen können. Daß der Verf. auf die Regeln der Bröderschen Grammatik, die für Schulen allerdings sehr brauchbar ist, verweiset, billigen wir; daß er aber nach jedem Kapitel seines Autors alle darin vorkommenden einzelnen Worte (z. B. Rex, regis, m. König, magnus, a, um, groß, quam als, quia weil) mit der Uebersetzung aushebt, können wir nicht billigen. Denn Schüler, die das Gedikesche, Brödersche oder ein ähnliches lateinisches Lesebuch schon absolvirt haben — und für solche bestimmt Hr. Fr. seine Arbeit, — bedürfen einer so kleinlichen Hülfe nicht mehr. Auch wäre es nicht nöthig gewesen, daß im Folgenden, wenn Worte und Redensarten vorkommen, die schon vorher erläutert sind, immer darauf wieder zurückverwiesen wäre; in den letztern Bogen haben wir oft auf einer einzigen Seite 20 bis 30 Zurückweisungen mit siehe gefunden, die theils ganz unnöthig sind, theils auch von den Schülern doch nicht werden angewandt werden; zumal, da man sich in den Erläuterungen, die nach einem kurzen Kapitel des Textes oft mehrere Seiten einnehmen, nicht gut zurückfinden kann; denn der Text ist zwar in Paragraphen getheilt; die Erläuterungen aber sind ohne alle Abtheilungen. Auch können wir darin dem Verf. unsern Beyfall nicht geben, daß er bey jedem Worte außer der Grundbedeutung und der in der vorliegenden Stelle etwa anwendbaren Nebenbedeutung sämmtliche abgeleitete Bedeutungen angiebt, als S. 4.: »do, dedi, d. dare, geben, ertheilen, wohin geben, thun, stecken, bringen, werfen, »zugeben, anlegen.« Ein junger Mensch, der noch nicht viele Fortschritte im Sprachunterrichte gemacht hat, muß es sehr seltsam finden: daß ein Wort so viele, und zum Theil heterogene Bedeutungen haben kann; ja es kann ihm dadurch die Beschäfftigung mit der lateinischen Sprache überhaupt verleidet werden. Es ist auch nicht einmal richtig, daß einem Worte an und für sich betrachtet, so vielerley Bedeutungen zukommen; nur durch den Zusammenhang und durch andere Worte, mit denen es in Verbindung gesetzt ist, kann eine andere Bedeutung, oder eigentlich nur — ein anderer Ausdruck für dasselbe herbeygeführt werden. In solchen Fällen wird denn aber selbst einem jungen Schüler die Sache verzeihlich

re Bedeutung nicht seltsam und unnatürlich scheinen; sondern er wird von selbst darauf verfallen. So z. B. wenn ihm die Redensart vorkommt: se in locum aliq. *dare*, so wird er einsehen, daß dieß heißen kann: wohingehen; so auch alicui aliquid crimini *dare* wird er leicht von selbst übersetzen: Jemandem etwas als ein Verbrechen auslegen. Findet er aber bey dem einzelnen Worte *dare* solche Bedeutungen angegeben: so muß er in Staunen und Verwirrung gerathen. Uebrigens will Rec. dem Herausgeber das Verdienst, das er sich durch diese Arbeit um die Schuljugend erworben hat, gar nicht schmälern. Die antiquarischen Erläuterungen hat Rec. richtig und zweckmäßig, mitunter aber zu ausführlich gefunden.

Anleitung zum Uebersetzen aus der deutschen in die griechische Sprache, in Beyspielen und Exercitien aus griechischen Original-Schriften. Nach den Regeln der neuesten Sprachlehren. Von G. A. Werner, Präceptor an dem Kurfürstl. Gymnasium zu Stuttgart. Stuttgart, bey dem Verfasser. 1804. 24½ Bog. gr. 8. 1 Rh.

Rec. hat schon einmal, bey der Anzeige eines ähnlichen Buches, nämlich des griechischen Speccius vom Hrn. Haas, im 78sten Bande der N. A. D. B. S. 477 ff., mit Berufung auf Hrn. Prof. Schneider's Urtheil die Uebung der Jugend in Verfertigung griechischer Aufsätze, für ein treffliches Mittel zur vollkommnern Erlernung der griechischen Sprache erklärt. Er freuet sich, gegenwärtig ein Werk anzeigen zu können, das noch viel ausführlicher und brauchbarer als der erwähnte Speccius ist. Dieser bezieht sich nämlich nur auf einige partes orationis; auf die in der griechischen Sprache so bedeutenden Eigenheiten der Syntaxis aber fast gar nicht. Des Herrn Werners Schrift dagegen ist in Erläuterung der Syntaxis durch Regeln, und noch mehr durch Beyspiele so reichhaltig, daß man sich derselben in dieser Hinsicht, auch als einer guten griechischen Grammatik bedienen kann. In Rücksicht der Regeln, so wie überhaupt der ganzen Anordnung hat nämlich Hr. W. die griechische Sprachlehre seines

Kollegen, des Hrn. Weckherlin's, daneben aber auch noch die Trendelenburgische Grammatik, und ein sehr altes, aber noch immer brauchbares Buch, Syntaxis graeca von Possel (im 16ten Jahrh. Prof. der griechischen Sprache zu Rostok,) benutzt. Rec. will die Hauptrubriken des syntaktischen Theils angeben: 1) Vom Gebrauch (und Nichtgebrauch) des Artikels, sehr ausführlich und gründlich. 2) Bemerkungen über das Substantiv und Adjektiv, über Pronomina und über den Sprachgebrauch bey Fragen und Antworten. 3) Gebrauch des Nominativs. 4) Gebrauch des Genitivs, z. B. bey Ellipsen, bey Substantivis, Adjektivis, Pronom. und besonders bey Verbis, welche letztere sehr genau klassificirt sind, imgleichen bey Adverbiis und Interject. 5) Gebrauch des Dativs. 6) Gebrauch des Akkusativs. Auch hier sind die Verba und alle übrigen Fälle, welche diesen Casum erfordern, genau angegeben. 7) Gebrauch des Infinitivs — gleichfalls sehr vollständig abgehandelt. 8) Von den Participiis — nach den mancherley Verbis; hier dann auch vom Genitivo absoluto. 9) Vom Adverbio. 10) Von den Präpositionen mit ihren verschiedenen Casibus. 11) Von den Konjunktionen. — Die vielen, zur praktischen Uebung des Grammatikalischen dienenden, bald längern bald kürzern deutschen Abschnitte, nebst den ihnen untergelegten griechischen Wörtern und Phrasen, sind theils aus den Originalschriftstellern, Xenophon, Platon, Isokrates, Plutarch, Epiktet, Aelian, Herodian, Theophrast, Diogenes Laertius, Stobäus, aus den gnomischen Dichtern von Brunk, aus Demophili Similitud. und Sententiis, aus Democratis sentent., imgl. aus dem neuen Testam. und der Alexandrinischen Version, theils aus dem Matthäischen Lesebüchlein, aus den Anhängen zu den Sprachlehren von Trendelenburg und Jehne, und aus Possellii Synt. gr. entlehnt; einige wenige Sätze bey der Praxi Conjugationum sind auch vom Hrn. W. selbst formirt. Hin und wieder hätte es wohl so vieler Beyspiele, als Hr. W. giebt, nicht einmal bedurft; wenigstens wird mancher Lehrer, dessen griechischer Sprachunterricht in enge Zeitgränzen eingeschränkt ist, sich begnügen müssen, bey jedem der angegebenen grammatischen Fälle nur einen Theil der Uebersetzungsabschnitte mit seinen Schülern durchzugehen, wenn er anders das ganze Buch, wie doch zu wünschen wäre, mit ihnen absolviren will. Sehr zweckmäßig wäre es unserer Einsicht nach gewesen, wenn der

Hr.

Hr. Verf. auch Beyspiele aus griechischen Dichtern, z. B. aus Aristophanes, dessen Sprachgebrauch oft sehr von dem Sprachgebrauch anderer Schriftsteller abweicht, und besonders aus den Homerischen Gesängen, als der Quelle des ganzen griech. poetischen Sprachschatzes, benutzt hätte. Nur hätte dann jedesmal der Dichter, aus welchem das Beyspiel entlehnt worden, angeführt werden müssen. (Selbst die namentliche Anführung der benutzten prosaischen Schriftsteller möchte bey einzelnen Beyspielen gut gewesen seyn.) Ferner hätten wir auch gewünscht, daß der übereinstimmende oder abweichende lateinische Sprachgebrauch öfter, als geschehen ist, mit dem griechischen in Vergleichung gebracht, und daß bey seltenen und auffallenden Eigenheiten des Ausdrucks und der Konstruktion, da wo es sich wirklich so verhält, angegeben wäre, daß durch solche hin und wieder vorkommenden Eigenheiten der gewöhnliche, der Analogie anderer Sprachen angemessene Redegebrauch nicht ausgeschlossen sey. Der Inhalt der Uebersetzungsabschnitte hätte übrigens im Ganzen wohl etwas munterer und lebhafter, und so dem jugendlichen Alter angemessener seyn können, als er ist. Hin und wieder ist der deutsche Ausdruck auch etwas vernachlässigt und steif, z. B. S. 16.: »Du wirst nicht jemand (anstatt: Niemanden) Vorwürfe machen.« (S. 32) Es ist angenehmer, »einen Freund zu machen als, gemacht zu haben.«

Rs.

Xenophon's Anabasis. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen von Karl Wilhelm Halbkart, Prorektor am Lyceum zu Schweidnitz. Jena, bey Frommann. 1804. 24½ Bogen. gr. 8. 1 Rk. 8 ℛ.

Herr H. sagt in der Vorrede: »Diese Uebersetzung war »schon vor einigen Jahren vollendet; ein Zusammenfluß von »sonderbaren Umständen aber verhinderte ihre Bekanntma»chung.« Dadurch ist ihm nun freylich, was er nicht erwähnt, ein anderer Uebersetzer, Hr. A. G. Becker, mit einer im Ganzen recht wohl gelungenen Arbeit zuvorgekommen; allein von einem Werke, wie das vom Feldzuge der Griechen unter dem jüngern Cyrus, welches Xenophon als Augenzeuge und vorzüglicher Theilnehmer der Begebenheit mit trefflicher historischer

Kunst schrieb, können immer zwey deutsche Uebersetzungen binnen wenigen Jahren hinter einander erscheinen, da sie nicht bloß an Philologen und Schulmännern; sondern auch an gebildeten Dilettanten, besonders an Officieren, Käufer und Leser finden werden; zumal da die ältern Uebersetzungen von Borbeck und von Grillo noch Vieles zu wünschen übrig lassen. Hrn. H.'s Arbeit verdient eine vorzügliche Auszeichnung; denn er hat der Uebersetzung sichtbar vielen Fleiß gewidmet, und ist an das Studium seines Auctors selbst mit gründlichen, philologischen und kritischen Kenntnissen gegangen. Er hat daher nicht nur eine Uebersetzung in einem gefälligen Styl geliefert; sondern sich auch durch die hinzugefügten Anmerkungen um die Berichtigung und Erläuterung des Textes verdient gemacht. Daher denn auch seine Arbeit von jedem künftigen Herausgeber der Xenophont. Anabasis wird benutzt werden müssen. Die von Hrn. H. nicht gebrauchte Beckersche Uebersetzung ist uns nicht zur Hand; wir können also keine Vergleichung zwischen ihr und der seinigen anstellen; die Grillosche (Frankf. a. M. 1781.) aber, welche er zu Rath gezogen zu haben versichert, haben wir in vielen Stellen gegen diese neue Uebersetzung gehalten, und den Vorzug der letztern sowohl in richtigerer Auffassung des Sinns als in der größern Gewandtheit des Styls aufs deutlichste erkannt. Um unsere Leser selbst urtheilen zu lassen, wollen wir einige Stellen aus beyden Uebersetzungen hier zusammenstellen. Den Anfang des 9ten Kap. im ersten Buch übersetzt

| Halbkart: | Grillo: |
|---|---|
| »So starb Cyrus, ein Mann, der, nach dem einstimmigen Zeugnisse aller, die ihn genauer kannten, unter den Persern, die seit dem ältern Cyrus lebten, am fähigsten und würdigsten war, ein Diadem zu tragen. Schon in seiner frühen Jugend, da er mit seinem Bruder und andern Knaben unterrichtet wurde, zeichnete er sich in jeder Rücksicht unter allen am meisten aus. Denn die Kin- | »So starb Kyrus, ein Mann, der von allen Personen, die nach dem alten Kyrus gelebt haben, die königlichsten Gesinnungen besaß, und der würdig zum Thron war, wie alle gestehen, die ihn gekannt haben. Und zwar ward er erstlich als Kind, da er mit seinem Bruder und mit andern Kindern erzogen wurde, in allen Stücken, für das vorzüglichste von allen gehalten. Denn |

Kinder der persischen Großen werden alle am Hofe erzogen, wo sie viele Gelegenheit haben, ihren sittlichen Charakter zu bilden, und keine unanständigen Reden oder Handlungen zu lernen (besser: Handlungen lernen). Die Knaben bemerken es eben sowohl, wenn der König gegen manche (einige) Verachtung äußert, als wenn er andern seine Hochachtung zu erkennen giebt: sie lernen also schon frühzeitig die Kunst, zu befehlen und zu gehorchen. Hier zeichnete sich Cyrus vor allen seinen Gespielen, durch sein bescheidnes und schamhaftes Betragen (αἰδημονέστατος) aus, und bewies gegen ältere Personen mehr Folgsamkeit, als andere, die unter seinem Stande waren. Mit Pferden beschäfftigte er sich gern, und in ihrer Behandlung besaß er die größte Fertigkeit; und in den kriegerischen Künsten, den Bogen zu führen und den Wurfspieß zu werfen, erklärte man ihn für den gelehrigsten und fleissigsten.«

Denn alle Kinder der persischen Großen werden am Hofe erzogen, wo die Schule der Weisheit ist, und man nichts Lasterhaftes sieht noch hört. Das Kind sieht diejenigen, die vom Könige geehrt werden, es hört von ihnen, und sieht auch die, die verachtet werden. Daher lernt es befehlen und gehorchen. Da hielt man also den Kyrus unter allen Kindern für das lernbegierigste (εὐμαθέστατος) und gehorsamste, ob er gleich von Geburt mehr war, als sie alle. Hiernächst war er auch ein großer Pferdeliebhaber, und wußte sehr gut, mit ihnen umzugehen. In der Kriegskunst, im Pfeilschleudern und im Wurfspießwerfen, hielt man ihn für den geschicktesten und fleissigsten.«

Obgleich dieß ein Abschnitt ist, wobey keine große Verschiedenheit der Uebersetzung statt finden kann: so wird man doch, besonders wenn man das Original vergleicht, sogleich erkennen, daß Hrn. H.'s Uebersetzung vorzüglicher ist. Ob er daran recht gethan, daß er die Lesart αἰδημονέστατος der andern εὐμαθέστατος, welche Weiske behalten, vorgezogen hat, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Auf die Lesart αἰδήμον. konnte ein Abschreiber sehr leicht durch das Folgen-

 de

ge geführt werden. Wir sehen noch eine andere Stelle aus dem angegebenen Kap. her, §. 27. 28.:

| Halbkart. | Grillo. |
|---|---|
| »Wenn ein starker Mangel an Fütterung eintrat; was (aber) bey ihm selbst, wegen seiner vorsichtigen Sorgfalt und wegen der Menge von Leuten, die er hatte, nie der Fall war: so schickte er seinen Freunden einiges Futter für ihre Reitpferde, damit diese, wie er hinzusetzte, bey dem Geschäffte, seine Freunde zu tragen, nicht hungern dürften. Auf Reisen, wo er von vielen Menschen beobachtet zu werden erwarten konnte, rufte er seine Freunde herzu, und ließ sich mit ihnen in ernsthafte Unterredungen ein, um seine Hochachtung für sie öffentlich zu zeigen. Dem was ich gehört habe, zufolge glaube ich daher auch, daß niemand, weder unter den Griechen noch Ungriechen, die Liebe so vieler Menschen besaß, als er.« | »Wenn das Futter rar war; welches er aber wegen Menge seiner Leute und ihrer guten Wirthschaft leicht in Vorrath haben konnte: so ließ er's unter seine Freunde austheilen, damit sie, wie er sich ausdrückte, von keinen hungrigen Pferden gezogen würden. That er irgend wohin eine Reise, wo er viele Zuschauer vermuthete: so sprach er öffentlich mit seinen Freunden sehr viel, zu zeigen, welche er ehrt. Deshalb ist auch, so viel ich weiß, kein Mensch, weder von Griechen noch Ungriechen mehr geliebt worden, als er.« |

Auch hier hat Hr. H. sich vor unpassenden Wendungen mehr gehütet als Grillo; etwas conciser aber hätte er sich auch drücken können. In folgender Stelle (im 6ten Buch Kapitel 4, §. 7 und 8.) weichen beyde Uebersetzungen sehr von einander ab:

| Halbkart. | Grillo. |
|---|---|
| »Die Griechen hatten sich auf der Küste ans (am) Meer gelagert; denn sie wollten durch ihr Lager keine Veranlas- | »Sie schlugen das Lager am Ufer des Meeres auf, denn sie wollten nicht Quartiere in der Stadt nehmen (als |

anlassung zur Erbauung einer Stadt geben; ja sie argwöhnten sogar, man habe sie, weil Einige eine Stadt zu erbauen wünschten, planmäßig deswegen hieher geführt. Denn die meisten Soldaten waren nicht aus Mangel an Lebensunterhalt hinüber geschifft, um für diesen Kriegszug in Sold zu treten; sondern gelockt durch den Ruf von Cyrus Heldencharakter brachten Manche noch Vermögen mit; das sie dabey zusetzten, eine andre der vorigen sehr unähnliche Klasse bestand aus solchen Leuten, die theils ihren Aeltern entlaufen waren, theils ihre Kinder verlassen hatten, um einiges Vermögen für sie zu erwerben, und dann wieder zu kommen; denn sie hatten gehört, daß auch die andern in Cyrus Diensten angestellten Personen sich sehr gut stånden. Von diesen Bewegungsgründen anfangs geleitet, wünschten sie sich jetzt natürlich wieder nach Griechenland zurück.«

(εἰς δὲ τὸ πόλισμα ἂν γενόμενον οὐκ ἐβούλοντο στρατοπεδεύεσθαι), weil es verdächtig scheinen und lassen möchte, als ob einige von ihnen da sich niederlassen wollten. Ueberdem war der größte Theil der Soldaten nicht aus Dürftigkeit über See in Kyrus Dienste gegangen; sondern weil seine Tapferkeit berühmt ward, hatten ihm Einige Männer zugeführt, die theils das ihrige verthan, theils ihre Aeltern und Kinder verlassen hatten, um reich wieder nach Hause zu kommen. Sie hatten vernommen, daß bey Kyrus Andere viel erworben hatten. Bey solcher Gesinnung verlangten sie wieder nach Griechenland zurück.

Die ganze erste Periode hat Grillo ganz falsch übersetzt; in der zweyten folgte er freylich treu dem gewöhnlichen Text; aber dieser kann nicht richtig seyn; denn es liegt darin ein nur zu deutlicher Widerspruch. Hr. H. drückt in der ersten Periode sicher, und in der zweyten wahrscheinlich den Sinn des Xenophons richtig aus. In der zweyten folgt Hr. H., der hier eine schätzbare Anmerkung beygefügt hat, den Weiskeschen Gründen zur Aenderung des Textes; geht aber in der Aen-

 derung

derung noch etwas weiter, und weicht in Bestimmung des Sinns von ihm ab. Die Vulgata ist: ἀλλὰ τὴν Κύρου ἀρετὴν ἀκούοντες, οἱ μὲν καὶ ἄνδρας ἄγοντες προςανηλωκώτας χρήματα; Weiske liest mit 2 Handschriften προσανηλωκότες (ut pecunia etiam impensa alios ad hanc militiam excitarint); Hr. H. liest aber auch anstatt ἄνδρας mit der Wolfenbüttelschen Handschrift ἄνδρες. Allein auch nach dieser Aenderung scheint uns der Text noch nicht richtig. Unmöglich konnte X. schreiben: ἄνδρες ἄγοντες προσανηλωκότες χρήματα, zwey Participia im Nominativ ohne copula; es hätte heißen müssen: ἄγοντες χρήματα καὶ ταῦτα προσανηλ.; ferner scheint nach ἀρετὴν ἀκούοντες Etwas aus dem Texte ausgefallen zu seyn; Hr. H. nimmt dieß nicht an; hat aber nach ἀνηλωκ. χρήματα die Worte: »eine andere der vorigen sehr unähnliche Klasse,« die der Text nicht hat, eingeschoben. Wollte er etwa sagen, er habe diese Worte bloß für das sogleich folgende οἱ δέ gesetzt: so würden wir doch gegen die Verbindung und Abtheilung der Sätze in seiner Uebersetzung die Einwendung machen, daß sich im gegenwärtigen Texte die Worte τὴν Κύρου ἀρετὴν ἀκούοντες nicht bloß auf οἱ μέν — χρήματα, sondern auch auf οἱ δὲ ff. beziehen müssen. Wir glauben, daß nach ἀκούοντες eine Lücke ist, und daß die Worte ἄνδρας ἄγοντες hier nicht auf der rechten Stelle stehen oder korrumpirt sind; ἄνδρες, wie Hr. H. liest, würde immer ein sehr müßiges mattes Wort seyn. Im folgenden §. 9. hat Hr. H. die Lesart: ἐπειδὴ δὲ ὑστεραίᾳ ἡμέρᾳ ἐγ. recht gut gegen Hrn. Weiske gerechtfertigt, welcher ändern wollte ἐπειδὴ Δ (i. e. τετάρτη) ἡμέρα ἐγένετο, ohne ὑστεραίᾳ, das freylich nur in Einer Handschrift steht. — Gegen einzelne Stellen der Uebersetzung lassen sich Erinnerungen machen; z. B. I. c. 8. §. 20.; »Diese, die es voraus bedacht »hatten, öffneten jetzt (den Sichelwagen) ihre Reihen; man»cher wurde zwar dabey, wie auf der Rennbahn gestreift »und von seinem Platze gedrängt;« allein dieß kann ἐκπλαγείς unmöglich heißen; vielmehr: in Schrecken gesetzt. §. 24. sind die Worte ἐμβαλὼν σὺν τοῖς ἑξακοσίοις gegeben: »griff mit seinem Gardekorps von 600 Mann »an;« wenigstens müßte es doch heißen: mit seiner Garde du Korps. §. 27. (ebenfalls S. 48.): »Wie viele bey »diesem Kampfe der Brüder und ihrer beyderseitigen Bede»ckung für sie (οἱ ἀμφ' αὐτοῦ ὑπὲρ ἑκατέρου), von königlicher »Seite

»Seite blieben, berichtet Ktesias.« Das: »für sie« wäre hier gar nicht nöthig. S. 53. »ein Geschenk zum Feld»schmuck,« anstatt: »zum Kriegsschmuck.« S. 56: »der Abstand zwischen dem Könige und dem griechischen Hee»re betrug hier 30 Stadien.« (διέσχον — ὡς τριακ. στάδια), und nun gleich nachher: »Endlich wurden die Grie»chen gewahr (ᾔσθοντο), daß der König das Lager plün»derte.« Es muß heißen: Der König und die Hellenen waren etwa 30 Stadien von einander entfernt, und nachher: Endlich erfuhren die Griechen, u. s. w. Solcher Ausstellungen ließen sich mehrere machen; doch ubi plura nitent etc. — Manche Erklärungen und Konjekturen von Weiske hat Hr. H. angenommen, und hin und wieder mit neuen Gründen bestätigt; zuweilen aber, wie IV, 1, init. IV, 3, 29 und IV, 4, 11 sind dagegen gegründete Zweifel erhoben. An einigen Stellen giebt Hr. H. eigene prüfungswerthe Vorschläge, z. B.: V, 1, 7. (S. 203) liest er: Ἀλλὰ μοι δοκεῖ σὺμ προνομαῖς (anstatt: σὺν προνομαῖς) λαμβάνειν τὰ ἐπιτήδεια, ἄλλως δὲ μὴ πλανᾶσθαι ὡς σώζεσθαι ἡμᾶς τε καὶ τούτων ἐπιμελεῖσθαι (im gewöhnlichen Text ist ganz unverständlich: ὡς σώζησθε ἡμᾶς δὲ τούτων ἐπιμ.) und übersetzt: »Wir müssen daher, wie ich glaube, auf kom»binirten Streifzügen uns Lebensmittel holen, und nicht aufs »Gerathewohl herumschweifen, damit wir diesem Bedürfnis»se abhelfen, ohne unser Leben in Gefahr zu setzen.« Uns scheint diese Verbesserung sehr glücklich. V, 7, 21 scheint uns Hrn. H.'s Erklärung auch weit angemessener, als die von Zeune und von Weiske. VI, 4, 9 möchten wir aber die Worte καὶ πυρὰν μεγάλην nicht für eine Glosse erklären; wenigstens ist dazu kein hinreichender Grund; στεφάνους ἐπέθεσαν kann so gut auf πυρὰν μεγ. als auf κενοτάφιον μέγα gehen.

Fm.

Plutarchi Vitae parallelae Alexandri et Caesaris. Commentarium iuventuti Φιλέλλην scriptum adiecit *Frider. Schmieder*, Philos. Doctor, Gymnas. regii Bregensis Rector et Professor. Halae Magdeb. sumtibus Gebaueri. 1804. 23 Bog. gr. 8. 1 Rthl. 12 gr.

Plutarch's Biographieen vom Alexander und Cäsar sind
zwar schon vom sel. Baumann (Halle 1761) und nachher
vom Herrn Jördens (Berlin 1788, und mit einem neuen
Titelblatt und einem Index von Herrn Barby 1797)
zum Nutzen der studirenden Jugend zugleich mit den
Biographieen vom Themistokles und Camillus herausgege-
ben worden; allein in beyden Ausgaben ist für die Kritik und
Erklärung des Textes so wenig Gründliches geleistet worden,
daß einem Gelehrten von so erprobten Einsichten, wie Hr.
Schmieder; Gelegenheit genug, sich verdient zu machen,
übrig gelassen ist. Rec. würde freylich, wenn er befragt
würde, welche Plutarchische Biographieen für die Schulju-
gend zu bearbeiten, am zweckmäßigsten wäre, aus mehr als
einem Grunde für die von Demosthenes und Cicero stim-
men; Hrn. Prof. Schm. indeß, der durch seine Bearbei-
tung des Arrian und des Kurtius für Plutarch's Alexander
und den mit diesem verglichenen Cäsar ein besonderes Inter-
esse gewinnen mußte, kann man es nicht verdenken, daß er
diese vorgezogen hat; auch hat schon Hr. Hutten im J.
1795 die Biographieen vom Demosthenes und Cicero einzeln
herausgegeben. Die Einrichtung dieser Schmiederschen
Ausgabe ist sehr zweckmäßig. Jedem Kapitel ist eine kurze
lateinische Inhaltsanzeige vorgesetzt; der Text selbst ist aus
der Huttenschen Ausgabe abgedruckt, ist also größtentheils
der Reiskesche; unter dem Texte stehen Anmerkungen, wel-
che zur Berichtigung des Textes, zur Prüfung der verschiede-
nen Lesarten in den Handschriften und alten Ausgaben, und
der vielen, zum Theil unnützen Konjekturen der Gelehrten,
(doch sind nicht gerade alle, die man in der großen Reiske-
schen Ausgabe findet, mitgetheilt worden), imgleichen zur
Erläuterung des Sachinhalts dienen. Eine lateinische Ver-
sion ist nicht beygefügt, welches wir billigen. Ein Index
nominum propriorum ist angehängt; unentbehrlicher und
nützlicher als dieser, möchte für Schüler ein Index vocum
et phrasium seyn. Doch hat Hr. Schm., wie sich aus dem
Inhalt und der Tendenz der Anmerkungen schließen läßt,
sich wohl nur solche Schüler als Leser dieser Biographieen ge-
dacht, die schon bedeutende Fortschritte in der griechischen
Sprache gemacht haben. In der Vorrede (S. VII) sagt er
selbst: »daß nach seiner Meinung die jungen Freunde der
»Gräcität mit Plutarchischen Biographieen den Uebergang
»von der Lektüre des Xenophon und Arrian zu der Lektüre der

»Dich-

»Dichter machen sollen.« — In den Anmerkungen, unter denen sich nur hie und da eine der frühern Herausgeber wörtlich beybehalten findet, hat sich Hr. Schm. um die Kritik des Textes wirkliches Verdienst erworben, und seine Ausgabe wird daher auch nicht auf den Kreis der Schuljugend eingeschränkt bleiben; sondern auch von Männern, welche diese Biographieen als Gelehrte studiren wollen, zu Rath gezogen werden können. Manche von Reiske's verwegenen und unnöthigen Konjekturen und den nicht genügenden Vorschlägen anderer Kritiker hat er mit Recht verworfen, und hie und da entweder die Vulgate vertheidigt, oder eigene mehr oder weniger beyfallswürdige Verbesserungen beygebracht. Nur hätte er unsern Gedanken nach, sich mit diesen Kritiken nicht bloß auf die Anmerkungen beschränken müssen; sondern den Text selbst, weit mehr als dieß von Hrn. Hutten geschehen, von solchen ihm durch Reiske aufgedrungenen Lesarten, die so wenig äussere als innere Gründe für sich haben, reinigen müssen. Wir wollen jetzt aus den Anmerkungen einige Proben geben, und wo es uns nöthig scheint, unser Urtheil beyfügen. In der vita Alexandr. praef. will Hr. Schm. Τὸν Ἀλεξάνδρου τοῦ βασιλέως βίον, καὶ τὸν Καίσαρος (scil. βίον) anstatt τοῦ Καισ. lesen; der Sprachgebrauch, glauben wir, läßt Beydes zu; τὸν Καισ. aber hat, was vom Hrn. Schm. nicht bemerkt ist, der Cod. Anon. bey Reiske. Cap. II. vertheidigt Hr. Schm. die gewöhnliche Lesart: [illegible] τὸν ἀδελφὸν αὐτῆς; wofür Einige τὸν πατράδελφον oder τὸν ἀδελφὸν τοῦ πατρὸς αὐτῆς lesen wollten, durch die Bemerkung: Poterat Plutarchus Arymbam ideo Olympiadis ἀδελφὸν appellare, quod ejus sororem duxerat. Hier hätten einige Beweisstellen angeführt werden müssen, deren Auffindung auch wohl nicht schwer gewesen wäre. Cap. VI. möchte die Konjektur κατέβησαν εἰς τὸ πεδίον anstatt εἰς τὰ πεδ. nicht nöthig seyn; dagegen möchten wir gleich darauf das von Hrn. Schm. vorgeschlagene προςκίπτουσαν für προσπιπτ. billigen. C. X. will er statt der Vulgata αἰσθόμενος ὄντα τὸν Ἀλέξανδρον εἰς τὸ δωμάτιον, welchen Sprachgebrauch Reiske vertheidigt, mit dem Cod. Anon. lesen: αἰσθόμενος, ἰὼν εἰς τὸ Ἀλεξάνδρου δωμάτιον; dieß scheint uns aber doch einer willkührlichen Korrektur sehr ähnlich; lieber möchten wir mit Hr. Etienne anstatt ὄντα lesen ἰόντα. Ebendas. theilt Hr. Schm. für ἔτι δὲ Φρύγιον die nicht zu bezweifelnde Verbes-

 serung

serung Ἐριγύίου aus Arrian Cap. III, 6, 8 mit. C. XXI. streicht er nach καλῆς καὶ γενναίας die durchaus unpassenden Worte καὶ τὸ κάλλος mit Schirach, dem Uebersetzer des Plutarchs, gänzlich weg. C. XXXI. verbessert er Θόρυβος καὶ Φόβος — προςῆχει überaus glücklich durch: Θόρ. κ. ψόφος πρ. C. XXXII. giebt er der Vulgata καὶ διεγερθέντος mit Recht den Vorzug vor Reiske's willkührlicher Aenderung καὶ δὴ ἐγερθέντος. C. XXXV. extr. will Hr. Schm. nach Parallelstellen im Arrian für Ἅρπαλος δὲ, τῆς χώρας ἀπολ. ἐπιμελητὴς lesen Ἀπολλόδωρος; allein dieses mal könnte sich wohl Plutarch selbst verschrieben haben. C. XXXIX veränderte Reiske die ganz untadeliche Lesart: ἄλλως — εὖ ποίει τὰς φίλας καὶ ἐνδόξους ἄγε gewaltsam in: ἄλλ. εὖ ἐποίεις τὰς φίλας καὶ ἐνδόξους ἐγένου, das dem Kontext weit weniger angemessen ist. Hr. Schm. zieht aber die alte Lesart vor; doch will er für ἐνδόξως mit einer Handschrift ἐνδόξους lesen; das aber uns nicht vorzüglicher, sondern nur die willkührliche Korrektur eines Abschreibers zu seyn scheint. C. XL. ist die gewöhnliche Lesart: — μύρῳ δὲ χρωμένους ἰέναι πρὸς ἄλειμμα καὶ λουτρὸν, ὅσους οὐδ' ἐλαίῳ, τρίπτας δὲ καὶ κατευναστὰς περιαγομένους etwas dunkel und anstößig: Hr. Schm. schlägt, scharfsinnig genug, zu lesen vor: — λουτρὸν, ἐσὶν οὓς δὲ λουτροτρίπτας τε καὶ κατευναστὰς περιαγ.; allein λουτροτρίπτης kommt nur sonst gar nicht vor.; Rec. würde lieber annehmen, daß ὅσους οὐδ' ἐλαίῳ versetzt wäre und hinter μύρῳ δὲ χρωμένους stehen müsse. C. XLV. stellt Hr. Schm. für ὅς γε πρὸς ἅπασι τοῖς ἄλλοις die Konjektur auf: ὅς γε πρὸς Μαρακάνδοις und vergleicht zur Bestätigung zwey Stellen aus den Reden de fort. Alexandri, wo das hier erzählte Faktum mit dieser topographischen Bezeichnung erwähnt wird. Die Konjektur scheint uns aber doch etwas kühn, da die gewöhnliche Lesart dem Sprachgebrauch angemessen ist und einen Sinn giebt; jene örtliche Bestimmung hier auch sehr gut entbehrt werden kann. C. XLVII. hält Hr. Schm. die Worte ἐν Ὑρκανίᾳ nach κατὰ χώραν, τοὺς δ' ἀρίστους für ein Glossem zu κατὰ χώραν, welche Vermuthung auch wirklich Grund zu haben scheint. Im Folgenden wird für καὶ μαρτυράμενος vorgeschlagen καὶ μαρτυρουμένους; die Vulgata giebt zwar einen Sinn; allein die Emendation wird durch die vom Hrn. Schm. angeführten, ganz ähnlichen Parallelstellen bey'm Arrian über allen Zweifel erhoben. Nicht so

eine

einleuchtend scheint es uns, daß bald darauf (S. 115), wie Hr. Schm. will, für ἔν τινι χρόνῳ mit Cod. Anon. gelesen werden müsse ἐν Χαρτάναυ; offenbar konnte Plutarch jene unbestimmte Wendung recht gut brauchen; die andere Lesart aber kann eine spätere Glosse seyn, was sich umgekehrt nicht behaupten läßt. — Aus der Vita Caes. wollen wir nur Folgendes anführen: C. X. (p. 208) will Hr. Schm. für ἢ Λευκούλλῳ συνῳκήκει lesen ἢ Μετέλλῳ σι; die Erzählung mag dann allerdings richtiger seyn; aber Plut. selbst könnte die Namen verwechselt haben. C. XXXVII. heißt es von einigen Soldaten des Cäsar's, die ihn zu Brundisium erwartet hatten, ihn aber da nicht mehr vorfanden, im gewöhnlichen Text also: καθήμενοι δ' ἐπὶ τῶν ἄκρων, πρὸς τὸ πέλαγος καὶ τὴν Ἤπειρον, ἀπεσκόπουν τὰς ναῦς, ἐφ' ὧν ἔμελλον περαιοῦσθαι πρὸς ἐκεῖνον. Reiske hielt es für nöthig, das Komma nicht vor ἀπεσκόπουν, sondern nach diesem Worte zu setzen und τάς τε ναῦς zu lesen. Und diese willkührlichen Aenderungen des Textes hat Hr. Schm. auch beybehalten; in der Note aber schlägt er zu lesen vor: καὶ τὴν Ἤπειρον ἀποσκοποῦντες, τὰς ναῦς, ἐφ' ὧν ἔμελλον περαιοῦσθαι, προσέμενον oder προσέμεινον. Der Vorschlag ist ganz artig; aber Rec. bekennt doch, daß ihm die Vulgata gar keiner Aenderung zu bedürfen scheint. C. LVIII. findet sich die korrupte Lesart παρὰ τὴν Κασπίαν θάλασσαν καὶ τὸν Καύκασον ἐκπεριελθόντι τόπον; Reiske nahm willkührlich Καυκάσιον auf; Hr. Schm. verwirft dieß mit Recht, und da eine Pariser Handschrift πόντον anstatt τόπον liest; so stellt er nun den Text auf folgende Weise her: παρὰ τὴν Κασπ. θαλ. καὶ τὸν Καύκασον, ἐκπεριελθόντι τὸν Πόντον. Was für ein Meer sollte dieß aber seyn? Ist es nicht wahrscheinlicher, daß Beydes, πόντον und τόπον ein elendes Glossem eines Abschreibers sey? — Rec. muß hier abbrechen. Das Ausgehobene wird hinreichen, die Aufmerksamkeit der Philologen und insbesondere der gelehrten Schulmänner auf Hrn. Schmieder's Arbeit zu richten. Wir bemerken nur noch, daß um der jungen Leser willen wohl irgendwo hätte angedeutet werden müssen, daß der in den Noten häufig vorkommende *Solanus* der französische Kritiker Du Soul sey.

Nico-

*Nicolai Damasceni* Historiarum Excerpta et Fragmenta quae supersunt graece. Nunc primum separatim edidit, versionem latinam duplicem, alteram Henrici Valesii hinc inde emendatiorem, alteram Hugonis Grotii in locos plerosque, Henr. Valesii notas, integras aliorumque virorum doctorum undique collectas et suas, nec non testimonia veterum ac recentiorum de Nicolai vita scriptorumque notitia adiecit *Jo. Conradus Orellius*, Diaconus Turicensis. Accedit Sevini Dissertatio de Nicolao Damasceno gallice scripta. Lipsiae, sumtibus librariae Weidmanniae. 1804. 19 Bogen, gr. 8. 1 Rthl. 12 gr.

Wer es auch nicht weiß, daß der Römische Weltmonarch Augustus zur Ehre des von ihm geschätzten Geschäfftsmannes, Historikers und peripatetischen Philosophen Nikolaus von Damaskus die von diesem (nach Photius, Hesychius, Suidas) ihm zugesandten Honigkuchen, oder (nach Athenäus und andern) ihm zugeschickten Datteln [am wahrscheinlichsten Kuchen aus Datteln von Damaskus, s. Spanheim de praest. et usu numism. Diss. 4ta.] Nikolaer (Νικολάους) genannt, und diesen Namen damals allgemein in Gang gebracht hat, der weiß es doch wohl, daß dieser Nikolaus bey Fl. Josephus und andern alten Schriftstellern als ein sehr thätiger Freund des jüdischen Königs Herodes des Großen vorkommt, und daß man von ihm im Alterthume, außer mehrern philosophischen Schriften und einigen Tragödien und Komödien, ein vielumfassendes historisches Werk (ἱστορίαν καθολικήν) hatte, welches nach Athenäus aus 144 Büchern bestand. Zu bewundern ist es, daß die noch vorhandenen gar nicht unbedeutenden schriftstellerischen Ueberreste des Nikolaus, welche bis auf ein vom Stobäus aufbehaltenes poetisches Fragment, das sich auf Schmeichler und Parasiten bezieht, und wahrscheinlich aus einer Komödie entlehnt ist, sämmtlich historischen Inhalts sind, und ihrer großen Verschiedenheit ungeachtet, sämmtlich Bruchstücke aus jenem allgemeinen historischen Werke seyn mögen, seit beynahe zwey Jahrhunderten von den Philologen und Kritikern so sehr ver-

nach-

vernachlässigt worden. Seitdem nämlich zwey der berühmtesten Gelehrten des 17. Jahrhunderts, Hugo Groot und H. Valois, jener in seiner 1630 geschriebenen Epistola ad Nic. Peirescium, dieser in den zu Paris 1634 in 4. erschienenen sogenannten Excerptis Peirescianis sich um die Sammlung, Bekanntmachung, Uebersetzung und Erläuterung der Fragmente des Nikolaus verdient gemacht haben, sind diese von keinem andern Gelehrten wieder bearbeitet und herausgegeben worden; obgleich dieß schon deswegen ein Gegenstand kritischer Spekulation hätte seyn können, weil die erwähnten Schriften von Groot und Valois schon längst zu den selten vorkommenden Büchern zu rechnen waren. Bloß das kleine Bruchstück s. t. Nicolai Dam. de moribus Graecorum aliarumque gentium libellus, welches schwerlich in der abgerissenen Kürze von Nic. selbst niedergeschrieben worden; sondern ganz das Ansehen eines Excerpts aus einem größern Werke desselben hat, ist mit der lateinischen Version von Nicol. Cragius in des Gronovschen Thesaurus graecarum antiqu. 6ten Bande, (Leyden 1699. Fol.) S. 3847 ff. abgedruckt worden, in welchem auch S. 2821 ff. die ähnlichen, aber wegen ihrer formellen Unvollkommenheit weit weniger Aufmerksamkeit verdienenden Fragmente des Herakleides de politiis Graecorum mit Cragius Uebersetzung wieder abgedruckt sind. Herr Diakonus Orell, der sich in der Zueignung dieses Werks an den berühmten Schweizerischen Philologen Hottinger als einen Schüler desselben ankündigt, hat also ein sehr lobenswerthes Geschäfft übernommen, indem er sämmtliche hie und da zerstreute schriftstellerische Ueberreste des Nikolaus von Damaskus nebst allem, was über dieselben und über den Verf. selbst geschrieben ist, sorgfältig gesammelt, und außerdem durch eigene Zusätze von Bemerkungen und Kritiken theils verbessert theils vermehrt hat. Es ist nun freylich, wie schon der oben vollständig angegebene Titel erwarten läßt, eine wahre farrago libelli entstanden; allein dieß schadet nicht; das Volumen ist doch nicht stark geworden, und man hat nun die große Bequemlichkeit, Alles beysammen zu haben, und alles weitere Nachschlagen und Vergleichen sparen zu können. So wenig wir bey einem Schriftsteller, von welchem mehrere umfassende Werke vorhanden sind, und der vielfältig bearbeitet worden, eine solche Zusammenstellung alles von ihm und über ihn Vorhandenen billigen würden: so angemessen und zweckmäßig finden wir dieselbe

selbe doch im gegenwärtigem Falle. — Zuerst liefert Hr. O. die Fragmente vom Leben des Nikolaus mit der lateinischen Uebersetzung von Valois S. 2—15. Die Fragmente wer-den bekanntlich dem Nikol. selbst zugeschrieben; Hr. O. schließt aber aus den überspannten, unverschämten Lobeserhebungen, welche darin dem Nikol. ertheilt werden, daß nicht er selbst der Verf. sey; sondern daß einer seiner Freunde oder Schüler diese (jetzt lückenhaften) biographischen Nachrichten aus andern vom Nikol. hinterlassenen Aufsätzen zusammengetragen und mit seinen Lobsprüchen durchspickt habe. Dann folgen S. 16—83. die Fragmente aus den libris Historiarum, und zwar bis S. 38 bloß mit der latein. Uebersetzung des Valois; von S. 39 an steht außer dieser auch noch die Uebersetzung von Hugo Groot neben dem Texte; diese fängt nämlich, da Hugo Groot nur einen verstümmelten Codex hatte, mitten in einer Erzählung an. Die Grootsche Uebersetzung zeichnet sich durch eine schönere Latinität aus; die von Valois aber schließt sich genauer an die Worte des Originals an. Uebrigens steht über diese größern Fragm. historiar. die Ueberschrift ἐκ τοῦ πρώτȣ λόγȣ Νικ. Δαμ. Rec. vermuthet aber, daß schon die ersten vorhandenen Stücke nicht aus dem ersten, sondern aus einem spätern Buche sind; denn die Erzählung fängt mit dem Sardanapal an. Nachher findet sich nur S. 49 eine Bezeichnung des Schlusses des 6ten, und S. 83, bis wohin diese größern Fragmente reichen, des 7ten Buchs. Das Ganze ist sehr lückenhaft, und geht nur bis in die Zeit des Romulus; enthält aber neben Manchem, das aus andern noch vorhandenen Schriftstellern z. B. dem Dionys von Halik., geschöpft ist, auch Auszüge aus verlorengegangenen, und ergänzt selbst hie und da den Herodot und Diodorus Siculus. Von S. 83—112. hat dann Herr O. des Nikol. panegyristische Lebensbeschreibung vom Cäsar Augustus folgen lassen, mit den vollständigen Uebersetzungen der beyden oben genannten Gelehrten. Macht Nik. in diesem Schriftchen zwar den deklamatorischen Lobredner, der allen Schatten in dem Gemälde seines Helden fortläßt, und kann er also freylich nicht als zuverlässiger Historiker angesehen werden: so läßt sich doch bey gehörig angewandter Kritik mancher nützliche Gebrauch von den Nachrichten und Erzählungen, von denen manche beym Sueton und Dio Kass. nicht angetroffen werden, für die Geschichte des Augustus allerdings machen. Alle bis-

her

her angegebenen Excerpta sind vom Constantinus Porphyrogenita aufbehalten worden. Von S. 119 — 139. folgen alsdann Fragmente der libr. Histor. des Nik., welche H. Valois aus andern Schriftstellern, z. B. aus Josephus, Stephanus Byz., Athenäus ff., gesammelt hat, und zwar bis S. 131 solche, die aus bestimmten Büchern angeführt sind. Das erste Fragment, welches beym Josephus in den Antiquitt. I. 8. (nach der Havercampschen und Oberthürschen Ausg. eigentlich I. 7.) vorkommt, wird ausdrücklich als aus dem 4ten Buche des Nikol. entlehnt angegeben, und da es vom Abraham handelt: so bestätigt es das, was wir oben über die Ueberschrift ἐκ τῦ πρώτυ λόγυ bemerkt haben. Das letzte dieser Fragmente ist aus dem 123. u. 124sten Buche, und handelt schon von der Zeitgeschichte des Nikolaus. S. 140 — 161. folgen die schon oben erwähnten Excerpta de moribus gentium, die in den Collectaneen des Stobäus aufbehalten sind, mit der verbesserten Uebersetzung von Gragius; und S. 162 — 165. das gleichfalls vom Stobäus gerettete poetische Fragment de adulatione, griechisch und lateinisch. S. 167 — 234. finden sich die Annotationes über sämmtliche voranstehende Originalstücke; die mehresten dieser Annott. gehören dem H. Valois und einzelnen Herausgebern derjenigen Schriftsteller, bey denen Nikol. Fragmente angetroffen werden. Ein Theil derselben ist von Herrn Orell selbst. Diese Annott. enthalten theils Sacherläuterungen, theils betreffen sie die Kritik des Textes. Die ersteren hätten, unserer Einsicht nach, reichhaltiger seyn können, wenn der Herausgeber die Lücken in der Erzählung aus andern Schriftstellern hätte ergänzen, und überhaupt von Parallelstellen mehr Gebrauch machen wollen; bey der Schrift de moribus gentium hätte auch die geographische Lage der unbekannteren Völker mehr können nachgewiesen werden. Die kritischen Anmerkungen befriedigen am mehrsten. Schon Valois zeigte darin viel Gelehrsamkeit und Scharfsinn; aber auch Herr Orell thut dieß nicht weniger, und hat oft dem Urtheil und den Emendationen desselben gründlich widersprochen; auch zuweilen eigene prüfungswerthe Vorschläge zur Verbesserung des Textes gethan. Der abgedruckte Text selbst ist übrigens, einige wenige Stellen ausgenommen, ganz der Valesische; hin und wieder, wo derselbe offenbar verdorben ist, und vorgeschlagene Verbesserungen mit Gründen unterstützt sind, hat es uns wirklich gewundert, daß der Herausg. diese nicht aufgenommen hat, z. B.: S. 54 πως für πῶς,

S. 63

S. 63 συναπόλοιτο für das falsche συναπόλλυται, S. 146 Λιβύρνιοι für Λιμύρνιοι. S. 32 in den Worten: Εἰ μὲν ἐν σοὶ ταῦτα πέπρακται δικαίως, σὺ δὲ πάντων τύχοις τῶν ἀγαθῶν καὶ ἧς μακαρία εἰ δὲ ἀδίκως etc., ist Herrn O. mit Recht das erste δὲ anstößig; er schlägt vor σὺ δέομαι, πάντων zu lesen. Es könnte aber jenes δὲ nicht so wohl aus einer Abbreviatur, als dadurch entstanden seyn, daß in der nächsten Zeile σὺ δὲ vorausgeht; der Abschreiber konnte irrig, da wieder σὺ folgt, auch wieder δὲ dazu setzen. Zu den Worten S. 68 Φασὶ δὲ τινες Θαλῆν προειδόμενον ἐκ τινῶν σημείων ὄμβρον γενησόμενον καὶ ἀναμένειν τὴν ὥραν ἐκείνην bringt Herr O. die hübsche Konjectur bey für καὶ zu lesen κελεῦσαι, woraus durch die Abbreviatur κσαι leicht καὶ werden konnte. — Von S. 235 an sind die Testimonia Veterum ac Recentiorum de Nicolao Damasceno angehängt; unter denen der alten Schriftsteller nehmen die Stellen aus dem Fl. Josephus mit der lateinischen Version den mehresten Platz ein; die Test. recent. sind Hugonis Grotii Epistola ad Peirescium und die den Nikol. betreffenden Stellen aus Vossius de Historicis graecis und aus Fabricii Bibl. gr. ed. Harles. Ein besonderer Anhang ist die auf dem Titel erwähnte Abhandlung des Abbé Sevin, die hier von S. 274 — 291. vollständig abgedruckt ist. Herr O. sagt: aus dem VI. Theil der Memoires de l'Academie des Inscript.; dieß wird denn wohl nach der Quartausgabe seyn. In der zu Amsterdam erschienenen Octavausgabe der Memoires, welche Rec. besitzt, steht die Sevinsche Abhandlung im 9ten Bande.

Rs.

Die Trauerspiele des Sophocles. — Uebersetzt von *Friedrich Hoelderlin*. *Erster Band*. Frankfurt am Main, bey Wilmans. 1804. 108 S. *Zweyter Band*, 103 S. gr. 8. 1 Rh.

Die unter uns so hoch anwachsende Zahl von Uebersetzungen der Alten ist zwar ein Beweis, daß Viele, und unter ihnen Mehrere, deren täglicher Beruf es nicht ist, sich mit den Alten beschäfftigen; aber anderer Seits betrübt es auch, wenn

wenn man sieht, wie sehr die Büchermesse von Jünglingen und Männern vergrößert wird, die ihre Uebungsarbeiten noch fein bis zum zehnten Jahre, nach Horazens Regel, im Pulte liegen lassen, oder auch wohl nie ins Publikum prostituiren sollten. Es ist daher die strengste Pflicht der Kritik, mit diesen Leuten, und besonders mit den unberufenen Uebersetzern der Alten nicht schonend zu verfahren; besonders wenn sie nicht einmal ihren Text richtig verstanden haben. — Herrn Hölderlins Uebersetzung der beyden Sophokleischen Drama's Oedipus der König und Antigone (denn nur diese beyden Stücke enthalten beyde Bände) ist in jeder Hinsicht unter die schlechten zu zählen; und nach Manso's, Steinbrüchels und Stolbergs Uebersetzungen hätte er sie billig unterdrücken oder erst reifen lassen sollen, bis er diesen feinen und erhabenen Dichter vollkommner und richtiger verstehen lernte. Einige Stellen von unzähligen mögen zum Beweise dienen. Herr H. verräth seine Kenntniß des Griechischen gleich durch den Titel: Oedipus der Tyrann, da doch τυραννος bey den Tragikern und beym Herodotus gleichbedeutend mit βασιλευς ist. Ja nicht einmal nachher, als das Wort eine gehäßige Nebenidee bekam, drückte es den grausamen, eigenmächtig und gesetzlos verfahrenden Despoten aus; sondern bloß das Königthum, sofern es den Griechen an sich selbst verhaßt war; oder es bezeichnete den, der sich in einem freyen Staate zuerst der Herrschaft bemächtigte. Aber die Ueberschrift ist wahrscheinlich gar nicht vom Sophokles gemacht. Oedip. V. 2. in welcher Stellung hier bestürmt ihr mich. Das Griechische muß aufgelöst werden: δια τι τασδε ἑδρας θ. warum sitzet ihr auf diesen Altären? was trieb euch zu diesen Altären? ἐστεμμενοι ist auch nicht ringsum bekränzt; sondern es geht auf das Beschatten der mit wollenen Bändern umwundenen Zweige der Flehenden. V. 6. αγγελοι αλλοι sind keine andern Boten; sondern steht bloß im Gegensatz des αυτος, also αλλοι, οἱ μοι αγγελοι εισιν; es ist daher bloß zu übersetzen: ich wollte es nicht von andern vernehmen. V. 10: welcher Weiser (Weise?) steht in Furcht ihr oder leidet schon? Wer sollte hier ein folgenden Sinn suchen: warum sitzt ihr am Altar (τινι τροπῳ, wie V. 1, für δια τι τουτῳ τροπῳ), wie kommt ihr hieher? Ists Furcht oder ein sehnlicher Wunsch, der euch hieher treibt? V. 16: an deinem Altar. Βωμοι ist hier nicht der pluralis majestatis; sondern es sind die Altäre des

Apollo und der Minerva, die vor Oedips Palaste standen. Diese weit noch nicht zu fliegen stark, statt: weit zu fliegen, noch nicht stark. Ohne allen Sinn ist Folgendes V. 19: das andere Gezweig häuft sich bekränzt auf Plätzen. Das soll heißen: das übrige Volk, bekränzt, (denn so kann man εςεμμενον auch verstehen, obwohl es auch auf die Zweige der Flehenden V. 2. gehen kann) hat auf den freyen Plätzen sich gelagert. V. 22, Die Stadt, die du siehst, wankt (statt: wie du siehst), und heben kann das Haupt vom Abgrund sie nicht mehr und rother Welle. Hier sind's allein drey Fehler: Φοινιος ist nicht roth; sondern Tod und Verderben bringend; σαλος ist die wogende Fluth, S. Lamb. Bos über Hebr. 12, 27; also Welle ist zu schwach; und τε bindet ja nicht die Worte βυθων und Φοινιου σαλου, sondern gehört zur Phrase οιον ειναι. Also: aus dem Abgrunde der verderbenbringenden Fluth. Und nun höre man die gleich darauf folgende Stelle:

Sie (die Stadt) merkt den Tod im Roth der furchtbarn Erd',
In Heerden und in ungeborener Geburt
Des Weibs, und Feuer bringt von innen
Der Gott der Pest und leert des Kadmos Haus;
Von Seufzern reich und Jammer wird die Hölle

Wer nur hier den Griechen und seinen Sinn findet, magnus mihi erit Apollo! Es ist die schöne Beschreibung der Pest und ihrer schrecklichen Wirkungen: »Thebe stirbt dahin in »fruchtschwangern Pflanzen ihres Bodens; sie stirbt dahin »in ihren weidenden Rinderheerden und in den Embryonen »ihrer Weiber; die flammende Rechte des feindseeligsten Gottes (der Pest) schleudert ihre Blitze auf sie herab, und ach! »verödet des Kadmus Wohnsitz. Wir seufzen und wehklagen ob der Hinweggerafften, indeß der schwarze Hades sich »der reichen Beute erfreut.« So lautet etwa das Griechische. V. 33: ich achte dich, (Oedipus) als den ersten in Begegnissen der Welt und auch in Einigkeit der Geister. Welcher Unsinn! das soll heißen: wir halten dich für den vorzüglichsten Mann, der uns in den Unfällen des Lebens Hülfe und Aussöhnung des Zorns der Götter verschaffen kann. Richtiger aber und dem Sprachgebrauche gemäßer ist nicht einmal συναλλαγαι δαιμονων Aussöhnung der Götter, vielweniger Einigkeit der Geister. Brunk erweist, es sey interventus deorum. Demnach wären es solche Unglücksfälle, bey denen ein interventus deorum ist; 

male,

mala, a diis immissa. V. 36., du lösetest des Kadmus Stadt vom Zolle (Tribut), — und daß (und zwar) von uns nichts weiter wissend, noch belehrt. Von den Thebanern wußte Oedipus wohl etwas; aber Räthsel zu lösen, hatte er von ihnen nicht gelernt. V. 40.: o Haupt des Oedipus! stark über alle (hier wird sich jeder den Oedipus großköpfig denken. Es ist ja Gräcismus für: o mächtigster König!) wir flehen dich an, demüthig, einen Schutz uns zu erfinden (wie matt!), habst du gehört von Göttern eine Stimme, habst dus von einem Manne (dieß ist nicht oratio prosaica, sondern plane pedestris!), denn ich weiß, daß auch Verhängnisse sogar am meisten sich durch den Rath Erfahrener beleben. Da finde einmal einer in den letzten Worten den Sinn: denn der Erfolg der Rathschläge, die erfahrne Weise geben, der Erfolg ihrer Einsichten, ihrer Mittel, die sie gegen Etwas angeben, ist wirksam und gleichsam voll Kraft und Leben. — V. 46.: Richte wieder auf die Stadt, wohlan sey klug! (statt: sey besorgt für dich selbst, sorge für deine Ehre, für deinen Ruhm). Es nennt das Land den Retter dich vom alten wilden Sinne; (beym Zeus! welches Zeug! προθυμία ist der Eifer, der Muth des Oedips, die Stadt vom Ungeheuer, der Sphinx, zu retten.) Zu wenig denkt man aber deiner Herrschaft, sind wir zurecht gestellt (als wären es Grenadier!) und fallen wieder (das soll heißen: keineswegs werden wir mit Ruhm und froh uns deiner vorigen Regierung erinnern, wenn wir durch dich zwar einst gerettet und wieder aufgerichtet, nun wiederum dahin sinken). Mit Vestigkeit errichte diese Stadt (ἀσφάλεια ist die sicher leitende oder nie fehlende, nie trügende Weisheit Oedips; und errichten für wieder aufrichten, vom Unglück retten, ist gegen allen Sprachgebrauch). Nun hat der Verf. zwey Verse, V. 52 und 53, zierlich weggelassen. Dann fährt er fort: Dann herrschest du im Lande, wie du Kraft hast, ist schöner es von Menschen voll, als leer. Denn nichts ist weder Thurm noch Schiff allein, wenn Männer drinnen nicht zusammen wohnen. Falsch und schleppend! ὥσπερ κρατεῖς heißt nicht, wie du Kraft hast, sondern: wie du es jetzt beherrschest; und πύργος ist kein Thurm, sondern, wie oft bey Dichtern, eine Stadt, eine feste Stadt. — So fänden sich schon in den ersten 57 Versen, beynahe an 30

Fehler. In den Chören ist diese Uebersetzung noch weit fehlerhafter, unverständlicher und schleppender. Aber die höchste Höhe des neuern ästhetischen Unsinns erreichen die Anmerkungen zu beyden Trauerspielen. Da ist keine einzige unter ihnen, welche die Sprache des gesunden Menschenverstandes spräche. Wir wollen nur eine zum Besten geben. S. 107.: »Die Darstellung des Tragischen beruht vorzüglich darauf, daß das Ungeheuer, wie der Gott und Mensch sich paart, und gränzenlos die Naturmacht und des Menschen Innerstes im Zorn Eins wird, dadurch sich begreift, daß das grenzenlose Eineswerden durch grenzenloses Scheiden sich reiniget. — Darum der immer widerstreitende Dialog, darum der Chor, als Gegensatz gegen diesen. Darum das allzukeusche, allzumechanische und faktisch endigende Ineinandergreifen zwischen den verschiedenen Theilen, im Dialog und zwischen dem Chor und Dialog und den großen Partieen oder Dramaten, welche aus Chor und Dialog bestehen. Alles ist Rede gegen Rede, die sich gegenseitig aufhebt. (So ist der dramatische Dichter ja ein wahrer Hokuspokusmacher!) So in den Chören des Oedipus das Jammernde und Friedliche und Religiose, die fromme Lüge (wenn ich Wahrsager bin etc.) und das Mitleid bis zur gänzlichen Erschöpfung gegen einen Dialog, der die Seele eben dieser Hörer zerreißen will, in seiner zornigen Empfindlichkeit; in den Auftritten die schröcklichfeyerlichen Formen, das Drama wie eines Kezergerichtes, als Sprache für eine Welt, wo unter Pest und Sinnesverwirrung (ja wohl! ja wohl! wenn die ganze Welt so schriebe, wie der Verf.) und allgemein entzündeten Wahrsagergeist, in müßiger Zeit, der Gott und der Mensch, damit der Weltlauf keine Lücke hat, und das Gedächtniß der Himmlischen nicht ausgehet, in der allvergessenden Form der Untreue sich mittheilt; denn göttliche Untreue ist am besten zu behalten. So geht es durchaus fort, und der Halberstädter Paulmann selbst muß sich hier übertroffen finden. Man kann sicherlich immer zwey Blätter im Lesen umschlagen, und man wird's nicht gewahr werden, daß man den Sinn verloren hat. Denn hier ist nirgends einer. Fast sollte man glauben, der Setzer habe Anhangsweise der schönen Uebersetzung dieser Tragödien ein lustiges Nachspiel geben wollen, indem er die Buchstaben einmal nach dem blin-

den

den Griff sich zu aesthetischen Anmerkungen habe zusammensetzen lassen.

Eb.

# Erziehungsschriften.

1. Prüfungsgeschenk für die fleißige und gesittete Jugend. In Denk- und Sittensprüchen, Sprüchwörtern, Anekdoten, Charaden und Räthseln. Von F. X. Sperl, Direktor der Hauptschule zu Judenburg. Grätz, in der Ferstlischen Buchhandlung. 1804. 64 S. 8.

2. Prüfungsgeschenk für die fleißige und gesittete Jugend. In Gedichten, Fabeln und Erzählungen. Von F. X. Sperl, Direktor rc. Grätz, Ebendas. 1804. 72 S. 8. Mit dem vorigen 36 Krz.

Ein Produkt der Industrie, wie sie aus Grätz häufiger kommen. Hr. Dir. Sp. hätte daher nicht nöthig gehabt, seinen Namen vorzusetzen; ein gewöhnlicher Nachdrucker würde auch ohne pädagogischen Beystand so viel zusammen haben finden können, wenn er Campens Kinderbibliothek und andere ähnliche Schriften zur Hand genommen hätte, um auf Spekulation ein paar Bogen damit zu füllen. Mag es Hr. Sp. auch wirklich gut damit meinen, so hätte er doch wenigstens sorgfältiger auswählen, und seinen Zweck bestimmt angeben und ihm getreu bleiben sollen. Nun aber, da er sich auch nicht einmal in einer Vorrede darüber erklärt, weiß man nicht einmal, welcher Jugend er seine Prüfungsgeschenke eigentlich zubestimmt habe; denn fleißig und gesittet kann und soll doch die von niedern Schulen und Ständen, wie die von höhern seyn; allein dieser wird das Meiste, was ihr hier gegeben wird, schon aus andern Schriften bekannt seyn, und für jene ist Manches aus fremdem Gebiete des Wissens hergeholt, das ihnen nie so genau bekannt zu werden braucht. Wie sollen daher Kinder aus Volksschulen, die nie so genauen Unterricht in der Geschichte erhalten, z. E. folgende Räthsel aufzulösen im

 Stande

Stande seyn? Wo hat der Umfang einer Kuhhaut eine Stadt gegründet? Wem verhalf ein Hengst zum Throne? zu einer königl. Krone? Welches Kind hatte einen Affen zur Kindsmagd? Die Charaden sind ohngefähr von folgendem Schlage: Die erste Sylbe ist ein Buchstabe des Alphabets, die zweyte und dritte drücken unser Gefühl für empfangene Wohlthaten aus; das Ganze hat man, wenn man sich Sachen vorstellt. Und wie lehrreich sind Anekdoten, wie folgende: »Das größte Unglück. Dem englischen Prinzen Adolph begegnete in seiner Kindheit einmal ein Bettler, und sagte seufzend: Ach, gnädigster Prinz, mein Unglück ist sehr groß! Lehrt man Sie etwa Latein? fragte dieß erlauchte Kind.« Wie sehr muß die Lust dazu nun bey gemeinen Kindern durch dieses Beyspiel geweckt werden? Bey den Fabeln und Gedichten sieht man, daß der Sammler einen größern Vorrath zur Auswahl vor sich gehabt hat.

Eb.

Sittenlehre für Kinder. Ein Lesebuch zum Gebrauch in deutschen Schulen. Gesammelt und herausgegeben von J. P. L. Schnell, Inspektor und Pfarrer zu Dachsenhausen. Frankfurt a. M., bey Wilmans. 1804. 14 B. 8. 10 gr.

Ein Buch, das, wenn es sich nicht unter der großen Menge ähnlicher Bücher verliert und vergessen wird, gar wohl verdient, zu der auf dem Titel angegebnen Absicht gebraucht zu werden. Es besteht aus fünf Abtheilungen von sehr ungleicher Länge; 1) 50 Sittenlehren in kurzen Sätzen und Sprichwörtern; 2) 134 Sittenlehren in kurzen Denkreimen und einzelnen Versen, nach 16 Arten von Pflichten und Tugenden geordnet. Darunter stößt man auf einige, die leicht durch eine kleine Aenderung metrisch richtiger, und also auch lesbarer und unanstößiger hätten gemacht werden können. Z. B. Nr. 71.

Dem Elenden hilf gern, nimm dich des Armen an rc.
Und frage nicht, ob er dies wohl vergelten kann.

Wie leicht war es, dafür zu setzen:

Hilf den Elenden gern rc.

Nr. 81.

Nr. 87.

Sorge nur | nicht so (zu) viel;

Es geht doch, wie Gott will.

Dafür konnte es heißen:

Freund sorge nicht zu viel, rc.

Nr. 115.

Fleiß und Kunst

Erwirbt Brod und Gunst.

Durch einen kleinen Zusatz konnte der Vers sein Recht erhalten:

Durch Fleiß und Kunst

Erwirbt man Brod und Gunst.

Nun folgen 3) Sittensprüche aus der Bibel, sowohl alten als neuen Testaments, zusammen 166 an der Zahl. Vierte Abtheilung. Geschichten und Beyspiele von guten und bösen Menschen. Der vorzüglichste und stärkste Theil des Buchs. Er enthält 75 moralische Erzählungen, die fast alle das Gepräge wahrer Begebenheiten haben, und deswegen um desto lehrreicher sind. Sie scheinen zum Theil aus der Nationalzeitung und andern ähnlichen Sammlungen genommen; Beyspiele aber oder Ueberschriften von ihnen anzugeben, würde Raumverschwendung seyn. Diese Abtheilung erstreckt sich von S. 55 bis 197. Die fünfte und letzte Abtheilung besteht aus 15 Liedern, deren zum Gebrauch für Kinder leicht: noch mehrere hätten aufgenommen werden können.

1. Frohbergs Unterredungen mit seinem Sohne über die Natur und Kunst. Eine Jugendschrift von Joh. Wilh. Schwarz. Viertes und letztes Bändchen.

Auch unter dem Titel:

Schulgespräche über die Natur und Kunst, in der Lehranstalt zu Eichthal gehalten. Als ein Anhang zu Frohbergs Unterredungen; von J. W. S. Leipzig, im Komtoir für Literatur. 1804. 15 B. nebst 3 Kupfern. 8. 16 gr.

2. Belehrende Unterhaltungen für Kinder, von Joh. Franz Meinshausen, Rektor zu Tangermünde. Hamburg, bey Campe. (die Vorrede ist: im August 1803 unterzeichnet.) 152 und 35 Seit. 12. (Mit 5 Kpf.) 1 Rg. 12 ℋ.

3. Bildende Erholungsstunden für die Jugend und ihre Freunde. Ein nützliches Handbuch für Aeltern und Lehrer, um daraus ihre Kinder und Zöglinge auf eine leichte und angenehme Weise mit Gott, der Welt und sich selbst bekannt zu machen. Zweytes Bändchen. Frankfurt a. M., bey dem Buchdrucker Heller, und in der Herrmannischen Buchhandlung in Kommission. 1803. 9 Bogen. 8. 12 ℋ.

3. Auch noch in diesem letzten Bändchen herrscht eine große Mannichfaltigkeit lehrreicher Unterredungen über technologische und naturhistorische Gegenstände. Es sind derselben 22: über die Raupen und deren Verwandlung; über die Beschaffenheit der Menschenhaut, durchs Mikroskop betrachtet; über die Erfindung, Vervollkommnung und Wohlthätigkeit der Buchdruckerkunst; über die Wasserwolle oder Konserva, und das daraus vom Pred. Senger 1799 verfertigte Papier; Naturgeschichte der Schmetterlinge und der Hunde; über die Fortpflanzung und den Wachsthum der Blumen, und die innere Beschaffenheit der Saamenkörner; über die Verfertigung des Schrotes; Zergliederung eines Regenwurms; über die Erzeugung und den Nutzen des Safrans und Saflors; mikroskopische Zergliederung der Menschen- und einiger Thierhaare; Verfertigung der Bley- und Rothstifte; Naturgeschichte der Mücken; über die Unsicherheit des Vorhersagens der Witterung, und von dem Einflusse derselben auf Menschen und Thiere, als die sicherste Vorhersagung (hier sind die Spinnen vergessen worden); über den Menschen im Allgemeinen; über die Seidenraupe und den Seidenbau; über das Jagdwesen und dessen Einrichtung (von der Parforcejagd und deren Immoralität wird nichts gesagt); über das Federharz oder Gummi elasticum; über das Gold- und Silber,

Silberschlagen, oder das Blattgold; über die Infusions-
thierchen; über die Entstehung und Beschaffenheit der soge-
nannten Sternschnuppen; und über die Verfertigung der
Spiegel. Zu einer kritischen Beleuchtung einiger von diesen
Unterredungen, ist hier der Raum zu kurz. Viel kann al-
lerdings der junge Leser daraus lernen; durchgehends möch-
ten sie aber wohl nicht zum genügenden Selbstlesen geeignet
seyn, ohne daß die mündliche Anweisung eines Lehrers bey
manchen hingeworfenen Worten nöthig wäre.

2. Minder abwechselnd an lehrreichem, naturhistorischen
Inhalt sind die zweyten Unterhaltungen. Zwey derselben,
unter dem Titel: die schwarzen Sklaven und der Menschen-
handel, beschäfftigen sich mit den Negern, wo dann einige
bekannte Beyspiele von ihrer guten und bösen Seite, von ih-
ren Talenten und von den Ausschweifungen ihrer Rache wie-
derholt, und etwas vom Negerhandel und ihrer harten Be-
handlung auf dem Schiffe (aber nicht in den Kolonien selbst),
gesagt wird. Alles hätte sich durch weniger Unterbrechungen
kürzer, und doch vollständiger in einer einzigen Unterredung
sagen lassen. Nun folgen Abendunterhaltungen über aller-
ley Gegenstände, besonders der Natur. Dazu hätten sich
doch wohl für so unwissende Kinder, wie sie der Verf. ein-
führt, die nicht einmal den Gesang einer Nachtigall kennen,
nützlichere, und für ihre Wißbegierde interessantere Gegen-
stände auffinden lassen, als die Kammmuschel. Doch kommt
auch etwas von Pflanzenthieren, Neuntödtern, und einigen
Insekten vor. Den Schluß machen, mit neu anfangenden
Seitenzahlen, Gespräche über die vier Jahrszeiten, zur Er-
klärung vier eingehefteter, ausgemalter Kupfer, unfehlbar
der unerheblichste Theil des ganzen Büchleins, der überdem
durch die ausgemalten Kupfer desselben, ohne Noth ver-
theuert ist, die, wenn sie ja zum Spielwerk für Kinder ange-
bracht werden sollten, zu einem lehrreichern Gegenstand ge-
braucht werden konnten. Der Queerfragen dareinredender
Kinder, sind hier weit mehrere, als in der ersten Schrift.
Ein fünftes Kupferblatt stellt ein Sklavenschiff vor.

3. Dieses Bändchen enthält eine große Mannichfaltig-
keit zur Unterhaltung und Belehrung der Kinder, und zwar
größtentheils nicht in der Form raumverderbender Kinder-
sprüche, wodurch in diesen wenigen Bogen mehr Nützliches
geliefert wird, als in einem ganzen Alphabet gewöhnlicher

Kinderschriften. Wir wollen den Inhalt, dessen Verzeichniß im Buche selbst fehlt, kürzlich angeben. Von den Rosinen, von der Luft, vom Bilsenkraut, über die Größe der Erde, Wasser, Bley und Bleystifte, vom Winter in kältern und wärmern Ländern, von den Dünsten, von den Knochen des menschlichen Körpers, vom Phosphorus, Schnee, von der Todtenuhr, Gewissensbisse eines schadenfrohen Thierquälers, vom Schaltjahr, und wie man bey jeder Jahrzahl finden könne, ob das Jahr ein Schaltjahr oder das wievielste nach einem Schaltjahr sey; von Lebkuchen und Pfeffernüssen; vom Harzwald, (aber durch welchen sonderbaren Irrthum konnte der Verf. aus dem bekannten Thüringischen Inselberg einen Berg des Harzes machen?) vom Blocksberg (die bekannte Erklärung von dem Besen und den Ofengabeln ist nicht berührt worden); von der Viehzucht im Herzogthum Kärnthen, u. s. w. Dazu kommen nun noch gutgewählte Beyspiele guter und böser Kinder, Gedichte, und eine ziemliche Menge von leicht zu errathenden Charaden und Räthseln.

Gt.

## Technologie.

Die wichtigsten Kunstprodukte der Fabriken und Manufakturen, vorzüglich in Europa (.) Ein Handbuch für Jugendlehrer beym technologischen und geographischen Unterrichte, von J. C. Müller, Lehrer und Oekonom am Altonaer Waisenhause (.) Hamburg, bey Bachmann. 1804. 522 S. 8. 1 Rh. 12 K.

Der Vortrag der Technologie gewinnt allerdings an Interesse und Gemeinnützigkeit, wenn der Lehrer bey der Erläuterung der einzelnen technischen Gewerbe zugleich Nachrichten von den in den europäischen Staaten wirklich betriebenen Fabriken, von den besondern Vorzügen der einzelnen Fabrikate nach Provinzen und Ländern, von den Verschiedenheiten der Preise u. dergl. m. hinzufügt. Allein, ungeachtet der vielen technologischen Handbücher, Wörterbücher, Encyklopädien, Journale u. s. w., die wir besitzen, ist die Sammlung solcher

solcher Nachrichten äußerst schwer, und der Lehrer der Technologie hat sich wohl vorzusehen, daß er seinen Zöglingen und Zuhörern nicht ganz ungegründete oder verstellte Angaben vorträgt. Das bloße Zusammentragen und Nachschreiben solcher Nachrichten aus Wörterbüchern, Zeitschriften, Magazinen, Reisebeschreibungen u. s. w., ist freylich leicht für den Lehrer, und um so leichter, je weniger er Sachkenner ist. Eine ganz andere Sache ist es, sich eine genaue, gründliche Kenntniß der einzelnen Industrie-Zweige zu erwerben, und alsdann die statistischen Nachrichten hierüber, durch örtliche Nachfragen, durch eigene Besichtigung der Fabriken, durch Briefwechsel mit den Unternehmern, durch Einsicht der Verhandlungen bey den Kommerzkammern u. s. w., zu sammeln. Und doch kann nur auf diesem Wege etwas Zuverlässiges und Praktisch-brauchbares geliefert werden.

Rec. hat durch diese Bemerkungen schon die Ansicht dargestellt, welche er bey Beurtheilung des vorliegenden Handbuchs genommen hat. Die Idee und der Plan des Verf. ist zweckmäßig und lobenswerth. Die Durchsicht des Werks selbst ergiebt indeß, daß der Verf. kein eigentlicher Sachkenner der technischen Gewerbe, und sein Handbuch nur ein aus vielen andern Schriften zusammengetragenes Werk ist, folglich alle die oben gerügten Mängel und Fehler an sich trägt.

Rec. kann unmöglich alle die einzelnen Mängel und Fehler, welche ihm bey Durchsicht dieses Werks aufgefallen sind, hier aufstellen, da der Umfang der hier abgehandelten technischen Gewerbe so groß ist. Er will sich bloß darauf beschränken, einige Nachrichten von dem Zustande der Fabriken des Preußischen Staats, der ihm am genauesten bekannt ist, auszuheben.

Der Verf. fängt sein Werk mit den Kunstprodukten aus dem Mineralreiche an, und handelt zuerst bey den Metallfabriken die Gold- und Silbermanufakturen ab.

S. 17. heißt es: »In Deutschland sind solche Gold-»drathfabriken später in Aufnahme gekommen. Jetzt aber »wird viel Golddrath gezogen, geplättet und verarbeitet: in »Nürnberg, wo die Bortenwürkerey wohl am ältesten in »Deutschland ist; in Leipzig, wo die Gold- und Silberfa-»briken der Art, seit ungefähr hundert Jahren berühmt sind.«

»Auch

»Auch in Dresden, Berlin, Zerbst, sind Goldrath-»und Tressenfabriken. Hamburg zählt über 60 Meister, die »Gold- und Silberdrath liefern, von welchen sie, theils un-»verarbeitet, größtentheils aber in Borten gewürkt, eine große »Menge nach Rußland versenden.«

Rec. kann nicht einsehen, wozu solche unbestimmte oberflächliche Nachrichten dem Lehrling der Technologie, helfen sollen, der diese Kenntniß dereinst als Fabrikant, Kaufmann, Kammeralist u. s. w., nutzen will. Der Verf. hätte besser gethan, wenn er die vorhandenen Fabriken bestimmt angegeben, und namentlich die große und wichtige Gold- und Silbermanufaktur in Berlin angeführt hätte. Eben so wenig hätten die vor diesem so ansehnlichen, und noch jetzt nicht unbeträchtlichen Gold- und Silbertressenfabriken in Danzig unerwähnt bleiben sollen.

Rußland selbst ist bemüht, diese Fabriken zu etabliren, und der Einfuhrhandel der goldenen und silbernen Tressen ist keinesweges so frey, wie der Verf. in Ansehung Hamburgs bemerkt.

S. 63. bey den Nachrichten über Messerfabriken heißt es: »Neustadt Eberswalde, in der Mark Branden-»burg. Hier findet man, neben dem Eisen-, Kupfer- und »Messinghammer, auch eine Messerfabrik, die in gutem Rufe »und Flore steht. Sie überläßt den Messerschmieden in den »Städten die Verfertigung der feinen Arbeiten, und begnügt »sich mit dem Verkaufe (?) der sogenannten Courantwaa-»ren.« (??)

Dieses ist eine so unbestimmte und unrichtige Nachricht, wie nur eine seyn kann; indeß würde es zu weit führen, sie hier berichtigen zu wollen.

S. 104, bey den Nachrichten von Ankerfabriken, wird der wichtigen Ankerfabrik bey Stettin mit keinem Worte erwähnt. Dafür hätte die ganz überflüßige »Anmerkung« (S. 105.) wegbleiben können.

S. 306. heißt es bey den Nachrichten über Pottaschsiederenen äußerst unrichtig und unbestimmt: »Die Polni-»sche Asche, die man in den waldreichen Gegenden Polens »(??) häufig gewinnt, wird vorzüglich nach Danzig, Riga,

»auch

»auch Königsberg zum Handel (??) gebracht, und von da »weiter verführt.«

Rec. könnte diese unbestimmten und falschen Angaben noch mit hundert andern Beyspielen, auch in Hinsicht der übrigen Länder, belegen. Er unterläßt es indeß, da es zu nichts nützen würde.

Uebrigens zeigen die Nachrichten, welche der Verf. von den Papierfabriken, Baumwollenspinnereyen und Manufakturen, Strumpffabriken u. dergl. m. mittheilt, daß es ihm gänzlich an technischen Kenntnissen fehlt, und er bloß Kompilator ist. Wie könnte er sonst ein so verwirrtes Gewäsche über die Baumwollspinnereyen, Strumpfwürkereyen u. s. w., vorbringen. Er erwähnt zwar der Baumwollspinnerey des Knauft in Altona, (seinem Wohnort); allein Rec. zweifelt, daß er sie besehen hat, so wenig als er je einen Strumpfwürkerstuhl untersucht, vielleicht nicht einmal gesehen haben mag. Wie schwer ihm übrigens Beschreibungen technischer Gewerbe und Maschinen werden, ergiebt die detaillirte Nachricht, die er S. 459—466. von der Wollmaschinenspinnerey, mittheilt, welche er angeblich seit mehrern Jahren auf Rechnung des Armenwesens der Stadt Altona dirigirt.

Mb.

## Haushaltungswissenschaft.

Wilhelm Forsyth, Königl. Gärtner zu Kensington und St. James ꝛc., über die Kultur und Behandlung der Obstbäume; enthaltend die vollständige Beschreibung einer neuen Methode, Bäume zu beschneiden und zu ziehen. Nebst einer neuen und verbesserten Ausgabe seiner Beobachtung über die Krankheiten, Schäden und Gebrechen der Obst- und Forstbäume aller Art, und Beschreibung einer besondern Heilmethode; auf Befehl der Engl. Regierung bekannt gemacht. — Aus dem Englischen übersetzt von D. A. H. Meineke.

Mit

Mit 13 Kupfertafeln. Berlin, bey Nikolai. 1804. 8. 1 Alph. 4 Bog. 2 Rl.

Zu den Obstbäumen rechnet der, wegen des von ihm angegebenen vortrefflichen Baummörtels, unter uns schon rühmlich bekannte Verf. auch die Weinstöcke, den Haselnußstrauch, die Stachel-, Johannis- und Himbeeren. Was er nun von den verschiedenen Sorten aller, in den Englischen Gärten kultivirten Obstbäume und Sträucher hier sagt, das zeugt zwar von einer großen Mannichfaltigkeit derselben; reicht aber doch nicht hin, die Sorten selbst daraus näher kennen zu lernen, und ist oft ein bloßes Namenverzeichniß. Desto besser und praktischer ist aber alles, was er von dem Pflanzen, Versetzen, Köpfen, Beschneiden, Ziehen, Anbinden, Bedecken, Wässern, Warten und Pflegen dieser Bäume, Stöcke und Sträucher lehrt. Um des vielen Guten und Brauchbaren willen, was man hier und überall in diesem Buche findet, wird man es denn auch mit der Schreibart und mit den Ausdrücken des oft redseeligen und sich selbst und sein Lob so gern wiederholenden Verf. nicht so genau nehmen; auch ihm, als bloß praktischem Gärtner, einzelne Vorurtheile und eingeschlichene Irrthümer leicht verzeihen. Z. B. daß der Schatten, den die Baumblätter geben, die Frucht nähre; daß Quittenbäume in gehöriger Entfernung von Aepfel- und Birnbäumen zu pflanzen wären, damit nicht durch Vermischung des Saamenstaubes, eine Ausartung jener Bäume veranlaßt werden möge; daß die durch das Ablactiren veredelten Bäume schwächer, und nie so groß würden, als die auf andere Art gepfropften; daß alle Nuß- so wie alle Pflaumen- und Mast- tragende Bäume auf einander gepfropft werden könnten; daß der Feuerbrand der Bäume aus dem Zurückwerfen der Sonnenstrahlen aus hohen Wolken, die wie ein Brennspiegel eine außerordentliche Hitze bewirkten, entstehe, u. s. w. Dergleichen dreiste Behauptungen des Verf. sind nun theils offenbar falsch, theils nur halb wahr, und erst unter mancherley Voraussetzungen und Einschränkungen, oder nach deutlichern Erklärungen und Bestimmungen als richtig anzunehmen. Wie leicht hätte der gewiß besser unterrichtete deutsche Uebersetzer seinem irrenden Auctor hier, und besonders noch in dem Kapitel von den schädlichen Insekten, die Hand bieten und ihn freundlich zurechtweisen können!

können! Auch wäre es wohl um mancher Leser willen gut gewesen, hier und dort kurz zu bemerken, daß nicht so gradezu jeder Rath des Verf. im Großen ausführbar sey, und daß manches Mittel, dessen er sich in den Königl. Gärten Englands mit Vortheil gegen Baum- und Obstfehler bediente, für uns zu mühsam und zeitraubend, gar oft auch viel zu kostspielig seyn würde. — Jedoch dieß Alles ist nur Nebensache; in der Hauptsache glaubt Rec. diese Schrift nicht genug empfehlen zu können; so überzeugt ist er von den Vortheilen, die man sich bey der Obstbaumzucht dadurch verschafft, daß man die Obstbäume nach der sehr deutlichen Anweisung des Verf. behandelt, beschneidet und zieht; sie, wenn sie schon alt oder sonst schadhaft sind, durch Abköpfen verjüngt, in beliebiger Form wieder herstellt, und zum reichlichern Fruchttragen zwingt. Wie ein gewissenhafter Arzt mit kranken Menschen, so verfährt der Verf. mit seinen kranken Bäumen. Er giebt sie nicht eher auf, als bis sie völlig todt sind, und rettet durch Messer und Schnitt, und durch das Aufstreichen seiner Komposition auf die gefährlichen Wunden, fast ohne Ausnahme alle, über die unsere deutschen Gärtner sogleich das harte Urtheil fällen würden: Hauet sie ab! Was beschweren sie das Land? — Ja, noch mehr: eben diese abgelebten, verkrüppelten und wenig oder schlechte Frucht tragenden Bäume erlangen nun, bey der hier angegebenen Behandlung, ein überaus schönes Ansehen, und tragen in Zeit von 2 bis 4 Jahren die köstlichsten Früchte im größten Ueberfluß. Der lobenswerthe Untersuchungsgeist, womit Herr Forsyth so viele Jahre lang sein Gewerbe trieb, und der Wunsch, seine Behandlungsart bey den ihm anvertrauten Obst- und Forstbäumen in den Königl. Gärten zu K. immer mehr zu verbessern, leiteten ihn nach und nach auf diese seine Entdeckung, die in England, laut Beylagen im Anhange, von einem Ausschuße beyder Parlamentshäuser geprüft und bewährt gefunden wurde. Das Urtheil fiel dahin aus: die Komposition des Verf. (oder der Baummörtel, wodurch er vorzüglich jene bewunderungswürdigen Umschaffungen bewirkt) sey eine Entdeckung, die nicht nur dem Privatmanne, sondern auch dem Staate zum größten Nutzen gereichen könne. »Dieß Baumpflaster nun ist anklebend, absorbirend und heilend; es ist dabey wohlfeil und leicht zu bereiten, und widersteht sowohl dem Platzregen, als dem zusammenziehenden Froste, dem Sonnenscheine und austrock-

menden Winden. Ehemals wandte es der Verf. wie einen steifen und zähen Mörtel an; jetzt aber streicht er es flüssig auf die von Rinde entblößten, verletzten Theile. Im Anhange findet sich die Vorschrift zur Bereitung desselben, so wie sie am 11. May 1791. auf dem Landrevenüen-Amte in Scotland Yard vom Erfinder angegeben und beschworen worden ist. Man nimmt nämlich 1. Theil frischen Kuhdünger, ½ Kalchschutt und eben so viel Holzasche, und $\frac{1}{16}$tel Flußsand. Diese Mischung wird durch Urin und Seifenlauge so verdünnt, daß sie sich leicht mit einem Pinsel auftragen läßt; das Aufgetragene wird dann zuletzt noch etlichemal mit Holz- und Knochenasche bestreut, und sanft auf die Wunde gedrückt. — Mag man dann gleich hier und dort dieß Forsythsche Heilmittel, so wie auch seine Art, die Bäume durch Köpfen zu verjüngen und durch Schnitt und Zug fruchtbarer zu machen, bereits aus andern Büchern über die Obstbaumzucht, kennen: Beydes ist noch lange nicht so bekannt, als es, seines ausgebreiteten Nutzens wegen, zu seyn verdient — wie dieß die vielen Krüppel in unsern Gärten und an unsern Spalieren und Obstwänden genugsam beweisen. Um nun diese alten, unfruchtbaren Krüppel bald in die schönsten, zierlichsten und fruchtbarsten Bäume umgeschaffen zu sehen, wünscht Rec. dieser, im Ganzen wohlgerathenen Uebersetzung einer so lehrreichen Schrift, über die Kultur und Behandlung der Obstbäume, recht viele Leser; besonders aus der Klasse der Gärten- und Güterbesitzer. Sie werden sich durch die ihnen hier mitgetheilten Bemerkungen, Erfahrungen, Zeugnisse, und vielleicht schon durch den Anblick der auf den Kupferplatten befindlichen Abbildungen mehrerer vom Verf. aus alten, halb abgestorbenen Stämmen gezogenen vortrefflichen Zwerg- und Wandbäumchen, zu ähnlichen Versuchen gleichsam gezwungen fühlen, und diese Versuche dann gar bald durch den schönsten Erfolg gekrönt sehen.

Az.

# Intelligenzblatt.

## Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Herr C. D. Henning, reformirter Prediger zu Jutschen in Preußen, ist an Schleiermachers Stelle, als Hofprediger nach Stolpe in Hinterpommern berufen.

Herr Prediger Richter in Kuhsdorf bey Perleberg, Verfasser eines Rechenbuchs, ist Prediger in Techow und Heiligengrabe in der Priegnitz geworden.

Herr Heinecke, Lehrer bey der lateinischen Schule des Waisenhauses in Halle, hat das Rektorat in Perleberg erhalten. Er bearbeitet den Juvenal, wovon die Prolegomena schon erschienen sind.

Den Herrn Legationsrath C. A. Fischer, welcher sonst in Dresden privatisirte, und jetzt nach Würzburg, als Professor der schönen Wissenschaften berufen worden ist, hat, bey seinem neulichen Aufenthalte in Marseille, die dortige Gesellschaft der Wissenschaften und Künste zum Mitgliede aufgenommen.

Der jüdische Gelehrte, Herr Hartwich Wessely, Verfasser eines Gedichts, die Moseide, hat seinen bisherigen Wohnort, Berlin verlassen, und ist nach Hamburg, seiner Vaterstadt, zurückgekehrt.

Herr Dr. Horkel, bisheriger außerordentlicher Professor der Medicin zu Halle, ist ordentlicher Professor der medicinischen Fakultät geworden.

Herr Mag. C. A. Völker, Prediger zu Rothenstein im Weimarschen, ist zum Superintendenten und Pastor in Dornburg ernannt worden.

Herr Dr. Marezoll, Superintendent zu Jena, ist bey der dortigen Universität zum Professor honorar. ordinarius ernannt worden, und wird daselbst ein Institut zur Bildung praktischer Theologen errichten.

Die deutsche Gesellschaft in Leipzig, hat den Herrn Rath Reinwald zu Meinungen, zu ihrem Mitgliede erwählt.

Der Exjesuit und Professor Herr A. Jungnitz in Breßlau, ist Assessor bey der dortigen katholischen Schuldirektion geworden.

---

## Todesfälle.

### 1804.

Den 19ten Oktober starb zu Weimar im 26sten Jahre, Herr Theodor Heinrich August Bode, bekannt durch verschiedene Gedichte und Uebersetzungen. Er war ein Sohn des berühmten Astronomen zu Berlin.

---

## Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Ein hiesiger Verehrer der Sternkunde, hat unaufgefordert zwanzig Friedrichsd'or bey mir niedergelegt, für die von jetzt bis Ende Augusts 1805 mir mitgetheilte wichtigste astronomische Entdeckung, oder Abhandlung, oder geschmeidige Auflösung einer schwierigen in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Aufgabe. Die Verfasser belieben ihre Aufsätze in deutscher oder französischer Sprache bis dahin, an mich einzusenden, und ihren Namen und Aufenthalt in einem versiegelten, mit einem Motto versehenen Zettel zu bemerken. Ueber den Werth der abgehandelten Materien, und über die Zuerkennung des Preises, werde ich mit sachkundigen Freunden konferiren; auch erbitte ich mir die

Er-

Erlaubniß, über die Bekanntmachung der eingegangenen Abhandlungen, in meinen astronomischen Jahrbüchern disponiren zu können.

Berlin, den 20sten Oktober 1804.

J. E. Bode,
Astronom und Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften.

---

## Anzeige kleiner Schriften.

Academiae Georgiae Augustae Prorector G. F. de Martens, cum senatu, civium suorum, qui in certamine literario in A. D. IV. Jun. Anni MDCCCIV. Georgii III. solenne natalitium, indicto constituta ex ejus munificentia praemia ord. academic. judicio reportarunt nomina — promulgat. Goetting., typis Dietrich. 1804. 2 Bog. Fol.

In diesem Programm, welches, wie dieß von dem berühmten Verfasser, dem würdigen Heyne, nicht anders zu erwarten ist, sich durch eine reine wahrhaft klassische Latinität auszeichnet, wird von den Schicksalen der Göttinger Universität, während der Okkupation des Kurfürstenthums Hannover, durch die französischen Truppen gehandelt, und die Humanität gerühmt, mit welcher sowohl Bonaparte, als die im Hannöverschen kommandirenden Generale, vom ersten Anfang der Besitznahme an, den ebengenannten Musensitz mit allen Kriegslasten verschont, und in den Verhältnissen desselben nicht die geringste Veränderung vorgenommen haben. Wirklich gereicht es auch dem Beherrscher Frankreichs zur Ehre, daß er, aus Achtung für die Wissenschaften und Anerkennung des Nutzens einer so ausgezeichneten Bildungsanstalt, dieselbe so wenig beschränkt, daß sie den Geburtstag ihres vormaligen Landesherrn, des Königs von Großbritannien, wie sonst, feyerlich begehen kann. —

Der Verfasser gedenkt auch der Gefahr, in welcher Göttingen geschwebt habe, mehrere seiner berühmtesten Docen-

centen, durch Berufungen auf auswärtige, vorzüglich russische Universitäten zu verlieren; fügt aber die Nachricht hinzu, daß die meisten derselben jenem Rufe nicht folgen würden.

## Bücherverbote.

Folgende Bücher:

Cölestion, oder über das Wesen und den Werth der natürlichen Religion, von Karl Hylander. Wolfenbüttel, bey Albrecht.

Bouneparte, der Gefürchtete, Moreau, der Gerechte, ꝛc. Aachen. 1804.

So geht es in der Priesterwelt, mit und ohne Kutten. Ein Gemälde nach der Natur. Leipzig. 1804.

sind in Kursachsen verboten worden.

## Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Herr Dr. Goldfuß, macht, auf Kosten des Königs von Preußen, eine Reise nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung in naturhistorischer Absicht. Die Seltenheiten, welche er besonders aus dem Thier- und Pflanzenreiche mitbringen wird, sind für die Naturalienkabinette zu Berlin und zu Erlangen bestimmt.

# Neue allgemeine deutsche Bibliothek.

Des XCIII. Bandes Zweytes Stück.
Fünftes bis Achtes Heft.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgischer allergn. Freyheit.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1804.

# Verzeichniß

der

## im 2. Stücke des drey und neunzigsten Bandes recensirten Bücher.

### I. Protestantische Gottesgelahrheit.

## II. Arzneygelahrheit.



Der

## III. Schöne Wissenschaften und Gedichte.



## IV. Romane.

## V. Schöne und bildende Künste.

## X. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.



XI.

## XI. Gelehrtengeschichte.



## XII. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.



## XIII. Erziehungsschriften.

## XIV. Technologie.



## XV. Haushaltungswissenschaft.



XVI.

## XVI. Vermischte Schriften.



---

# Register
## über das Intelligenzblatt
### zum zweyten Stücke des drey und neunzigsten Bandes.

---

### 1. Ankündigungen.



### 2. Berichtigungen.



### 3. Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.



* Schwarz

### 4. Todesfälle.



### 5. Chronik deutscher Universitäten.



### 6. Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.



### 7. Anzeige kleiner Schriften.



### 8. Reichstagsliteratur.



Ver-

## 9. Korrespondenz.



## 10. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

# Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Drey und neunzigsten Bandes Zweytes Stück.

Fünftes Heft.

## Protestantische Gottesgelahrheit.

Predigten über diejenigen Gegenstände aus der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, welche eine vorzügliche Beherzigung von unserm Zeitalter verdienen rc. Herausgegeben von J. G. Seiliger. Zweyter Theil. Leipzig, bey Darnmann. 1803. 17 Bog. nebst 1 B. Vorrede. 8. 16 gr.

In diesem zweyten Theile sind vierzehn Predigten enthalten, die eben wie die im ersten Theile zwar gute Predigten sind; aber keineswegs zu den vorzüglichen gehören.

Cz.

Predigten, größtentheils an Bußtagen und Festtagen, wie auch bey feyerlichen Gelegenheiten gehalten von D. H. P. K. Henke, Abte des Klosters Michaelstein, u. s. w. Zweyte Sammlung. Braunschweig, in der Schulbuchhandlung. 1803. 361 S. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Obgleich der Titel Predigten angiebt, so sind es doch nicht lauter Predigten, sondern 6 Predigten und 4 Reden. Von den Predigten, die alle in der Universitätskirche zu Helmstedt gehalten sind, sind vier an Bußtagen, eine am Weyhnachts-

 feste,

feste, und eine am 23sten Sonntage nach Trinitatis gehalten. Von den Reden sind zwey bey Einführungen gehalten, eine bey der Einführung des Abts Bartels zu Riddagshausen; die andere bey der Einführung des Generalsuperintendentes Lichtenstein in Helmstedt; eine ist bey Einweihung einer neuen Kirche in dem zur Generaldiöcese des Verf. gehörigen Dorfe Röpke, und eine ist bey einer außerordentlichen Veranlassung zu Osterwick gehalten. Von einem Henke kann nichts Schlechtes, ja nicht einmal etwas Mittelmäßiges geliefert werden; daher ließ sich erwarten, daß diese zweyte Sammlung der ersten nicht nachstehen würde, und so ist es auch in der That. Unter den Predigten, die alle von vorzüglichem Werthe sind, zeichnet sich besonders die aus, welche nach vollzogener Vermählung des Prinzen Wilhelm Friedrichs von Braunschweig mit einer Prinzessinn von Baden am 23sten Sonntage nach Trinitatis über die Worte aus dem Evangelium gehalten wurde: »Gebet dem Kaiser was »des Kaisers ist, und Gotte was Gottes ist.« Das Thema ist: **Ueber den Sinn und Werth öffentlicher Danksagungen und Fürbitten für die Regenten.** Die vier Bußtags-Predigten sind alle gleich vortrefflich, und Rec. wüßte nicht, welcher er den Vorzug geben sollte. Bey der, übrigens schönen Predigt am Weyhnachtsfeste ließe sich allenfalls wohl erinnern, daß sie keine eigentliche Festmaterie abhandelt: es wird nämlich darin geredet: **von der Achtung, die wir Kindern schuldig sind.** Die beyden Einführungsreden sind Muster in ihrer Art. Die Rede bey der Gedächtnißfeyer des funfzigjährigen Lehramts eines verdienstvollen und gelehrten Religionslehrers, des Inspektors zu Osterwick D. Schmahlings, hat Rec. vorzüglich gefallen. Auch die Rede bey Einweihung der neuen Kirche zu Röpke hat ihren großen, nicht zu verkennenden Werth; nur scheint sie Rec. nicht durchgehends populär genug zu seyn. Sie ist die einzige in dieser Sammlung, die vor einer bloßen Dorfgemeine gehalten ist; so sehr der Verf. dieß im Auge hatte, und sich herabzustimmen suchte: so ist es ihm doch nicht ganz gelungen, welches auch nicht zu verwundern ist, da er nur vor gebildeten Zuhörern zu reden gewohnt ist. Das Schlußgebet macht jedoch hiervon eine Ausnahme; es ist nicht nur schön, sondern auch populär.

Mk.

D. Joh.

D. Joh. Chr. Döderlein's christlicher Religionsunterricht nach den Bedürfnissen unserer Zeit, nach dem Lateinischen des seel. Verf. ausgearbeitet von D. C. G. Junge. Zwölfter und letzter Theil. Nürnberg, bey Monath und Kußler. 1803. 761 S. 8. 2 Rl. 4 gr.

Mit diesem Theile, der in zwey Abtheilungen zerfällt, ist das ganze für die gemässigten Theologen und Religionslehrer sehr nützliche Werk vollendet. Möchte es nur nicht zu so vielen Bänden angewachsen seyn; so würde man auf einen größern Umlauf desselben rechnen dürfen! Allein zu dieser Ausdehnung hatte der seel. Döderlein in den ersten Theilen, die er noch selbst ausarbeitete, schon den Grund gelegt, und man kann sie daher dem Fortsetzer nicht so hoch anrechnen. Auf jeden Fall findet man hierin eine Menge theologischer Ideen, die für den Religionslehrer sehr wichtig sind, und für die Praxis sehr gut angewendet werden können. Es ist daher diese Dogmatik viel wichtiger als manche andere neuerer Zeit, und Rec. wüßte im Ganzen keine bessere einem Geistlichen zu empfehlen, als diese; wenn sie gleich auch ihre Mängel hat, wie von Zeit zu Zeit bey den einzelnen Theilen gezeigt ist, und auch bey diesem gezeigt werden soll. Allein diese Mängel verlieren sich in der Masse des Guten und Brauchbaren, welches man nicht übersehen darf. — Dieser Theil fängt an mit dem zweyten Abschnitt des zweyten Theils vom zweyten Buch, also mit §. 293. des lateinischen Originals, und läuft bis zum Ende desselben, bis §. 365. fort. Ein doppeltes Register beschließt das Ganze. Der erste Abschnitt dieses Theils enthält die Lehren von der künftigen Glückseeligkeit, dem dreyfachen Amte Christi, den messianischen Weissagungen, und von der Art die Glückseeligkeit zu erhalten, also vom Glauben, der Bekehrung (Resipiscenz) und den Gnadenwirkungen. Die zweyte Abtheilung fährt fort mit den Gnadenmitteln, also mit dem Worte Gottes, der Taufe und dem Abendmahle, so wie mit der Lehre von der Kirche. Ueberall entdeckt man dieselbe ruhige Würdigung der verschiedenen theologischen Vorstellungen über diese Lehren, denselben praktischen Sinn in ihrer Behandlung, und dieselbe gemäßigte Freymüthigkeit, welche schon an den vorigen Theilen ge-

 rühmt

rühmt worden sind. Von der Kantischen Philosophie ist der Verf. kein Freund, und schwerlich darf auch ein positiver christlicher Theolog sich irgend einer Schulphilosophie gänzlich ergeben: sondern er muß einem Eklekticismus huldigen, welcher überhaupt die beste Philosophie für einen selbstdenkenden Mann seyn wird, der sich der Ueberzeugung nicht erwehren kann, daß schwerlich das ganze System aller möglichen Vernunftwahrheiten in einem einzigen Kopfe befindlich seyn dürfte. Dessen ungeachtet wird er aber die verschiedenen Systeme der Philosophen studieren, und das für ihn Annehmliche daraus aufnehmen, weil kein philosophisches System ohne Wahrheit ist, und die philosophische Darstellung von mehreren Seiten bey einem Selbstdenker viele eigne Ideen erwecken kann. Irre Rec. nicht, so würde der würdige Verf. manche Behauptung zurück gehalten, oder anders modificirt haben, wenn er mit der neuern Philosophie vertrauter gewesen wäre. Er würde z. B. die Verschlimmerung der Personalität in jener Welt nach S. 88 nicht für unmöglich erklärt haben, da sie nach dem Begriff eines endlichen freyen Wesens allerdings möglich bleiben muß. Er würde die Frage von einer übernatürlichen Offenbarung in jener Welt S. 55 als leer und unnütz abgewiesen, und die Uebertragung der jetzigen Zustände auf eine bessere Welt, die er im Ganzen selbst verwirft, völlig ausgeschlossen haben, da wir die Bedingungen unsers künftigen Daseyns nicht kennen. Allein indem er alle sinnliche Vorstellungen in dieser Hinsicht bestreitet, ist er doch selbst geneigt, andere an deren Stelle zu setzen, wie folgendes Beyspiel zeigen mag. S. 74. »Es »ist nicht zu läugnen, daß manche die Zukunft zu sehr nach »der Gegenwart ausbilden, und sich vorstellen, als ob man »dorten (dort) wieder Familienweise zusammen leben, sich »bloß an den Kreis seiner Bekannten anschließen, und gleich»sam von allen andern getrennt, in der Gesellschaft seiner »Mitbürger und Familienglieder einen eignen Staat, eine »besondere geschlossene Innung ausmachen werde. Nun ist »zwar nicht zu verbürgen, daß dort lauter einzelne zer»streute Gesellschaften seyn werden, die von der übrigen gros»sen Menge isolirt leben; allein vermuthen dürfte man »etwa doch, daß sich die Gebildetern von den Ungebildeten, »die Bekanntern von der großen Menge der Unbekannten von »selbst trennen, und jede Klasse die Geister aufsuchen werde, »die sich ihr an Kenntnissen und Denkungsart vorzüglich nä»hern,

»hern, wenn sie auch deswegen andere geringere Klas-
»sen nicht gerade von ihrem Umgange als Unwürdige
»ausschließt.« Ausserdem findet Rec. in der Erklärung ein-
zelner biblischen Stellen die meiste Veranlassung von dem
Verf. abzuweichen, wovon er ebenfalls noch Einiges auszeich-
nen will. S. 9 werden die Worte Gal. 4, 9. γνωθεντες
ὑπο Θεου da sich Gott euch zu erkennen gegeben hat, erklärt
durch — »da ihr von ihm als Kinder geliebt seyd.« Allein
γινωσκειν kann der Wortbedeutung nach niemals lieben
heißen, und wenn auch bisweilen der Sinn diese Bedeutung
erfordern sollte: so ist es doch gewiß hier nicht der Fall, wo
von einer bessern Kenntniß geredet wird. Dazu kommt noch,
daß die gewöhnliche Uebersetzung von dem kurz vorher gehen-
den γνοντες Θεον »da ihr Gott kennt« beybehalten wird,
weßhalb um so weniger gleich darauf eine veränderte Bedeu-
tung desselben Verbi angenommen werden kann. Ferner
werden die Worte der Lutherischen Uebersetzung von Röm. 5,
1. »da wir nun durch den Glauben gerecht worden sind«
erklärt durch Vergebung erlangt haben; allein dieß ist
zu wenig, in so fern in dem Verbo δικαιωθαι die beyden Be-
griffe »straflos und glücklich werden« liegen. Will man da-
für ein einziges deutsches Wort: so muß man wohl begnadi-
gen wählen. Anderer Stellen zu geschweigen, um nicht zu
weitläuftig zu werden. Desto mehr stimmt Rec. mit Hn. D. J.
in der Ansicht und Erklärung der messianischen Weissagungen
überein, und findet die Gründe, womit manche neue Erklärung
einzelner Weissagungen als unannehmlich dargestellt wird, sehr
befriedigend. Zum Beweise mag die berühmte Weissagung Jes.
52, 53. dienen. S. 164. »Ein anderer berühmter Ausleger ver-
»stand unter diesem Diener Gottes den bessern Theil des
»Volks, der während des Exils der Verehrung Jehova's ge-
»treu blieb. Allein der Prophet macht nirgends einen solchen
»Unterschied, behauptet sonst von keinem Theile des Volks eine
»solche gänzliche Schuldlosigkeit, und es ist auch unerweis-
»lich, daß gerade dieser bessere Theil ein härteres Schicksal
»vor den übrigen gehabt haben sollte. Diese Schwierigkei-
»ten haben einer neuern Hypothese den Weg gebahnt,
»nach der, der Diener Jehovens die ganze Dienerschaft dessel-
»ben, die Propheten insgesammt, bedeuten soll. Diese
»hatten wegen treuer Erfüllung ihrer Pflicht vor und in dem
»Exil Leiden und Verfolgungen auszustehen, wie dieß aus
»Jeremias Klagen K. 20, 26. 37. 38. erhellt. Sie waren

»unschuldig: man konnte also sagen, daß sie damit die Sün-
»den des Volks büßten. In der Folge aber sollten sie dafür
»entschädigt werden, und für ihre erduldete Schmach einen
»reichen Lohn, Ehre und Ansehen erhalten. Das Ganze
»wäre nach dieser Ansicht ein Gemälde der Hoffnungen der
»Propheten in einer dramatischen Form, in dem Jehovah,
»die Propheten und das Volk im Reden abwechseln. Es ist
»nicht zu läugnen, daß bey dieser Erklärung viele Schwierig-
»keiten wegfallen; doch aber bleiben noch manche übrig, näm-
»lich, daß doch die Juden auch selbst die Strafe tragen muß-
»ten, und man daher nicht wohl sagen konnte, daß sie die
»Propheten für sie und zu ihrer Befreyung ertrugen, und
»daß auch nicht der ganze Orden der Propheten starb, und
»unter den Missethätern begraben wurde, wenn auch einige
»dieses Schicksal hatten. Auch behält die Vorstellung des
»ganzen Ordens der Priester unter dem Bilde eines einzelnen
»Dieners Gottes, und die ganze Einkleidung, wenn sie bloß
»die vorhergehende Verachtung und das daraus folgende An-
»sehen der Propheten darstellen sollte, eine Härte, die sich
»leicht fühlen läßt.« Der Verf. ist daher, da keine der neu-
ern Erklärungen völlig befriedigt, geneigt, bey der alten Er-
klärung vom Messias Jesus zu bleiben, unerachtet diese am
wenigsten befriedigt. — Die Lehre von den Gnadenmitteln
ist besonders praktisch behandelt worden, wie sich von dem
Verf. schon erwarten ließ, da er selbst mit der Praxis ge-
nauer bekannt ist. Rec. schließt mit dem Wunsche, daß un-
sre jüngern Theologen auf dem Wege, den der würdige Verf.
hier betreten hat, bescheiden, gemäßigt und behutsam fort-
wandeln mögen, damit nicht die Lutherische Dogmatik vor
lauter Paradoxien in ein Gewirre von seltsamen Behauptun-
gen und Bezweiflungen ausarte, die der praktischen Reli-
gion keinen Vortheil, sondern nur Nachtheil bringen können.

H.

Religionsphilosophie, oder das Verhältniß der Ver-
nunft zur Freyheit, von G. G. L. Wiesen. Hil-
desheim, bey Gerstenberg. 1804. 14 und 434
S. 8. 1 Rg. 16 gr.

Es ist in den letzten zehn Jahren so manche neue Bedeu-
tung mit dem Worte Religion zu verbinden versucht worden,
daß

daß man glauben sollte, diese Versuche seyn endlich am Ziele. Aber siehe da, es erscheint in diesem Buche ein neuer von ganz eigner Art. Religion ist dem Verf. desselben eine von aller Bestimmung und Bestimmtheit freye Selbstbestimmung, (das ist wohl mit anderen Worten eben so viel, als eine Selbstbestimmung, wovon er sich weiter keinen Grund angeben kann,) zu glauben oder nicht zu glauben, zu handeln oder nicht zu handeln. Nach des Verf. Meinung ist Freyheit. S. 15 die unbegreifliche Nothwendigkeit der Bestimmtheit, gerade diese und keine andre Bestimmtheit zu seyn. Man verwirrt nach S. 17 die Sache der Freyheit unbeschreiblich, wenn man dabey an Willkühr oder freye Wahl denkt. Denn wo eine Wahl statt finden kann, da müssen schon Bestimmtheiten da seyn, da muß schon eine Erkenntniß vorausgehen, da muß schon ein bestimmter Wille vorhanden seyn, der in der Bestimmtheit wählen kann. Der Mensch kann und darf nach S. 48 bey der Religion und den religiösen Uebungen keine Rücksicht auf irgend etwas, sey es auf der Erde oder in dem Himmel, nehmen; sondern die Religion muß bloß in der Freyheit bestehen, und alle religiöse Thätigkeit innerhalb der Freyheit gleichsam begrenzt seyn. Die Religion will nach S. 67 Alles verbindlich machen, auch die Vernunft selbst, und fordert unbedingte Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens, und hört also die Vernunft nicht und glaubt ihr auch nicht. Und die Vernunft wird sagen, was nicht Vernunft ist, ist Unvernunft, und es für thöricht halten, daß eine Religion bestehen will, welche nicht in ihr bestehet. Nach der Vorrede S. IV. V. VI. nimmt der Verf. einen nothwendigen Widerspruch zwischen aller Philosophie und Religion an, und will den Wahrheitsfreund durch sein Werk überzeugen, daß er sich bey dem Widerspruche seiner Philosophie gegen seine Religion nicht beunruhigen darf. Denn es sey Thatsache, daß alle Philosophie von der Religion ableite, und wenn es eine wahre und wohlthätige Philosophie seyn wolle, durchaus von der Religion ableiten müsse, und daß die Religion das Licht der Philosophie schlechterdings nicht annehmen, noch ertragen wolle. Ja nach S. 98 hat die Religion jedes Verbrechen begangen, und so lange die Welt stehet, wird kein Verbrechen geschehen, wozu sich die Menschen nicht in ihrer Religion bestimmt haben. Die Religion der Menschen ist es allein, aus der alles Böse, was sie jemals thun können, herfließt. Was man

ausser der Religion anklagt, ist nur das unschuldige Mittel, durch welches die Religion böse handelt. Aber man kann sich gewiß darauf verlassen, daß nicht durch die Religion die Menschen sich zu ihrer Bosheit bestimmen lassen, in deren Namen sie zu handeln vorgeben. Die Religion, welche Böses gebietet, kommt gewiß nie selbst ans Licht. Dazu ist der feine Herr, der Teufel, viel zu schlau, daß er sich verrathen ließe; darum müssen gewiß alle die Herren, die ihm von ganzer Seele dienen, sich aus den äusseren Verzierungen einer wahren Religion eine Maske bereiten. Diese saubern Herren, der Teufel und seine Genossen, betrügen sich gewiß selbst nicht. Sie haben einen feinen Sinn, und werden zu ihrer Maske gewiß nie Ingredienzen nehmen, durch welche sie könnten verrathen werden. u. s. w.

Rec. hat genug abgeschrieben, um dieß Produkt zu charakterisiren, bey welchem man es kaum begreift, wie der Verf. dieß Alles hat zusammen denken können. Der Grund der Verwirrung seiner Begriffe liegt, wie es scheint, darin, daß er den Glauben und die Religion sich als etwas über alle Vernunft Erhabenes, und dem sich alle Vernunft unterwerfen müsse, vorstellte. Es ist falsch, daß dieß allgemein von der Religion behauptet werde. Nur der strenge Supernaturalist behauptet von den Geheimnissen seiner geoffenbarten Religion, sie seyn über alle Vernunft! Dazu kam, daß er Religion für Verbindlichkeit und Wirkung der Freyheit; alle Freyheit aber als eine unbegreifliche Nothwendigkeit jeder Bestimmtheit ansah, was doch wirklich alle Freyheit aufhebt. Es ist wahr, wer sich der Einbildung hingiebt, daß Alles ein Werk einer unbegreiflichen Nothwendigkeit sey, wird durch keine Philosophie weiter irre gemacht; aber bey reiferem Nachdenken wird der Verf. leicht einsehen, daß diese Einbildung am Ende alle Religion tödtet, wenn das Wort Religion in der bisher gewöhnlichen Bedeutung gebraucht wird; oder auch, daß es mit dem Worte Religion willkührlich spielen heiße, wenn man ein gewisses unbegreifliches Etwas, welches jede Thätigkeit des Menschen bestimmt, so nennen will. Wer Lust hat, mag sich die Mühe geben, diese Schrift selbst zu lesen, die Rec. nur aus Pflicht, doch ganz unbefriedigt, mit angestrengter Aufmerksamkeit gelesen hat.

Bg.

**Sammlung der vorzüglichsten Sittensprüche Jesu nach Matthäus V. VI. VII. Neu übersetzt und erläutert. Als Probe einer herauszugebenden Uebersetzung der christlichen Religionsurkunden mit Anmerkungen, welche das Wissenswürdigste und bewährt Befundene aus den Schriften der berühmtesten Exegeten älterer und neuerer Zeit mit eigenen Zusätzen enthalten. Theologen, Religionslehrern und Wahrheitsforschern gewidmet, von Jacob Schweizer, Pfarrer zu Embach bey Zürich. Zürich, bey Orell rc. 1804. 232 S. gr. 8.**

Der Verf. wünscht das Urtheil sachkundiger Gelehrten über seine im Titel angegebene, und in der Vorrede weiter beschriebene Absicht, so wie über die hier gelieferte Probe seines Werks, zu erfahren. Er hat Matthäus V. VI. VII. theils buchstäblich übersetzt, theils paraphrasirt und mit Anmerkungen begleitet. Die letzteren zeugen von rühmlicher Belesenheit, guten exegetischen Kenntnissen, und liberalen theologischen Grundsätzen: Aber die Schwierigkeiten seines Vorhabens, das Wissenswürdigste und Bewährtgefundene aus den Schriften der berühmtesten Exegeten älterer und neuerer Zeiten, ja selbst aus den sämmtlichen besten theologischen Zeitschriften und Journalen, zusammenzutragen und mit treffender Auswahl und eigenen Zusätzen mitzutheilen, hat er wohl nicht genug erwogen. Finde diese Probe Beyfall; so werde, schreibt er am Schluß, Ostern 1805. der erste Band 700 bis 800 Seiten stark, und jede Messe ein ähnlicher folgen; das ganze Werk von sechs Bänden also in drey Jahren vollendet werden. Die Ausführung dieses Vorhabens erforderte bey einem übrigens demselben ganz gewachsenen Manne nicht bloß eine möglichst vollständige exegetische Bibliothek; sondern auch eine Vorbereitung seit vielen Jahren, um Alles zu dem Zwecke zu sammeln und zu ordnen. Alles dieß scheint aber dem Verf. zu fehlen, da er selbst nach der Herausgabe dieser Probe klagt, daß er nicht alle Schriften habe einsehen können, worin die drey hier erklärten Kapitel behandelt seyn, und gewiß, er hat nicht den kleinsten Theil dieser Schriften wirklich eingesehen, da er doch schon

in diesem Jahre den ersten Band drucken lassen will. Mehrere von ihm angeführte Gelehrte kennt er, wie es scheint, nur aus lateinischen Zeitschriften, ohne ihre Schriften selbst gelesen zu haben; denn er hat ihre Namen nicht einmal richtig abdrucken lassen. Es ist auch wirklich kaum eines einzigen Mannes Werk, alles, was über das N. T. Wissenswürdiges geschrieben ist, selbst zu lesen, und wenn dieß auch in einer Reihe von Jahren geschehen könnte: so würde das von einem Lehrer auf einer Universität, der zu seinen Vorlesungen über das N. T. seit vielen Jahren gesammelt hätte, am ersten erwartet werden können. Hr. D. Paulus versprach nicht völlig so viel, aber etwas Aehnliches, in seinem Kommentar, und er konnte das versprechen. Wollte nun der Verf. etwa voraussetzen, daß in Paulus Kommentar, den der Verf. gebraucht hat, schon das Wissenswürdigste und als bewährt zu Betrachtende aus den Schriften der berühmtesten ältern und neueren Exegeten ausgehoben sey: so würde theils diese Voraussetzung übereilt, theils aber auch dieß Geständniß vom Verf. zu erwarten gewesen seyn, und es dann sich ergeben haben, daß es wegen des fortgehenden Kommentars von Paulus eines solchen neuen Werkes nicht bedürfe. Zudem hat der Verf. die Personen, für welche er schreiben will, sich nicht bestimmt genug gedacht, da er Theologen, Religionslehrer und Wahrheitsforscher nennt. Für Theologen als Beurtheiler seiner Schrift schreibt jeder theologische Schriftsteller; aber wozu sollte sich ein Theologe ein solches Werk von sechs starken Bänden anschaffen? Für Religionslehrer dürfte dieß Werk eben so wenig Bedürfniß seyn. Sie können auf der Universität, wenn sie über das ganze N. T. gute Vorlesungen hören, das Meiste schon gelernt haben, was diese neue Bearbeitung sie lehren soll; und es fehlt für sie auch nicht an anderen Werken, die sie auf jeden Fall mit mehrerem Nutzen selbst lesen, als sich durch einen solchen Auszug nur bekannt machen. Endlich Nichttheologen, welchen Religion und Wahrheit werth ist, dürften in Stolz'ens Uebersetzung und Anmerkungen mehr, als in diesen, ihre Befriedigung finden. Die von jedem Abschnitt zuerst gegebene buchstäbliche Uebersetzung ist zu sklavischbuchstäblich, und giebt eben deßwegen für den Deutschen das Original nicht so deutsch, wie es der hebräisch-griechisch zu reden und zu lesen gewohnte Leser des apostolischen Zeitalters verstand. Sogar die Bindewörter werden weggelassen, wo sie im Griechischen nach einem Grä-

Einschiebsels fehlen; aber doch zu verstehen sind, z. B. Seelig die Armen, für: Seelig sind die Armen; und hernach: Seelig die Reinen am Herzen, Seelig die Armen im Geiste. So ist auch das Reich der Himmel für das Himmelreich oder Reich Gottes gesetzt. Damit ist durchaus das Papier verschwendet; denn wer so nicht das N. T. übersetzen kann, muß noch erst von neuem auf die Universität gehen, und nicht als christlicher Religionslehrer angestellt werden; da er die christlichen Religionsurkunden sich noch so wenig bekannt gemacht hat. Die Paraphrase hingegen ist zu wortreich und zu weitläuftig, und es bedürfte derselben kaum, da doch in den Anmerkungen fast alles wieder vorkommt. Die Anmerkungen sind zwar bey weitem nicht befriedigend, wenn sie eine Auswahl des Besten von Allem seyn sollten. Da hätte das Meiste fehlen oder anders gefaßt werden, und noch vieles Fehlende hinzukommen müssen. Aber diese Noten zeugen doch von einem exegetischen Studium, das dem Verf. zur Ehre gereicht, der als Landpfarrer seine Muße so gut anwendet; auch finden sich hie und da dem Verf. eigene Bemerkungen, die einen selbstdenkenden Forscher der Exegese des N. T. verrathen. Wählte der Verf. dasjenige aus, was er gegen die Erklärungen Anderer bey einzelnen Stellen zu erinnern fände: so dürfte, besonders wenn er sich mit der Ausgabe dieser Bemerkungen nicht übereilte, sondern sie erst einer sorgfältigern Prüfung unterwürfe, von einem solchen Werke mehr Gewinn für die Exegese, und mehr Nutzen für seine Leser zu erwarten seyn, als von dem bändereichen Werke, welches er jetzt auszuarbeiten sich vorgenommen hat. Zum Beweise der Aufmerksamkeit, womit Rec. diese Probeschrift gelesen hat, und zur Bestätigung seines Urtheils, mögen folgende Bemerkungen dienen. S. 54—57 meint der Verf. Matth. V, 3. sey τῳ πνευματι ein Zusatz des Matthäus, weil die Worte Luc. 6, 20. fehlen. Jesus habe nur gesagt: Seelig sind die Armen! Er meint, τῳ πνευματι könne nicht zu μακαριοι gezogen werden, da in allen folgenden Seeligpreisungen die Ursachen ihrer Seeligpreisung erst im Zusatze angegeben sey. Wenn aber τῳ πνευματι zu μακαριοι gezogen wird: so giebt es ja nicht die Ursache; sondern die Art der Glückseligkeit an; und ist es wohl unwahrscheinlich, daß Jesus bey der ersten Seeligpreisung angegeben habe, in welchem Sinne er die seelig Gepriesenen seelig preise? Auch verdient Matthäus vorzugsweise

weise vor Lucas das Zutrauen, daß er Jesus Reden bestimmt aufgefaßt habe. Die syrische Uebersetzung hat auch τῳ πνευματι schon zu μακαριοι construirt. Ueberhaupt sollte die Absicht Jesu mehr ins Licht gesetzt seyn, durch diese Seligpreisungen die Begriffe der Juden von der Glückseligkeit im Messiasreich, worin sie sinnliches Wohlleben erwarteten, zu vergeistigen, und zur Erwartung geistiger Glückseligkeit zu veredeln. So sind Matth. V, 4. πενθουντες nicht, wie es S. 58 heißt, die über das Joch der Römer und die Noth des Vaterlandes seufzten. Unzufriedenheit mit dem Joche der Römer wollte Jesus gewiß nicht billigen! Es sind Trauernde überhaupt, [illegible], denen Jes. 61, 2—3. durch den Messias Glückseligkeit und Freude zugesagt war, wie die Juden glaubten. Da sagt Jesus, alle Trauernden können Trost bey mir finden; aber Trost für ihren Geist, ungeachtet aller Uebel des Lebens. S. 59 πραεις bezieht der Verf. auf den Hang der Juden zur Empörung. Jesus empfehle Sanftmuth, ruhiges Dulden, als das beste Mittel im Besitz ihres Landes zu bleiben. Aber Jesus redet hier überhaupt nicht von äußerer, sondern innerer geistiger, durch seine Religion zu erlangender Glückseligkeit. πραεις sind [illegible], die Demüthigen, die Gottverehrer; nur diese sind wahrer, dem Menschen vorzugsweise bestimmter, geistiger Glückseligkeit fähig, die hier bildlich mit den Worten, das Land besitzen, bezeichnet ist. Eben deßwegen ist auch S. 60 mit Unrecht Matth. V, 6. die Erklärung vorgezogen: die bey rechtschaffenen Gesinnungen hungern und dursten; und Matth. V, 7. auch mit Unrecht auf Mildthätige gedeutet, welche von anderen Menschen wieder mildthätig werden behandelt werden. ειρηνοποιοι, hebr. [illegible], sind die, welche stets sich bestreben, für Andrer Wohl thätig zu seyn. Matth. 5, 11—16. darf nicht, wie S. 64 bloß auf die Apostel beschränkt werden; wenn Jesus gleich zu ihnen dieß besonders sagte. Nicht um sie zu erinnern, daß man auch als Verfolgter glücklich seyn könne, wie es S. 66 heißt; sondern um zu lehren, daß sie sich bey dem Eifer für Beförderung der wahren Gottesverehrung Verfolgungen nicht befremden lassen dürften, erwähnt Jesus des Beyspiels der Propheten. Die S. 68 gelegentlich gegebene Erklärung von Marc. 9, 49. 50. verdient schwerlich den Vorzug, da πυρ in den vorhergehenden Versen seine bestimmte Bedeutung hat, worin es auch in diesen Versen genommen werden muß. Matth. 5, 17. 18.

wird

wird S. 72—76 so gedeutet, als wenn Jesus von allen mosaischen Anordnungen rede, da er doch V. 18. selbst seine Worte von den von den Juden für geringer geachteten, das ist, sittlichen Geboten erklärt, oder von der Religionslehre des A. T. Wann hieße je die jüdische Religionsverfassung νομος και προφηται? Die heiligen Schriften der Juden hießen so, und diese, sagt Jesus, wolle er nicht abschaffen; sondern richtig erklären und anwenden lehren. S. 22 ist γεεννα mit Unrecht vom Verbrennen im Thal Hinnom erklärt, wovon Matth. V, 22. 29. nicht die Rede seyn kann. Matth. V, 42. paßt recht gut in den Zusammenhang, wenn man supplirt: um desto mehr gieb dem Bittenden, wenn du kannst u. s. w. Matth. 6, 21. ist S. 144 εσται durch soll seyn erklärt. Jesus aber will sagen: es ist wichtig, daß ihr Weisheit und Tugend als euer höchstes Gut kennen und schätzen lernt; denn auf dasjenige, was ihr für euer höchstes Gut achtet, wird auch euer Wunsch und euer Streben gerichtet seyn. S. 148 hätte die Bedeutung des Wortes αγαπᾶν, vorzüglich lieben, nach dem Hebräischen [illegible] angegeben werden sollen. S. 174. 175. ist mit Unrecht der von der Kantischen Schule empfohlnen moralischen Interpretation das Wort geredet. Nach richtiger grammatischer und historischer Interpretation liegt in Matth. VII, 12. alles, was Hr. Ulrich daraus herleitet! Nicht Kantische, sondern auf Christus Lehre gegründete Religionsphilosophie, soll die Regel der Anwendung biblischer Sätze in Predigten seyn. S. 185 hätte Matth. VII, 19. nicht auf rabbinische Demagogen gedeutet werden sollen. Es ist bloß von schlechten Bäumen die Rede, die man abhauet und abbrennt. S. 189 wird ohne Grund vermuthet, daß Jesus anfänglich erwartet habe, als Messias anerkannt zu werden, und eine neue Theokratie in Palästina zu stiften, u. s. w.

Der Schriftforscher zur Belebung eines gründlichen Bibelstudiums, und Verbreitung der reinen, verschönernden Religion. Herausgegeben von J. L. W. Scherer. Weimar, bey den Gebr. Gädicke. Erstes bis Viertes Stück, jedes Stück 10 Bog. gr. 8. (Pr. 2 Rthlr. 16 gr.)

Nicht

Nicht minder pomphaft, als auf dem Titel, kündigt dieser Schriftforscher sich in der Vorrede an. Der Herausgeber, aufgemuntert durch den Beyfall, mit dem man seine Untersuchungen über die Bibel aufnahm, läßt sich aus vollen Backen vernehmen, wie folget: »Wirklich scheint mir auch jetzt meine Zeitschrift, als Bibelforscher, nöthiger als je zu seyn. »Die sterile und laxe Auslegung der Bibel einiger vornehmen »Gelehrten unsrer Zeit, (welch ein Styl! Sollte man »nicht glauben, einige vornehme Gelehrte unsrer Zeit hätten »eine besondre Bibel, die sie steril und lax auslegten?) die »sich nur an den Buchstaben halten, will dem Geiste das »Forschen verbieten, ihn in Dunkelheit und Finsterniß ver»setzen, und ein Zeitalter des kirchlichen Despotismus und »der Barbarey wieder herbeyführen. Was hiezu scheinbare »Gründe nicht vermögen, soll durch Edikte und Bannstrahl »geschehen.« Rec. wünschte, der Verf. hätte die Gelehrten genannt, welche er einer sterilen und laxen Auslegung der Bibel beschuldigt. Sie hätten zu ihrer Schande genannt zu werden verdient, wenn sie dessen schuldig wären, was der Verf. dieser Vorrede ihnen Schuld giebt! Aber wo sind diese vornehmen Gelehrten, die sich nur an den Buchstaben der Bibel halten, dem Geiste das Forschen verbieten, ihn in Dunkelheit und Finsterniß versetzen, und ein Zeitalter des kirchlichen Despotismus und der Barbarey wieder herbeyführen wollen? Rec. wenigstens kennt keine solche vornehme Gelehrte unter den Bibelauslegern, die zumal durch Edikte und Bannstrahl das bewirken wollen, was scheinbare Gründe nicht vermögen! Und gäbe es keine solche Gelehrte: so wäre es schlecht von Herrn Scherer, alle, die nicht zu seiner Fahne schwören, und alle Religion bloß als Dichtungen der Phantasie ohne objektive vernünftige Gründe betrachten wollten, in einen so übeln Ruf zu bringen; und die ununterrichtete lesende theologische Jugend, wie durch einen Schreckschuß, zur Lektüre dieses Schriftforschers herbeyzurufen, der von solchen verabscheuungswürdigen Feinden der Geistesfreyheit und des Lichtes erretten, und vor Despotismus und Barbarey, (die aber gerade durch Vernachlässigung gründlicher grammatischer und historischer Kenntnisse herbeygeführt wird,) bewahren will. Der Welt- und Menschenkenner wird sich freylich an solche pomphafte Anschlagzettel nicht kehren, dergleichen er in großen Städten Jahr aus und Jahr ein an gewissen Buden angeschlagen sieht,

und

und wenn er sie sieht: so weiß er auch schon was dahinter ist!

Doch es giebt des Neuen noch mehr! Nach dem Ausruf des Vorredners will man aus dieser finstern geistlosen Erklärung der Bibel ein neues Religionssystem, eigentlich den politischen Religionsglauben des frostigen siebenzehnten, oder des barbarischen zwölften Jahrhunderts wieder in Gang bringen, und er ruft aus: Als wenn Religion an Schriftzeichen, an die Bibel, geknüpft wäre, oder aus ihr nur hergeleitet werden könnte!

Bey der ersten Hälfte dieses Satzes würde Rec. wieder fragen, wer denn damit umgehe, ein neues Religionssystem aus finsterer geistloser Erklärung der Bibel in Gang zu bringen? In der wirklichen theologischen Welt, in der Rec. so ziemlich jede Erscheinung seit mehr als dreyßig Jahren beobachtet hat, ist ihm dergleichen nicht vorgekommen. Und welcher ist denn der politische Religionsglaube des frostigen siebenzehnten Jahrhunderts, den man wieder in Gang zu bringen sucht? — Doch der Vorredner verräth, wider Willen sich selbst. Er ist ein Gegner aller derjenigen, die aus der Bibel die Religion herleiten, und dieselbe an die Bibel knüpfen wollen!

So laut und schaamlos hat noch wohl keiner die Bibel herabgewürdigt, der sich für einen Schriftforscher erklärte! Wie? Aus der Bibel sollte die Religion nicht hergeleitet werden können? Denn den Unsinn, daß Religion nur aus der Bibel hergeleitet werden könnte, hat keiner je behauptet. Rec. mag ihn also auch dem Vorredner nicht in seine Worte legen! Und an die Bibel sollte Religion nicht angeknüpft? sie sollte nicht als eine Erkenntnißquelle wahrer Religion zu betrachten seyn? Woher nimmt in aller Welt der Vorredner die Stirne, von seinen Lesern zu fordern und zu erwarten, daß sie ihm, ohne Beweis, auf sein blosses dreistes Absprechen das Alles glauben sollen, wovon doch bisher alle anerkannte Schriftforscher gerade das Gegentheil behauptet haben? Mögen Schwärmer und Abergläubige ihre Religion aus unzähligen trüben Pfützen schöpfen! Die Quellen der Religionen sind so verschieden, als die Religionen selbst, und namentlich ist die Phantasie und das Gefühlsvermögen, wo diese über den Verstand eine ungeregelte

Ge-

Gewalt hatten, stets als die Quelle aller seltsamen Religionsschwärmereyen anerkannt. Aber bisher hat noch kein protestantischer Lehrer der christlichen Kirche der Bibel die Eigenschaft abgesprochen, Erkenntnißquelle einer von Gott geoffenbarten, und also wahren Religion zu seyn. Befremden muß es daher, wenn dieser Schriftforscher in seiner Ankündigung so ganz anders von der Bibel urtheilt.

Es ist ein Geklingel mit leeren Worten, wenn es weiter heißt: »der Geist soll sich zum freyen Denken und Handeln erheben; nur in freyer Thätigkeit ist der Geist Geist; »anders, gebunden, gefesselt, an Erde, statutarisches Ge»setz, Autorität, Name, Schriftzeichen, ist er nicht Geist »mehr.«

Ist es denn wahr, daß es nur auf freye ungebundene Thätigkeit des Geistes ankommt? Der endliche Geist, als endlicher beschränkter Geist stets der Gefahr des Irrthums ausgesetzt, bedarf vielmehr stets der Belehrung, um seine Einsicht zu berichtigen, und soll sich an erkannte und erwiesene Wahrheit halten, als an ein Richtscheid seiner Meinungen und Urtheile, daß er nicht abschweife in das Labyrinth des Wahns! Enthalten also Schriftzeichen Wahrheit, erwiesene Wahrheit: so soll er an diese Wahrheit sich binden, oder darthun, daß sie keine Wahrheit enthalten.

»Des Menschen Geist, schreibt der Vorredner, ist »vorwärts gerückt, und er soll nicht gehemmt oder zurückge»worfen werden.« Aber, fragt Rec., wer will ihn hemmen und zurückwerfen? Etwa der, der die Religionslehre der Bibel für wahr und göttlich hält?

»Es hat sich daher, heißt es weiter, eine Gesellschaft von an»erkannten gründlichen Gelehrten mit dem Vorredner vereinigt, »um in einem neuen Blatte der schiefen, barbarischen Erklärung »entgegenzuarbeiten, den Geist fest zu halten, und die schö»ne Religion, als das heiligste des Menschen, in Schutz »zu nehmen. Die Religion hängt nicht von der Bibel ab, »auch ist sie nicht von dieser zuerst gegeben. Das Princip »der Religion findet sich nur in dem Gefühl- und Phantasie»vermögen des Menschen, u. s. w.«

Rec. kann unmöglich glauben, daß alle vom Vorredner als Mitarbeiter genannte Gelehrte in diese sonderbaren Be-

haup-

hauptungen einstimmen. Ist Religion bloß Sache des Gefühls und der Phantasie, beruht sie nicht auf Gründen, die sich dem Verstande darlegen, und vor der Beurtheilung der Vernunft rechtfertigen lassen: so wird ihr alle objective Wahrheit abgesprochen, und der Werth und Zweck der Religionsphantasieen nur in Verschönerung des Lebens und Erhöhung des Freudengenusses, nicht in Belehrung über des Menschen eigentliche Bestimmung, und in Belebung und Stärkung desselben zu dem Streben nach Erfüllung aller Pflichten gesetzt. Das heißt doch unstreitig die Religion tief herabwürdigen; denn wer kann dieselbe noch achten, wenn sie bloß ein Traum der Phantasie ist? Oder bildet er sich ein, sie zu achten: so schätzt er doch eigentlich nur die behaglichen Gefühle, zu welchen er sich durch solche Phantasieen hinaufspannt. — Der Vorredner verspricht endlich den Beweis, daß die heiligen Schriften der Hebräer und der Christen die Religion als Sache des Gefühls und der Phantasie, als heilige Dichtung darstellen. Aber es ist ja nicht die Frage, ob die Religion auch Sache des Gefühls sey? und ob die Phantasie, von der Vernunft geregelt, die aus Gründen erkannte Wahrheit in schönen Bildern darstellen dürfe? Welcher verständige Verehrer der Religion wird dieß zu läugnen begehren? Es ist vielmehr die Frage, ob die Religion bloß Sache des Gefühls und der Phantasie? ob sie bloß in diesen Seelenvermögen, und nicht in vernünftiger Erkenntniß gegründet? ob sie bloß eine heilige Dichtung, und diese in der Bibel nicht vielmehr nur Darstellung und Einkleidung wichtiger, dem Verstande und der Vernunft als gewiß erweislicher Wahrheit sey? Wird der Verf. als protestantischer christlicher Prediger und Bibelerklärer, das erstere zu behaupten wagen? — Im ersten Stücke findet man 1) einen Versuch einer Charakteristik des Apostels Paulus von Anton Theodor Hartmann, Prorektor zu Herford, wo zwar Vieles mit Anderen gerühmt; aber auch behauptet wird, daß den Apostel sein Bestreben, überall Stellen des A. T. anzuwenden, sehr oft zu paradoxen, harten und ungerechten Behauptungen verleitet, z. B. daß alle Juden und Heyden, als solche, lasterhaft seyn, und daß bloß der Glaube, Jesus sey der Messias, die Menschen Gott wohlgefällig mache; ferner daß seine Argumente oft nichts als Sophisterey und leere Spielerey mit Worten seyn; ja daß sein Eifer im Disputiren ihn zu unmoralischen Behauptungen fortgerissen

rissen hat, und daß er weit entfernt gewesen ist, eine solche Behauptung wegen der schädlichen und empörenden Folgen, die ungezwungen daraus fließen, zu verwerfen; Paulus habe die Gewandtheit seines Geistes Ap. Gesch. 23, 1—10 zu einem unerlaubten Zweck angewandt; er sey nicht vom Verdacht der Schwärmerey freyzusprechen; er habe alle heydnische Gelehrsamkeit verachtet, alle Heyden verdammt, und durch die Lehre, daß schon bloß der Glaube, Jesus sey der Messias, den Menschen Gott wohlgefällig mache, und durch die verächtliche Schilderung aller Heyden u. s. w. selbst die Veranlassung zu dem unter den ersten Christen herrschenden Lastern gegeben. Griechische Schriftsteller habe er nicht gelesen. Ein ungeübter Schulknabe, der in der ihm noch nicht genug bekannten lateinischen oder französischen Sprache Aufsätze fertige, und ein gemeiner Soldat oder ungebildeter Handwerker, der gezwungen die Feder ergreife, würden fast eben dieselben Erscheinungen wie die meisten Paulinischen Schriften darbieten. Dieß wird hinreichen, diese Charakteristik des Apostels Paulus zu charakterisiren.

II. Ueber Gal. 6, 11—14. Eph. 1, 11—14. 5, 1—4. vom Herrn Prof. Hezel zu Dorpat. Probe einer Erklärung der kleinen Briefe Pauli, die der Verf. herausgeben will. πηλικοις γραμμασιν Gal. 6, 11. heisse: mit wie grossen Buchstaben, und solle ermuntern, auf die Wichtigkeit des Inhalts zu achten. Wir dächten vielmehr, der Sinn sey: ihr werdet an den Schriftzügen leicht erkennen, daß ich dieß Alles eigenhändig geschrieben habe.

III. Ueber den Streit zwischen D. Reinhard und Kirchenrath Cannabich, ob die Vaterliebe Gottes oder die Erlösung durch einen blutigen Mittlertod die Grundlehre Jesus sey? von D. Th. Es wird behauptet, die Grundlehre Jesu sey die Lehre von Gottes Vaterliebe; aber die Apostel stellten die Lehre von der Erlösung durch Christus blutigen Mittlertod als Grundlehre auf.

IV. Jesus und seine Apostel, ein Widerspruch in Ansehung der Lehre von der ewigen Verdammniß. Von D. Th. Nach den Grundsätzen der Lehre Jesu könne die Lehre von ewiger Verdammniß nicht seine Lehre seyn; die Apostel aber hätten ihn mißverstanden, als habe er ewige Verdammniß gelehrt. — Es fehlt hier an Raum zu zeigen, daß der in

Ro-

No. III und IV. angegebene Widerstreit der Lehre Jesu und der Apostel nur scheinbar, aber nicht wirklich ist.

V. Ist die Religion mehr aus dem Gesichtspunkte einer Scienz und des Systems, oder mehr als Dichtung und Mythologie zu betrachten? Anspruchlose Ideen, zu weiterer Prüfung hingeworfen, von G. C. Horst, Pfarrer zu Lindheim in der Wetterau. — Der Verf. hat wohl nicht bedacht, was aus der Behauptung folge, daß die Religion eine bloße Frucht der Phantasie und des Gefühls, und aller Unterschied zwischen objektiver und subjektiver Religion nichtig sey. Doch man versichert, der Verf. sey selbst schon von dieser durch die neueste Philosophie eröffneten Ansicht der Religion zum Glauben an die Aussprüche der gesunden Vernunft zurückgekehrt; und er hat selbst in diesem Aufsatze bescheiden sich vor dem Anschein verwahrt, über diesen Gegenstand absprechen und entscheiden zu wollen. Er habe nur anspruchlose Ideen hingeworfen zu weiterer Prüfung. Bey dieser liebenswürdigen Bescheidenheit, gegen welche das kecke entscheidende Absprechen des Vorredners grell absticht, dürfte vielleicht bey dem Verf. die Bemerkung Eingang finden: daß Religion zur Erbauung vorgetragen, nie als Scienz und nach dem System vorgetragen; sondern in angemessenen allgemein verständlichen Worten mit herzlicher und inniger Ueberzeugung und Rührung, und in würdigen und schicklichen Bildern dargestellt; aber auch nie als eine heilige Mythologie behandelt werden müsse. Das Letztere wäre zweckwidrig, weil religiöse Geschichte nur für den rührend und erwecklich ist, der an sie als an wahre Geschichte glaubt; und weil es bey dem jetzigen Stande der Kultur dem Volke nicht unbekannt bleiben könnte, wenn seine Lehrer selbst das für eine heilige Mythologie erklärten, was sie ihm als wahre Geschichte anzuheften suchten. Es giebt in Absicht der Behandlung der in den heiligen Büchern der Christen enthaltenen Geschichtserzählungen einen Mittelweg, den verständige Prediger, um dieselben praktisch nützlich zu machen, wohl zu treffen wissen!

VI. Ob Jacobus, Verfasser des Briefes im N. T. ein Essäer gewesen sey? Die Frage wird von Herrn L. Hohenstein gegen Hrn. D. Augusti, aus guten Gründen verneint.

VII. Muthmaaßlicher Ursprung der mosaischen Schöpfungsgeschichte. Vom Hrn. Professor Palmer in Gießen. Der Verf. der Schöpfungsgeschichte habe etwa Land ohne Veranstaltung der Menschen aus dem Meer hervorsteigen sehen. (Diese Meinung ist nicht neu. Aber der Ursprung der mosaischen Schöpfungsgeschichte ist nicht in einer solchen Erfahrung; sondern im Glauben an einen Schöpfer der Welt zu suchen. Nur auf die Form der Darstellung hatte eine solche oder ähnliche Erfahrung etwa einigen Einfluß).

VIII. Der zwey und siebenzigste Psalm, nach Regeln der höhern Kritik harmonisch geordnet, von J. L. W. Scherer. Aus diesem Aufsatze ergiebt sich, daß es dem Verf. noch an richtigen Begriffen von der Kritik des A. T. fehlt. In einem solchen Zustande waren die hebräischen Urkunden sicher nicht, und so sorglos wurden sie sicher nicht abgeschrieben, wie es hier der Verf. beschreibt.

IX. Ueber Luc. 23, 43. von Mr. Die ungereimte Vermuthung, Christus habe unter dem Paradiese den Garten Josephs von Arimathia verstanden.

X. A. T. Hartmanns Nachlese zum ersten Theile der katholischen Briefe des Hrn. D. Augusti. Gegründete Erinnerungen gegen mehrere Erklärungen des Hrn. D. Augusti.

Im zweyten Stücke ist I. die unter No. V. im ersten Stücke angefangene Abhandlung fortgesetzt. Dann folgt II. der Prophet Nahum, Versuch einer neuen metrischen Uebersetzung, von C. W. Justi. Der Verf. verspricht, wenn diese Probe Beyfall findet, die Uebersetzung mit einem Kommentar begleitet herauszugeben. Rec. macht deswegen auf I., 3. 9. 11. 13. II., 2. 3. 5. 9. 13. 14. III, 4. 5. 10. 12. 14. 17. 18. 19. aufmerksam, die theils der Berichtigung, theils der Verbesserung des Ausdrucks bedürfen. III. Beyträge zur Geschichte der Schrifterklärung, von J. H. Brockhaus. Dieß Mal ist von den ungegründeten nachtheiligen Urtheilen Althamers über den Brief des Jacobus, in seiner Erklärung dieses neutestamentlichen Briefes, Nachricht gegeben. IV. Ueber die Inauguration der hebräischen Propheten. Vom Herausgeber. In diesem Aufsatze ist von Moses und Samuel die Rede. Die Beschreibung der Inauguration beyder findet der Verf. 2 B. Mos. III. und 1 Sam.

III.

VI. poetisch, so daß er diese Abschnitte, man sieht nicht warum, da die Schreibart ganz prosaisch ist, als Poesie in abgesetzten Reihen drucken läßt. Die Uebersetzung selbst ist gezwungen, und nichts weniger, als geschmackvoll. In einem Vorberichte wird unter andern gemeldet, daß Moses schon vorher die Absicht gehabt habe, sein Volk zum allgemeinen Aufruhr gegen die Aegyptier aufzuwiegeln, um während dieses Aufruhrs das Volk aus Aegypten zu führen. Zu diesem Aufruhr habe er durch die Erschlagung eines ägyptischen Frohnvogts das Signal geben wollen. Die Erzählung in den mosaischen Büchern sagt davon nichts, und ob es wahrscheinlich sey, daß Moses eine solche Absicht bey der Erschlagung des ägyptischen Frohnvogts gehabt habe, (die der Nachricht davon zu Folge in aufwallendem Gefühl des Unrechts, das einem Israeliten gethan ward, und nicht absichtlich geschah,) mögen Andre beurtheilen. Uebrigens fehlt es selbst der Darstellung an innerer Consequenz. Moses soll an einen Beruf von Gott, den er durch die Erscheinung im Gebüsch erhalten habe, geglaubt; seine Wunder aber soll er selbst für Kunststücke erkannt, und zur Täuschung seines Volks gewählt haben. Die Sache läßt sich doch zusammenhängender und der Erzählung gemäßer denken, nach welcher Moses sich für einen Wunderthäter hielt. Bald giebt der Verf. zu verstehen, Moses habe die Inauguration erdichtet, um sich das Ansehen eines göttlichen Gesandten zu geben; bald läßt er ihn selbst wirklich glauben, er sey von Gott berufen. — Von Samuel lieset man in der hier versuchten Darstellung seiner Inauguration Manches, wovon die Geschichte nichts erzählt. Ein Patriotenclub, der mit dem schlechten Betragen der Söhne Eli unzufrieden gewesen sey, und Samuel zur Würde eines Hohenpriesters zu erheben; aber auch ihm einzubilden gewünscht habe, er sey von Gott zum Hohenpriester berufen, soll der Urheber der Veranstaltung seyn, durch welche Samuel zu dem Glauben erweckt worden, daß Gott mit ihm rede. Als ob dieß nach den Umständen wahrscheinlich, oder gar die wahrscheinlichste denkbare Erklärung wäre!

V. Ueber die Inauguration des Apostels Paulus. Von demselben Verfasser. Der Verf. nimmt mit Anderen ein Gewitter an, das Paulus auf der Reise nach Damaskus erschüttert habe. Das ihm in der Darstellung Eigene ist nicht von Belang, und gehört zum Theil nicht zur Sache, z. B.

die Bemerkung, daß Paulus kein Dichter gewesen, und deswegen seine Inauguration nicht in poetischer Sprache dargestellt sey; oder daß Paulus die Inauguration Mosis vorgeschwebt habe, u. s. w.

VI. Ein Paar Worte über die kleine Schrift: Gedanken und Wünsche in Hinsicht auf Religion nach christlichen Grundsätzen, von G. Ch. T. 1802. Von G. C. Horst. Es ist nicht der Geschichte gemäß, daß Jesus, wie Hr. H. behauptet, keine Religion habe stiften, nicht die Begriffe von Gott und dem Verhältniß Gottes zu den Menschen habe berichtigen, nicht Wahrheit lehren; sondern nur das Herz zu religiösen Gefühlen habe entflammen wollen.

VII. Versuch einer systematischen Uebersicht der göttlichen Eigenschaften. Von L. F. B. Es fehlt dieser Uebersicht an einer sicheren Grundlage, und innerer Haltung, weil der Verf. den Begriff von Gott bloß als Vernunftbegriff betrachtet, und nicht auf die Gründe achtet, welche die Vernunft zum Glauben an Gott auffordern, und also auch ihren Begriff von Gott bestimmen müssen.

VIII. Luc. II., 26—38. eine heilige Dichtung. Ein Lückenbüßer, durch den die Ansicht und Auslegung dieses Abschnitts nichts gewinnt.

IX. Ueber Petrus Vision Ap. Gesch. 10, 3—21. Vom Herausgeber. Völlig wie No. VIII.

X. Ueber 1. Kor. 15, 29. Von U. T. Hartmann. Es müsse gewöhnlich gewesen seyn, daß sich Christen für ihre verstorbenen jüdischen oder heydnischen Freunde hätten taufen lassen. — Aber die Geschichte schweigt davon!

XI. Ueber Jac. 2, 2. Vom Herausgeber. Dieser will *ἐσθης λαμπρα* bloß durch weißes Kleid, nicht prachtvolles Kleid, was es doch bedeutet, übersetzen, und

XII. Marc. 14, 3. *συντριβειν* durch umschütteln geben. Nur fehlt der Beweis dieser Bedeutung an anderen Orten, und die Bedeutung verwenden paßt gut.

XIII. Ueber Tobias XI., 13. belehrt Herr D. Med. K. A. W. Scherer, daß Richter, als Augenarzt, auch die Kraft der Hechtgalle rühme, dem *λευκωμα* abzuhelfen.

Das

Das dritte Stück enthält I. einen Versuch über 1. Joh. V., 6. von H. E. Dallenstedt. Der Verf. scheint sich die Schwierigkeiten bey der Stelle größer vorzustellen, als sie sind, da 1) δια mit dem Genitiv auch sonst das Begleitende anzeigt, Röm. 4, 11. 14, 20. 1 Kor. 16, 3. 1 Tim. 2, 2. und 2) ελθειν nach dem Johanneischen Sprachgebrauch die Bedeutung hat: als Lehrer auftreten, Joh. 3, 2. 7, 28. 8, 42. u. f. so daß der Sinn ist: Dieser Jesus ist der Messias, der als solcher sich erklärte durch die von ihm gestiftete Taufe, und durch sein zur Bestätigung seines Zeugnisses, daß er der Sohn Gottes sey, vergossenes Blut. Nicht die Taufe allein zeugt dafür; sondern außer der Taufe auch sein Blut, und der Geist seiner Lehre zeuget dafür, daß dieser Geist Wahrheit ist.

II. Die Macht der öffentlichen Meinung und ihre Leitung durch Propheten und Orakelsprüche, in Parallelen, nach Anleitung der biblischen und Profangeschichte dargestellt. Ein Beytrag zur biblischen Archäologie und Mythologie, von Gottlob Samuel Ritter, in Buttstädt. (Nach des Rec. Einsicht hat der Verf. nicht bewiesen, daß die hebräischen Propheten nicht in dem wesentlichen Stücke von den Augurn der Griechen und Römer unterschieden waren, daß sie wirklich glaubten, unter einer höheren Leitung Gottes zu stehen, wenn sie das, was sie nach dem mosaischen Gesetze, und nach ihrer Ueberzeugung für nothwendig zum gemeinen Wohl erkannten, anriethen und was damit nicht bestehen konnte widerriethen. Daß David vom Abimelech ein Orakel erhalten, und Saul dieß als Abfall der Priester von ihm betrachtet; oder daß David selbst das Ephod angelegt habe; oder daß David nicht den Propheten gefolgt sey, sondern sie nach seinem Willen gelenkt habe, findet Rec. auch in der Geschichte nicht.)

III. Ueber Jesus religiösen und wissenschaftlichen Charakter. Ein Beytrag zu dessen näheren Würdigung. Von D. Th. (Nach dieser Charakterschilderung wollte Jesus durch Beförderung und Belebung der Moralität eine mit Beybehaltung des ganzen mosaischen Gesetzes zu stiftende verbesserte Theokratie, ein bürgerliches jüdisches Reich als Messias stiften. Dazu hielt er sich für berufen von Gott, und glaubte an seinen unmittelbar göttlichen Ursprung und seine unmittelbare Verbindung mit Gott, an seine Gewalt

 über

über Dämonen, und an die Wahrheit alttestamentlicher Weissagungen von sich und den Schicksalen des jüdischen Volks. Darin gieng er als excentrischer Kopf über die theoretische Vernunft hinaus, und eben so über die praktische Vernunft, da er Gott ein Wirken zur Erweckung und Ausbreitung der Moralität zuschrieb. Uebrigens hatte er treffliche, durch unbekannte glückliche Umstände ausgebildete Talente, und edlen Eifer für Moralität und für das Beste seines Volks. Paulus handelte ganz wider Jesus Absicht, als er Heyden in das Messiasreich aufnahm, und das mosaische Gesetz für nicht mehr verbindlich erklärte, wiewohl man ihm dafür danken müsse. Neue, nicht schon oft widerlegte Beweise für diese paradoxen Sätze hat Rec. nicht gefunden. Um desto mehr kann er die Widerlegung Anderen überlassen, für die hier nicht Raum ist.

IV. Betrachtungen über die vier Evangelien. Von A. T. Hartmann. Der Verf. zeigt an Beyspielen, wie fragmentarisch ohne chronologische Ordnung Reden Jesu und Erzählungen seiner Thaten und Schicksale an einander geknüpft seyn. Hie und da findet Rec. den Zusammenhang leicht, wo Hr. H. ihn vermißt, z. B. Matth. 13, 43—45. wo V. 45. γενεα πονηρα auf V. 39. zurückweiset, und die böse Denkart der Gegner Jesu, und die Ursache ihrer Verhärtung gegen seine Belehrungen, bildlich angegeben ist, u. s. w. Auch findet der Verf. Widersprüche, wo Rec. sie nicht findet. Die Bemerkungen über die übereinstimmenden oder nicht übereinstimmenden Nachrichten der drey ersten Evangelien, werden dem, der sie für die Kritik der Evangelien zu nutzen weiß, zu manchen Schlüssen und Muthmaaßungen Veranlassung darbieten.

V. Ueber Luc. XVI, 1—13. kurz und gut; nur hätte der Verf. unbedenklich Schleusners Uebersetzung des Wortes αδικια vorziehen mögen, da der Zusammenhang, und der Gegensatz gegen το αληθινον für diese Bedeutung hier entscheidet.

VI. Bollenstedts Ideen über Religion, Prophetie und poetische Darstellung des Lebens Jesu, in einem Briefe an Scherer, den Verfasser der ausführlichen Erklärung der sämmtlichen Weissagungen des N. T. mit exegetischen, kritischen und historischen Anmerkungen, und einer Abhandlung über den neutestamentlichen Prophetismus. Der Freund macht hier dem Freunde große Lobsprüche. Hätte er seinen

Brief

Buch in der Absicht geschrieben, daß er hier gedruckt erscheinen sollte: so müßte freylich der Herausgeber seiner Foderung nachgeben, wenn es ihm nicht erlaubt wurde, die Lobpreisungen wegzulassen. Richtig ist's, die Anforderungen ihres sittlichen Gefühls sprachen die Propheten aus; aber sie erkannten in denselben Anforderungen Gottes! Kühn ist der Ausspruch, Jesu Leben in den Evangelien sey von Anfang bis zu Ende als Mythos gezeichnet; aber ist er auch wahr? Heißt das einen Mythos zeichnen, wenn man was man schreibt, für historische Wahrheit hält? und war dieß nicht bey den Evangelisten der Fall?

Das vierte Stück enthält: I. Ueber 1. Joh. V., 20. einen Versuch einer einzig richtigen Auslegung, von J. G. Güntgen, Doktor der Philosophie und Prediger zu Frankfurt am Mayn. Unter vielen trefflichen Bemerkungen über richtige Bibelauslegung, findet sich auch manche, die einer nähern Bestimmung bedarf, z. B. daß das A. T. den Christen als Christen nichts angehe, und daß Religionslehrer unsrer Zeit es eben so mit dem N. T. machen sollen, wie Christus es mit dem A. T. machte, wenn er Matth. 5, 28. f. sagte: Ihr habt gehört u. s. w. ich aber sage euch! — Der Verf. meint, die Worte: dieser ist der wahre Gott und das ewige Leben, müssen sich auf Christum beziehen, weil nur Christus, nicht der Vater, das ewige Leben heiße, und weil Jesus das ewige Leben heiße, als Führer zum ewigen Leben: so heiße er auch der wahre Gott. Aber 1. Joh. V., 11. vergl. Joh. 5, 26 heißt der Vater der Urheber des ewigen Lebens, und nie nenne sonst Johannes Christum Gott. Bedenkt man außerdem, daß die Schreibart der Apostel populär, und strengen grammatischen Regeln nicht unterworfen ist: so muß die Erklärung, welche die Worte auf den Vater bezieht, den Vorzug gewinnen.

II. Philosophisch-exegetische Abhandlung über die eherne Schlange 4. B. Mos. 21, 8. 9. Von C. W. Hoffmann, Pfarrer im Anhalt-Cöthenschen. Es bedurfte kaum so vieler Beweise, daß auch rohe Völker Heilmittel wider den Schlangenbiß kannten, als hier gesammelt sind. Auch sind Vermuthungen des Verf. über die Bedeutung des Wortes, נחש, und die Vergleichungen desselben mit ähnlichklingenden Griechischen Worten, unnöthig und nicht treffend, da die Herleitung und Bedeutung des Wortes gewiß genug ist.

ist. Uebrigens ist der grammatische Sinn der Worte hier entscheidend für die Meinung, daß ein Wunder erzählt werde. Davon aber ist die Frage zu unterscheiden, ob und wie das Faktum natürlich zugegangen seyn möge?

III. Israelitischer Monotheismus und sein Ursprung. Ein Beytrag zur biblischen Archäologie und Mythologie. Von G. S. Ritter. Zuerst wird bewiesen, daß der Glaube an einen einzigen wahren Gott nicht nothwendig Offenbarung voraussetze. Dann sucht der Verf. zu beweisen, daß Moses erst den Monotheismus eingeführt, und man die Urkunden der Genesis, die von Polytheisten geschrieben oder sonst abgefaßt seyn, später zur Unterstützung des Monotheismus so bearbeitet habe, als wäre der Monotheismus schon den Stammvätern der Nation eigen gewesen. Denn, bemerkt er, alle Völker sind zuerst Polytheisten gewesen. Aber dieß beweiset hier nichts. Auch Abrahams Vorfahren waren Polytheisten, und warum hätte nicht schon Abraham und Melchisedek und mancher ihrer Zeitgenossen sich zu dem Vorsatz erheben können, nur den Schöpfer der Welt allein als Gott zu verehren? Der Verfasser meint, die Israeliten würden nicht so zum Polytheismus geneigt gewesen seyn, wenn ihnen der Monotheismus von ihren Stammvätern mitgetheilt wäre. Aber die Lage der Israeliten in Aegypten, wo sie auch die Beschneidung unterließen, und die gewaltige Macht des Beyspiels und herrschender Meinungen erklärt diesen Hang des rohen Volkes leicht. Die Stellen der mosaischen Schriften können alle so erklärt werden, daß wir bey der Geschichte bleiben, die uns glaubwürdig Abrahams Entschluß berichtet, nur den Schöpfer der Welt als seinen Gott zu verehren.

IV. Die Furcht Isaaks. Eine archäologische Bemerkung, von G. S. Ritter. Es ist vielmehr eine Uebereilung, wenn der Verf. meint, 1. B. Mos. 31, 42. sey die Furcht Labans vor Isaak zu verstehen. Der Zusammenhang und die Parallelstellen beweisen, daß der Gott, den Isaak fürchtete, zu verstehen ist.

V. Ueber Luc. 23, 43. Der Herausgeber zeigt in diesem Aufsatze, wie ungegründet die von Mr. im ersten Stücke unter No. IX. vorgetragene Erklärung dieser Stelle sey.

VI. Ueber 1. B. Mos. IV., 26. Der Herausgeber will die Stelle so verstehen, damals habe man angefangen, den

den höchsten Gott oder Nationalgott unter dem Namen Jehova anzurufen. Aber es heißt ja bloß: man fieng schon damals an Jehovah anzurufen, und dieß giebt, wenn man annimmt, daß der Name Jehova per prolepsin für den Schöpfer des Himmels und der Erde oder den höchsten Gott gesetzt sey, einen guten Sinn, ohne 2. B. Mos. 1, 1. f. zu widersprechen.

VII. Einige Observationen über Röm. 8, 18. vom Herausgeber. Ueber die Worte λογιζομαι und αξια. Die Bemerkungen sind nicht neu, und zum Theil kaum treffend. λογιζομαι z. B. heißt in dieser Stelle nicht: ich denke hin und her über Etwas. Wenn das Wort gleich vom Rechnen gebraucht wird: so ist das doch nicht der einzige Gebrauch, und vielmehr die Bedeutung urtheilen die gewöhnlichste und herrschende, und hier ganz angemessen. Bey den Worten ουκ αξια verdiente das hebräische Nakol Min verglichen zu werden.

E.

## Ueber das Bedürfniß eines neuen Systems der christlichen Theologie, und die rechte Art, dasselbe zu errichten. Vorzüglich gegen Herrn D. Ammon. Von D. S. G. Lange. Rostock und Leipzig, bey Stiller. 1804. 6 B. 8.

Der größere Theil des Inhalts dieser Schrift ist eine Recension der religiösen Moral des Hrn. D. Ammon, worin der Verf. demselben, (weil er ihm eine Recension seines Systems der christlichen Theologie Th. 1. in den Göttingischen gelehrten Anzeigen zuschreibt, die er für ungerecht hält,) eine Menge von Inconsequenzen in seinem Lehrbuch der religiösen Moral nachzuweisen sucht. Ein anderer Theil bestreitet eine Recension, die in der Hallischen Allgemeinen Literaturzeitung das Werk des Verf. kritisirte. Von diesen beyden Theilen des Inhalts ist hier die Anzeige hinreichend. Es kann nicht der Zweck des Rec. seyn, eine Recension einer Recension zu schreiben. Nur wünscht Rec. daß beyde mit Recht geschätzte Gelehrte, Ammon und Lange, dem Publikum nicht das Schauspiel einer Gelehrtenfehde geben mögen, bey welcher

im-

immer die Achtung für Gelehrte zu verlieren pflegt. Die entstandenen Mißverständnisse werden sich leicht aufheben lassen! — S. 59 – 68 wiederholt der Verf. theils dasjenige, was er über die Zusammensetzung seines Systems der christlichen Theologie aus der theologischen Moral, der theologischen Religionswissenschaft und dem kirchlichen System der Dogmatik, in der Vorrede zu seinem System der theologischen Moral geschrieben hatte, wogegen Rec. seine Zweifel und Bedenklichkeiten, mit der dem Verf. schuldigen Achtung, bereits in der Recension des Systems der theologischen Moral des Verf. vorgetragen hat; theils giebt er den Gewinn S. 65 f. an, den sein System 1) dem akademischen Studium und 2) der eigentlichen Theologie bringen werde. Jenes werde an lichtvoller Ordnung, Vollständigkeit und Zweckmäßigkeit gewinnen. An lichtvoller Ordnung, weil das Philosophische und Exegetische vom Positiven abgesondert, und jedes für sich ein wohlgeordnetes Ganzes ausmachen werde. Der Verf. versichert nämlich, seine Religionsphilosophie stimme mit der reinen Bibellehre sehr gut überein, und auch nach der Bibel müsse die Religion auf die Moral gegründet werden. Mit Verlangen sieht Rec. dem Beweise dieses Satzes, der ihm neu ist, entgegen. Indessen sieht Rec. nicht ein, warum zu lichtvoller Ordnung im Vortrage der christlichen Glaubenslehre eine gänzliche Absonderung des kirchlichen Systems von der biblischen Glaubenslehre nöthig wäre? und warum nicht das Philosophische und Exegetische bey jeder Glaubenslehre dennoch hinlänglich vom Positiven abgesondert werden könnte; wenn gleich auf den Vortrag jeder biblischen Glaubenslehre die Geschichte dieser Glaubenslehre, und in dieser zugleich oder zunächst, die kirchliche Vorstellungsart folgte? Rec. hat dieß wenigstens seit mehr als zwanzig Jahren möglich gefunden, so die christliche Glaubenslehre in lichtvoller Ordnung abzuhandeln. Die vom Verf. gewählte hingegen scheint unnöthige Weitläuftigkeit und unnöthige Wiederholungen unvermeidlich zu machen; da das kirchliche System, wenn es, vollständig abgehandelt, auf die biblische Glaubenslehre folgen soll, die Hälfte der biblischen Glaubenslehre, ja wohl drey Viertheile derselben wiederholen muß. — An Vollständigkeit, meint der Verf., werde durch sein System das akademische Studium gewinnen, weil um die Dogmengeschichte, die Geschichte der Dogmatik und das kirchliche System, sich heut zu Tage fast Niemand

bekümmere. Rec. kann aber aus Erfahrung versichern, daß diese Studien nicht auf allen Universitäten vernachlässigt werden, und er sieht nicht ein, warum die Geschichte der Dogmatik und das kirchliche System nicht bequem mit dem Vortrage der christlichen Glaubenslehre verbunden, und dadurch eben unnöthige Wiederholung am besten vermieden werden könnte? Eben deswegen sieht Rec. auch den Gewinn an Zweckmäßigkeit nicht ein; denn diese fordert die Wahl solcher Mittel, die zwar sicher, aber auch auf dem kürzesten Wege zum Zwecke führen. Was der Verf. in anderthalb Jahren lehren will, wird jetzt in einem Jahre gelehrt, weil das kirchliche System mit der biblischen Glaubenslehre verbunden wird.

Der Theologie selbst verspricht der Verf. Gewinn für ihre Begründung auf Principien, durch eine verständige Scheidung des Reinvernünftigen vom Positiven, des Wesentlichen vom Außerwesentlichen und Zufälligen, und der Grundwahrheiten selbst von einer gewissen Vorstellungsart derselben. Aber ist denn diese Scheidung bisher noch nicht geschehen? Darüber wird man nach der Erscheinung der theologischen Religionswissenschaft des Verf. erst gründlich urtheilen können!

A.

Die Pastoraltheologie in ihrem ganzen Umfange. Von D. J. F. Chr. Gräffe, Superintendenten und Lehrer der Pastoraltheologie in Göttingen. Zweyte Hälfte, enthaltend die Seelsorge, die Administration der kirchlichen Güter, das Betragen in besonderen Verhältnissen, den inneren und äußeren Beruf des Predigers, und das allgemeine protestantische Kirchenrecht. Göttingen, bey Vandenhök. 1803. XXXVIII und 254 S. gr. 8. (Pr. 1 Rg. 4 gr.)

Der Verf. hat die im Titel angegebenen Materien sehr vollständig und lehrreich dargestellt, so daß Rec. die Kandidaten des Predigtamtes und junge Prediger auf dieß Buch recht auf-

aufmerksam zu machen wünscht; überzeugt, daß sie es mit vielem Nutzen gebrauchen können; sich zu einer recht wohlthätigen und zweckmäßigen Verwaltung ihres Amtes zu bilden. Zuerst die Seelsorge, die häufig zu wenig beachtet wird, ist hier mit Recht dringend empfohlen. Nachdem allgemeine Regeln für die Ausübung derselben gegeben, und die Gründe der Verpflichtung zu derselben dargestellt sind, wird gezeigt, wie der Prediger seine Gemeine durch Beobachtung kennen lernen soll, und dann die Seelsorge bey den Gesunden, die in Ansehung des Verstandes in Wohlunterrichtete, Unwissende, Ungläubige, Abergläubige, Irrende, Zweifelnde, Separatisten und Schwärmer; in Ansehung des Willens in edle Tugendhafte, mittelmäßig Ehrbare, Moralisch unordentliche, Verhärtete und Ruchlose, Missethäter, Delinquenten, Gefangene und Züchtlinge; in Ansehung besonderer Gemüthsverfassungen und Schicksale in Beglückte, Betrübte, Schwermüthige, Angefochtene, Erweckte, und solche, die in plötzlichen Verlegenheiten Rath suchen; in Ansehung der Vermögensumstände endlich in Reiche, Vornehme, Mittelstandspersonen und Arme, eingetheilt werden, durch Regeln für das Verhalten gegen jede Art derselben gelehrt. Eben so die Seelsorge bey den Kranken, wo zuerst die Nothwendigkeit und weise Benutzung des Besuchs der Kranken im Allgemeinen, und dann speciel gezeigt wird, wie jede Art derselben zu behandeln sey, 1) nach den Graden der Zurechnung, je nachdem ihre Leiden unverschuldet, oder durch Leichtsinn, Unvorsichtigkeit, Eigensinn, Vermessenheit, geglaubte Hexerey, Aberglauben, Schwärmerey oder Ausschweifungen, verschuldet seyn. 2) Nach dem Sitz der Krankheit, leibliche Krankheiten, Schwermuth, Hypochondrie, Melancholie, Verzweiflung; 3) nach der Gemüthsbeschaffenheit; 4) nach der Religionskenntniß, 5) nach der Dauer und Heftigkeit der Krankheit, 6) nach der Hoffnung zur Genesung, in Rücksicht auf künftige Verhältnisse; 7) nach der Wahrscheinlichkeit eines nahen Todes, und 8) nach den verschiedenen Ständen der bürgerlichen Verfassung. Qui bene distinguit bene docet! Dieß gilt hier vorzüglich, da die Personen, Umstände und Verhältnisse so verschieden, und auch denselben nach verschiedene Behandlungsarten so nothwendig sind.

Der sechste Theil der Pastoraltheologie handelt von der Administration der Pfarrgüter und Kirchengüter; zeigt wie

welche

wichtig die Pflichten des Predigers in Ansehung derselben, und eine genaue Kenntniß der Pfarreinkünfte und der Pfarr- und Kirchengüter, die Erhaltung derselben, die Verbesserung der Pfarrgrundstücke, Häuser, Gärten, Wälder, Wiesen und Äcker seyn! daß man dem Prediger die Bewirthschaftung derselben nicht nehmen, und sie auf keine Weise von der Pfarre trennen müsse, ja selbst die Veräußerung auf Erbpacht und Erbzins ganz zu widerrathen sey! Demnächst noch von der Aufsicht über kirchliche Güter, Kirchengeräthe und Bauen, von Kirchenrechnungen; von der Sorge für die Verbesserung der Schuldienste und des Pfarrwittwenthums. Möchten nur edle Obrigkeiten sich von der Ungerechtigkeit derer überzeugen, die Kirchengrundstücke und Kirchengüter an sich gebracht haben; und sie alle den Kirchen zurückgeben! Dieß wäre das sicherste Mittel, dem Verfall der Kirchendienste, und der Noth der in Dürftigkeit schmachtenden Prediger und Schullehrer abzuhelfen!

Der siebente Theil lehrt das Verhalten des Predigers bey besondern Verhältnissen, z. B. gegen die Landesobrigkeit, gegen die Obern, den Superintendenten und den weltlichen Kirchenkommissarius, gegen Kirchenpatrone, Adliche und Vornehme, Beamte und Ortsobrigkeiten, Kollegen, Kirchenältesten und Vorsteher, Küster, Kantoren und Schulmeister, gegen Amtsunterbediente, gegen die ganze Gemeine beym Antritt eines Amts und während der Amtsführung, und giebt Anweisungen für das öffentliche und häusliche Leben des Predigers, für die Wahl einer Gattinn, für sein Verhalten als Ehemann, Vater und Hauswirth, und als Muster der Tugend überhaupt. Wer glaubt, die Anweisung gehe zu sehr ins Einzelne, der bedenke, wie wichtig die Folgen eines weisen oder unbesonnenen Verhaltens eines Predigers, in Rücksicht auf seine Wirksamkeit in seiner Gemeine, und wie wenige Kandidaten und Prediger vom Anfange an in allen diesen Rücksichten bedachtsam genug, mit allen diesen Verhältnissen hinlänglich bekannt, und schon geübt sind, stets gehörig über ihrem Verhalten zu wachen. Es ist wahrhaftig nichts Geringes; denn es gilt die Beförderung der Tugend und Glückseeligkeit eines großen Theils der Gemeine, vielleicht während eines ganzen Menschenalters, welches ein Prediger als Lehrer der Gemeine durchlebt!

Im

Im achten Theil, vom innern und äußern Beruf, ist zuerst von den Naturanlagen, dann von den Kenntnissen und Geschicklichkeiten, welche das Predigtamt erfordert; ferner von der Ausbildung dessen, der sich dem geistlichen Stande widmet, im Knabenalter, auf Schulen, Gymnasien und Universitäten, und im Kandidatenstande, oder als Hauslehrer und Hofmeister die Rede. Die Rathschläge des Verf. sind nach des Rec. Ueberzeugung zweckmäßig, und wenn es auf den ersten Blick scheinen mögte, dieß gehöre nicht in die Pastoraltheologie, weil es zu spät seyn würde, den Kandidaten und Prediger noch erst zu lehren, wie er als Knabe und Jüngling sich hätte vorbereiten sollen: so muß man doch auch erwägen, daß gerade Predigersöhne häufig wieder für den Stand der Prediger bestimmt werden, und daß es deswegen nützlich ist, den Prediger voraus mit den Regeln bekannt zu machen, nach welchen er untersuchen soll, ob sein Sohn natürlichen Beruf zum Predigtamte habe oder nicht; und nach welchen er zu diesem Amte seine Söhne bilden soll, wenn er bey ihnen die dazu nöthigen Naturanlagen antrifft. Demnächst wird von der Vorbereitung auf das Tentamen und Examen, vom Verhalten nach der Prüfung, von rechtmäßiger Wahl zum Amte, von der Vocation, Ordination und Introduktion, und von den Gründen zur Bestimmung der Wahl unter mehreren Anträgen zu Predigerstellen gehandelt. Der Verf. hält hier sehr gut den Mittelweg zwischen einer zu großen Strenge, und einer tadelhaften Nachgiebigkeit gegen eigennützige Neigungen. Er vertheidigt mit Recht die Nothwendigkeit, und den Nutzen der Versetzung von einer Predigerstelle zur andern; räth aber auch weise Vorsicht bey derselben sowohl denjenigen, welche den Prediger zu einer andern Stelle ernennen, als auch dem Prediger, welchem eine Versetzung angetragen wird.

Der neunte Theil endlich enthält das allgemeine protestantische Kirchenrecht. Allerdings ist dieses dem protestantischen Prediger wichtig, und es ist sehr nützlich, wenn er Gelegenheit hat, über dasselbe besondre Vorlesungen zu hören; da in den Vorlesungen über das kanonische Recht für Rechtsgelehrte, immer der größere Theil für Theologen weniger nützlich und nothwendig ist. Durch sorgfältiges Studium desjenigen, was der Verf. hier darüber geschrieben hat, und durch die darin nachgewiesenen besten Schriften, kann der gute

Kopf,

Kopf, dem es auf der Universität an Gelegenheit fehlte, das Kirchenrecht zu hören, allenfalls diesen Mangel ersetzen. Die Principien sind deutlich und vollständig vorgetragen, und die Literatur ist gut gewählt, und für diesen Zweck vollständig genug. Zuerst von der Beschaffenheit, Definition und Eintheilung des Kirchenrechts, und von den verschiedenen Systemen in Absicht desselben; von Hobbes und der Quäker Meinung, nach welchen es kein Kirchenrecht geben kann; von den Systemen des Kirchenrechts in der römischen Kirche, da nach dem päpstlichen Kirchenrechte die Kirche als Monarchie und der Papst als Monarch, hingegen nach dem System der gallicanischen Kirche die Kirche eine Aristokratie und der Papst unter Gleichen der Erste, und ein Koncilium über den Papst ist; von den verschiedenen Systemen des Kirchenrechts unter Protestanten, dem Episcopalsystem der englischen Kirche, und dem Unterschied der Grundsätze der hohen und niederen Kirche; von Calvins Presbyterialsystem, von Thomasius Territorialsystem, und dem seit Puffendorff und Pfaff mit Recht vorgezogenen Kollegialsystem der neueren Zeit; von den Quellen des Kirchenrechts überhaupt und von den eigenthümlichen Quellen desselben für Protestanten; von der Literatur und dem Inhalt des Kirchenrechts. Dann 1) von der Kirchengewalt, von den Rechten des Gewissens, von der Stiftung, dem Zweck, dem Begriff und der Eintheilung der christlichen Kirche; von der Verbindung derselben mit dem Staate; von den Kollegialrechten der Kirche und deren Verwaltung; von den Rechten der Obrigkeit in Kirchensachen und der Verwaltung der Kollegialrechte durch die Obrigkeit; zuletzt von den Rechten freyer Völker in Religionssachen. Dann 2) von Rechten und Verbindlichkeiten in Ansehung der gottesdienstlichen Personen, Handlungen und Sachen. Sehr lehrreich und vollständig. 3) Vom Kirchenregiment, dem bischöflichen Rechte des Landesherrn und dessen Einschränkungen, und den gemeinschaftlichen und eigenen Kirchenregierungsrechten; von Konsistorien, deren Begriff, Bestellung und Geschäfften, und den Rechten des Regenten über die Konsistorien; von der Superintendenten Amt, Rechten und Anstellung; von Parochien, deren Begriff und Einrichtung und Parochialrechten; vom Privatkirchenregiment, Presbyterien und Ministerien. 4) Von der geistlichen Gerichtsbarkeit, deren Begriff, Eintheilung, Gegenständen und Kompetenz; von Personalklagen gegen die

Geistlichen, und von Sachklagen, die vor das Konsistorium gehören; von geistlichen Vergehungen der Gemeineglieder und Geistlichen Strafen; von Vergehungen der Geistlichen, von bürgerlichen Vergehungen der Kirchendiener, von geistlichen Strafen gegen dieselben, und der bey solchen Strafen nöthigen Vorsicht.

Bg.

Kritik und Erklärung des dritten Artikels des christlichen Glaubens, oder die Lehre vom heiligen Geiste aus Zeitbegriffen. Ein Gegenstück zu Kannabichs Kritik alter und neuer Lehren der christlichen Kirche. 1804. (Ohne Verlagsort.) 12 Bog. 8. (Pr. 12 gr.)

Der ungenannte Verf. dieser Kritik und Erklärung, sucht bey jedem Satze des dritten Artikels des sogenannten apostolischen Symbolums, oder christlichen Glaubens, zuerst anzugeben, wie das Neue Testament davon belehre; demnächst aber prüft er diese Lehre, ob sie mit der Fichtischen oder Kantischen Philosophie übereinstimme, die er, ohne den Namen ihres Urhebers zu nennen, für das Endurtheil der vollkommen ausgebildeten Vernunft ausgiebt; und endlich bemüht er sich, wenn er gezeigt hat, daß der behandelte Satz nach dieser Philosophie nicht in der Vernunft gegründet, oder wohl gar mit derselben im Widerspruch sey, die Entstehung der in dem Satze enthaltenen Vorstellungsart aus Zeitbegriffen zu erklären. Dagegen wäre es wohl angemessener gewesen, den Sinn jedes Satzes dieses dritten Glaubensartikels zuerst mit Hülfe der Kirchengeschichte, und als Antithese gegen die Meinungen, welchen dadurch widersprochen werden sollte, in sein volles Licht zu setzen. Dann hätte sein Verhältniß zur Lehre Jesu und der Apostel, in wie fern er darin gegründet sey oder nicht, und wie man die Lehre Jesu und der Apostel von den Zeitbegriffen zu unterscheiden habe, an welche ihr Vortrag sich anschloß, untersucht werden mögen. Endlich hätte eine Vergleichung der in dem Satze enthaltenen biblischen Lehre mit unbestreitbaren Vernunftgrundsätzen, die Uebereinstimmung mit diesen zu

zei-

zeigen, benutzt werden können. Der Verf. hingegen fand eine solche Uebereinstimmung nicht. Sein Zweck war, nach der sich so nennenden kritischen Philosophie jeden Satz zu kritisiren, und aus Zeitbegriffen zu erklären. Daraus entsteht nun der Nachtheil, daß er zum Theil unläugbare biblische Lehren als mit der Vernunft im Widerspruch stehend darstellt, die doch nur mit Kantischen oder Fichtischen Philosophemen, von welchen seine Vernunft befangen ist, im Widerspruch stehen; es fehlt ferner an der deutlichen Unterscheidung der biblischen Lehre von dem historischen Sinne der symbolischen Sätze, und endlich geräth der Verf. eben deswegen hie und da mit sich selbst in einen wirklichen oder scheinbaren Widerspruch. So behauptet er im ersten Abschnitt S. 5 das N. T. setze den heiligen Geist als Hypostase dem Vater und Sohne an die Seite, und kritisirt S. 6 u. f. dieß, als der Vernunft widersprechend; und doch zeigt er selbst, S. 12, 13 daß Jesus und die Apostel den Geist Gottes zwar so, wie das A. T. dieß schon gethan hatte, personificirt; aber nicht an eine besondere Hypostase desselben gedacht haben. Im zweyten Abschnitt, von Wirkungen des heiligen Geistes, verwirft er dieselben, als könne die Vernunft sie nicht annehmen; weil sie bey völliger Ausbildung keine andere Oberherrschaft anerkenne, als die sie sich selbst durch das Moralgesetz auflege, und keinen anderen Einfluß auf ihr Handeln statuire, als den, welchen das Moralgesetz auf sie äußert. Daraus erhellt, daß er S. 4, wenn er bemerkt, daß die Vernunft sich nur einen Gott denken könne, bloß von einem gedachten, nicht von einem wirklichen Gott zu verstehen sey, und daß er also die Wirklichkeit Gottes außer dem Denken, oder der Idee nicht annimmt. Er verwechselt die nirgends außer der Idee existirende von Kant so genannte reine Vernunft unabhängiger reinvernünftiger Wesen mit Unrecht mit der wirklichen menschlichen Vernunft, wenn er von dieser behauptet, daß sie in ihrer völligen Ausbildung keine andere Oberherrschaft anerkenne, als die sie sich selbst durch das Moralgesetz auflege, und keinen anderen Einfluß auf ihre Handlungen, als den Einfluß dieses Gesetzes. Die wirkliche menschliche Vernunft kann ihre Abhängigkeit vom Schöpfer des Weltalls und der Menschen nicht verkennen, und erkennt darin ihre höchste Würde, daß der Schöpfer des Menschen sie dem Menschen gegeben, durch sie sich ihm geoffenbaret, und ihm durch sie seinen heiligen Willen als sein



Ge-

Gesetz vorgeschrieben habe. Der Verf. geräth auch hier mit sich selbst in Widerspruch, da er zuerst behauptet, es widerstreite dem Begriffe von der Freyheit des menschlichen Willens, Wirkungen des heiligen Geistes anzunehmen, und hernach doch zugesteht, daß Jesus und die Apostel die Wirkungen des göttlichen Geistes als Belehrung, Erweckung und Belebung zum Guten beschreiben, so daß es vom freyen Willen des Menschen abhänge, ob er ihm folgen wolle, oder nicht. Wie könnten auch Wirkungen Gottes dem Begriffe vom freyen Willen des Menschen widerstreiten, da der Mensch der Belehrung und Erweckung zur Anerkennung der Wahrheit und des Guten, und der Belebung zur Thätigkeit im Guten, durch Unterricht, Ermahnung, Beyspiel und Lenkung der Umstände und Schicksale seines Lebens, seiner Willensfreyheit ungeachtet, bedarf, und sich seiner Freyheit dennoch immer deutlich bewußt bleibt; da er sich es nicht verhehlen kann, daß es in seiner Willkühr steht, ob er die erhaltenen Belehrungen, Ermahnungen und Beyspiele, und alle Schicksale seines Lebens, für seine Vervollkommnung und Veredlung, zur Achtung für Pflicht und zum Eifer im Guten benutzen will oder nicht. — Aehnliche Mißverständnisse bemerkt man auch in den folgenden Abschnitten. Im dritten Abschnitt wird, im Bericht über die heilige christliche Kirche, die biblische Lehre von der Kirche so dargestellt, als ob nach dieser Alle von der Seeligkeit ausgeschlossen seyn, die nicht zur Gesellschaft der Christen gehören. Was der Verf. nachher im achten Abschnitt als seinen Glauben bekennt, daß es unter allerley Volk Gott wohlgefällige Menschen giebt, das ist ja auch die Lehre Jesu und der Apostel, nach welcher vor Gott nur ein reines Herz gilt, kein Ansehen der Person, und unter jedem Volke, wer Gott fürchtet und recht thut, Gott wohlgefällig ist. Damit aber streitet die Lehre nicht, daß eine wahre sichtbare christliche Kirche, worin Jesus Lehren lauter vorgetragen, und die Sacramente nach Jesus Anordnung verwaltet werden, die wohlthätigste Lehr- und Bildungsanstalt für die Menschen zu ächter Tugend, und zum Streben nach Vollkommenheit und Seeligkeit ist. Eben dieß gilt vom vierten Abschnitt, wo bey dem Satze, von der Gemeinschaft der Heiligen der historische Sinn gar nicht bestimmt angegeben, und wider Meinungen gestritten wird, die nicht als biblische Lehre betrachtet werden können; wiewohl im Anfange des Abschnitts als Gegenstand des Widerspruchs

spruchs biblische Lehrsätze aufgestellt werden, welche, richtig erklärt, ganz der Vernunft gemäß sind. — Der fünfte Abschnitt handelt von der Vergebung der Sünden, stellt die gemeinen Vorstellungen von derselben als verwerflich dar; setzt ihnen aber die auch nicht befriedigenden Kantischen Ideen entgegen, nach welchen der Mensch bey der Tugend ein derselben angemessenes Maaß sinnlicher Glückseeligkeit, und bey der Untugend ein derselben angemessenes Maaß sinnlicher Uebel und Unglückseeligkeit, von Gott zu erwarten berechtigt seyn soll. Auch das abgerechnet, daß das nach Kant bloße moralischerlaubte Ideen sind, ohne Wirklichkeit außer der Idee: wie viel vernunftmäßiger und Gottes würdiger ist doch die Lehre der Bibel von Gott, der alle Uebel nur in der Absicht verhängt, um Tugend und Rechtthun zu befördern, und nur so viele Uebel verhängt, und nur so lange sie verhängt, als sie noch zur Besserung des Menschen nöthig sind! Daß die gemeinen Vorstellungen von der Sündenvergebung nicht Lehre Jesu seyn, giebt der Verf. zu; aber darin irrt er, daß er sie als Vorstellungen der Apostel darstellt, die doch eben so lehren, wie Jesus Christus davon lehrte, und in deren Vortrag nur Bild und Lehre gehörig zu unterscheiden ist. — Im sechsten Abschnitte wird die Lehre, von eigentlicher Auferstehung des gegenwärtigen irdischen Leibes am Ende der Welt, als der Vernunft widerstreitend dargestellt; und gezeigt, daß sie nicht Jesus Lehre sey. Paulus Lehre von einem veredelten Leibe, wird gebilligt; aber das wird getadelt, daß er die Vereinigung desselben mit der Seele bis an das Weltende hinaussetze. Er hat aber nicht bewiesen, daß Paulus das Letztere als Lehre vorgetragen, und nicht vielmehr in der Hinsicht bloß von den gemeinen Vorstellungen einen nützlichen Gebrauch zu machen zur Absicht gehabt habe. Uebrigens vermißt man hier, und im siebenten Abschnitte, vom ewigen Leben, die Angabe der Zeitmeinungen und Widersprüche der Gegner, durch welche die Verfasser des Symbolums veranlaßt wurden, das Bekenntniß dieser Glaubenssätze ausdrücklich zu fordern. Ungern sieht man auch die Lehre vom ewigen Leben bloß auf die Kantischen Ideen vom höchsten Gute, das hier nicht realisirt werden könnte, gegründet; als auf Ideen, die gar nicht berechtigen, die Wirklichkeit der Realisirung des höchsten Guts zu irgend einer Zeit zu erwarten. Auch ist immer, und das ist moralisch verderblich, von der von äußeren Gütern abhängigen

Glückseeligkeit die Rede; denn die Meinung, daß mit der Tugend einst früher oder später ein ihr ganz proportionirtes Maaß solcher Güter verbunden werden müsse, erhält die Menschen stets im Dienste der Sinnlichkeit. Wie vortrefflich ist dagegen die Lehre Jesu, welche eine geistige Glückseeligkeit, die aus Tugend entspringt, und also auch natürlich stets dem Maaße der Tugend angemessen ist, als die höhere seelige Bestimmung der zu vollkommnerer Tugend ewig emporstrebenden guten Seelen darstellt!

A.

## Arzneygelahrheit.

**Von den Ursachen und der Behandlung der Nachgeburtszögerungen. (Handelt) D. Just. Heinr. Wigand, Arzt und Geburtsh. zu Hamburg. Hamburg, bey Perthes. 1803. 176 S. 8. 18 gr.**

Ist irgend ein Gegenstand aus der Geburtshülfe der strengsten und parteylosesten Prüfung würdig und bedürftig: so ist es die Behandlung der zurückbleibenden Nachgeburt. Der Rec. hat sich daher recht innig gefreut, als er die gegenwärtige Schrift zu Gesicht bekam. Der Verf. giebt sechs Hauptursachen an, welche Zögerung der Nachgeburt veranlassen können: Atonie der Gebärmutter, unregelmäßige, nicht allgemeine, sondern bloß partielle Zusammenziehung der GM., ungewöhnlich feste Cohärenz des Mutterkuchens mit der GM.wand, ungewöhnliche Insertion des Mutterkuchens, regelwidrige Stellung desselben auf dem Muttermund, ungewöhnliche Größe und Weichheit des Mutterkuchens. (Der Rec. bemerkt dabey, daß die regelwidrige Stellung des Mutterkuchens auf dem Muttermunde eigentlich unter die ungewöhnliche Insertion gehört, und selten oder nie Anlaß zur Zögerung geben wird.) Auf Atonie der GM. deuten folgende Erscheinungen noch während der Geburt hin: 1) seltene und kurze, nicht zu schmerzhafte Wehen, welche mit Kälte, Mattigkeit, nicht sehr verändertem Pulse verbunden sind. 2) Die äußerlich fühlbaren Zusammenziehungen sind nicht anhaltend, die GM. nicht sehr hart anzufühlen. 3) Es hal-

ten auch wohl Blutflüsse aus der GM. selbst dann noch an, wenn die Wasser schon abgeflossen sind, oder der Kopf schon den Muttermund ausfüllt. 4) Es sind beträchtlich schiefe Lagen da, welche durch die Wehen nicht verbessert werden. 5) die Blase spannt sich unter den Wehen langsam, nicht stark und nicht prall 6) der herabtretende Kopf glitscht immer wieder hinauf. 7) Der Muttermund wird nicht sehr straff angespannt, bildet keine Kopfgeschwulst und rückt nur langsam. Nach der Geburt zeigt sich diese Atonie durch den Mangel an der kleinen harten GMkugel, durch den steten Blutabgang ohne Pausen und ohne Wehen, und dadurch, daß, wenn man unter diesen Umständen stark (aber wer thut dieß?) an der Nabelschnur zieht, man diese Bewegung ganz deutlich im Leibe fühlt, und das Blut darauf noch rascher fließt. Die Atonie der GM. kommt am häufigsten vor bey allgemeiner Schwäche des Körpers der Kreißenden, bey allzu jungen oder allzu alten Gebärenden, nach mehreren vorhergegangnen, sehr langsamen, schweren und schmerzhaften Geburten, bey heftigen und anhaltenden Blutflüssen aus der GM., nach örtlichen Verletzungen und zu starken Ausdehnungen der GM., unmittelbar nach einer ungewöhnlich langsamen oder ungewöhnlich schnellen Entbindung, und endlich wenn die GM. an einem Rheumatismus leidet. (Ueber diesen Rheumatismus läßt der Verf. sich zwar weitläuftig heraus; wir können ihm aber unsern Beyfall nicht ganz ertheilen. Ein Rheumatismus der GM. läßt sich nur schwer mit den Begriffen vereinbaren, welche wir von Rheumatismus und GM. haben.) Die Behandlung der Atonie während der Geburt besteht in Folgendem: gegen den Rheumatismus gebe man Opium allein, oder mit Brechwurzel, Goldschwefel ꝛc. und in Substanz zu großen Gaben; äußerlich mache man trockne Kräuteraufschläge. Gegen Atonie ohne Rheumatismus gebe man Zimmtessenz, Aether, Wein, Fleischsuppen ꝛc. Ist die Geburt zu rasch, so suche man sie langsamer zu machen durch Seiten- und Rückenlagen ꝛc. Gegen die Atonie zu junger oder zu alter (sollte das einerley seyn?) Gebärenden sind lauwarme (aromatische?) Halbbäder dienlich; Blutflüsse fordern schickliche Seitenlagen, zeitiges Wassersprengen und schnelle Beendigung der Geburt; mechanische Verletzungen warme Fomentationen. Nach der Geburt dienen bey dauerndem Blutflusse innerlich flüchtige Reizmittel, Wein, Branntwein, Aether, Zimmt, Pfeffermünzöl,

Zimmtöl ꝛc. Aeußerlich dient starkes Reiben des Leibes in den obern Gegenden mit der einen, mit der andern Hand Reiben innerlich des Muttermundes (?) und äußerlich des Kitzlers (?). Hilft dieß nicht, so eile man, kalte Aufschläge von Branntwein oder Essig, und Einspritzungen in die GM. von lauem Wasser mit etwas Essig, rothen Wein oder Branntwein zu machen. Dabey kann man einen anhaltenden, starken Druck auf den Bauch (?) machen und auch mit der ganzen, nicht abgekühlten Hand in die GM. gehen, sie reiben (?) und betasten, besonders wo sich die Nachgeburt gelöst hat. Das gelöste Stück Nachgeburt drücke man fest an die GMwand an. Während des Reibens im Innern macht man einen Gegendruck von außen mit der andern Hand. Wenn nun der Blutfluß etwas nachläßt, die Entbundene wehenartige Schmerzen fühlt: so zieht man die Hand heraus und überläßt das Weitere der Natur. (Der Rec. ist gar nicht von dem Nutzen dieses Reibens überzeugt; im Gegentheil hält er es für bedenklich. Hr. W. meint, es sey weniger gemartert, S. 54 wenn man bloß reibt und das Leben aufs Spiel setzt, als wenn man die Placenta, wie Rec. empfiehlt, vollends löset und damit den Blutfluß sogleich stillt. Gewiß wird dieß Reiben eben so gut eine Marter für die Entbundene seyn und eben so gut die Blutung vermehren, als die Lösung der Nachgeburt.) Bey unregelmäßigen partiellen Zusammenziehungen der GM. sind während der Geburt die Wehen schmerzhafter als gewöhnlich, fast nie ruhend; es schmerzt eine bestimmte Stelle bey der Berührung, welche auch manchmal härter und gespannter anzufühlen ist; das Kind bewegt sich während derselben stark und lebhaft. Oft ist besonders der Muttermund gesprengt, hart und empfindlich. Der Puls ist klein, schwach, hart und geschwinde. Es fließt nur wenig Blut ab ꝛc. Dieser Fall tritt gewöhnlich bey Schieflagen der GM., fehlerhaften Stellungen der Frucht, falschen Insertionen des Mutterkuchens ein. Solche partielle Zusammenziehungen, besonders des Körpers der GM. und die daher entstandenen Incarcerationen der Placenta sind auch oft Folgen von zu schnell beendigten künstlichen Entbindungen; auch wohl von falsch und zu stark angebrachten Reibungen des Bauches, und von Gewaltthätigkeiten am untern Abschnitt der GM. Die partiellen Zusammenziehungen können auch von unvorsichtigem Eindrange äußerer kalter Luft in die Geburtstheile entstehen. Die

Hül-

Hülfe ist innere und äußere Anwendung krampfstillender Mittel, Erwärmung des Leibes, sanfte Reibungen mit warmen Tüchern, Salben, Umschläge, warme Einspritzungen von Chamillen mit Opium, Opiatöl rc. Erfolgt die Hülfe nicht dadurch: so ist gewöhnlich eine mit ungewöhnlicher Cohärenz verbundene Adhäsion der Placenta an den Seiten oder der vordern Wand der GM. zugegen. Hierbey kommt es auf den Grad und die Stelle an, wo sie adhärirt. Der Verf. beobachtete sie hauptsächlich, wenn die Kreißende in einem der 4 letzten Monate an einem nicht ganz unbedeutenden GMblutflusse gelitten hatte, bey sehr fetten Personen, bey fixen, dumpfen, anhaltenden Schmerzen in der GM. Es werden nun, wie bey den vorigen Fällen, die Erscheinungen, woran man diese Adhärenz unter der Geburt erkennen könne, aus einander gesetzt, und als Behandlung gelindes Reiben mit stetem Drucke gegen die GM., stärkende Mittel, so lange als keine dringende Gefahr da ist; wenn diese aber eintritt, (welches jedoch fast immer gleich zu fürchten ist!) besonders wenn Fieber, bedeutende Blutflüsse und Ohnmachten kommen, Wegschaffung oder Holen des Mutterkuchens empfohlen. (Dieß hat der Verf. freylich S. 128 ff. recht schön aus einander gesetzt; wir glauben aber nur nicht, daß die Lösung für diesen einzigen Fall passe.) Die letzte Ursache der Nachgeburtszögerung besteht in einem regelwidrigen Sitze, unbequemer fehlerhaften Stellung und ungewöhnlicher Größe und Weichheit des Mutterkuchens. Auch dieses erörtert der Verf. genauer. Selten findet jedoch nur Eine Ursache statt; meistens treffen mehrere zusammen, welche Komplikation denn auch eine komplicirte Behandlung erfordert (aber eben deshalb auch sowohl die oben angegebene Diagnostik als Therapeutik modificirt, in vielen Stücken einschränkt und ungewiß macht.) Das Ganze schließt mit einigen Aphorismen über diese Lehre. Die Schrift selbst zählen wir unter die wichtigsten in ihrer Art und wünschen, daß sie von erfahrnen Geburtshelfern, einem Starke, Mursinna, Osiander rc. noch genauer geprüft werden möge, als es unser beschränkter Raum erlaubte. Unläugbar enthält sie mehrere wichtige Wahrheiten, auch manche neue Ansichten der Dinge; sollte sie aber ganz frey von Hypothesen seyn?

Mz.

**Der menschliche Körper von seiner Entstehung an bis ins Alter. Ein belehrendes Lesebuch für alle Stände des reifern Alters (,) zunächst für Gymnasien und Schulen bearbeitet von D. G. Ch. F. Kapp, ausüb. Arzte in Bayreuth. Hof, bey Grau. 1803. 208 S. 8. (Pr. 16 gr.)**

Der Gedanke, für den gebildeten Nichtarzt überhaupt, so wie besonders für den Jugendunterricht, eine Beschreibung des menschlichen Körpers und der in diesem vorgehenden Verrichtungen zu entwerfen, ist allerdings lobenswerth, und verdient den Beyfall des Publikums. Ob es aber möglich ist, beyde Zwecke mit einander zu vereinigen; ob ein Buch, welches zum Schulunterrichte bestimmt ist, auch zur Lektüre für den gebildeten erwachsenen Mann passen könnte, dürfte wohl noch vielen Zweifeln unterworfen seyn. In so ferne hätte also Hr. D. K. bey dem Entwurfe seines Buches sehr gefehlt. Allein bey der Ausarbeitung der Schrift hat dieser Fehler in der ersten Idee derselben, ihm ganz die Möglichkeit einer Ausführung seines, auf dem Titel angegebenen Planes, unmöglich gemacht. Denn das Buch ist mit ängstlicher Sorgfalt so geschrieben, daß alle Dinge, welche einen zu nahen Bezug auf die Geschlechtsverrichtungen haben, und bey dem Jugendunterrichte anstößig werden können, ganz vermieden, oder schwach angedeutet sind. Das gehört nicht in den Plan eines anthropologischen Lesebuchs für Erwachsene. Ferner hat Hr. K. bey seinem Werkchen nur den Unterricht von Knaben vor Augen gehabt, indem er besonders die Geheimnisse des weiblichen Geschlechtes verhüllt. Rec. ist zwar nicht der Meinung, daß man auf eine unvorsichtige Weise diese Dinge der männlichen Jugend aufdecken, und dadurch vielleicht Triebe wecken solle, welche man nicht lange genug schlafend erhalten kann; allein er scheuet mehr als die offenbarste Entschleierung aller Geheimnisse des Fortpflanzungsgeschäfftes, die Winke und Hindeutungen, welche der Sache das Ansehen eines Geheimnisses geben. Erst dadurch, daß man die Neugier rege macht, bringt man den Knaben auf Untersuchungen, die seiner Moralität gefährlich werden können; wenn man ihm die nackte Wahrheit entschleiert, und dem Gegenstande die ernste Würde im Vortrage giebt, welche er in der Natur wirklich hat; so ist diese Gefahr

fehr wenigstens vermieden; denn die Einbildungskraft ver= liert nun ihren Spielraum. Doch wagt Rec. es nicht, über eine so vielfach überlegte und bestrittne Sache zu entscheiden.

Hr. K. hat schwerlich den Gedanken gehabt, daß sein Buch zum eignen Lesen den Knaben in die Hände gegeben werden solle. Denn dazu eignen sich die höchst magern, kurzen, zwecklos scheinenden anatomischen Beschreibungen des Körpers wahrlich nicht. Vielmehr würde jeder Knabe, wenige ausgenommen, die vielleicht schon früh in sich den Trieb fühlen, die Naturwissenschaften vorzugsweise zu studieren, keine zehn Seiten für sich lesen wollen. Es für den Lehrer, zur weitern Erläuterung bestimmen zu wollen, ist darum nicht thunlich, weil es in manchen wichtigen Dingen zu kurz ist, und um verständlich zu werden, ungleich mehr Kenntnisse voraussetzt, als man gewöhnlich bey den Lehrern an Gymnasien in diesem Fache findet; in manchen andern, minder wichtigen aber, viel zu ausführlich abgefaßt ist, zu viele Wiederholungen und ganz zwecklose Digressionen und Deklamationen enthält. Auch hier hat also Hr. K. sein Ziel verfehlt.

Das Ganze besteht aus einer höchst trockenen und dürftigen, dem Kenner langweiligen, dem Nichtkenner (wie immer, wo es an Kupfern oder Präparaten fehlt), unverständlichen anatomischen Beschreibung des menschlichen Körpers, mit eingestreueten, sehr materiellen Fragmenten aus der allermateriellesten Physiologie. Mühsam haben wir uns durch das ganze Buch hindurch gearbeitet, und wohl keinen sehr bedeutenden Fehler bemerkt (wiewohl uns einige aufstießen, als S. 21 Kiefer statt Kiemen [bei Fischen], S. 31 Schnellkraft der lebendigen Nerven, S. 92 die Sclerotica sey unempfindlich, S. 121 der Speisesaft sey weiß gefärbt, S. 136 das Blut sey flüssiges Fleisch u. s. w.); allein den Styl unsers Verf. möglichst roh, unbehülflich und unangenehm gefunden, so daß man es wohl bemerkt, daß er noch kein geübter Schriftsteller ist. Mitunter kommen auch Schreibfehler wie Athmosphäre, Sceletr rc. vor. Manche Stellen sind ganz unverständlich, oder doch so ausgedrückt, daß man sie nur mit der größten Mühe versteht, z. B. S. 84. »Sinne sind Werkzeuge der Empfindung, oder Wirkungen »der Nerven, die sie dem Gehirne zuleiten.« S. 105. »Zu »diesem Mangel an nöthigen (m) Säfte (im Auge), kom»men als Folgen desselben noch einige andere Ursachen hinzu,

»die

»die ich hier aus Gründen übergehe.« S. 122. »Die un»merkliche Ausdünstung verhält sich nach Beobachtungen wie »fünf zu drey.« Wozu, ist nicht angegeben.

Rec. ist der Meinung, und wahrscheinlich wird jeder, der sich die Mühe giebt, das Büchlein zu lesen, ihm beystimmen, Hr. K. habe besser gethan, wenn er es gar nicht geschrieben hätte, da er es nicht brauchbarer und angenehmer schreiben konnte oder wollte.

Zt.

Handbuch für Pharmaceutiker von E. J. B. Bouillon-Lagrange, öffentl. Lehrer an den Centralschulen von Paris und dem Collège de Pharmacie, u. s. w. Aus dem Französischen. Mit 6 Kupfern. Leipzig, bey Fleischer. 1804. VIII und 334 S. gr. 8. 1 Rl. 8 gr.

Wenn Werke der Ausländer, wodurch die Summe unsrer Erfahrungen vermehret wird, in unsre Sprache übersetzt, und so auf deutschen Boden verpflanzt werden: so kann der Uebersetzer allerdings Anspruch auf die Achtung des Lesers machen, und sein Dank bleibt ihm gesichert! Nicht also ist dieß der Fall mit gegenwärtiger Uebersetzung eines Werks, dergleichen wir weit besser, gründlicher und vollständiger von Westrumb, Hagen, Trommsdorff u. a. besitzen, das dem Geiste der Zeit weder dadurch angemessen ist, daß die schon vor der Hälfte des vorigen Jahrhunderts aus unsern Officinen verbannten Ellen langen und oft widersinnigen Formeln weggelassen, noch die Beobachtungen unsrer deutschen Chemiker und Pharmaceutiker benutzt wären! Schriften der Art verdienen keinesweges die Ehre der Uebersetzung in unsre Sprache; zumal wenn das Fehlerhafte nicht durch Anmerkungen eines sachkundigen Uebersetzers berichtiget werden kann.

Die rohen Arzneykörper sind nach den drey Naturreichen geordnet. So zweckmäßig es ist, daß der Apotheker mit der Wirkungsart der Heilmittel bekannt gemacht werde (die Besorgniß, daß solcher dadurch zur Pfuscherey geleitet wür-

de, ist grundlos, da er, wenn er sich der medicinischen Pfuscherey ergeben will, aus jedem Buchladen, so gut wie der Arzt Bücher allerley Art erhalten kann, und ihm also Hülfsmittel genug dazu zu Diensten stehen) weil hierdurch gar oft Nachtheil und Gefahr verhütet werden kann; so wenig möchte hier derselbe Belehrung finden, da die mehresten Dinge nur ganz kurz, öfters sogar schwankend und unrichtig dargestellt sind. Es fehlet durchaus die naturhistorische Beschreibung derselben, die Angabe ihrer äußerlichen Merkmale, so wie die Kennzeichen der Güte und Aechtheit, wodurch sie sich von andern ähnlichen oder verfälschten unterscheiden: als Beweis will Rec. nur einige Beyspiele anführen. »Nitrum. »Es wird häufig als ein kühlendes beruhigendes und urintreibendes Mittel angewendet. Helleborus niger. Die »Wurzel wird zu den Alterantibus gezählt; sie wirkt aber »auch oft als ein kräftiges Emmenagogum; besonders bey »Plethora. Hordeum distichum: Die Körner in Abkochungen sind erfrischend. Ialappa: Die Wurzel ist für vollsäftige und phlegmatische Konstitutionen ein wirksames Purgiermittel, und im Ganzen unschädlich. Es wirkt gelinde, »verursacht selten Schneiden und Ekel, wie andere Purgiermittel. Sarsaparille: Die Wurzel wird zu den schweißtreibenden Mitteln gerechnet; ihre vorzüglichste Eigenschaft »ist aber die, daß sie gelinde abführt. Caryophilli aromatici: Stimulirend, hitzig.« Das Ganze ist auf zwey Bogen abgefertigt!

Sichtbar tragen mehrere Stellen die Eilfertigkeit oder Unwissenheit des Uebersetzers an der Stirne — S. 213 beym Spiritus Nitri dulcis ist vergessen worden zu bemerken, daß die Mischung aus Alcohol und acido Nitri destilliret werden muß. Eben so auf der darauf folgenden Seite bey dem Acidum muriaticum dulcificatum. S. 219 beym Aether muriaticum fehlt das Gewichte der Ingredienzen, »in eine »große tubulirte Retorte« heißt es daselbst »bringt man acht »Theile Braunstein und 24 Theile salzsaure Sode, setzt hernach 12 Theile Schwefelsäure und 8 Theile Alkohol zu (wie »groß diese Theile seyn sollen, ist nicht angegeben) und schreitet zur Destillation; man erhält einen beträchtlichen Theil »einer ätherischen Flüssigkeit, am Gewicht 31 Decagrammen »ohngefähr 11 Unzen, davon ziehet man 13 Decagrammen »fast 5 Unzen guten Aether ab.« So leichte möchte es denn

doch

doch nicht um die Erhaltung eines wahren Salzächens gethan seyn!! S. 141. Pastilli Menthae (nämlich: piperitae) »Rec. Olei Menthae pip. Unciam unam solv. in Alcohol »Unciis quatuor (?) et f. Elaeosaccharum« (hier fehlt der Zucker mit seinem Gewichte) »dann mache man mit sechs »Unzen Zucker und Aqua Menthae pip. einen Syrup, und »zu diesem setze man zwey Unzen von dem Elaeosaccharum, »und forme daraus die Pastillen;« hieraus würde wohl ein Brey aber keine Pastillen entstehen! S. 191 ist sogar die Ueberschrift des Mittels: Oleum Mucilaginosum vergessen worden.

Aqua Thediana, Ferrum muriaticum, Mercurius niger Moscati, phosphoratus und solubilis Hahnemanni, Tinctura aetherea ferrata und dergl. wirksame Mittel sucht man vergebens; desto häufiger stößt man auf veralterte Dinge folgender Art: Syrupus Arthemisiae, (zu welchen 29 Stück Wurzeln, Blätter und Saamen kommen) de Quinque Radicibus, und Staechados, Confectio Hamech, Hiera picra, diascordii, Philonium romanum, opiatum Salamonis, Pilulae sine quibus und wie die schönen Sachen alle heissen!! Der Theriak aus etlichen sechzig Ingredienzen bestehend, erregt Bewunderung, wenn man siehet, wie Dinge, welche nichts weniger als heroisch sind, in so kleiner Menge z. B. zwey Quentchen Rad. Aristolochiae oder Summitat. Centauri zehen Pfunden Honig beygemischt sind!! Aehnliche Raritätenstücke, welche sich auch durch Weitschweifigkeit und Umständlichkeit auszeichnen, giebt es mehrere; als Beyspiel stellt Rec. die Vorschrift zum Emplastrum Diabotanum (mit Weglassung des Gewichtes der Ingredienzien) auf: Aus den frischen Blättern und Wurzeln von funfzehen Gewächsen wird ein Dekokt gemacht, und zu diesem der ausgepreßte Saft von zwey Gewächsen, die sich schon unter obigen befinden, und noch zwey andere gemischt; »man läßt alles erwärmen, giesst es durch, dampft es im Wasserbade bis »zur Extraktdicke ab, und setzt folgende Gummen und Harze »durch Squilleneßig gereinigt und zum Extrakt gemacht hinzu, Gummi Galbani, Ammoniaci, Opoponax, Sagapeni — diese Mischung erwärmt man, rührt sie gut und »setzt sie hin. Hierauf Lythargyrii und anstatt des Regenwürmer, und Melilottenöhls olei olivar. olei mucilaginis »und aquae simpl. etc. Mit den Oelen kocht man das Bley-

oxyd,

»oxyd, und das Wasser setzt man zu, wie's nöthig ist: man
»rührt es fleißig bis das Ganze die Pflasterconsistenz hat;
»sodann schüttet man das Extrakt zu, und die aufgelösten
»Gummen, und Sulphurus sublim. Man läßt alles noch
»einige Zeit fließen, und setzt zu: Cerae flavae. Styracis
»liqv. Picis bergend. Wenn alles fließt, nimmt man das
»Gefäß vom Feuer, und setzt der halb erkalteten Masse zu:
»Pulv. rad. Ireos Flor. - Penis porcini (Pain de Pourceau
»wörtlich übersetzt statt Rad. Cyclaminis) Ranunculi, Frit-
»tillariae imper. Serpentariae, Hellobori albi, Polygonati,
»ari, ristolochiae long. et rotund. Clematis, Asari, Foliar.
»Pistaciae, Bacc. Lauri, Sem. Angelicae, Lepidii sativ.
»Cumini, Fiente de Pigeon, (bey uns sind die Zeiten wo man
»den thierischen Ausleerungen Heilkräfte zuschrieb, längst vor-
»bey) Bituminis Iudaici, Olibani, Mastigis (Mastichis) Res.
»Tacamahacae, Bdelli, Myrrhae, Euphorbii, man rührt
»und mischt alles gut unter einander: ferner setzt man Cam-
»phorae in olei caryophyll. dest. et ol. olivar. anstatt des
»olei philosophorum zu, wenn die Masse fast ganz erkaltet
»ist, endlich formt man aus Allem ein Pflaster.«

Unrichtig ist die Angabe, daß das Selterwasser, so wie das Spaa- und Saidschützerwasser fünfmal so viel als das Volumen des Wassers beträgt, an Kohlensäure enthalten — keines derselben besitzt diese Menge, und letzteres hat noch keine drey Kubikzoll im Pfunde. Ob sie durch Kunst mit dieser großen Quantität geschwängert werden können, wie solches durch des B. Pauls in Paris Compressionsmaschine geschehen soll, läßt Rec. dahin gestellt seyn.

Unter den vegetabilischen Theilen, welche flüchtiges Oel liefern, stehen mit Unrecht Radices Ireos, Dictamni und Gei urbani. — Bey Lignum Santalinum hätte das Beywort album beygesetzt werden müssen; denn weder das rothe noch das gelbe Santelholz geben durch die Destillation ein ätherisches Oel — das Wurmmoos S. 35 muß Corallina heißen, nicht Corallium; dieses ist von jenem ganz verschieden. — Irrig ist es, wenn nach S. 49 zur Bereitung der salzsauren Schwererde, die schwefelsaure Schwererde mittelst der Salzsäure zerlegt werden soll! Die Zerlegung muß entweder nach den bisher üblichen Methoden durch Kali oder durch Kohle, oder nach Driesen durch salzsaure Kalkerde bewirkt werden. S. 161 kann bey Bereitung der Weinsteinsäure kein wein-

stein-

steinsaurer Kalk niederfallen; es ist schwefelsaurer Kalk. — Zum Cremor Tartari solubilis wird keine Boraxsäure, sondern Borax, so wie zum Tartarus tartarisatus gereinigter Weinstein, aber keine Weinsteinsäure erfordert.

Rec. könnte dieses Verzeichniß noch sehr vermehren; glaubt aber schon mit diesem die Unbrauchbarkeit dieses Buches hinreichend documentirt zu haben.

Pharmacopoea Rossica. Opus plane novum. Petropoli, Logano commissum. 1803. 286 S. gr. 8. 1 Rh. 12 gr.

Wenn man die gegenwärtige Pharmacopoe mit denen in den Jahren 1765, 1778 und 1786 erschienenen vergleichet: so gewähret es nicht wenig Vergnügen, zu sehen, welche Fortschritte in Hinsicht der Heilkunde und des Apothekerwesens in dem Russischen Reiche gemacht werden.

Es ist dieselbe in zwey Theile abgetheilt; der erstere enthält eine kurzgefaßte Materia Medica, wo bey jedem einfachen Körper, auch bey solchen Dingen, welche der Apotheker nicht selbst zu bereiten, sondern durch den Handel zu beziehen pflegt, dergleichen Alaun, Salmiak, Grünspan u. s. w. sind, die Kennzeichen, der Nutzen, Gebrauch, Dosis u. d. m. angegeben ist — nicht weniger findet man auch bemerkt, an welchen Orten, oder in welcher Provinz des Reichs diese Dinge gefunden oder bereitet werden. Die Russisch-Griechischen Namen sind weggelassen; dargegen aber bey den Pflanzenkörpern außer den officinellen Namen auch der systematische, mit Anführung der Klasse und Ordnung nach Linnee beygefügt worden.

Der zweyte Theil enthält die zusammengesetzten und zubereiteten Arzneymittel. Man wird hier nicht leicht ein neues oder wirksames Heilmittel vermissen; auch sind die Vorschriften sehr sorgfältig mit Einsicht ausgewählt und geordnet, und der Arzt wird bey manchem Heilmittel z. B. Calx antimonii sulphurata, Vinum antimoniale — welche nach den hier gegebenen Vorschriften bereitet werden, gegen die in dem neuen preußischen Apothekerbuche einen auffallenden Unterschied bemerken. Jeder Theil hat sein eignes Register erhalten.

Li.

D. J.

D. J. B. Trommsdorff's Taschenbuch für Aerzte, Chemiker und Pharmaceutiker, auf das Jahr 1804. Erfurt, bey Henning. 1804. 240 S. Mit 1 Kupfer. Taschenformat, nebst einer 10 Quartseiten betragenden chronologisch-chemischen Geschichtstafel. 1 Rh. geh.

Der Verf. liefert hier die Fortsetzung der im vorjährigen Taschenbuche angefangenen pragmatischen Darstellung der Geschichte der Wissenschaft der Chemie, zwar mit weniger äußern Eleganz, aber mit nicht minderer interessanten Uebersicht der steigenden Geisteskultur des siebenzehnten, und der erstern Decennien des jüngstverflossenen achtzehnten Jahrhunderts, bis zur Periode des verdienstvollen, und auch den Nachkommen verehrlichen Stahl's, dessen Bildniß dieses Taschenbuch ziert!

Die Geschichte der Wissenschaften (Vorbericht II) und ihr Studium, ist die gründlichste Deduktion des Adels der menschlichen Natur, die, ohne einen irdischen Lohn zu begehren, jedem Gegner ihrer Freyheit trotzt, und gegen ihre höheren Vorrechte, selbst den Werth des Lebens nur gering achtet. Und diese wirksamste Empfehlung der Wissenschaft selbst, wird ihren Eindruck auf kein Gemüth verfehlen, das für Größe und Wahrheit zu erwärmen ist, und das für das Gefühl moralischer Freyheit noch Schwung und Flügel hat.

Gewiß sehen Mehrere eben so wie Rec. der Darstellung der neuern Geschichte dieser Wissenschaft, mit Vergnügen entgegen.

Jz.

Pharmacopoeia medici practici universalis, sistens medicamenta praeparata et composita, cum eorum usu et dosibus. Auctore *F. Swediaur*, M. D. Lipsiae, apud Fleischer. MDCCCIII. 501 und XXXIV Seit. 12. 2 Rh.

Diese Pharmakopoe ist unstreitig das zweckmäßigste Buch seiner Art; es enthält nicht nur einen sehr vollständigen Arzneyvorrath, nach reinen Grundsätzen und der neuesten Nomenklatur bearbeitet, welchen der erfahrne Verfasser aus den Schriften der geschicktesten Männer aller Zeiten ausgehoben; sondern es hat auch derselbe mehrere eigne Formeln hinzugefügt, wodurch das Ganze dem praktischen Arzt auch um deßhalb willkommen seyn muß, da er es in einer solchen Ordnung findet, daß er ein Jedes leicht aufsuchen kann. So findet man z. B. unter den Rubriken: Haustus, Enemata, u. s. w. die besten Recepte mit den schicklichsten Namen bezeichnet, so, daß der Praktiker letztere recht gut beybehalten kann; zumal wenn er wegen der Größe seiner Praxis nicht immer Zeit hat, jedes Recept aufzuschreiben.

Die den Formeln beygefügte Therapeutik ist kurz, aber hinreichend, und ob schon der Verf. der neuesten Ansicht nicht huldigt: so wird dennoch der unterrichtete Arzt den Worten: Virtus antipudrita, sedative - narcotica, stimulans, irritans, u. s. w. die rechte Auslegung geben können.

Nicht so ganz ist Rec. mit der Umänderung der Benennung der Tinctura thebaica in Tinctura sedativa einverstanden. — Wenn das Opium eins der größten reizenden Mittel ist, welche wir haben, und das nur dann besänftiget, wenn die Erhitzung von Schwäche entstanden, die Anwendung zu letzterm Zweck also nicht einzig ist: so möchte diese Abänderung um desto weniger zu billigen seyn, da sie offenbar eine falsche Ansicht veranlassen würde.

Auch der Verleger hat das Seinige beygetragen, das Aeußere dieses Werks dem Innern, durch schönes Papier, und einen sehr netten Druck angemessen zu machen.

Li.

Das Scharlachfieber, oder Anweisung für Jedermann, wie diese gefährliche Seuche möglichst zu verhüten, ihren Fortschritten Einhalt zu thun, und leicht und glücklich, auch ohne Arzt zu heilen sey. Herausgegeben von D. G. W. Becker, aus.

ausübendem Arzte in Leipzig. Pirna, bey Friese. 1804. 160 Seit. 8. 12 gr.

Die Hämorrhoiden. Ein guter Rath für alle, die daran leiden, oder sie fürchten, von D. G. W. Becker. Weißenfels, bey Böse. 1804. 222 Seit. 8. 15 gr.

Der Familienarzt, oder die Kunst, sein Leben im Genusse der Gesundheit zu führen, sich gegen Krankheit zu sichern, und diese selbst erträglicher, kürzer und gefahrloser zu machen. Ein Hausbuch für Familien, und jeden Freund seiner Gesundheit. Herausgegeben von D. G. W. Becker. Ebendaselbst. 1804. 483 Seit. 8. 1 Rg. 6 gr.

Unterricht für Schwangere und Wöchnerinnen, oder Anweisung, wie sich Schwangere zu verhalten haben, um gesund und froh zu bleiben, eine leichte Niederkunft zu erwarten, und das Wochenbette bald und glücklich überstehen zu können. Herausgegeben von D. G. W. Becker. Pirna, bey Friese. 1804. 152 Seit. 8. 12 gr.

Rec. kann von allen vier Schriften nichts weiter sagen, als — sie sind gut gemeint, sie lassen sich allenfalls lesen, und als Hausmannskost genießen; sie sind deßhalb auch wohl auf schlecht Papier gedruckt; übrigens muß Rec. den Verf. bitten, daß er nicht so viel schreibe, stans pede in uno. Es ist sodann doch nur Leipziger Fabrikwaare, die nicht besser ausfällt, als die Kilian'sche u. dergl., und in Kurzem Makulatur wird. Wenig und gut, dieß sey künftig der Wahlspruch eines jeden guten Schriftstellers, und die Lesewelt wird dabey gewinnen.

Ar.

*Guilielmi Heberden*, (M. D. et Med. Londinens.) Commentarii de morborum historia et curatione. Recudi curavit *S. Th. Sömmerring*. Francofurti ad Moenum, apud Varrentrapp et Wenner. 1804. 368 S. 8. 1 Rthl. 14 gr.

Heberden, der Verf. dieser ächt praktischen Kommentarien, gehört unter die bessern englischen Aerzte, (geb. in London 1710 gest. 1801). Seine Beobachtungen zeugen von wahrem Beobachtungsgeist, sie sind ohne theoretischen Prunk und Hypothese entworfen, und daher dem ächten Praktiker schätzbar. H. hatte die Gewohnheit, beym Krankenbette sich die vornehmsten Punkte aufzuzeichnen, zu Hause mehrere Monate durchzugehen, das Wichtigste und Brauchbarste auszuheben, und in ein anderes Buch, unter die gehörige Krankheit, einzutragen. In seinem 72sten Jahre entwarf er diesen Band aus den obigen Excerpten, und übergab ihn seinem Sohne zum Druck; aber erst nach seinem Tode. Das Werk ist also, als ein praktisches Vermächtniß für Aerzte, anzusehen. Es enthält 102 gewöhnliche Krankheiten, nach eigener Erfahrung gezeichnet; die distinktiven Zeichen, die gewöhnlichen und ungewöhnlichen Ursachen, und die Mittel nach ihrer Wirkung sind angegeben, und mit den nöthigen Bemerkungen begleitet, wie sie sich darbieten. Wer hier die modischen Zauberworte, Sthenie und Asthenie, direkte und indirekte Schwäche, oder allerhand mißverstandene Töne aus der transcendentalen Philosophie des Herrn Schelling, und aus der Fabrik des Nachbildners, Herrn Kilian, oder tiefe und unerforschliche Erklärungen vom innern Organismus und Magnetismus, von den Polen, und ähnlichen Mysticitäten sucht, der siehet sich getäuscht. Wer die reine Erfahrung allen Blendwerken der Kathedergelehrten vorziehet, der findet hier gewiß volle Befriedigung, und was das Schönste ist, die Sprache des gesunden Menschenverstandes, und einen reinen lateinischen Styl, der unter den Aerzten immer seltener wird. Wer hier und da einige seltene Fälle und Eigenheiten des Verf. zu sehen hofft, der wird beym aufmerksamen Lesen ganz unvermuthet Stoff zum weitern Nachdenken finden, z. B. über die Schädlichkeit der Kälte, über die Aehnlichkeit der Gicht und des Rheumatismus, über die

Wich-

Wichtigkeit des Magengeschäfftes, über Schlagfluß und Lähmung, über Krankheiten der Brüste u. dergl. Wer das gegründete Urtheil des Herrn S. über die jetzige oberflächliche Art zu studiren, über die Hypothesen- und Theoriensucht, über die schädliche Vermehrung der Journale, über die Vernachlässigung der wahren Beobachtung, u. s. w. zu hören wünscht, der komme, lese und befolge, was der alte Arzt den betrogenen Jüngern sagt. Rec. begnügt sich Heberden's Schrift, als brauchbar und nützlich, zu empfehlen.

H.

Franz Anton von Resch, Königl. Preuß. Landrath — Menschenbeköstigung durch wohlfeile und gesunde Speisen nach vielfältigen eigenen Versuchen, Beobachtungen und Erfahrungen, mit Hinweisung auf Alles, was zur Einrichtung der zu diesem Behufe erforderlichen Kochanstalten, die Bereitung der Knochengallerte, und der Speisen selbst zu wissen nöthig ist, u. s. w. Ein Lehr- und Handbuch für Privat- und Staatswirthe im Allgemeinen, und für Menschen insbesondere. Erfurt, bey Henning. 1804. 361 Seit. 4. und die Beobachtungen 68 Seit. Mit (4) Kupf. 3 Rthlr.

Der weitläufige Titel besagt, was der Leser in der Schrift zu suchen habe — wie die Armenbeköstigung in Erfurt bisher besorgt worden sey. Der Verf. beschreibt die Einführung der Rumfordschen Kost, die dabey zu beobachtenden Regeln, die Vertheilung und den Verkauf der Suppe; giebt 17 Vorschriften zur Bereitung wohlfeiler Speisen an, und fügt zugleich ein Verzeichniß der bekannten Rumfordschen Suppenanstalten an verschiedenen Orten bey. Als Einschiebsel, ist die Bereitung der Knochengallert anzusehen, welche ehedem Ploucquet empfahl, und neulich Herr de Vaux wieder zur Sprache brachte. Dadurch ist dieß Werk gleichsam ein Muster für die Vorsteher ähnlicher Armenanstalten geworden.

Der Verf. giebt in Tabellen die Uebersicht dessen, was, und wie viel er von jeder Substanz genommen, wie viel er an Masse gewonnen, wie viel Personen er mit der Suppe speisen können u. dergl.; es läßt sich also, mit diesen Tabellen in der Hand, die Anwendung für jeden Ort gar leicht finden. Nach des Verf. Angabe konnten 30 Personen für 10 Gr. 6⅓ Pf. beköstigt werden; nach Herrn Bucholz Versuchen, dient der Zusatz der Knochengallert zur Verbesserung der R. Suppe. Die Beobachtungen zeigen, was hier und da bereits geschehen ist, und auch wohl noch geschehen könnte, wenn nur nicht die erste Anlage und Einrichtung mit so vieler Mühe verbunden wäre. Rec. kann nichts thun, als die Einsicht und Durchsicht dieses mühsamen Werks den Armenbehörden zu empfehlen. Der Verf. empfiehlt zur Reinigung der Kessel von Eisenblech eine Lauge aus Pferde- oder Kuhmist; sollte nicht dieser Versuch auf die kupfernen Kessel ausgedehnt werden können? Wäre es unter diesen Umständen nicht rathsamer, die letztern mit den erstern zu vertauschen?

Sw.

Abhandlung des Hippokrates von der Luft, den Wässern, und den Gegenden; nach der französischen Bearbeitung des D. Coray (in Paris) von Georg Ritter von Högelmüller. Wien, bey Schalbacher. 1804. 272 S. 8. (nebst 1 Charte.) 1 Rg. 18 ge.

Die Hippokratische Schrift ist die älteste Topographie, und zugleich das unsterbliche Vorbild, wie jeder Arzt die Entstehung epidemischer und örtlicher Krankheiten sich aus der fleissigen Beobachtung der Lokalitäten, besonders des einwirkenden Klima, abstrahiren müsse. Herr Dr. Coray, in Paris, ein geborner Grieche, ein bewährter Sprachforscher und Arzt, lieferte eine treue französische Uebersetzung, mit vielen sachkundigen Anmerkungen, und der deutsche Uebersetzer, ein Thierarzt, verpflanzt diese brauchbare Schrift auf deutschen Boden; doch mit Weglassung des griechischen Textes und aller philologischen Anmerkungen. Die Uebersetzung läßt sich im

Gan-

Ganzen gut lesen, und mag die Leser überzeugen, wie groß das Genie war, das vor mehrern Jahrtausenden, fast aus sich selbst, die wahre Beobachtungskunst schöpfte; ohne Barometer, Thermometer, Hygrometer, u. s. w. den Einfluß der herrschenden Winde, des Wassers, der Ortslage, u. s. f. auf Gesundheit und Krankheit bestimmte, und ohne Hypothese die Wahrheit fand. Möchten doch alle Aerzte, welche die, von der veränderten Luft abhängigen Seuchen beschreiben wollen, den alten Hippokrates studiren und nachahmen, und zugleich die neuern Entdeckungen zur Bestätigung der alten Naturwahrheit anwenden!

H.

# Vermischte Schriften.

Kleiner Hausbedarf für Freunde der Religiosität und vernünftigen Erziehung, die nicht nothwendig auf eine gelehrte Weise unterhalten seyn wollen. Von M. Wilhelm Gottlieb Georgi, Archidiakonus in Merseburg. Halle, bey Ruff. 1803. VIII und 263 S. 8.

I. Ueber Lesesucht und Lesebibliotheken in unserm Zeitalter. Es wäre ja traurig, annehmen zu müssen, in der Gegend des Verf. (in und um Merseburg) stehe es in dieser Hinsicht wirklich so schlimm, als man nach dieser allgemeinen Schilderung glauben sollte. Man kann fast nichts Uebertriebeneres, als diesen Aufsatz über Lesesucht lesen. Freylich nimmt die Neigung zum Lesen sehr zu; kann schlecht geleitet, gefährlich werden, und ist es hier und da schon geworden; aber durch übertriebene falsche Vorstellungen wird man am wenigsten dieser Gefahr mit Erfolg entgegen arbeiten. Der Leser, mit der Schilderung des Verf. in der Hand, sieht sich um in der Welt. „O, so schlimm ist's „nicht, sagt er, der Verf. muß eine böse Sache haben! „warum übertriebe er sonst?" — So wird dann auch das Wahre, was man hier findet, verdächtig. Allerdings muß man mit dem Verf. wünschen, daß der Staat, daß die

Obrigkeiten hierauf aufmerksamer werden möchten; allerdings könnten und sollten diese sich thätiger in dieser Hinsicht zeigen. Aber mehrere der Vorschläge, die der Verf. hierüber thut, möchten doch auch schwer auszuführen seyn; und dürften, falls sie ausführbar wären, große anderweitige Nachtheile und Mißbräuche mit sich führen.

Hier und da spricht der Verf. ironisch, und da ist es nicht allemal leicht, ihn zu verstehen, oder sogleich zu merken, daß es Ironie seyn soll. Die Abhandlung

II. **Ist's wirklich wahr, leben wir in aufgeklärten Zeiten?** — hebt so an: „Licht — Finsterniß — sind „eigentlich zwey ganz verschiedene Begriffe, deren einer den „andern nothwendig aufhebt, und die ich mir durchaus nicht „zusammen denken kann, sobald der Gegenstand nur Einer „ist. Es kann in einer Gegend nicht zugleich Tag und Nacht „seyn. Ein Zimmer kann in demselben Zeitraume nicht zu„gleich hell und finster seyn. Von körperlichen Gegen„ständen gelten daher die Ausdrücke: Licht — Finsterniß. „Jenes klärt auf, stellt sichtbar dar; dieses verdunkelt, macht „unsichtbar. Licht setzt in den Stand, richtig zu sehen, und „zu beurtheilen; Finsterniß giebt eine täuschende Ansicht der „Dinge, und macht ihre Beurtheilung irrig und falsch."

„Licht — Finsterniß — Aufklären — Verdunkeln — „diese Benennungen werden auch von dem menschlichen „Geiste gebraucht. Dieser zum Denken und Ueberlegen, „zum Beurtheilen und Schließen fähig, hat Gott und die „Welt zum Gegenstande." Man urtheile aus diesem Pröbchen auf die Klarheit oder Dunkelheit der Begriffe des Verf. und seiner Definitionen.

Auch in dieser Abhandlung ist in vieles Wahre manche Uebertreibung verwebt. „Die Aufklärung, sagt der Verf. „treffend, hat einen Bastard geboren, Luxus genannt, der „sich des tausendfachen Unheils freuet, das er anrichtet." Aber welche Uebertreibung auch gleich wieder, wenn nach S. 21 das Bauermädchen das Noth- und Hülfsbüchlein schon darum nicht mehr soll leiden mögen, weil es den Spruch empfiehlt: „Selbst gesponnen, selbst gemacht, rein dabey, „ist Bauertracht." — Wo ist es so? —

Der

Der Verf. ist nicht gewilligt, der Aufklärung unsrer Tage viel Gutes nachzurühmen, und wer könnte das auch unbedingt? — Wo von christlich-religiöser Aufklärung die Rede ist, da wird sein Ton ein wenig polemisch; diesen Aufklärern wird tüchtig der Text gelesen.

Rec. hat auch dawider nichts; muß aber doch bemerken, daß diese Art Aufklärer unserm Zeitalter nicht eigenthümlich und ausschließlich angehören; ihrer gab es fast zu allen Zeiten. Am Ende söhnt sich der Verf. auch mit diesen Unholden wieder aus, und meint S. 29: „Mit Recht gebühret, im Ganzen genommen, selbst alsdann noch unserm Zeitalter das Lob der Aufklärung, wenn auch hier und dort von Einem sogar manche, sonst heilig und unverletzlich geachtete Meinung bestritten wird.“ —

Mit der Sittlichkeit der Menschen (sagt der Verf. S. 30) steht es aber in unserm Zeitalter noch weit trauriger, als mit der Lehre. „Dieß ist eine Folge einer zu freyen Denkungsart über religiöse Gegenstände.“ — — Hier rüget nun der Verf. — ein wenig Uebertreibung abgerechnet — mit Recht, manche Fehler unseres Zeitalters. „Wo Aufklärung herrschend ist, da muß uns schon der bessere Jugendunterricht und ihre sittliche Bildung den Beweis entgegen bringen. — Ist das unter uns der Fall?“

Allerdings ist er dieß schon in vielen Gegenden, wo man die Jugend besser unterrichtet, als sonst; auch wird ihre sittliche Bildung uns nach und nach den Beweis davon immer mehr entgegen bringen, je allgemeiner der verbesserte, obgleich immer — noch sehr zu vervollkommnende Jugendunterricht sich verbreiten wird; wozu Rec. große Hoffnung hat.

„Schwerlich dürfte man uns dennoch, schließt der Vf., die Vorzüge ganz und unbedingt einräumen, die wir zu haben uns selbstsüchtig genug einbilden.“

Wie läßt sich bey einem relativen Begriffe, wie der, des Aufklärens, von unbedingt sprechen? —

Uebrigens schwankt der Verf. ziemlich hin und her, und es scheint, als könne er selbst nicht recht mit sich einig werden, wohin er sich erklären solle.

III. Ueber Kirchengeben und Liturgie. Ein Dialog — der es sehr verdient, gelesen und beherziget zu werden; wie auch

IV. Gedanken über den Mittelweg, welcher bey der Erziehung des gemeinen Bürgers und des Landmannes leicht zu treffen, und zu halten wäre. — Daß der Verf. bey zweyen seiner Vorschläge, wie dem Landmanne und gemeinen Bürger, gute Bücher zum Lesen zu verschaffen seyen, jedesmal hinzusetzt: „Ich „meines Theils, danke für den Auftrag, den Versuch zu „machen," hat Rec. schlecht gefallen. Ists mit dem Danken genug: so kann ja wohl ein Jeder dieß am bequemsten finden?

V. „Was können christliche Gemeinen, nach dem „Bedürfnisse der Zeitumstände, von den öffentlichen „Religionslehrern, in Hinsicht auf eine weise und „kluge Amtsführung, mit Recht verlangen?" — Bis hieher der beste Aufsatz im Buche. Den praktischen Freygeistern wird hier gelegentlich eins versetzt, was sie auch sehr wohl verdienen.

VI. Der Felsenpallast. Eine Parabel. Gut; nur wo vom Brunnen die Rede ist, hinkend.

VII. Ueber Moden und Modethorheiten. Ein Dialog.

VIII. Ueber das Studieren der Söhne aus den niedern und ärmern Ständen. Verdient Beherzigung; erschöpft, so wie mehrere der andern Aufsätze, die Sache nicht ganz; doch dazu hat sich der Verf., laut Vorrede, auch nicht verbindlich gemacht.

IX. Ueber die verminderte Zahl derer, die Theologie studieren, auf unsern Universitäten. Der Verf. setzt die Ursachen recht gut auseinander.

X. Gespräch zwischen einem Prediger und einem Laien, über den gegenwärtigen Zustand der Religion und der Sitten. Folgende Stelle, fällt in diesem sonst guten Aufsatze, als sehr undeutlich ausgedrückt, auf: S. 165 Der Laie, der überhaupt alles Ehemalige besser findet, als das Gegenwärtige, klagt, daß das Kanzel-Eifern der Predi-

Prediger so sehr nachgelassen habe, und daß das Ansehen der Prediger in unsern Tagen so sehr gesunken sey. Der Prediger antwortet: „Freund, es ist so arg nicht, als Viele „glauben. Allgemein ist die Verachtung unseres Standes „nicht, nur seltener ist sie. Aber das konnte der Amts„eifer unserer Vorfahren nicht bewirken.“ (Was hier gesagt werden soll, läßt sich nur errathen; aber in den Worten des Verf. liegt es nicht.) „Es sind der Ursachen meh„rere, fährt der Verf. fort, die dazu beytragen, — doch „still davon!“ — Und nun bricht er plötzlich davon ab, ohne eine einzige dieser Ursachen anzugeben; kann ein Schriftsteller seichter und nachlässiger zu Werke gehen? —

XI. Der Gesundheitsbrunn. Eine Parabel. Sinnreich erfunden und gut erzählt. Ueberhaupt sind die im Buche enthaltenen Aufsätze von sehr ungleichem Gehalte; sie mußten daher Stück für Stück gewürdigt werden. Nr. I. und II. gaben nicht viel Hoffnung zu einer reichen Ausbeute. Im Ganzen findet man in den folgenden Stücken seine Erwartung übertroffen. Dieß gilt auch von den nächst folgenden drey Nummern.

XII. Ueber Sittlichkeit der gewöhnlichen Vergnügungen, als Erholung nach der Arbeit.

XIII. Warum gefällt vielen Menschen der Stand und das Gewerbe nicht, worin sie sich befinden?

XIV. Wenn dürfte es wohl Zeit seyn, Kinder in die größern Gesellschaften der Erwachsenen einzuführen? Dagegen ist

XV. Der Winter, ein (höchst mittelmäßiges) Gedicht; es hätte am wenigsten den Schluß machen sollen, da es das Werk zu krönen, nicht geeignet ist. Gedanken und Sprache sind darin, des lieben Reimes wegen, gleich sehr gemißhandelt. —

Pm.

Herzogl. Sächs. Koburg. Meiningisches jährliches Taschenbuch. Meiningen, bey Hartmann und Klein, und Leipzig, in Kommission bey Richter. 1803.

1803. LX und 242 Seit. 1804. LII und 235 Seit. kl. 8. Mit Kupfern. Jeder Jahrgang 1 fl. 48 Kr. rhein.

Mit dem Jahrgange 1803 ist das jetzt mit einem Haushaltungsbuche verbundene Addreßbuch von diesem Taschenbuche getrennt, und dadurch mehr Raum für gemeinnützige, auf vaterländische Gegenstände sich beziehende Abhandlungen gewonnen worden. Unter diesen zeichnen sich in den zwey neuesten Jahrgängen unter andern folgende aus: **Geschichte der Stadt Meiningen, von Emmrich. — Historische, statistisch-topographische Nachrichten vom Amte Meiningen, von Ebendemselben. — Einige Nachrichten von der Porcellanfabrik zu Rauenstein, von Otto. — Etwas über den Getraide-Flachs- und besonders den Tabacksbau in der Flurmarkung der Stadt Wasungen, von Schenck. — Einige unterländische Volkswörter, von Reinwald.** — Die Kupfer zu dem Jahrgange 1804 sind zwar etwas spät erschienen; dagegen ersetzen sie diesen Fehler durch die ihnen eignen Vorzüge. **Frauenholz** hat sie zu Paris von **Geisler** stechen lassen. Außer dem geschmackvollen nach **Schröder** gestochenen Bildnisse des Erbprinzen, ist besonders die auf einer felsigten Anhöhe in der Nähe des Altensteins angelegte Sennerhütte, neben welcher sich ein Wasserfall über Felsen herabstürzt, treu und schön dargestellt.

Tl.

---

Intelli-

# Intelligenzblatt.

## Ankündigungen.

Der Herr Prediger Dapp in Klein-Schönebeck bey Berlin, welcher schon seit vielen Jahren durch sein Predigtbuch für christliche Landleute zur nützlichen Andacht und zum Vorlesen in den Kirchen, auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres, sich um die Landprediger und um die Landleute verdient gemacht hat, hat seit dem Jahre 1793, sechs Jahrgänge kurzer Predigten und Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelien, nebst einem Anhange von Kasualpredigten und Reden, besonders für Landleute und Landprediger, in meinem Verlage herausgegeben. Da dieses Werk mit dem sechsten Jahrgange (wovon die letzte Abtheilung in der Ostermesse 1805. herauskommt) geschlossen werden soll: so will derselbe, statt dessen, in meinem Verlage, ein

Gemeinnütziges Magazin für Prediger auf dem Lande und in kleinen Städten, welche letztere gewöhnlich auch Ackerwirthschaft haben,

herausgeben, wovon die erste Abtheilung in der Ostermesse d. J. 1805 erscheinen wird. Sein Plan, welcher nach Umständen allenfalls auch erweitert werden könnte, soll in fünf Abschnitten folgende Gegenstände umfassen:

1. Entwürfe, fürs erste über die epistolischen Perikopen, nach der Ordnung der Sonn- und Festtage des ganzen Jahres; in Zukunft, wenn das Journal Beyfall findet, auch über die evangelischen Perikopen. Besonders wenn in

der

der neuen preußischen Liturgie mehrere evangelische und epistolische Abschnitte vorgeschrieben werden sollten. Hiernächst auch Entwürfe über freye Texte bey besondern Veranlassungen.

2. Ueber das Landschulwesen in seinem ganzen Umfange, z. B. Katechisationen, Nachrichten, Vorschläge rc.

3. Ueber liturgische Gegenstände. Nicht sowohl Formulare, woran es nicht mehr fehlt, ganz specielle Fälle und vorzüglich brauchbare Ausarbeitungen ausgenommen; sondern Reflexionen über Umfang, Absicht und Gebrauch der Liturgie, um kirchliche Handlungen in ihrem richtigen Gesichtspunkte darzustellen, und ihre Zweckmäßigkeit zu befördern.

4. Betrachtungen, Nachrichten und Vorschläge über Prediger- Acker- und Hauswirthschaft, eigene Bestellung, mancherley Arten der Verpachtungen, gute oder schlechte Mittel zu ökonomischen Verbesserungen, rc.

5. Fruchtbare Betrachtungen, Nachrichten, Anekdoten über den Landpredigerstand, Amtsführung und Amtsklugheit desselben, Hindernisse und Beförderungsmittel seiner Wirksamkeit, zu beobachtende Vorsicht in seinem häuslichen und öffentlichen Betragen, im Umgang mit Vornehmern, Seinesgleichen, Geringern rc. zur Belehrung, Warnung und Aufmunterung: wie auch über Denkungsart, Sitten, Lebensweise und Gewohnheiten des Landvolks, in wiefern dieß zur Kenntniß des Landpredigers gehört, rc.

Jeder Band soll aus drey Abtheilungen in gr. 8. bestehen, welche, jedoch zu unbestimmten Zeiten, auf einander folgen werden. Jeder Band wird ungefähr an Bogen so stark werden, als ein Band der kurzen Predigten des Herrn Herausgebers, und auch denselben Preis haben.

Beyträge, unter der Voraussetzung, daß man dem Herrn Herausgeber die Erlaubniß ertheile, sie nach seiner Ansicht zu beurtheilen, ob sie sich zur Einrückung qualificiren oder nicht, werden mit Dank angenommen. Sie können entweder an den Herrn Herausgeber in Klein-Schönbeck bey Berlin, oder auch an mich, den Verleger, jedoch nicht anders als postfrey, gesendet werden.

Um

Um den Herren Predigern auf dem Lande oder in Städten den Ankauf dieses gemeinnützigen Magazins zu erleichtern, wird, wer sechs Exemplarien sammelt, und das Geld postfrey einsendet, das siebente Exemplar gratis erhalten.

Berlin, den 28sten Julius 1804.

Fr. Nicolai.

## Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der Prediger bey der reformirten Kirche zu Baireuth, Herr J. P. Starke, ist wirklicher Konsistorialrath mit Sitz und Stimme bey der Kriegs- und Domainen-Kammer zu Ansbach, als Baireuthischem Konsistorium geworden.

Der bisherige Pfarrer zu Birk im Baireuthischen, Herr N. F. Arzberger, ist Pfarrer zu Dietenhofen im Unterlande dieses Fürstenthums geworden.

Der Herr Prokanzler, Hofrath Gönner in Landshut, hat, nach Ablehnung eines auswärtigen Rufs, 400 Gulden Zulage zu seiner Besoldung erhalten.

Der Geh. Ober-Rechnungsrath, Herr von Beguelin in Berlin, ist zum Geheim. Rathe und Mitgliede des französischen Oberdirektoriums ernannt worden.

Der, als Trauerspieldichter bekannte Herr Collin in Wien, ist Hofsekretair bey der Finanzstelle daselbst geworden.

## Anzeige kleiner Schriften.

Beruhigungsgründe beym frühen Tode der Unsrigen. Predigt am 16ten Sonntage nach Trinitat. in der Oberkirche zu Frankfurt an der Oder gehalten von

B. S.

K. S. Protzen, Königl. Konsistorialrath, Inspektor und Pastor. Dem Gedächtnisse des hieselbst verstorbenen Königl. Oberkonsistorialraths und Probsts Zöllner gewidmet. Berlin, bey Maurer. 1804. 16 Seit. 8.

Schon das Evangelium vom Jünglinge zu Nain giebt zu der in dieser Predigt abgehandelten Materie eine natürliche Veranlassung; Herr P. mag sie aber auch wohl wegen des Absterbens des unvergeßlichen Zöllners gewählt haben; bekanntlich erfolgte es den 12ten September in Frankfurt an der Oder. Indessen ist die Behandlung ganz allgemein nach drey Abtheilungen, und des sel. Zöllners in der dritten Abtheilung bloß beyläufig ganz kurz gedacht worden. Freylich hätte der Redner die nächste Verpflichtung für die Belehrung und Erbauung seiner Pfarrgemeinde zu sorgen; aber es scheint uns doch, daß der Tod eines Mannes, wie Zöllner war, an welchem unstreitig das Frankfurter Publikum lebhaften Antheil genommen hat, einen reichern und interessantern Stoff hätte darbieten können, um mehr von ihm zu sagen, und dennoch die Belehrung und Erbauung der Gemeine nicht zu vernachlässigen.

---

## Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Der Herzog von Braunschweig läßt im botanischen Garten zu Helmstätt ein ganz neues Gewächshaus auf seine Kosten bauen.

# Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Drey und neunzigsten Bandes Zweytes Stück.

Sechstes Heft.


---

## Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Die Inselfahrt, oder Aloysius und Agnes. Eine ländliche Dichtung in sechs Eklogen, von *Ludwig Theobul Kosegarten*. Berlin, in der Vossischen Buchhandlung. 1804. 253 S. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Eine liebliche, durch Stoff und Darstellung anziehende Dichtung; nur für die Ausspinnung in sechs Eklogen zu arm an Handlung. Agnes und Aloysius fahren zu einem freundschaftlichen Besuch über See, werden gastlich aufgenommen, frühstücken, gehen spazieren, hören eine Predigt, essen zu Mittag und Abend, gestehen sich beym Sonnenaufgang ihre Liebe, fahren wieder zurück, und kommen, nach einem kleinen Seesturme, glücklich in ihrer Heimath an: siehe da den ganzen Hergang! Kaum kann man ihn eine Begebenheit nennen. Aber eine treffliche Behandlung, herrliche Natur- und Charakterschilderungen, und die hohe Poesie des Styls und des Ausdrucks entschädigen gänzlich für den gerügten Mangel, und lassen ihn den Leser nur leicht empfinden. Nur selten begegnet man Herrn K. ehemaligen Verirrungen, schwülstigen Gedanken und Redformeln, Bilderüberladungen, Thürmen von malenden Beywörtern, und nur hier und da einem unedlen, allzu prosaischen Ausdrucke. Proben zum Lob und Tadel mögen dieß Urtheil näher bestätigen und rechtfertigen.

Mit wenigen, aber bezeichnenden Zügen führt uns der Dichter die Charaktere seiner Idylle vor. So giebt er uns das Bild seiner Agnes in fünf Zeilen.

Ein Engel — und ein guter, nimmer gefall'ner,
Eigends herabgesandt in die sündige Welt, um den Rohen
Ihnen zu lehren die Tugend im Ehrengewande der Schönheit.
Agnes von Rosen, fürwahr! sucht ihres gleichen auf Erden.
An Gestalt und Gemüth, an Gaben des Geistes und Leibes.

[illegible]

Vortrefflich ist die Darstellung des stummen Liebesgeständnisses im Angesicht der aufgehenden Sonne: Agnes und Aloysius stehen schweigend neben einander:

Leblos hing und empfindungslos die Linke der Jungfrau
Neben der Rechten des Jünglings. Die Finger des Mägdleins berührten
Leise die zuckenden Finger des Jünglings —

Ein elektrischer Schlag durchfährt ihn:

Schau, da entglomm auf dem Spiegel des Meers der lebendige Funke,
Welchen der Weltgeist einst hervor aus der ehernen Nacht schlug.
Aloysius hielt sich nicht länger; Die Finger der Jungfrau
Leise durchfaltend drückt er die zitternde Hand ihr mit Inbrunst.
Schau, da entauchte dem donnernden Meer der blendende Lichtball,
Glutroth, glorievoll, anlächelnd, freundlich die Schöpfung.
Agnes hielt sich nicht länger; erwiedernd das leise Geständniss,
Schloss sie mit Innigkeit des Jünglings Hand in die ihre.
Höher schon schwebte der leuchtende Ball in dem lautern Azur,
Rings lag perlend die Flur, in jedem nickenden Grashalm
Blitzten des Thau's Juwelen; herüber den donnernden Golf lag

Eine

Eine flammende Brücke, gebaut aus Rubin und Karfunkel,
Agnes schaut ihm tief in der Augen liebenden Abgrund,
Aloysius neigte sich zu ihr, die Kraft zu der Schönheit.
Zu ihm auf hob Agnes die thränenschimmernden Augen.
Wange brannt' an Wange, es zitterte Lipp' auf Lippe.

— — — — — — —

Und die Welt war nicht mehr, noch das Meer, noch die Sonn' und der Himmel;
Gar zerflossen in all der unergründlichen Liebe,
Untergegangen im Ocean namloser Entzückung,
Sahn und vernahmen nur sich und dich die liebenden Wesen,
Sich und dich, der Lieb' und des Seyns unendlicher Urgrund!

Aehnlich an Schönheit der Darstellung dieser sind mehrere Schilderungen der ländlichen Natur und landschaftlicher Umgebungen. Eine der schönsten ist folgendes Gemälde, während der Seefahrt:

Sieh, wie im wechselnden Strahl die Farben wechseln der Meerfluth,
Zwischen Rubinglut spielend und zwischen dunklem Smaragdgrün.
Schau ich noch lang' ihm zu, fürwahr! so verwirrt sich der Sinn mir.
Flüssiges Aehrengold vermein' ich zu sehn, und das Saftgrün
Duftiger Wiesen, durchwankt von manchem brennenden Mohnhaupt.

Auch die Predigt auf dem Berge »im Dorfe der Ausfahrt« ist voll trefflicher Stellen dieser Gattung, zum Beyspiel:

Schau, an den Brüsten des Meers, des Unendlichen, liegen und saugen
Inseln und Länder und Reiche. Noch steigt aus dem Meer' ein Meer auf.
Ueber uns schwebet das hangende Meer; es senkt, es ergießt sich
Regnend, schloßend und schneiend, und rinnet zurück in der Bäche,
Flüss' und Ströme Gestalt, in das allgebährende Urmeer.

So viel zu des Dichters gerechtem Lobe. Doch auch der kleinen Flecken der schönen Dichtung muß gedacht werden. Dahin gehören mehrere Härten, als S. 14 der Vers:

— Also erfreuten der *Landaussicht sich* die schiffenden
Mägdlein —

Allzu prosaische Ausdrücke: als Seite 18, die »*Lothrecht* stechende Sonne;« Ueberladung beschreibender Beywörter; so wird Seite 203 die Nacht angeredet:

Seelig waltende Herrinn, Azurene, Sternige, Klare

und S. 208:

Nacht, Vertraute des Herzens, Auslegerinn dunkler
Orakel,
Mystagoginn, Prophetinn, Theurginn, Hierophantinn!

Ferner kleinliche Details im Ausmalen ganz gewöhnlicher Dinge, als Seite 63 die Beschreibung der kirchlichen Gebräuche:

Angebetet ward nun der Herr nach der Weise der Väter,
Angerufen vor allem der Geist mit dem *Spiritus Veni*!
Abgesungen das *Gloria dann* vom Altar durch den
Pfarrherrn;
Lobgepriesen *sodann* der Dreyeinige durch die Gemeine;
Abgelesen *zunächst* die Epistel des Tages. In Andacht
sang die Gemeine
*Nunmehr* das Hauptlied, *passend* zur Predigt.
*Wiederum* las vom Altar den Text der Predigt der Pfarrherr,
Sang das »credo« *sodann*. Es begann die Gemeine den
hohen
Freudigen Psalm, »Wir glauben an einen Vater und
Gott all!«
Als nun dieser geendigt, und lauschendes Schweigen umher war,
Trat in den Lehrstuhl freudig und ernst der begeisterte
Lehrer.

Welche gedehnte, umständliche Beschreibung höchst bekannter Gebräuche, und wie schleppend und prosaisch durch

die

die sodann, zunächst, nachher, wiederum u. s. w.! Endlich macht der Dichter auch von der poetischen Freyheit, leblose Dinge und abstrakte Ideen zu personificiren, hier und da gar zu kühnen Gebrauch. So fällt er Seite 208 der Nacht um den Hals:

> Nacht, ich komme zu dir; verwirrt durch den Tag, und verdüstert,
> Such ich die Klarheit in deinem Dunkel. Ich fall' um den Hals dir!

Hoffentlich wird uns der Dichter die nächste neue Auflage seiner Dichtung von diesen und ähnlichen Flecken rein schenken.

Pl.

Poetische Versuche von Joh. Pet. Hölzl. Gedruckt auf Kosten des Verfassers. Wien, in Kommission bey Doll. 1803. 12 B. 8.

Der Verfasser macht, seinem Geständnisse in der Vorrede zufolge, keinen Anspruch auf den »heiligen« Namen eines Dichters, und giebt sich bloß für einen Versemacher aus. Als dieser mag er denn mit durchlaufen. Auch wird ihn aus gegenwärtigen Versuchen zu urtheilen, schwerlich mehr werden. Der größte Theil davon besteht aus Verslein, wie folgende: S. 16:

> Wer nicht den Grazien lebet,
> Wer nicht ihr Lächeln erstrebet,
> Ach! wie bedaur' ich den Mann.
> Sie nur verschönern das Leben,
> Sie nur veredeln und heben
> Ueber den Staub uns hinan?

Würde wahrscheinlich hinauf heißen, wenn der böse Reim nicht wäre. Dieser spielt dem armen Versmacher mehrmals sehr übel mit, als Seite 175 an einen Pathen, der von ihm einen Kronenthaler mit Joseph II. Bildniß erhalten hat.

> Sieh', es ist keine Kleinigkeit,
> Mein Kind, was ich dir gebe,

Und wirklich eine Seltenheit,
Die ich mit Lob erhebe.

Kann man etwas erheben ohne Lob?

Seite 91:

Komm laß ein Fest uns feyern,
Des Wiedersehens Fest,
Nun das Geschick Dich Theurn (für Theuren)
In unsern Armen dröst.

S. 112:

Die Rose, die noch Morgens Lust
Und süßen Duft mir gab,
Hängt nun, ein welker Blätterwust, (!)
Am braunen Dornenstab.

Schön ist mein Mädchen nicht;
Von seinem Wuchse sänge
Kein Ab, weil schlanke Länge
Dem Körperchen gebricht;
Schön ist mein Mädchen nicht.

Solche prosaische Reimereyen können denn freylich nicht für Gedichte, kaum für bloße Verse gelten. Indeß steht es doch nicht überall so schlecht um des Verfassers Verstalent aus. Hin und wieder giebt es deren glücklichere; als Seite 24 an einen Geldsüchtigen Jüngling im Lenze:

Umsonst erhebt im Purpurglanz
Die Sonn' am Morgen sich;
Sie sinkt umsonst im Strahlenkranz
Am Abend hin für Dich.

O athmte nur, umsonst verstreut
Das liebe Veilchen Duft,
Der Baum im schönen Blüthenkleid
Durchwürzet Dir die Luft.

Umsonst wogt Dir das Saatenfeld
Vom leichten West durchwühlt,
Die Linde spendet ohne Geld
Dir Wohlgeruch' und kühlt.

Umsonst

Umsonst belebt das Vögelchor
Mit Lustgesang den Hain;
Wozu nun Gold, wozu Du Thor,
Kannst Du umsonst Dich freun?

Aber in eben diesen ganz leidlichen Reimen giebt es auch folgende gar possirliche Strophe:

O Jüngling, flieh den niedern Geiz,
Und liebe Wald und Flur,
Und wiege dich auf jedem Reiz
Der blühenden Natur!

Sich auf den Reizen der blühenden Natur wiegen ist doch wohl ein wahres poetisches Taschenspielerstückchen!

Noch steht Seite 34 eine Parodie des Höltyschen Liedes: »ein Leben, wie im Paradies« u. s. w., die gelungne Stellen hat, als gleich die erste Stanze:

Ein Leben, wie im Paradies,
Schenkt mir mein Genius,
Ich geb' es zu, der Wein ist süß,
Doch süßer ist ein Kuß.
Für einen Kuß von Nina's Mund
Lass' ich euch allen Wein,
Den von Tokai und von Burgund,
Ja selber den am Rhein.

Und weiter unten:

Die Erde wär ein ödes Grab,
Voll Finsterniß und Graun,
Ließ uns der Liebe Zauberstab
Nicht goldne Bilder schaun.
An eines lieben Mädchens Hand
Verläßt uns Sorg und Schmerz;
Die Wüste wird ein Rosenland,
Voll Spiel und Tanz und Scherz.

Wenn Herr Hölzl mehr solche Reimlein zusammenbringt: so kann er noch ein ganz guter Versmacher werden.

Be.

# Romane.

Historien ohne Titel, von Friedrich Laun. Erstes Bändchen. Dresden, bey Arnold. 1804. 15½ B. 8. 1 Rt.

Das meiste Vergnügen haben Recensenten die Historien Nr. 1. und 2. gemacht. Artig erfunden und niedlich erzählt, sind sie bey aller Einfachheit des Stoffs durch launige Behandlung, feine Wendungen und lachenden Witz unterhaltend und belustigend. Bey weitem nicht so gut wird es dem Leser in Nr. 3. Die allzu weite Ausspinnung des Stoffs, und die gar zu große Redseligkeit des Vortrags, ermüden die Aufmerksamkeit; eine Ermüdung, die dadurch, daß der Leser das Ziel, zu dem er sich so langsam hingeschoben fühlt, schon lange voraussieht, zu wahrer Unbehaglichkeit wird.

Bibliothek der Grazien. Pirna, bey Pinther 1804. Drittes Bändchen. 184 S. kl. 8. 1 Rh.

Wenn die Grazien so vorlieb nehmen, wie ihnen hier zugemuthet wird; so sind sie eben keine Kostverächterinnen, und ihr Dichter oder Bibliothekar zu werden, ist das leichteste Ding von der Welt. Die drey Erzählungen, die ihnen mit diesem Bändchen auf die Toilette gelegt, oder in das Büchergestell geschoben werden, sind ganz gute, harmlose Zeitverkürzungen, aus und nach dem Französischen schlecht und recht niedergeschrieben. Das ist aber auch Alles, was sich davon sagen läßt. Rec. kommt daher auf die Vermuthung, daß es der Bibliothekar mit seinem Büchlein wohl nicht auf die Grazien des Alterthums, sondern nur auf unsere — Leihbücherlesegrazien gemünzt hat, für die denn seine Waare nicht nur recht gut; sondern noch obendrein um vieles besser ist, als sie ihnen gewöhnlich aus diesen Winkelbibliotheken in die schönen Hände gespielt wird.

Bc.

1) Leontino, eine romantische Geschichte, vom Verfasser des Rinaldini. Arnstadt und Rudolstadt, bey Langbein, 1804. 17 B. 8. 1 Rh.

2) Armidoro. Eine Wundergeschichte. Vom Verfasser des Rinaldini. Ebendaselbst. 1804.

Erster Theil. 15 B. Zweyter Theil. 14 B. 8. 1 Rt. 1 ggr.

Wenn eine romantische Geschichte, nach den Mustern der neuästhetischen Schule, eine Geschichte ohne Sinn und Verstand, und ein höchst abgeschmacktes Gewebe von Ungereimtheiten bedeutet; so ist Leontino eins der vortrefflichsten Produkte dieser Gattung. Der Verfasser hat darin einen so hohen Grad von Ungereimtheit und Unvernünftigkeit erreicht, daß nur er selbst sich darin noch übertreffen kann. Das ist ihm denn in Nr. 2. zu seinem Triumphe auch wirklich gelungen.

Die Wundergeschichte, Armidoro, spielt so wunderbar in klaren Wahnsinn hinüber, daß man über dieß Uebermaaß von romantischer Phantasie oder reiner Poesie ordentlich erschrickt. Die höchst-poetische Tendenz der Poesie, das christlich-katholische Legenden- und Wunderwesen, strahlt hier in einer wahrhaft blendenden Stärke. Der Held, ein Bruder Lüderlich der ersten Klasse, in jede Schürze verliebt, und die Blume der Wollust an jedem weiblichen Busen pflückend, steht gleichwohl unter dem allerheiligsten Schutze der allerreinsten Jungfrau, der gebenedeyeten Maria. Sie stattet ihn mit Wundergaben aller Art aus, und erklärt ihn sogar förmlich und feyerlich zu ihrem Ritter!! Die Stelle, wo das geschieht, ist zu genial, als daß Rec. sie dem geneigten Leser vorenthalten könnte.

Die Heilige hat ihren Auserwählten aus einem Schiffbruche gerettet. So tritt er in eine Kapelle. Das Bild seiner himmlischen Retterinn blickt ihm über dem Altare freundlich entgegen. Er wirft sich anbetend vor ihm nieder. Da ertönen englische Harmonieen, und ein angenehmes Räucherwerk durchzieht die Kapelle. Altar und Bild verhüllen sich, und neben ihm steht, verkörpert und fleischlich, die hohe Himmelsköniginn. Sie reicht ihm die Hand; er drückt sie an seine Lippen, und vernimmt folgende herzbrechende Reime von der Heiligen Munde:

»Ich weihe dich zu meinem Ritter ein,
»Will deines Herzens Dame seyn,
»Selbst in Gefechten steh' ich dir zur Seite,
»Und überall, wohin ich dich begleite,

 »Folgt

»Folgt dir die Herzensfreundinn nach,
»Die Hülfe dir und Schutz versprach:
»Der Jungfrau Ritter nennst du dich,
»Und deine Dame, sieh! bin ich.«

An einem schönen Wehrgehänge hängt sie ihm ein Schwerdt um, und fährt in ihren reinpoetischen Reimereyen fort:

»Maria ist mein Name,
»Ich bin des Ritters Dame;

fügt dem Schwerdt eine blau mit Silber gestickte Schärpe hinzu, geschmückt mit der Devise:

Ich brenne, zerrinne
Um himmlische Minne;

reicht ihm dann ein silbernes Schild, mit einer gemalten Weltkugel, rings herum die Sterne und der Mond, darunter die Schrift:

Dies alles ruht
In meinem
Herzen.

Welch ein Herz! So lang, breit und tief hat es wohl nie eins gegeben. Erinnert das nicht sehr erbaulich an die Kupferbilder unsrer alten Kommunionbücher, auf denen Christus in dem Herzen der gläubigen Seele fegt, musizirt, tanzt, und, sammt seinen zwölf Jüngern, das Abendmahl hält? Man sieht, die allerneueste Poesie ist so neu nicht, als sie das Ansehen hat, und producirt nur wieder aufgewärmten Unsinn. Doch wieder zu unserm Ritter. Die himmlische Geberinn, voll Gnad' und Milde, mit den ertheilten Gaben noch nicht zufrieden, küßt ihren Günstling auch noch und verschwindet. Von diesem Himmelskuß, wie von einem Blitze durchdrungen, sinkt er, ohne Bewußtseyn, zu Boden.

Das kann man doch einen Kuß nennen! Nun vollends seine Nachwirkung! Man höre nur, wie erbaulich sie Hr. Vulpius S. 103 des zweyten Theils beschreibt:

»Er fühlte noch seine Hand in der Hand der Gebenedeyten, und auf seinen Lippen brannte noch das süße, »himm-

»himmlische Liebesfeuer des Liebeskusses seiner Dame. Er »war oft herzlich, zärtlich, und, was noch mehr ist, ver»liebt geküßt worden; aber diese irdischen Küsse, wie »konnten sie mit einem solchen himmlischen in Verglei»chung gestellt werden?« (Seite 106.) »Was das Gött»liche, Himmlische, Himmlischgöttliches in einem Kusse »geben kann, das gab die Königinn des Himmels ihrem »Ritter in dem überirdischen Weihkusse, ihm, den diese »Last der himmlischen Wollust!!! zu erdrücken schien, »indem sie ihn bis in den Himmel selbst, zu der Gnaden»reichen Küsserinn erhob.« (107.)

»Es drängte ihn so himmlisch süß,
»Es hob ihn über sich hinauf,
»Und, wenn er seinen Platz verließ, (den Wachtplatz
um die Kapelle)
»Lag die Empfindung oben drauf!!!
»Bewahrte ihn, er stieg hernieder,
»Und immer fand er seine Seeligkeiten wieder.«

Ist das nicht romantisch im höchsten Superlativ? nicht Poesie der Poesie, bis zum Schwindel? nicht frech und doch religiös, nicht skandalös und doch gläubig? nicht poetische Verzückung bis zur Verrückung? Betäubt und übermannt von einer so hohen Genialität, erklärt Rec. dann feyerlich hiermit Herrn Vulpius für den poetischsten aller poetischen Poeten; denn bis zu diesem völligen Stillstehen des Verstandes hat es noch keiner von ihnen bey dem Leser gebracht.

Rf.

8) Prinz Jet-Elof, oder der Streit mit den Mohren. Kein Mährchen, sondern ein Räthsel. Aufgegeben von A. G. Eberhard. Halle, bey Renger. 1803. 16 B. 8. 1 Rg.

9) Alltagsgeschichten, an den Fest- und Arbeitstagen unserer Zeitgenossen vorgefallen, und erzählt an den Feyerabenden. Ein Beytrag zur nähern Kenntniß der Menschen und ihrer Denk- und Hand-

Handlungsweise für [illegible]. Altona, bey Hammerich. 1804. 23 B. 8. 1 Rh.

3) Carlo di Franchel, Fürst der Banditen im Teufelsthale. Pirna, bey Friese. 1804. Erster Theil. 25 B. 8. 1 Rh. 8 gr.

4) Anselmo Musso, der Räuberhauptmann. Göttingen, bey Dietrich. 1804. Erster Theil. 24 B. 8. 1 Rh. 4 gr.

Rec. gesteht, daß, obgleich er die Buchstabenversetzungen der in Nr. 1. vorkommenden Namen und Benennungen glücklich entziffert, die Titelvignette entallegorisirt, und durch die kritische Nachschrift des Büchleins des Räthsels Tendenz erfahren hat, er dennoch das eigentliche Salz dieses Scherzes nicht aufzufinden vermag. Er weiß, daß die hier vorgeführten königlichen Familien, Krischned und Sertschu, ehrliche Schneider und Schuster sind; daß Prinz Fet-Elof und seine durchlauchtige Geliebte, Arime, des Königs Majestät Al-Chim, und seine fürstliche Gemahlinn, Essu, der an Gift sterbende Thronerbe, Gür-ger, und der Usurpator des Krischnedschen Thrones, Terep, eigentlich Töffel, Marie, Michel, Suse, Gürge und Peter heißen; daß des Königs Scepter Le-le eine Elle, seine Waffe Ee-resch eine Scheere, und seine Lanze [illegible] eine Nadel ist; er hat in den schwarzen Mohren, den Gliesen, Fliegen, in der Königinn Lieblingsgetränk Eniwe-ranteb, Brantewein, in Sertschu's Zaubergürtel, Enik-[illegible], den Knieriem, in dem Familienaltare, Ehrzed, den Küchenherd, und in der Zauberinn Psenni, die die Gliesen mordet, und ein schön gesticktes Kreuz auf ihrem Gewande trägt, eine Spinne erkannt; dennoch bleibt ihm, trotz des vom Verfasser in seiner kritischen Nachschrift dargereichten Schlüssels, die Fiktion selbst ein Räthsel. Er sieht nicht, wie die dadurch candirte Satyre auf unsere neu ästhetische Liebelen mit dem unerbittlichen Fatum so recht hervorgehe? Sie müßte denn in dem Gedanken liegen, daß so, wie hier das Unglück der königlichen Familie Krischned durch die Feindschaft der Gliesen nichts, als das Wahnbild

eines

eines verrückten Schneiders ist; auch die Tendenz unsers poetischen Zeitalters, uns aus der niedern, prosaischen Natürlichkeit zu der höchsten, poetisch-idealischen Region einer blinden Nothwendigkeit hinaufzuziehen, und so, gegen allen Sensus und alle Deutschheit, mit Gewalt zu vergräcisiren, nichts, als ein neuästhetischer Wahnsinn sey. Das ist sie denn allerdings, von welchen hohen Autoritäten sie auch immer begünstigt werden mag! Uebrigens bekennt Rec. mit Vergnügen, daß die Details dieser Persiflage viel Anmuth haben, daß Witz und Spott darin sehr regsam sind, und die Thorheit, in der modernen Tragödie den alten griechischen Chor einzuführen zu wollen, mit Glück parodirt wird.

In Nr. 2. entspricht der Inhalt vollkommen dem ersten Theile des Titels. Es sind wahre Alltäglichkeiten, flach erzählt, und mit langweiligen Moralien durchwässert. Desto minder erfüllt er die Versprechungen des zweyten Theils. Von der Vorführung entweder unnatürlich-gräulicher, oder ganz gewöhnlicher Menschengesichter kann die Menschenkunde wenig oder gar keinen Vortheil ziehen.

Nr. 3. ist, trotz der verdächtigen Ueberschrift und des fälschlichen Strebens nach Witz und Stärke des Ausdrucks auf den ersten Seiten, nichts weniger, als ein verwerfliches Produkt. Die Furcht, eine gewöhnliche Räuber- und Banditengeschichte zu lesen, wird glücklich getäuscht, wenn man weiter liest. Sie fängt zwar ohngefähr in diesem Ton an, debütirt mit Banditen, und einem Style, der in solchen Graus- und Gräuellegenden sein Wesen zu treiben pflegt; aber, nach und nach verändert sich der blutige Schauplatz, und mildere, anziehendere Scenen treten aus seinem Hintergrunde hervor. Eben so veredeln sich Sprache und Ton, und mit Vergnügen erkennt man in mehrern hervorspringenden Situationen, in mancher gelungnen Darstellung, in den blühenden Details des Vortrags, und mehr, als einer reifgedachten Reflektion, einen Schriftsteller von Talent. Ein vollständiges Urtheil läßt sich über die Dichtung noch nicht aussprechen, da sie nur ein Theil des Ganzen ist. Etwas romanhaft geht es darin zu, auch blutiger, als ein Leser von unverdorbnem Geschmack wünschen dürfte. Da indeß die dargestellten Begebenheiten in die

Gräuel-

Schreckensperiode des französischen Revolutionskrieges, um die Zeit der gänzlichen Unterjochung Neapels und Roms fällt; so waren diese Blut- und Mordauftritte schwer zu vermeiden, und man muß es dem Verf. zum Verdienste anrechnen, daß er mit ihrer Darstellung noch so haushälterisch umgieng. Möcht' er es doch auch in der Fortsetzung seiner Geschichte, die interessante Aufschlüsse hoffen läßt. Je mehr er seine Leser mit diesen Schrecknissen verschont, je lieber wird er ihnen sein Buch machen.

Rec. giebt hier, zur Bestätigung seines Lobes, dem Leser, und, zur Bestätigung seines Tadels, dem Verfasser einige zu diesem Behufe angezeichnete Stellen.

Für den Leser, Seite 230: »Was nennst du Untergang? Wenn wir das Wort nach seiner buchstäblichen Bedeutung nehmen wollen: so ist es ein sinnloses Wort. »Ich sehe keinen Untergang in der ganzen Natur. Ja, ich »kann mit Recht sagen, ich sehe nichts, als Aufgang. »Aus jedem sinkenden Blatte geht ein neues Moos, das »Leben eines neuen Insektes auf. Zerstöre ein ganzes Eden »durch den größten Zerstörer, den wir kennen, durch Feuer; »es ist nicht untergegangen. Seine Theile flüchten sich em»por, und wandeln durch den weiten Himmel, bis sie Platz »finden, sich aufs neue ihrer vereinten Schönheit zu freuen. »Selbst, was wir Kinder des Scheines bildlich Untergang »nennen, ist nicht einmal bildlich. Die Sonne, spre»chen wir, geht unter; aber wir können besser sagen, sie »geht auf. Ihr Wandeln um die Erde ist ein beständiger »Aufgang.« Seite 231: »Nur der dämmernde Sinn »kindischer Seelen, der das eine, ewige Wunder in dem »Einen, ewig Mannichfachen, das uns umgiebt, nicht fas»sen konnte, gebar, und säugte den Glauben an Mirakel. »Stolz und Eigennutz kamen dazu, und verzogen das an»fänglich so holde Kind zu einem heuchlerischen, betrügeri»schen Buben, vor dem man sich zu hüten hat.« Seite 262: »Ist es genug, von allem Guten und Großen, das »wir wollen, so viel zu thun, als wir können? Nein, wir »müssen auch streben, so viel zu können, als wir wollen.« Seite 283: »Den Menschen flieht das Glück, sobald er »aus seiner Wiege geht; er muß sich eine andere Welt »schaffen, sich wieder eine Wiege bauen, wenn das Entflo-

»hene

»hene zurückkommen soll.« Und eine schöne Schilderung, Seite 290: »Von magischem Dunkel, mit Rembrands »und Tintoretto's Zauberreiz übergossen, kniete in einer »Seitenhalle ein weibliches Wesen vor Magdalenens Altar. »Ihr Gesicht war verschleiert; aber die ganze Gestalt ge»hörte zu jenen Wolkenbildern, die manchmal an einem »Festtagsmorgen der Phantasie in unsere Träume kommen, »und auf einmal derselben ganzes luftiges Rad in seinem »Umtriebe hemmen; oder nur, halb sichtbar werdend, sich »in das Erwachen verflechten. Jede meiner Nerven be»kam Flügel, und riß mich zu ihr hin.«

Für den Verfasser. 1) Ein paar Stellen von fal»schem Witze. Seite 4: »er wagt es kaum, mit seinen »Schmutzfingern Hand an die hochgebohrne Tasche zu le»gen.« Seite 5: »Eine Manschette von Lumpen, die dem »betagten Aermelfutter als Volontair diente, hatte sich sünd»licherweise an den schönen gräflichen Rockknopf gehängt, »und vereitelte den geschicktesten Fingern den vortheilhaften »Rückzug. — Der erschrockne Feldherr der gefangenen »Finger, besann sich schnell auf einen Coup de Genie.« 2) Von falschem Streben nach Stärke des Ausdrucks. Seite 39: »Er stand in der Gegenwart, wie ein Sandkorn »in einem Todtenschädel.« Seite 231: »Stündlich, wie »ein müdes Volk von ihr Abschied nimmt, begrüßt sie (die »Sonne) ein erwachtes, und wäscht sich fröhlich Au»gen (1) und Hände (2) im Frühthau munter zum neuen »Tage.« Ferner werden Thränen »Perlen des Herzens« genannt, und das Val di Demona in Sicilien heißt »ein »Blatt in der Natur, das unter allen am kräftigsten Gott, »den Schaffenden und Zerstörenden, schildert.«

Nr. 4. wird dem großen Vulpius große Freude machen; ein treuer Nachbilder seines unsterblichen Rinaldo Rinaldini tritt hier auf. Hauptmann Musso ist ganz nach diesem erhabenen Muster zugeschnitten. Donner und Blitz eröffnen die Scene, und der Held der Geschichte beginnt seine Erscheinung mit der edlen Handlung, ein unschuldiges Mädchen der Gier eines wollüstigen Pfaffen zu entreißen. Es giebt dabey gleich im Anfange ein honettes Blutbad. Eine wahre Kleinigkeit jedoch gegen die Mordscenen, die ihm folgen. Musso ist ein wahrer Mord- und Blutengel, er

er raubt, brennt und sengt, er schießt und erdolcht beynahe so oft er Athem schöpft. Sogar seinen Vater schickt er, kaum dieses ersten Theils Schlusses, in die andere Welt. Dabey verführt er Mädchen und Weiber; ist aber, trotz alle dem, ein gar edler und großmüthiger Charakter; entlarvt falsche Spieler, züchtigt und — bestiehlt sie; plündert nur Wucherer und heillose Verschwelger, beschenkt aber Dürftige und Darbende mit dem gestohlenen Gute. Auch an Wundern fehlt es nicht. Der edle Mordbrenner fällt alle Augenblicke in die Hände der Justiz; wird aber immer durch einen geheimnißvollen Maltheserritter, der, der wahre Ueberall und Nirgends, nie fehlt, wenn seine Gegenwart nöthig ist, gerettet. Kurz, der Leser erhält einen Räuberroman, der, in jeder Rücksicht, Hrn. Vulpius Meisterwerke zur Seite stehen kann. Von ganzer Seele wünscht daher Rec. unserer schönen Literatur Glück, und stolz schlägt sein patriotisches Herz empor, daß ein so unvergleichliches Genie, wie jenes furchtbarste aller Romanschmiede, in diesem Biographen des Hauptmann Mysso noch einmal wiederholt wird.

Wr.

Reise-Scenen und Abentheuer zu Wasser und zu Lande, von Friedrich Laun. Leipzig, bey Junius. 1804. Erstes Bändchen. 294 S. 8. 1 Rt. 16 gr.

Eins der vorzüglichsten Produkte des sinnreichen Verfassers. Hier erscheint ganz der alte Friedrich Laun wieder. Aechte Menschendarstellung, Charaktere, voll Leben und Wahrheit; immer abwechselnde, höchst belustigende Vorfälle; kräftig-dramatischer Dialog, blühende, überall anziehende Diktion; reicher Witz, treffender Spott, reizende Naturschilderungen; feine Reflektionen, und eine zwanglose Verbindung des utile und dulce bezeichnen dieß Büchlein hervorspringend, und geben ihm unter den neuesten Schöpfungen seines Urhebers einen entschiedenen Oberrang. Wenn die Freunde der Friedrich Launischen Muse, seit einiger Zeit, nicht immer in ihrem Günstlinge fanden, was sie in ihm zu finden gewohnt waren; wenn er allzu viel schrieb,

um

um immer gut zu schreiben, und so ihre Lust und Liebe an den Ergießungen seiner Laune hier und da ermattete: so begegnen sie hier dem Geiste wieder, der ihn ehemals so gerecht zu ihrem Lieblinge machte. Dieses Werk seines Witzes und seiner Jovialität werden sie nicht, ohne Befriedigung und Unterhaltung, aus der Hand legen; werden sich vom Anfange bis zum Ende angezogen finden. Als eine Vorkost des verheißenen Vergnügens, hier einige Proben:

Cecilie, einer der interessantesten Charaktere dieser lieblichen Dichtung, die Tochter eines braven Landpfarrers, soll; eine geheime Liebe in ihrem Herzen, das Opfer einer fremden Wahl werden. Ein Abentheuer führte den Verfasser in diese Familie ein. Von dem Vater für den sehnlich erwarteten Bruder des Mädchens ausgegeben, erhält er des Nachts, in dem gastlichen Bette schlummernd, von dem liebekranken Geschöpf einen Besuch. Ihr belastetes Herz sucht einen Vertrauten, und sie kommt, ihren verheelten Schmerz in den Busen des vermeinten Bruders zu ergießen. Leise öffnet sie die Kammerthüre, und leise tritt sie herein. Der Erzähler schlägt die Augen auf, und giebt, Seite 226 diese höchst reizende Schilderung der Eintretenden.

»Ich sah den Mond sich zärtlich an das weiße Nacht»kleid einer hohen Gestalt anschmiegen, welche von der Lie»be gebohren und vom Schmerze erzogen zu seyn schien. »Das zerschmolzene Silber, das über ihre Wangen herun»terbrannte, und an dessen Abglanze ihr der Mond einen »Heiligenschein bildete, schimmerte bis zu mir herüber, »und stimmte meine innersten Saiten in den mildesten Lau»tenton. Das ganze blasse Gesicht hätte zum Himmel ge»richtet seyn müssen, weil es dem Himmel angehörte; allein »den feinen Hals, der es tragen sollte, hatte die Last der »Erde gedrückt, und nur die großen Augen des Mädchens »erhoben sich nach der reinen Farbe, worin die Natur diese »Augen getaucht hatte.«

Späterhin erzählt die schöne Dulderinn die Geschichte ihrer Liebe. In dieser schildert sie Seite 283 die Eindrücke eines schönen Sommerabends auf ihr bewegtes Herz.

»Die Sonne ging schöner unter, als ich sie lange ge»sehn. Trunken von ihrer goldnen Fluth schienen Bäume

»und Vögel nur noch flüstern zu können. Die Seele der
»ganzen Natur lag in vollem Leben und einer großen Ruhe
»da, gleichsam auf den Empfang der ehrwürdigen Nacht
»sich gebührend vorbereitend. Das Tuch, an dem ich
»nähte, war mir aus der Hand gesunken. Der wehmüthige
»Nachklang aller Freuden durchzitterte mein Gemüth. Ich
»hielt die Hand vor meine Augen; und wußte kaum noch,
»ob es diese Welt war, oder eine höhere, in der sich mein
»Wesen aufgelöst hatte. Die Gedanken waren überhaupt
»dahin. Dafür stiegen Träume in mir auf, von der
»Abendsonne umsäumt, und noch schöner durch meine
»Thränen erleuchtet. Ich befand mich an einem Orte, wo
»Freud' und Leid nichts Abgesondertes, sondern unter dem
»Bilde des Entfernten zu einer, einzigen Harmonie gewor-
»den war.«

Genug zur Rechtfertigung des oben ausgesprochnen Urtheils, deren es bey dem Leser nicht bedürft haben würde, wenn die schriftstellerische Fruchtbarkeit seines Günstlings nicht neuerdings mehr, als einmal, das künstlerische Viel mit dem unkünstlerischen Vielen verwechselt hätte.

Pl.

Karl Strahlheim oder der dankbare Bandit, eine Familiengeschichte von C. W. Meißner. Berlin, bey Oehmigke d. j. Erstes Bändchen. 15 B. Zweytes Bändchen. 15 B. 8. 1 Rl. 20 gr.

Der dankbare Bandit auf dem Titelblatte dieses Schauer- und Grausromans spielt nur eine Nebenrolle; aber nichts desto weniger ist hier Alles gehäuft, was sich nur immer in einer eigentlichen Räuber- und Banditengeschichte ereignen kann. Da giebt es atheistische, alle Gesetze der Sittlichkeit mit Füßen tretende Schurken; kalte, weibliche Unschuld mordende Wüstlinge; herzlose Menchelmörder; eine höchst tugendhafte Schöne, die sich aber aus lauter Sinnlichkeit einem gleißenden Bösewicht ergiebt, und einem braven Manne das Herz bricht; eine andere, die sich einem wackern Hagestolz, als unbescholtene Braut verlobt, obgleich sie schon mit dem Verworfensten aller Menschen die verbo-

tene

tene Frucht kostete; und noch eine dritte, die, aus Stolz und Rangsucht eine fürstliche Maitresse wird, ein ganzes Land unglücklich macht, einen Mann, nach dessen Besitz sie ehemals strebte, weil er ihr einen Spiegel ihres Schandlebens vorhält, um sein Vermögen bringt, und in diesem Raube schwelgt; einen Banditen, der aus Dankbarkeit sengt und brennt, und endlich den Helden der Geschichte, der den Verführer seiner Schwester und Geliebten, und den Mörder seines Vaters in einer Person erdolcht; darüber wahnwitzig wird, in diesem Zustande halb nackt in Feld und Wald herumirrt; von mitleidigen Händen aufgegriffen, aber wieder zu seinem Verstande kommt, seine Sünden beichtet, das Abendmahl nimmt und selig stirbt. Wem nun diese Verirrungen einer höchst unglücklichen Phantasie Nahrung und Unterhaltung gewähren: der lese! Rec. enthält sich alles weitern Urtheils; das Werk selbst charakterisire seinen Meister. Es bedarf übrigens wohl kaum der Erinnerung, daß der Urheber dieses Romanunfugs nicht unser verehrter und geschätzter Meißner ist.

Der Alpenwanderer, vom Verfasser des Mazarino. Leipzig, bey Rein. 1804. 20½ B. 8. 1 Rg. 12 gr.

Rec. kennt den Mazarino nicht, der hier zum Anlockungsschilde dient. Ist er aber mit dem nun erscheinenden Alpenwanderer von gleichem Gehalte: so begreift er nicht, wie der Verfasser ihn zur Einladungscharte für sein neuestes Gericht machen darf. Armseliger Stoff, höchst nüchterne Charakteristik und wahrer alter Weiberton im Vortrage machen seinen Alpenwanderer zu dem langweiligsten und Geistlosesten Pfuschwerke, das je aus einer Wasserreichen Feder hervorgegangen ist. Wüßte Rec., wo er anfangen und wo er aufhören sollte? gern bewies' er sein Urtheil durch das Buch selbst. Da er dieß aber schlechterdings nicht weiß: so muß er es jedem Liebhaber in eigner Person überlassen, die lose Speise zu kosten, und sich so von ihrer wässerigen Natur selbst zu überzeugen. Uebrigens erhält er hier, was das Titelblatt nicht meldet, nur die erste Portion der Wassersuppe. Eine zweyte wenigstens hat er noch

zu hoffen, wozu ihm Rec. von ganzem Herzen guten Appetit wünscht.

Wr.

Novellen von A. F. E. Langbein. Berlin, bey Oehmigke d. j. 1804. 18 B. 8. 1 Rt. 8 gr.

Neue Schriften von A. F. E. Langbein. Berlin, bey Schüppel. 1804. Erster Band. 21 B. 8. Zweyter Band. 20 B. 2 Rt. 18 gr.

(Der Zweyte Band wird auch unter dem Titel: Erzählungen, verkauft.)

Von den Novellen sind mehrere französischen Stammes, und der erste Theil der neuen Schriften enthält ein Lustspiel nach Foote. Alles Uebrige in den ersten, wie in den letzten, gehört wahrscheinlich Hrn. Langbein selbst. Kaum bedarf es bey einem so viel gelesenen Schriftsteller noch einer nähern Notiz. Was ihm bisher sein Publikum schuf, schlanker Vortrag und drollige Laune, findet sich auch hier. Mit Mäkeln und Kritteln, wie der Verf. in der Vorrede zu den Novellen kritische Erinnerungen zu nennen beliebt, will sich Rec. daher gar nicht einlassen, und ihm so alles Antworten, zu dem er, nach seiner Versicherung, bereit ist, ersparen. Je gelesener ein Schriftsteller ist, je empfindlicher ist er gegen Tadel. Es sollte freylich umgekehrt seyn, und gerade Beyfall noch empfänglicher für die Stimme der Kritik machen, damit dieser Beyfall auch immer seine Gültigkeit habe und behalte. Doch, wie es scheint, sehen unsere Leselieblinge jede Erinnerung gegen sich für ein zerknicktes Blatt in ihrem Ehrenkranz an. Und, da dem so ist, unterläßt ein Rec. am besten, was doch nicht nützt.

Romantische Dichtungen von Karl und Ernst Holm. Berlin, bey Maurer. 1804. 13 B. 8. 14 gr.

Romantisch sind diese Dichtungen, weder durch ihren Stoff, noch durch die darin aufgestellten Charaktere. Die Ver-

Verfasser geben uns ganz schlichte Vorfälle aus dem gewöhnlichen Leben, und die darin empfindenden und handelnden Menschen haben ganz dieselbe Natur. Nirgends begiebt sich etwas, was sich nicht schon oft und vielfältig ereignet hätte, und die Physiognomien, denen man begegnet, haben durchaus keinen Zug, der sie zu seltnen Erscheinungen machte; kurz, es fehlt dem Erdichteten die magische Beleuchtung, die die Wirklichkeit ihrer prosaischen Natur, das ist, Alltagsnatur, entkleidet, Begebenheit und Charakter, wie aus einer höhern Welt, hervorspringen läßt, und das Gemälde aus dem Leben zu einem schönen Phantasie-Bilde erhebt. So wie wir eine schöne Gegend nur dann romantisch nennen, wenn die Natur Schönheit und Reiz in ihr, bis zum Zauber vereint und erhöht: so ist es auch nur die Dichtung, die das Wirkliche, das sie uns giebt, idealisirt, oder, was einerley ist, aus der gemeinen Sphäre des uns stündlich umgebenden Lebens heraus rückt, und, wie in eine Feenwelt empor täuscht, indeß der bezauberte Zuschauer doch nirgends die Wirklichkeit verläßt. Diesen Charakter haben nun die Dichtungen der Gebrüder Holm auf keine Weise; sonst aber das Verdienst einer leichten, gefälligen Darstellung einer treuen Natur und Menschenschilderung, wie sie die jedem nahe liegende Welt giebt und vorführt. Nur fehlt ihnen das Interesse des Stoffs. Wenn die Verfasser künftig in der Erfindung desselben glücklicher sind, und ihm und ihren Charakteren mehr Neuheit zu geben wissen: so wird ihnen auch die Aufmunterung billiger Kunstrichter nicht fehlen. Rec. wenigstens verkennt die Anlagen nicht, die sie in ihren ersten Versuchen für das erwählte Fach der schönen Literatur verrathen, und verspricht sich von ihnen, unter den angegebnen Bedingungen, einmal glückliche Erzähler.

Euphrosine. Berlin, bey Schmidt. 1804. 13 B. 8. Mit einem Kupfer. 20 gr.

Das schöne Motto auf dem Titelblatte aus Göthe's Tasso:

> Es reißt sich los, was erst sich uns ergab,
> Wir lassen los, was wir begierig faßten.

Es giebt ein Glück, allein wir kennen's nicht,
Wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schätzen;

giebt gleichsam das Thema dieses kleinen Romans. Ein junger Schweizer, Adelstein, rettet Euphrosinen aus einer furchtbaren Todesgefahr, indem er einem mit ihr auf dem Spazierritte durchgegangnen Pferde in die Zügel fällt, da es eben einen jähen Abhang hinunter zu stürzen droht. Zwar verschwindet er im Augenblicke der Rettung wieder; aber nicht ohne tiefen Eindruck auf die Gerettete. Diese, schon verheyrathet, wiewohl nicht glücklich, trägt das Bild des Verschwundenen unverrückt, aber rein und heilig in ihrem Herzen. Wenige Monden darauf wird sie Wittwe, und der Genius ihrer Liebe führt ihr den Geliebten zu. Auch dieser hat in dem Andenken seiner That und der Geretteten gelebt, und ihr Wiedersehen fesselt ihn mit warmer, heißer Gegenliebe an sie. Der französische Revolutionskrieg — er ist Soldat im Dienst' eines deutschen Fürsten — ruft ihn auf das Schlachtfeld. Mit unendlichem Schmerze trennen sich die Liebenden. Auf einem einsamen Ritte, ohnweit des Lagers, wird der junge Held einst plötzlich von feindlichen Kriegern überfallen. Mit Muth vertheidigt er sich gegen die Uebermacht, verwundet den Anführer, daß er vom Pferde stürzt, und macht ihn und noch einen Officier zu Gefangnen. Der letzte ist des Verwundeten Schwester, die sich aus Liebe zu ihrem Bruder und für die Sache der Freyheit in militärische Tracht geworfen hat. Zum Unglück für die verlassene Geliebte ist die republikanische Schöne nur allzu liebenswürdig. Seines Kampfs gegen die aufkeimende Leidenschaft ungeachtet, erliegt er der Macht der neuen Reize um so mehr, da die siegende Amazone den Besiegten wieder liebt. Aber, ein Mann von Ehr' und Pflicht, gesteht er der Französinn sein Verhältniß mit Euphrosinen. Edelmüthig und stark reißt Therese — so heißt die schöne Kriegerinn — sich nun aus des Geliebten Armen los und flieht. Aber Adelstein, unvermögend, diese Trennung zu ertragen, und eben so unfähig, die noch immer geliebte Verlassene seiner neuen Leidenschaft zu opfern, sucht seines unseligen und vergeblichen Kampfes Ende im Gewühle der Schlacht. Sein Wunsch wird erfüllt. Eine feindliche Kugel zerschmettert ihm das Bein, er stirbt. An seinem Sterbebette theilen die beyden

Neben-

Nebenbuhlerinnen die Sorg' um ihn, und betrauern seinen Tod mit verschwistertem Schmerze.

Dieser einfache Stoff ist nicht unglücklich ausgeführt; besonders zeichnet sich der Verfasser durch eine zarte, feine und edle Sprache aus. Folgende schöne Stelle mag zum Beweise dienen. Seite 165 schreibt Euphrosine:

»Es war die schönste Sommernacht; Glühwürmchen »schimmerten in dunklem Grase, als wären Sterne dem »Boden entblüht. Dämmernd schwamm das Mondenlicht »um die Büsche. Ein kühler Wind rauschte in den Wipfeln »der Bäume, trug auf seinen Luftwellen die Düfte der »Orangerie und der blühenden Gewächse durch die geöffne- »ten Fenster zu mir herein, und wogte, wie ein Duftmeer, »um meine Brust. Die Flammen meiner Kerzen wank- »ten, die Vorhänge bewegten sich leise, draußen neigten »sich die Gipfel, und ein lindes Leben regte jeden Gegen- »stand um mich her, regte sich auch in meiner Brust. Der »Tag lag mit seinem glänzenden Gewühl, wie ein Traum- »bild, hinter mir. Ein reines Gefühl des Daseyns hatte »sich meiner Lebensgeister bemächtigt, und die Gegenwart, »der ich so selten gehöre, umfing mich mit stillem Zauber;« u. s. w. Auch nachstehendes niedliche Gedicht von Euphrasinen verdient ausgezeichnet zu werden:

Wie der Mond mit bleichem Scheine
Immer wachsend sich erhebt,
Bis sich mild um Flur und Haine
Seines Lichtes Dämm'rung webt;

Ach! so wächst in meinem Herzen,
Sehnsucht, dein befreundter Strahl,
Und verklärt mit süßen Schmerzen
Meines Lebens öde Quaal.

Pl.

## Chemie und Mineralogie.

System der antiphlogistischen Chemie, von D. E. W. Juch, Professor zu Altdorf. Nürnberg, bey

 Stein.

Stein. 1803. Erster Theil. 399 S. 8. 1 Rh. 12 gr.

Die Vermehrung der Lehrbücher einer Wissenschaft ist ohne Schaden für dieselbe; sie setzt ein Streben nach besserer Ordnung und genauer Bestimmung der Begriffe voraus, und ist die Ursache, daß wir in diesen beyden Stücken den Ausländern überlegen sind. Der Verf. dieses Lehrbuchs hat sich bemühet, beydes zu erreichen. Aber die Kritik muß ebenfalls dazu beytragen, daß die Lehrbücher und Handbücher den guten Einfluß auf die Literatur behalten, den sie bisher gehabt haben. Gegen die Ordnung in diesem Buche hat Rec. nichts Wesentliches zu erinnern, er billigt sie im Ganzen sehr; der Verf. handelt in dem ersten Theile die bisher noch nicht zerlegten Körper ab; er redet zuerst von der Electricität, dann vom Galvanismus, dem Lichtstoff und Wärmestoff. Der Magnetismus ist mit Unrecht ausgelassen; seine Abhängigkeit von der Oxydation gehört offenbar zu den chemischen Eigenschaften. Dann folgen die Elemente, welche nur, mit Wärmestoff verbunden, sich darstellen lassen, und dann als Gasarten erscheinen, Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff. Hierauf die Elemente, welche als feste Körper darzustellen sind, und zwar brennbare Körper, Metalle, Erden, Alkalien. Unter die Alkalien werden nach Trommsdorff Kalk, Baryt und Natrum gerechnet. Unbequem ist es, daß der Verf. keine Literatur beygefügt hat. Sorgfältig gesammelt und benutzt sind die neuesten Entdeckungen, so weit sie der Verf. bey Bearbeitung des Werkes kennen konnte. Aber an der Bestimmung der Begriffe hat Rec. viel zu tadeln, und findet keine festen philosophischen Grundsätze; ungeachtet einige Ausdrücke ein Vertiefen in philosophische Spekulationen scheinen lassen. Chemie soll der Theil der allgemeinen-Naturkunde seyn, welcher die innere Beschaffenheit der Bestandtheile und die wechselseitigen Wirkungen aller bekannten Körper lehrt. Von der innern Beschaffenheit der Bestandtheile wissen wir aber nichts, und die wechselseitigen Wirkungen der Körper werden auch in der Physik gelehrt. Zwischen uns und den Dingen außer uns, sagt er, muß Berührung und Wechselwirkung möglich seyn und gedacht werden, um die Zweifel, welche die Metaphysik aufwirft, ob eine Natur und Erfahrung möglich sey, auf einmal zu lösen. So leicht läßt sich wahrlich

wahrlich die Metaphysik nicht befriedigen. Er nimmt mit Kant und aus denselben Gründen eine anziehende und zurückstoßende Kraft an, und behauptet auch, daß bey der Auflösung eine Durchdringung Statt finde. Aber Kant zeigte nur, daß sich die Auflösung als Durchdringung denken lasse; nicht, daß sie eine solche sey. Denn woran sollte man dieses wohl erkennen? Unter die Gesetze der Verwandtschaft, wobey übrigens die alten Lehren wiederholt sind, wird auch Folgendes gerechnet: Die Anziehung der Zusammensetzung nimmt in dem Verhältnisse ab, wie sich die Stoffe der neuen Verbindung der Sättigung nähern. Hiervon giebt es viele Ausnahmen. Schweflichte Säure zieht stärker den Sauerstoff an, als Schwefel. Es ist sehr unrecht, wenn der Verf. sagt, wir besäßen noch keine Elektricitätslehre, sondern eine Elektrisirmaschinenlehre. Wahrlich, die ganze Chemie kann kein Gesetz aufstellen, welches so umfassend die Erscheinungen erklärt, als das Gesetz der Vertheilung. Wärmestoff und Lichtstoff hält er für zwey verschiedene Körper; jenem schreibt er chemische Verwandtschaften zu, da er doch diese erst möglich macht; die Sonnenstrahlen seyen aus Wärmestoff und Lichtstoff zusammengesetzt, wie Herschels Versuche zeigen, welche jedoch eine viel einfachere Erklärung zulassen. Doch diese Bemerkungen sollen auf keine Weise die Brauchbarkeit dieses Werkes herabsetzen, welche Rec. sehr empfehlen kann.

## Systematisches Handbuch der gesammten Chemie, von J. B. Trommsdorff. Erfurt, bey Henning. 1803. Sechster Band. 480 S. 8. 1 Rh. 12 gr.

Mit diesem Theile fängt der Verf. die angewandte Chemie an, und wird sie in noch zwey Bänden beendigen. Das Lob, was wir den vorigen Theilen beygelegt haben, gilt auch von diesem. Weit entfernt, dem Verf. Weitläuftigkeit vorzuwerfen, tadeln wir hier vielmehr den Mangel an Ausführlichkeit in manchen Abschnitten, z. B. bey der Bereitung ätherischer Oele, dem Weinmachen und Weinverfälschen, dem Branntweinbrennen u. s. w. Es wird

übrigens von der Bereitung und der Veränderung einiger animalischen und vegetabilischen Stoffe gehandelt.

Beschreibung und Abbildung eines neuen und bequemen Apparats, das Wasser mit Luftarten anzufüllen, von M. J. C. Hoffmann. Leipzig, bey Richter. 1804. 24 S. 4. 6 gr.

Den Gedanken, vermittelst einer Compressionsmaschine die Luftarten mit dem Wasser zu verbinden, entlehnte der Verf. aus dem Berichte der Kommissarien des National-Institutes über die Fabrike von Mineralwassern des B. Paul zu Paris. Das gewaschene Gas wird hier in eine Pumpe geleitet, und durch diese, vermittelst Ventile, in einen andern Behälter getrieben, wo es zuerst durch das Wasser aufsteigt, und nachher sich über demselben verdichtet. Im Ganzen ist die Einrichtung einfach und sinnreich, und verdient, da sie bloß Vorschlag ist, ausgeführt zu werden. Rec. findet es nicht nöthig, daß das Gas in dem Gefäße, wo es gewaschen wird, durch zarte Oeffnungen in das Wasser geht, weil dann zu viel sich mit dem Wasser verbindet, und das kohlensaure Gas, besonders, wenn man es, wie der Verf. will, durch Feuer entwickelt, nicht gar viele fremde Gasarten bey sich führt.

Om.

## Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Christliche Kirchengeschichte, von Johann Matthias Schröckh, ordentlichem Lehrer der Geschichte auf der Universität Wittenberg. XXXIV. Theil, 779 S., und XXXV. Theil, welcher das allgemeine Register für alle 34 Theile, Zeittafeln für eben diesen Umfang der Geschichte und mehrere

rere Zusätze enthält, 608 S. gr. 8. Leipzig, bey Schwickert, 1802 und 1803. Jeder Theil 2 Rk.

Mit diesen beyden Theilen erreicht also der gelehrte Hr. Verf. das Ziel, das er auf seiner ruhmvollen Bahn der christlichen Kirchengeschichtbeschreibung zu erreichen gewünscht hatte, nämlich das Ziel, vom J. 1517, da sich die ältere christliche Kirchengeschichte schließt, und die neuere mit der großen Kirchen- und Glaubensverbesserung anfängt.

Nachdem der Verf. in dem vorigen Bande die Geschichte der Religion in dem Zeitraume von 1303 — 1517 beschrieben hatte: so kömmt er nun in dem 7ten Abschnitt auf die allgemeine Geschichte der Theologie. Diese ist in diesem Zeitraume desto merkwürdiger, da sich jetzt schon eine freyere, durch Nachdenken und Gelehrsamkeit geleitete Theologie zu regen anfieng, die, wenn sie gleich jetzt noch nicht ganz allgemein und herrschend wurde, doch schon die ersten Keime oder Grundstoffe zu der durch die ersten Reformatoren viel weiter entwickelten und verbreiteten Religionswissenschaft in sich enthielt. Zwar theilten sich im 14ten Jahrhundert immer noch Scholastiker und Mystiker in das Gebiet der Theologie; und so sehr man auch diese beyden Arten von Theologie, Scholastik und Mystik für unvereinbar, ja sogar für entgegengesetzt, halten möchte: so wußten sich doch beyde Parteyen gar wohl miteinander zu vertragen, und ihren Weg ganz friedlich neben einander fortzusetzen. Beyde giengen auch, wie der Verf. S. 5 sagt, im Grunde auf ihr eigenes Ziel los. Die Scholastik, zumal mit geübter Kenntniß des päpstl. kanonischen Rechts verbunden, führte zu den ansehnlichsten Aemtern und Würden in der Kirche, wie in gelehrten Gesellschaften; da hingegen die Mystik auf ihren höhern Stufen bis zur Heiligsprechung leitete. Unter den Scholastikern thaten sich besonders folgende Männer hervor; nämlich Durand von St. Pourçain, der wegen seiner ungemeinen Fertigkeit in Auflösung der philosophischen und theologischen Zweifel und Schwierigkeiten der Doctor resolutissimus zugenannt wurde. Ferner der englische Franciskaner, Wil-

Wilhelm Occam, der sich durch die Vertheidigung der Rechte der Fürsten gegen die Anmaaßungen der Päpste so berühmt machte. Auch der Tübingische Professor Gabriel Biel, mit dem man sonst das dritte Zeitalter der scholastischen Theologen und die ältere Geschichte dieser Theologie beschließt. Von diesem unterscheidet sich zu seinem Vortheile besonders Paulus Cortesius, der wegen seiner deutlichern, schönern und beredtern Schreibart der Cicero oder der Lactantius unter den Dogmatikern dieser Zeit genannt wird; und der Engländer Thomas Bradwardin, der sich durch seine Kritik über die dogmatische Theologie bekannt machte. Von diesen wird hier von S. 190 — 240 noch manches Merkwürdige angeführt. Unter den Mystikern des Zeitraums vom J. 1303 — 1517 werden hier von S. 269 — 339 folgende Männer mit ihren charakteristischen Eigenheiten und Meinungen besonders ausgezeichnet. Nämlich Joh. Tauler, dessen Schriften man wegen ihrer bilderreichen Einkleidungen geistlicher Gegenstände und sittlicher Lehren, und wegen ihrer strengen Moral, in Hinsicht auf Abtödtung der Sinne, auf Verläugnung des eigenen Willens, und auf die Einkehr der Seele in sich selbst und in das göttliche Wesen u. s. w., auch unter den Protestanten lange genug gelesen hat. Ferner, Heinrich Suso, ein Dominikaner-Mönch, aus Kostanz gebürtig.

Ferner Joh. Ruysbroch, der sich durch seine ganz excentrischen Träumereyen, und besonders durch sein eigenes Vorgeben von gehabten Eingebungen des heil. Geistes, und von der ausnehmenden, höchst süßen Gegenwart der über-allerheiligsten Dreyeinigkeit, als einen wahren Schwärmer selbst dargestellt, der die eigene Thätigkeit des Christen ganz herabsetzte, und ihn bloß den Erleuchtungen eines himmlischen Lichts, und den Wirkungen der lebendig-machenden Gnade, nach der Art aller Frömmlinge und Mystiker, überließ; dessen Betrachtungen und Vorschriften aber doch hier S. 286 wirklich: erbaulich genannt werden, wahrscheinlich nur um den Tadel, den der excentrische Schwärmer mit allem Rechte verdiente, doch mit einigem Lobe zu versüßen. Mit einem viel größern Rechte verdiente dieses Lob der durch seine in einem viel hellern Geiste geschriebenen Schriften berühmte Pariser Kanzler, Johann Gerson, der zwar ebenfalls über die mystische Theologie gar Vieles geschrieben hat;

hat; aber doch schon einen viel philosophischern Gang annahm, die gröbern Abwege der Mystiker vermied, und durch Untersuchung der Kräfte des menschlichen Geistes es begreiflich zu machen suchte, wie derselbe einer innigen Vereinigung mit Gott fähig werden könne. S. 301. — Eben so verdient auch Thomas von Kempen, der durch sein Buch von der Nachahmung Christi eine so große Celebrität erlangt hat, das Lob, das ihm S. 339 beygelegt wird, mit vollem Rechte, daß nämlich dieses Buch voll von wahren, fruchtbaren, und aus der fleißig benutzten Bibel gezogenen Lehren sey, die es verdienen, auswendig gekannt, und als Maximen der täglichen Lebensweisheit immer vor Augen behalten zu werden. Inzwischen ist doch auch dieses Lob darauf einzuschränken, daß dieses Buch, wie der Verf. vorher selbst gesteht, eigentlich nur für Mönche, und vorzüglich für die Kanonikos geschrieben sey; daß folglich die so lebhaft darin gepriesene Entfernung von der Welt, die Einsamkeit, die Abtödtung des Fleisches, die heilige Lebensart der ersten Mönche und Einsiedler, und die ausdrücklichen Empfehlungen der Klosterübungen nicht für die Menschen überhaupt, soferne sie Jesu nachahmen sollen und wollen, sondern bloß für Mönche gehöre; woraus also auch der natürliche Schluß zu machen wäre, daß dieses Buch zwar sehr viele Worte und Redensarten, aber keineswegs den wahren Sinn und Geist der Lehre Jesu ausdrücke. — So wenig Aufklärung und Verbesserung der Theologie aber bey den Scholastikern und Mystikern dieses Zeitalters zu finden war: so traten doch einige, wie z. B. ein Gerson, ein Clemangis, ein Nicolaus de Cusa, ein Marsilius Ficinus, ein Picus, und andere, theils durch ihr Philosophiren, theils durch ihr Moralisiren dem Wege, der zu einem hellern und der Freyheit des Geistes günstigern Lichte führte, schon etwas näher. Der erste aber, der nach so vielen Jahrhunderten mit hebräischer Sprachkenntniß zur Erklärung der Bibel kam, war S. 124 Nicolaus von Lyra. Ein anderer sehr einsichtvoller Sprachkenner, Kunstrichter und Ausleger dieses Zeitalters war Laurentius Valla, der nach S. 59 mit Recht als der erste Wiederhersteller der ächten theologischen Methode, als der Verbesserer der Vulgata, S. 90, und als ein sehr geschickter Kommentator über das neue Testament S. 155 zu betrachten ist. Aber Sterne der ersten Größe in diesem Zeitalter sind und bleiben freylich

Johannes

Johannes Reuchlin, der durch seine Schriften sowohl, als durch seinen mündlichen Unterricht, zur Beförderung des hebräischen Sprachstudiums so Vieles beytrug; und dann der mit Recht so berühmte Erasmus, der dem theologischen Studium zuerst seinen vollständigen und richtigen Weg vorzeichnete, und dessen Verdienste um die Theologie, so wie um die Sprachkunde und um den gesunden Geschmack hier theils S. 65, 59, theils S. 85, theils S. 160—182 ausführlich genug beschrieben werden.

In dem 8ten und letzten Abschnitte beschreibt der Verf. endlich die Geschichte der Religionsstreitigkeiten. Diese sind, — besonders, wenn sie nicht allein über bloße unnütze Spitzfindigkeiten, oder über unbegreifliche geheimnißvolle Glaubensätze, wo keiner den andern versteht, geführt werden, im Grunde doch lehrreicher und an sehr nützlichen Folgen fruchtbarer, als so manche gutmeinende, nur für das Praktische im Christenthum eifernde Freunde desselben glauben. Denn, um die über ihren verjährten Systemen und Meinungen mit aller Behaglichkeit fortschlummernden Gelehrten aus ihrem Schlummer durch Zweifel und Widersprüche zu wecken, dazu war gewiß nichts dienlicher, als ihren alten Lehrbegriff mit allen bisherigen kirchlichen Einrichtungen und Anstalten zur ernsthaftesten Untersuchung zu bringen, ob und wie viel davon stehen bleiben könnte. Freylich wurden auch in diesem Zeitraume vom J. 1303 — 1517 wiederum Fragen und Nichtswürdigkeiten in Streit und Widerspruch gezogen, die nicht den mindesten Nutzen für das wahre Christenthum abwarfen, und die oft mit der äußersten Erbitterung von beyden gegen einander streitenden Partheyen behandelt wurden; wie z. B. die fortgesetzten Zänkereyen der Franciskaner über die Armuth Christi und über die Ordensregel ihres Stifters; der elende Streit über die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria; der vom P. Johann dem 22sten erregte Streit über das Anschauen Gottes durch die Seeligen, und dann die zwischen der römischen und lateinischen Kirche so lange fortgesetzten Kontroversen über das Fegefeuer, über die Lehre vom Ausgange des heil. Geistes, über das ungesäuerte Brodt im Abendmahl und über den Primat des Papstes, wo besonders bey der Erklärung des Ausgehens des heil. Geistes wahre Wortklaubereyen und Sylbenstechereyen vorgebracht

gebracht wurden. Auch mag besonders der Streit eines Palamas contra Barlaam über die Nabelguckerey der Hesychasten, einer griechischen Partey von Schwärmern, die bey der steten Beguckung ihres Nabels, weiß nicht was für ein helles, göttliches sie umstrahlendes Licht zu sehen glaubten, eben nicht sehr erbaulich gewesen seyn. Auch konnten die vielen Vereinigungsversuche der großen römischen Kirche mit der griechischen, mit den Armeniern und mit den Jakobiten auf einige Zeit wohl einigen Schein von Vereinigung, aber niemals wahre Einigkeit im Geist und in der Wahrheit hervorbringen. Dagegen hatten die Streitigkeiten und Religionshändel, die sich in der abendländischen Kirche erhoben, S. 464 schon etwas bedeutendere Folgen für die Reinigung der bis daher so gewaltig entstellten Christuslehre. Denn hier, wo die Köpfe denkender Menschen immer etwas kühler sind, als in den Morgenländern, hier fieng die Vernunft schon eher an, ihre lange genug unterdrückten Rechte gegen die Anmaaßungen des Aberglaubens und der römischen Priesterherrschaft zu behaupten; hier stieß der auf vollkommene Heiligkeit Anspruch machende, und doch ein so niedriges, schmutziges Gewerb mit der Religion treibende, und so vielen Lastern ergebene Bettelmönch und Kleriker doch schon etwas härter gegen den gesunden schlichten Menschensinn an; hier wurde auf der einen Seite durch das wieder belebte Studium der alten Klassiker, und auf der andern Seite durch das an den Lastern und Ausschweifungen der Geistlichkeit selbst Anstoß nehmende, nun wieder erwachende, sittliche Gefühl der Weg zu einer künftigen allgemeinern Kirchen- und Glaubensverbesserung schon mehr angebahnt, als im Morgenlande. Zwar hatte die römische Kirche, wie der Hr. Verf. hier S. 465 ganz wahr und richtig sagt, weit wirksamere und fürchterlichere Mittel in den Händen, um Zweifel, Widersprüche und Angriffe gegen ihren Lehrbegriff der Hierarchie zu unterdrücken, als die griechische. Wenn diese ihre Synodalschlüsse dawider schleuderte, oder zu Absetzungen und Verweisungen in Klöster schritt: so war in jener nur ein Wink der Alles zermalmenden Macht der Päpste nöthig; — und ihr standen unzählige kirchliche Diener, Ketzerkriege, Inquisition, Kerker und Scheiterhaufen zu Gebot. — Aber was helfen alle diese Henkersmittel, wenn einmal

der

der Geist des Menschen so weit erstarkt ist, daß er sich nichts anders aufbürden lassen will, als was ihm seine Vernunft und Bibel als wahr empfiehlt; oder wenn einmal das sittliche Gefühl so weit geweckt ist, daß es offenbare Unsittlichkeiten und Laster nicht mehr für Wirkungen und Beweise einer von Gott herstammenden Religion halten kann. Dann, dann sind alle jene Ketzerkriege, Inquisitionsgerichte, Kerker und Scheiterhaufen nur so viele Mittel, die Menschen auf die Wahrheit, die der zum Tode verurtheilte Ketzer verkündigte, und auf das von ihm getadelte lasterhafte Leben des Klerus desto aufmerksamer zu machen. Die Wahrheit bleibt immer Wahrheit, auch, wenn derjenige, welcher sie lehrte, ihr Opfer wird. Sie wirkt nur desto wirksamer im Verborgenen und Stillen fort, je kräftiger und glühender der Funke war, der einmal von dem sich für sie aufopfernden Märtyrer in die Seelen seiner Schüler geschleudert wurde. Mit Vergnügen sieht man daher, wie beyde Reformatoren, die jetzt in diesem Zeitraume auftraten, ein Wiklef und ein Huß, immer nur von dem hellen Anblicke der Wahrheit, den sie einmal gefaßt hatten, und von dem tiefen Gefühle der Achtung und Ehrfurcht, die sie für christliche Frömmigkeit und Tugend hatten, und wovon sie in den Sitten ihrer Zeitgenossen, besonders aber des Klerus, so wenig Spuren fanden, ausgiengen, und beständig dabey beharrten; wie sie nicht anders, als durch Gründe belehrt und überzeugt, davon abweichen wollten; wie standhaft sie bey dem Bekenntniß ihrer Wahrheit auch im Tode noch beharrten, und nie an dem weitern Fortwirken derselben zweifelten; wie viele Mühe sich ihre Gegner und Feinde gaben, um sie in ihrem Glauben wankend zu machen oder davon abzubringen; wie man zwar Widerwillen und Abscheu gegen den zum Scheiterhaufen verdammten, oder noch nach seinem Tode in seinen ausgegrabenen Knochen gebrandmarkten Ketzer bey dem undenkenden Volk erregen, aber seiner Lehre selbst nichts anders als Lügen und Unwahrheit entgegensetzen konnte; wie man den Bekenner der Wahrheit zwar mit List und Gewalt aus der Mitte der Seinigen wegnehmen konnte; aber dann nur das Andenken an ihn und seine Lehre desto dauerhafter unter ihnen machte, und sie nur desto mehr zum muthvollen Kampf gegen allen Glaubenszwang entflammte.

Das

Das Endurtheil, welches der Hr. Verf. S. 632 über den Huß fällt, ist daher auch ganz wahr und richtig: Er war mehr ein Reformator des Klerus und der Sitten, als des Glaubens. Nach des Geschichtschreibers Royko Urtheil selbst ist keine Spur von eigentlicher Ketzerey in seinen Lehrsätzen sichtbar. Huß verwarf eben so, wie Wiklef, alle päpstliche und menschliche Vorschriften in Glaubenssachen, und nahm nur die heil. Schrift als Hauptführerinn dabey an; und eben damit griff er den eigentlichen Grund des päpstlichen Aberglaubens an und machte ihn wankend. Er schärfte es sehr nachdrücklich ein, daß kein Priester und kein Papst Sünden vergeben könne, und damit deckte er schon die Blöße des päpstlichen Ablasses, der die Moralität in ihren Grundpfeilern untergrub, auf. Den Wahn, als ob die Priester im Abendmahle den Leib Christi erschaffen könnten, so wie noch andere abergläubische Religionsbegriffe, bekämpfte er sehr lebhaft. Kurz, ihm gieng die erkannte Wahrheit über Alles, selbst über die Erhaltung seines Lebens; er ermunterte auch seine Freunde auf, Alles für sie zu erdulden, und stärkte sich mit dem Vertrauen, daß Gott Andere nach ihm erwecken werde, welche die Mißhandlungen des Antichrists noch mehr, selbst mit Gefahr ihres Lebens, aufdecken würden. S. 745 zeigt der Verf., wie die böhmische Brüdergemeine aus der Hussitischen hervorgegangen sey. Und so beschließt dieser Band endlich die ältere christliche Kirchengeschichte mit den großen Erwartungen, Wünschen und Hoffnungen einer bessern Religion, die jetzt überall durch den Verfall der ältern Kirche rege geworden sind. —

In der Vorrede zum 35sten Theile erzählt der Herr Verf. Etwas von der Entstehung dieses Werks im Ganzen, und von den Vorzügen, die er demselben durch weitere Entwicklung und Vervollkommnung seines anfänglich dazu entworfenen Plans zu verschaffen wußte. Unter andern gesteht er S. 9 nunmehro auch ganz ehrlich und redlich, daß Unpartheylichkeit in keiner Gattung von Geschichte weniger erreichbar sey, als eben in dieser, weil ihr Geschichtschreiber immer von der einen oder von der andern kirchlichen Parthey die Beschuldigung erwarten müsse, er habe ihr Unrecht gethan, und die seinige zu sehr begünstiget. Denn, allerdings wird der Protestant immer seinen Begriff von

Aberglauben offenbaren, und Vieles nicht nur aus dem 4ten, sondern auch schon aus dem 3ten Jahrhunderte für eine abergläubische Veranstaltung des Christenthums erklären müssen, was der fromme eifrige Katholik nicht dafür erkennen kann. Und noch viel schärfer wird die Rüge des Aberglaubens und der daraus entsprungenen Thorheiten in einer protestantischen Religionsgeschichte ausfallen, wenn derjenige, der sie schreibt, einen noch reinern, schärfern und mehr umfassenden Begriff von Schwärmerey und Aberglauben gefaßt hat. — Was der Vf. S. 14 Vorr. von der unzertrennbaren Verbindung der Religion und Geschichte, oder der Lehren, Thaten und Schicksale Jesu, und von der Erhebung der moralischen Religion auf Kosten des sogenannten historischen Volksglaubens sagt, damit ist Rec. vollkommen einverstanden. Doch kann es Rec. auch nicht billigen, daß der Verfasser in seinem historischen Begriffe von der Religion Jesu nach seinen eigenen Vorträgen, und nach den Schriften seiner Apostel, nur diejenigen biblischen Stellen, welche das kirchliche System von der Dreyeinigkeit, von der Gottheit Jesu und von der Persönlichkeit des heil. Geistes am meisten begünstigen, hervorhebt; die andern Stellen hingegen, die diesen Dogmen weniger günstig sind, mit Stillschweigen übergeht. Eben so ist es einem historischen Begriffe von der Religion Jesu zwar ganz angemessen, daß der Verf. meistens nur die biblischen Stellen, Redensarten und Worte selbst hersetzt, ohne eine eigene Erklärung darüber beyzufügen. Aber, da dieß nicht überall geschieht, da er z. B. unter dem Worte oder Logos Joh. 1. und 1 Joh. 1. v. 1, 2 keine göttliche Eigenschaft oder Kraft; sondern eine mit dem Vater gleichewige Person, die Mensch geworden sey, verstanden wissen will; so fällt es auch hier deutlich genug in die Augen, wie schwer es sey, bloß allein zu referiren, ohne sein eigenes Urtheil mit einzumischen; oder wenigstens zu zeigen, auf welche Seite man sich hinneige. — Durch das allgemeine Register, und durch die Zeittafeln, die für den ganzen Umfang, der bis aufs Jahr 1517 fortgeführten christlichen Kirchengeschichte, diesem Theile noch beygefügt sind, wird der Gebrauch dieses in allem Betracht so schätzbaren Schröckhischen Werks ungemein erleichtert und gemeinnützlicher gemacht. Auch enthalten die in dem Register vorkommenden Zusätze und Nachrichten von den merkwürdigern neuesten Geschichtschreibern

der

der christlichen Kirchengeschichte, und von den Johannis-christen sehr schätzbare Ergänzungen oder Erläuterungen dieses Werks.

As.

Handbuch der Geschichte, Erdbeschreibung und Statistik Preußens, von Ludwig von Baczko, Professor der Geschichte bey der Artillerie-Akademie zu Königsberg. Königsberg und Leipzig, bey Nicolovius. 1802 und 1803. Zwey Theile. 2 Alph. 2 B. 3 Rg.

Da das frühere Handbuch des Verf. schon seit einigen Jahren vergriffen war: so arbeitete der Verf. ein neues aus, welches sowohl wegen so mancher Ansichten und Urtheile, die das fortgesetzte Studium der Geschichte Preussens veranlaßte, als auch wegen der Erweiterung Preußens durch Süd- und Neuost-Preußen nothwendig war. Polens und Litthauens Geschichte ist jetzt auch mit vorgetragen, und zwar in den ältern Zeiten in die Geschichte Preussens eingewebt; aber seit der völligen Trennung Preußens von Polen bis zur Auflösung des letztern Staats besonders erzählt worden. In Ansehung der statistischen Nachrichten rühmt der Verf. die Unterstützung, sowohl der beyden Departements-Minister von Voß und von Schrötter, als auch vieler Andern. Des Verf. Fleiß und Forschbegierde in Ansehung historischer und statistischer Nachrichten ist eben so rühmlichst bekannt, als sein deutlicher Vortrag. Es bedarf daher dieses Werk keiner Empfehlung. Zwar könnte Recensent mehrere Stellen anführen, die einer Berichtigung bedürfen; aber nur zwey Bemerkungen will er sich erlauben. In Ansehung der Abstammung der pommerellischen Fürsten bleibt sich der Verf. in seiner Meinung nicht gleich, nachdem er entweder des Grafen von Herzberg Schrift: Ausführung der Rechte des Königs von Preußen auf Pommerellen; oder der Schrift: Gründliche Nachrichten von den Herzogen von Pommern Danziger Linie — folgt. Nach jener Schrift bemerkt er 1. Th. S. 123, daß Suantibor der gemeinschaftliche

Stammvater der pommerellischen und der Fürsten von Vorpommern (richtiger von Slavien, denn diese besaßen damals außer Vorpommern auch den größten Theil von Hinterpommern) gewesen sey; nach dieser stellt er S. 58 diese Sache anders vor. Eben so würde der Verf. im 2ten Th. S. 118 die bekannte Geschichte, daß eine falsche Dechifrirung auf die Einwilligung des römisch-kaiserlichen Hofes zur Erhebung des Königreichs Preußen den wichtigsten Einfluß gehabt habe, richtiger dargestellt haben, wenn er die Berichtigung dieser Sache durch Nikolai in der neuen Berlinischen Monatsschrift, 1779, Nov. S. 321 — benutzt hätte. Dann würde er theils nicht den Pater Wolf für den kaiserlichen Beichtvater gehalten haben — er war nur einst bey dem kaiserlichen Gesandten von Freitag in Berlin Gesandtschaftsprediger gewesen, — theils nicht dem Gesandtschaftssekretär Bartholdi die unrichtige Dechifrirung zugeschrieben haben, da die Verwechselung der Schifer vielmehr in Berlin geschah.

Mm.

Bibliotheca historica instructa a b. *B. G. Struvio*, aucta a b. *C. G. Budero*, nunc vero a *I. G. Meuselio* ita digesta, amplificata et emendata, ut paene novum opus videri possit. *Voluminis XI. Pars II.* Indicem auctorum et rerum in XXI Partes hactenus in lucem editas comprehendens. Lipsiae, sumtu Librariae Weidmannianae. 1804. 558 S. Ohne das 2 Blätter starke Erratenverzeichniß. gr. 8. 2 Rg. 8 gr.

Nur nach langem Gebrauch erst läßt über Register so weitschichtiger Werke, wie diese Bibliotheca historica es geworden, sich mit Bestimmtheit urtheilen; was indeß für vorliegenden, ganz unentbehrlichen Index schon ein günstiges Vorurtheil erweckt, ist der Umstand, daß Herr M. selbst mit Anfertigung desselben sich befaßt hat, und also für seine Genauigkeit einsteht. Durch sonderbaren Zufall war ein Theil der dazu gehörigen Zettel dem Auge des Verf. entschlüpft,

schlüpft, und ihm nicht eher wieder zu Gesicht gekommen, als bis das Register sich meist abgedruckt fand. Zum Glück sind die meisten dieser Flüchtlinge aus dem Buchstaben B, und nur einige wenige aus A, C, D und H. Nicht bey allen Buchstaben also braucht man nach dem nöthig gewordnen Supplementar-Index zu greifen; der überdieß nicht mehr als 7 Blätter füllt. Beyde sind übrigens in zwey Kolumnen und auf eine Art gedruckt, die dasselbe dem Auge zum geschwinden Auffinden bequem genug macht. Als Rec. — um doch wenigstens Etwas beyzubringen — sich nach dem Namen Mylaeus darin umsah, fand er sich zwar an S. 198. Pars I. des XIten Bandes der Bibliotheca hist. verwiesen, wo der vom Prof. Cordes in der N. Allg. D. Bibl. B. 70. S. 54 u. f. mitgetheilten Notizen von den Arbeiten dieses Schriftstellers erwähnt wird; nicht aber des ebendaselbst von einem andern Mitarbeiter so ziemlich in's Klare gebrachten Umstands, daß dieser Christoph Mylaeus (nicht Milaeus, wie im Meuselschen Index steht) keinesweges ein Deutscher gewesen, und etwa Müller, sondern eigentlich Du Moulin geheißen; was vielleicht mittelst einer Parenthese noch im Register nachgeholt zu werden verdient hätte; wie nicht weit davon bey'm Namen A. Mylius (van der Myle) und anderwärts geschieht. — Daß die im Druckfehler-Verzeichnisse angegebnen Berichtigungen nur höchst selten wesentliche Punkte betreffen, dient dem Register zu einer Empfehlung mehr.

Nl.

## Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Auch ich war in Paris. Winterthur, bey Steiner. 1803. *Erstes* und *Zweytes Bändchen*. I. 4 und 141. II. 160 S. 8. 1 Rg. 4 Gr.

Daß Herr Hegner, Altlandschreiber zu Winterthur in der Schweiz, Verfasser dieser geistreichen Reisebemerkungen sey, weiß das Publikum schon aus andern öffentlichen Blät-

tern. Es gleichfalls zu wiederholen, trägt Rec. um so weniger Bedenken, da es oft genug gar nicht gleichgültig ist: mit wem man auf einer solchen Wanderschaft zu thun hat? Herr H. kündigt sich als warmen Kunstfreund an, der schon lange den Wunsch gehegt, deßhalb die Reise nach Italien zu unternehmen. Hindernisse jeder Art versagten ihm bisher die Erfüllung desselben, und seitdem das arme Welschland eines so ansehnlichen Theils seiner Kunstschätze beraubt worden, hielt er vor der Hand am gerathensten, sich mit Besuch desjenigen Erdenwinkels zu begnügen, wo dieser auf einen Haufen zusammengeschleppte Raub, wenn nicht seinem Untergange, doch neuen Zersplitterungen vielleicht näher ist, als Manche glauben, denen es so ausnehmend behagt, nunmehr Alles hübsch bey einander zu finden!

Nicht einen Künstler vom Handwerk also, sondern nur den Dilettanten hat man hier vor sich; der dieß aber mit so viel Takt, Besonnenheit und Umsicht ist, als mehr als einem sonst überaus fleißigen Künstler zu wünschen wären. Auch schon über die Jahre noch gar zu leidenschaftlicher Vorliebe und schnell abwechselnder Eindrücke ist er hinaus, daß man also keineswegs zu befürchten hat, ein Vorurtheil gegen das andre hier zu vertauschen. Ehe Rec. aber aus den eingestreuten Kunstnotizen ein paar zur Probe hebt, giebt es noch von einer andern Mitgift des Werkchens zu sprechen, und wodurch es nicht weniger sich empfiehlt: dem Scharfblicke nämlich, womit er in Geist und Sitten der Nation dringt, und dieß Alles mit einem Humor würzt, der zugleich beurkundet, daß Menschenbeobachtung nicht seit gestern erst sein Studium gewesen. — Das erste Bändchen enthält Nachrichten von der Reise bis zur allgepriesenen Haupt- und nunmehrigen — quantum est in rebus inane! — Kaiserstadt. Er wählte den Weg über Zürich und Basel; wo eine der jetzt alle zwey Tage abgehenden Diligenzen ihn für den mäßigen Preis von ohngefähr 30 Thalern (mit 15 Pfund freyen Gepäcks; jedes Pfund mehr wird mit 7 Sous bezahlt,) über Mühlhausen, Befort, Vesoul, Langres, Troyes, Nogent u. s. w. bequem genug nach Paris schaffte. Schon dieser erste Theil läßt recht gut sich lesen, und bietet eine Menge charakteristischer Züge dar, die jede Reisebeschreibung würden zieren helfen.

Mit

Mit unterlaufende und ihn selbst betreffende Kleinigkeiten entschuldigt er mit dem Umstande, daß seine Freunde, an die der erste Theil ursprünglich gerichtet ward, auch diese gedruckt verlangt hätten. Freylich kömmt Hr. H. auf seine Persönlichkeit etwas häufiger zurück, als Reisebeschreibern trivialen Schlags füglich zu vergönnen seyn dürfte. Wer indeß, so wie Er, dieß meist doch nur bey Anlässen thut, wo der Leser sich gern in des Erzählers Stelle denkt, in den eignen Busen greift, und also zu Vergleichungen Stoff findet, wird auch hier noch auf Theilnahme rechnen dürfen.

Was nun die im Sommer des Jahrs 1801 durch jenen Theil Frankreichs angestellte Spatziersahrt betrifft, so fand unser Reisende die Straßen damals noch schlecht genug unterhalten; nirgends aber denjenigen Menschenmangel, vorzüglich an heranwachsender Jugend, wovon man ihm so Vieles vorgeschwatzt gehabt. In der Nähe stark besuchter Heerstraßen läßt hierüber sich vielleicht gar nicht urtheilen; weil, wo es Etwas zu verdienen giebt, die Lücken sich bald wieder füllen. Der Verlust einer Million in der Blüthe ihres Lebens hingeraffter Menschen muß jedoch immer fühlbar bleiben, und es auch der Konskription wenigstens alsdann seyn, wenn diese an den von 1793 bis 98 zu erwarten gewesenen Nachwuchs kommen wird! — Von zerstörten Kirchen und andern Ruinen wollen andre Reisende in dieser Richtung wenig wissen. Leere Paläste und zertrümmerte Kirchen — sagt hingegen unser Schweizer — die man immer häufiger antrifft, je weiter man in Frankreich hineinkömmt, wären dem Wanderer Fingerzeige der Armuth, die kein Geschwätz des neugesinnten Einwohners von anderweitigen Vortheilen zu verhüten vermöchte. — Wie oft haben gut beschuhte oder gestiefelte Passagiers sich nicht über die Sabots oder hölzerne Fußkasten lustig gemacht, deren man in Frankreich sich auf dem platten Lande sowohl, als anderwärts, häufiger als je bedient! Herr H. aber ist der Meinung nicht abgeneigt, eine so schwere Bekleidung mache den Fuß gelenksamer und leichter, den Schritt selbst gleichförmiger und sicherer; wie denn in der Folge einer der ersten Pariser Operntänzer ihn versichert gehabt, daß er den ganzen Tag in solchen Holzschuhen herumgehe, wenn er Abends eine wichtige Rolle im Ballet zu tanzen habe, und seinen Fuß alsdann noch einmal so leicht fühle.

fühle. Nur als Beleg der lobenswürdigen Vorsicht, nichts von der bloß lächerlichen Seite anzusehen, führt Rec. diese Savots-Notiz unsers Beobachters an; als der auch bey erheblichern Gegenständen dieser Behutsamkeit überall treu bleibt. So kann er dem in den meisten französischen Wirthshäusern und Gasthöfen noch immer herrschenden Schmutz freylich keine Lobrede halten; desto nachahmungswerther scheint ihm die Sorgfalt, womit selbst blutarm gewordene Municipalitäten nach wie vor für die Unterhaltung öffentlicher Spatziergänge, und der ihnen Schatten gebenden Gehölze sorgen. — Bis Troyes, weit genug also, ließ noch immer schweizerische Scheidemünze sich blicken, und Züricher Schillinge, die schmutzigsten aller Geldsorten, galten sogar über ihren Werth, weil man sie für Halbbatzen, das heißt anderthalb Sousstücke, ansah! — Unter der Reisegesellschaft fand sich zwar nur ein einziger Franzose; der als noch junger Staabsofficier aber auffallende Seiten genug wies; wie es denn auch schon im Durchfluge nicht an Gelegenheit zu Beobachtungen fehlte, die selbst nach denen unserer allerneuesten Reisebeschreiber, worunter es bekanntlich sehr berühmte Namen giebt, keinesweges zu spät kommen.

Allein Rec. muß weiter eilen, um doch auch dem zweyten noch stärker anziehenden Bändchen die schuldige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen! Nur ein paar Tage seines Pariser Zeitvertreibs werden erst darin beschrieben; die aber auf's lehrreichste von ihm benützt wurden. Da er nirgend vom Leser Abschied nimmt, und Manches noch schärfer in's Auge zu fassen Willens war, muß man hoffen, daß dieser zweyte Theil nicht zum letzten geworden seyn werde. Schon die Offenherzigkeit, womit er von den ersten Eindrücken Bericht erstattete, die eine so große Stadt auf den bisherigen Bewohner einer sehr kleinen machen mußte, hält den Leser fest; und das um so mehr, da diese anscheinend naiven Darstellungen mit einem Humor sich durchgeführt finden, der unsern Helvetier nirgend im Stiche läßt, und selbst dem Kleinfügigen Reiz und Interesse leiht. Statt die Rubriken der Kunstsammlungen, Theater, Spatzierplätze rc., als was viel zu weit führen würde, einzeln zu verfolgen, will Rec. lieber ein paar Stellen aus den Bruchstücken wörtlich mittheilen, worin sein erster Besuch des

Natio-

National-, jetzt kaiserlichen, Museums beschrieben wird. S. 58: »Unten sind die Säle der Antiken, die eine bessere »Beleuchtung haben, als die Gemälde; doch auch nicht alle; »denn auf der linken Seite stehen sie zwischen dem Fenster »und dem Zuschauer; ja einige sogar an den Pfeilern zwi- »schen zwey Fenstern, so daß sie von beyden Seiten Licht be- »kommen, und also gar nicht besehen werden können. Die »besten Plätze haben Apollo und Laokoon, als die berühm- »testen; auch sind sie die einzigen mit Schranken umge- »benen. — Diese Gegenstände meiner jugendlichen Sehn- »sucht hier nun endlich unter Einem Dache zu finden, wäre »allein schon der Reise werth gewesen. Ich sah sie jetzt »zum erstenmal; hätte aber auch wünschen mögen, zum er- »stenmal etwas von ihnen zu hören; denn so schnell mir »auch ihre Größe in's Auge fiel: so traten mir doch immer »Winkelmanns glänzende Entzückungen, die ich schon als »Knabe auswendig wußte, in den Weg, und störten die »reine ursprüngliche Empfindung, welche gern einen demü- »thigen Anfang nimmt, um nach und nach, nicht auf frem- »den, sondern auf eignen Flügeln, sich an der großen Er- »scheinung und durch sie empor zu schwingen. — Wie »mannichfaltig hätte mich der Anblick dieses schlangenum- »wundnen Vaters beschäfftigt, an dem der Ausdruck des »körperlichen sowohl als des geistigen Schmerzes mit be- »wunderswürdiger Kunst anschaulich gemacht ist, da der »ganze Körper sich auf's heftigste von dem Bisse der »Schlange wendet, ohne unedel zu werden, indessen der »emporgedrängte Kopf vergeblich nach Hülfe von oben »schreyt! Wie hätte mich jener junge Held, der als König »des Tages stolz in sein Lichtreich hervortritt, angezogen! »Er sendet seine Strahlen wie Pfeile in die Weite der »Schöpfung, und vor ihm biegen sich in Lobpreisung die »Kniee der Völker!

»Ich hätte mich vor den hohen idealischen Gebilden »dem wirksamen Streben meiner Seelenkräfte überlassen, »und in geisterhebender Betrachtung nach Erkenntniß die- »ser erhabnen Kunst gerungen — aber jetzt zwang mich ein »überlästiges Gedächtniß unwiderstehlich, vorher den Win- »kelmann'schen Lobgesang abzubeten, der mich freylich durch »seine Begeisterung auf eine Höhe der Anschauung hob, »wohin ich allein nie gelangt wäre. Aber es war nicht

»meine eigne, selbst erworbne Erkenntniß; sondern fremdes
»Gut, wodurch ich auf einmal zu reich wurde; ein Stand-
»punkt, auf den ich mich seiner Höhe wegen nicht halten
»konnte. Ich ließ es also für heute dabey bewenden, und
»zog mir nur die Regel aus der Erfahrung ab, daß man
»vorzügliche poetische Beschreibungen zwar lesen, aber nicht
»eher auswendig lernen dürfe, bevor man den beschriebnen
»Gegenstand selbst gesehen und mit eignen Sinnen geprüft
»hat; weil wir uns ihnen gemeiniglich zu viel dahin geben,
»und dann die subjektiven Vorzüge des dichterischen Lobes
»mit den Schönheiten des besungnen Gegenstandes in Kol-
»lision kommen; dem Gedächtniß aber einmal eingeprägt,
»wie ein Zauber unsere eigene Kraft lähmen. Kurz, man
»soll erst mit eignen Augen sehen, ehe man sich fremder be-
»dient, und lieber seine eignen Beobachtungen durch frem-
»de, als fremde durch seine eignen berichtigen; weil Erste-
»res allein uns zum ächten Selbstgenuß und Fortschritte,
»Letzteres aber nur zur unfruchtbaren Kritik führt.« — —
In diesen hohen Sälen, unter diesen »schönen Wesen
»aus dem Fabellande« mag übrigens wohl der feyerlich-
»ste und ruhigste Aufenthalt in Paris seyn. Einige
»Zeichner ausgenommen, waren noch wenig Leute da, und
»diese schienen nur so an den Ehrfurcht gebietenden Bildern
»herum zu schleichen, ohne ihrer Größe im mindesten Ab-
»bruch zu thun; denn eine solche Gesellschaft macht alle
»Prätention zu nicht. Welch eine unversiegliche Quelle
»der Betrachtung, immer neu auch für den, der sich schon
»durch tausend neue Vorstellungen ermüdet glaubt! Hät-
»ten mich nicht die gähnenden Aufseher eines andern
»belehrt, niemals würde ich geglaubt haben, daß man
»auch hier von der langen Weile ergriffen werden
»könnte.« — (Sollte diese Leerheit seit 1801 eher zu-
als abgenommen haben: stände es doch wirklich mit dem
Einflusse sehr mißlich, dem aus diesem Brennpunkte al-
les Erhabnen und Schönen für Geschmack und Kunst als
ganz unausbleiblich entgegen gesehen wurde. Irgend et-
was den Keim des Großen und Edlen Tragenden ist we-
nigstens aus diesem neuen Treibhause der Kunst noch
nicht zum Vorschein gekommen, und ungeheuere Erwar-
tungen scheinen Alles zu seyn, was durch so gewaltige
oder gewaltsame Anstalten bis jetzt hervorgebracht wor-
den!)

Hof-

Hoffentlich sind die vor der Parenthese ausgezogenen Stellen hinreichend, von Geist und Vortrag unsers Beobachters einen Begriff zu geben; und wenn Rec. noch hinzufügt, daß in dem ganzen Werkchen es kein Dutzend der angenommenen Büchersprache zuwiderlaufender Helvetismen giebt, die den hochdeutschen Leser einen Augenblick aufhalten könnten: so will er das Verdienst der Schreibart durch diese Bemerkung eben so wenig schmälern, als durch Entdeckung einiger Patavinitäten im Vortrag eines Livius geschehen ist. Woher aber Raum, auch nur anzudeuten, wie sehr unser Selbstdenker zu seinem Vortheil sich ausnimmt, wenn er z. B. Raphaels Verklärung gegen über stand, einen Talma deklamiren hörte, auf die Kolonnade des Louvre's stieß, mitten im Gedränge des Palais Royal sich befand, unter Volkslustbarkeiten sich mischte, auf die Urbanitäten des Pariser Tons, und der französischen Sprache überhaupt, lauschte u. s. w. Nur zu sehr getheilt sind die Urtheile über das Verdienst des damals mächtig wieder erwachenden Kunstfleißes, und der jetzigen französischen Malerschule besonders; auch hier aber läßt er von exemplarischer Unbefangenheit sich finden, z. B. bey Ansicht der Kunstwerke Davids; wo er indeß auf Hefte des im Jahr 1802 zu erscheinen angefangenen helvetischen Journals für Literatur und Kunst sich bezieht. Enthält diese Zeitschrift der Aufsätze mehr aus derselben Feder: so gewinnt erstere dadurch keine geringe Empfehlung.

Wer endlich Begriffe von den politischen Verhältnissen hat, worunter das gute Helvetien noch immer seufzt, von der über gewisse Punkte durch den größten Theil Europa's beynahe gänzlich unterdrückten Preßfreyheit, so wie von dem Gipfel bürgerlicher Glückseligkeit, worauf die große Nation bekanntlich nunmehro steht, die also nicht mehr gestattet, auch nur den leisesten Tadel noch laut werden zu lassen, kann sich leicht vorstellen, daß ein so besonnener Reisender in tausend Fällen mehr in Petto behielt, als aussprechen durfte. Allein schon das, was er, theils unverhohlen, theils in Anspielungen mittheilt, gegen die kein Preßzwang etwas vermag, und Sapienti sat est, wird der Leser lehrreich genug finden. In Paris gewesen zu seyn, ohne von Bonaparte zu spre-

sprechen, wäre unverzeihlich. Vor der Hand indeß begnügte Herr H. sich mit ziemlich unbequemer Ansicht einer Garden-Parade, und was er hierbey dennoch wahrzunehmen Gelegenheit hatte, nöthigte ihm das Geständniß ab, mit dem sonst freylich zweydeutigen Digito monstrari et dicier, *hic est!* sey es doch wohl kein ganz leeres Ding; sondern wofür sich schon Etwas auf's Spiel setzen lasse! — Uebrigens war auch er, laut S. 26, und was wohl zu merken, im Jahr 1801 der Meinung, die Franzosen hätten durch die schrecklichen Ereignisse ihrer Revolution, wo nicht an Sitten, doch am Scheine derselben, das heißt, an gesellschaftlicher Achtung und rückkehrender Ehrbarkeit gewonnen; hauptsächlich, weil es keine privilegirte Klassen und Hofschranzen mehr gäbe, die durch ungestraften Uebermuth und heilloses Beyspiel so nachtheilig, wie ehedem aufs Ganze, wirken könnten; was sodann sehr pragmatisch von ihm weiter ausgeführt wird. Schwerlich also wird der Umstand, dieß Alles im Jahr 1804 nicht nur wieder hergestellt; sondern auch noch viel höher gespannt zu sehen, ihn zu einer zweyten Spatzierfahrt nach Paris einladen!

Hm.

Reise von Thüringen durch Sachsen, die sächsische Schweiz und die Oberlausitz über den Oybin und Meffersdorf in das schlesische Riesengebirge. Leipzig, bey Steinacker. 1804. Zwey Theile. I. X und 250 S. II. IV und 220 S. 8. Mit zwey von Bartel gestochnen Kupferblättchen. 1 Rl. 18 gr.

Ein seit wenig Jahren so oft schon bereiseter und beschriebener Landstrich, daß, um noch Leser für abermalige Nachrichten davon zu finden, dem Erzähler nichts weiter übrig blieb, als entweder seine Vorgänger durch Anmuth der Darstellung zu übertreffen, oder seinen Bericht durch Dinge aufzustutzen, die man darin so leicht nicht gesucht hätte! Wirklich hat der ungenannte Reisende beyde Hülfsmittel gebraucht. Sein Vortrag nämlich ist weit gelecker,

ter, als man in den meisten Reisebeschreibungen des letzten Jahrzehends ihn antrifft; und wer wird deßhalb ihn tadeln? gesetzt auch, man sähe dem Ganzen sehr oft es an, erst nach glücklich zurückgelegter Wanderschaft auf's Papier geflossen zu seyn. Um's Unerwartete steht es in beyden Bändchen nicht kärglicher. Ehe man sich's versieht, kommen da lange Tiraden zum Vorschein, die einen hochsentimentalen Roman keinesweges verunzieren würden; humoristische Abstecher, kleine Gedichte wohl gar, und andere Ergüsse eines Herzens, das sich überall Nahrung zu verschaffen, und in's jetzt so beliebt gewordne Unendliche zu streifen wußte. Auch von seiner Sternkunde weiß dieser Ungenannte Nutzen zu ziehen, und sich allerwärts dermaaßen poetisch zu orientiren, daß man schon wegen der so schön in's Ohr fallenden Namen, wie Atair, Alkor, Akamar, Aldebaran, und wie die Nachbarn am Firmamente weiter heißen mögen, unsern jungen Schöngeistern den Rath geben muß, dergleichen besternte Stellen ja nicht zu überhüpfen!

Desto seltner hat er mit eigentlicher Topographie, Statistik, bildenden Künsten, und andern solchen Trivialitäten sich abgegeben. Nachweisungen hierüber begnügt sich sein Freund und Herausgeber Moritz B** aus dem ersten besten geogr. Handbuche in Anmerkungen zu werfen, die unter dem Texte stehen, und wo sie benutzen mag, wer Lust hat! Die Reise selbst hob von Erfurt an, und gieng über Weimar, Jena, Naumburg, Merseburg, Dessau, Wittenberg fürerst nach Leipzig, wo der Reisende ein wenig ausruhte. Bey den unterwegs sich angebotenen herrlichen Gegenden und dem Weimarschen Theater verweilt er noch am längsten; auf die persönliche Bekanntschaft berühmter Leute, wie z. B. in Weimar und Jena, that er aus Gründen Verzicht, die recht gut sich hören lassen. Dagegen macht er mit den Verdiensten seines ehemals zu Leipzig gewesenen Lehrers in der Deklamation, Hrn. Magister Schocher, uns etwas bekannter, der als Greis jetzt zu Naumburg von den Renten einer kleinen ihm zugefallnen Erbschaft und noch immer den Musen lebt. — Daß dem Zöglinge die Umgebungen Dessau's nicht übel gefallen würden, ließ sich erwarten. Von dem gepriesenen Wörlitz hatte jedoch unser Reisende sich ein wenig zu viel ver-

versprochen; die dadurch in seinem Herzen gelassene Lücke weiß er indeß durch den Zauber seiner eignen Einbildungskraft sogleich wieder zu füllen; wobey es dann, wie anderwärts, auch an nettgereimten Poesien nicht fehlt. Daß die Bewohner des kleinen Delitsch gleichfalls ihr Städtchen von innen und außen zu verschönern suchen, macht ihrem Gemeingeist Ehre; ob hierzu aber die Errichtung eines förmlichen Kaffeehauses gehöre, bleibt eine andre Frage. — Leipzig, wo der Ungenannte, wie es scheint, doch studiert hatte, eine Erinnerung, die so Manches verschönern hilft! und wo er seitdem auch Vieles wirklich verschönert fand, wollt' ihm am Ende doch nicht mehr behagen. Warum? will bey ihm selber nachgelesen seyn; denn nicht nur sehr umständlich wird er darüber; sondern die ihn plagende Langeweile stieg auch so hoch, daß er sie endlich durch eine gar nicht übel geschriebne Leichenrede auf — die Mißlaune etwa? — nein! die weibliche Sittsamkeit, zerstreuen mußte. Beygangs Lesemuseum hatte kurz vorher diesen Dienst versagt. Hier waren ihm allerhand Tieck'sche Schriften, und auch Friedr. Schlegels saubre Lucinde in die Hände gerathen. Sein Urtheil über beyde ist mehr als zu gegründet; desto auffallender also, ihn von Tiecks abgeschmackter Genoveva dennoch sagen zu hören: dieses (buntschäckige) Schauspiel sey offenbar der Kulminationspunkt des Tieckschen Dichtergeistes, und, ohne ungerecht zu werden, könne man diesem Produkte nicht absprechen, ein Meisterwerk der alten romantischen Dichtkunst in gothischem Geschmacke (was ist das für einer?) zu seyn!! Wem aber ist unbekannt, daß eben diese tolle Genoveva, sammt ihrer Hirschkuh, von nicht weniger kindischen Abentheuerlichkeiten, wie alle seine übrigen Erzeugnisse, strotzt. Allein weiter im Text!

Daß dem 20; Meilen langen Wege von Leipzig nach Bauzen, über Torgau, Großenhayn rc. von unserm etwas viel verlangenden Reisenden sich kein sonderlicher Geistesgenuß abgewinnen ließ, kann man sich vorstellen; ungleich mehr Stoff bot ihm das freundliche Bauzen dar; und auf der von hier aus angestellten 9tägigen Fußreise durch die, si licet parva componere magnis, sogenannte sächsische Schweiz strömte das Vergnügen ihm mit jedem Schritte zu. Wer diesen an der böhmischen Gränze, zwischen Hohenstein,

Schan-

Schandau, Pirna, Königstein ꝛc. sich krümmenden Winkel mit seinen Klüften, Felsen und Thälern schon aus eigner Ansicht kennt, wird ohne Zweifel auch diese neueste Beschreibung ganz gern durchblättern, weil ihr Verf. kein schlechter Beobachter ist, und hier alle seine Darstellungskraft aufbot, die denn in der That Manches merklich verschönern half. Schon übler dran ist der mit besagter Gegend noch Unbekannte, als welcher, trotz aller dem Ungenannten hier gewordnen Befriedigung, wahrlich Mühe haben soll, durch ein solches Labyrinth ohne Anwandlung von langer Weile ihn zu begleiten! Dem sey, wie ihm will: seit ein paar Jahrzehnden ist auch dieser kleine Erdwinkel oft genug, rein historisch sowohl, als ästhetisch und humoristisch, beschrieben worden, daß mithin noch genauere Notiz seiner Herrlichkeiten hier an der unrechten Stelle wäre. Selbst durch Kupferstiche hat man sie längst versinnlichen helfen; für deren Treue denn Rec. freylich nicht überall einstehen möchte! — Der Rückweg nach Bauzen ward unter andern über Pillnitz und das durch den Grafen Moritz Brühl so anmuthig gemachte Seifersdorfer Thal genommen. In letzterm fand unser Wandersmann sich wieder in seinem Elemente; auch deßhalb schon, weil er durch hier angebrachte Gartenverzierungen häufig an Rousseau erinnert wurde; der nun einmal der Mann seines Herzens ist und bleibt! Es gab sogar Augenblicke, wo er sich nach dem bloßen Anblicke Hanns Jakobs mächtig sehnte; ein Wunsch, der in der Nähe andrer Heroen, z. B. derer zu Weimar, ihn ganz und gar nicht beunruhigt hatte! Ueber die Verdienste Rousseau's behält er übrigens sich vor, dem gepreßten Herzen bey einer schicklichern Gelegenheit Luft zu machen; und dieser Anlaß wird sich ja wohl finden!

Das zweyte Bändchen fängt mit dem Besuche Herrnhuth's an; worüber man jedoch wenig Anderes, als das längst schon Bekannte, zu lesen bekommt. Frohberger, in seinem Buche über die Verfassung der Brüdergemeinen, hatte bereits geklagt, daß die jüngere Brüderschaft schwerer als sonst sich regieren lasse; und auch dieß schon war schlimm genug. Der Ungenannte geht aber noch weiter, und will, was noch viel schlimmer ist! aus dem Munde mehrerer Mitglieder wissen, daß der Gemeingeist überhaupt abnähme. Ihm scheint der Grund dieses Erkaltens

in

in zu grosser Ausbreitung der Gesellschaft zu liegen. Frey-
lich, wenn die 40tausend Menschen, woraus dieser Verein
jetzt etwa bestehe, sich auf einen Haufen gedrängt fänden,
ließe die Abnahme des Enthusiasmus sich ganz wohl daraus
erklären. Da diese 40tausend Brüder aber über den gan-
zen Erdboden verstreut sind, selbst ihr Hauptplatz Herrn-
huth kaum 1200 Einwohner zählt, und das Uebrige mit
grosser Besonnenheit vertheilt ist: so muß man die Veran-
lassung dieses zunehmenden Kaltsinns, wenn er anders wirk-
lich Grund hat, wohl ganz wo anders suchen. Vor kurzem
soll es lebhafte Debatten gegeben haben, ob die weibliche
Tracht nicht der jetzigen Mode in profaner Welt ein wenig
näher zu bringen wäre; das Uebergewicht der Stimmen
aber zu Gunsten der bisherigen Kleiderpolicey ausgefallen
seyn. Wenn übrigens der Ungenannte glaubt, die Englän-
der hätten die Behauptung ihrer westindischen Eiländer zum
Theil wenigstens den nur Ruhe und Gehorsam predigenden
Brüder-Missionen zu danken, irrt er sich wohl in diesem
Punkte; denn, wie Rec. nicht anders weiß, hat die Gemeine
dergleichen nur hauptsächlich auf den dänischen Inseln. —
In Zittau fieng der Reisende wiederum freyer zu athmen
an; in der von Wenden bewohnten Gegend hatte sich sol-
cher etwas beengt gefühlt, und noch leichter ward ihm zu
Muthe, als es den benachbarten, gleichfalls schon oft ge-
priesenen Oybin zu besteigen gab. Von Z. aus ließ er das
seit einiger Zeit in Kredit gekommene böhmische Bad Lieb-
werda nicht unbesucht, und macht eine sehr vortheilhafte
Beschreibung von den dasigen Anstalten. Noch lachender
wird Alles in seinem Reiseberichte von dem Augenblick an,
wo er das malerisch gelegne Meffersdorf betritt. Dieses
nur zwey Stunden von Liebwerda entfernte oberlausitzische
Landgut ist durch die naturhistorischen Kenntnisse und die
Gastfreyheit seines Besitzers, Herrn von Gersdorf, be-
kannt genug geworden. Hier verlebte der Ungenannte vier
glückliche Tage, und erklärte den auf der Tafelfichte zuge-
brachten für den Silberblick seiner ganzen Reise. Meh-
rern in M. sich eingefundnen Gästen zu Liebe, bestieg Herr
von G. zum 80stenmale den durch seine herrliche Aussich-
ten längst schon berühmten, mehr als 3000 Fuß hohen Gra-
nitberg, und die Beschreibung dieser Wallfahrt gehört wirk-
lich unter die anziehendsten des Tagebuchs. Auch blieb die
Witterung so günstig, daß mit Hülfe der Ferngläser, vor-

treff-

trefflicher, versteht sich, 15 bis 20 Meilen weit entfernte Gegenstände sehr bestimmt sich wahrnehmen ließen; und, wäre der südwestliche Horizont ganz rein gewesen, würde so gar ein Bergrand in der Ober-Pfalz sich haben erblicken lassen! Mit einem Führer, der, wie Herr von G. mit allen diesen Aussichten so lange schon vertraut ist, müssen dergleichen Beobachtungen allerdings um desto genußreicher gewesen seyn! Daß der vortreffliche, aber kinderlose Mann, seine reichhaltige Bibliothek und übrigen Musea, so wie Herr Dr. Anton zu Görlitz die seinigen, der Oberlausitzischen in dieser Stadt ihren Sitz habenden gel. Gesellschaft bestimmt hat, ist keine Neuigkeit mehr.

Von M., wo der Reisende, wie natürlich, sehr ungern sich losriß, gieng solcher zu Fuß über Flinsberg, die Gegenden des Zacken- und Kochelfalls, Warmbrunn, Hirschberg nach Schmiedeberg. Was für Naturschönheiten und andre Merkwürdigkeiten es in dieser Richtung zu beschauen giebt, ist aus vielen andern und seit Kurzem wiederholten Nachrichten davon schon zur Genüge bekannt, und mit was für Hindernissen unser Fußgänger hier zu kämpfen gehabt, verlangt wiederum Blicke in's Buch selbst. Von Glück hatte übrigens solcher zu sagen, doch gegen Ende Septembers (das Jahr wird nirgends angegeben; scheint aber eins der beyden letztverstrichnen gewesen zu seyn), bey hiezu selten tauglicher Witterung also, die Spitze der mehr als 5000 Fuß hohen Schneekoppe erklimmen zu können; den höchsten Punkt mithin, nicht nur von Deutschland, sondern des ganzen nördlichen Europa's! Dem Ueberraschenden der von da sich anbietenden Aussicht läßt er dankbar Gerechtigkeit wiederfahren; gesteht hinterher aber doch, und belegt sein Urtheil mit guten Gründen, daß die von mäßigern Höhen zu genießende Aussicht der von so schauerlich hohen Bergabhängen zu erwartenden dem Auge vorzüglicher erscheine. Bey Würdigung aller übrigen in diesem Winkel Schlesiens ihm aufgestoßnen Sehenswürdigkeiten läßt er im Ganzen sich unbefangen genug finden; mit Ausnahme nämlich der von dem Gräfl. Hause Schafgotsch herrührenden Anstalten; als woran er überall Etwas auszustellen hat. Sein über Greifenberg und Lauban genommener Rückweg nach der Lausitz, scheint etwas flüchtig erfolgt zu seyn; in Görlitz wird vom Leser plötzlich Abschied genommen, und die benachbarte,

(zwar nur 1300 Fuß über die Meeresfläche erhabne, durch ihre insulierte Lage aber die schönste Aussicht gewährende) Landskrone, konnte wegen ungünstiger Witterung gar nicht bestiegen werden. Einige Bemerkungen über die jetzige Verfassung des Landbauers in der Oberlausitz machen den Beschluß, und helfen manche irrige Vorstellungen, die man auswärts davon hat, berichtigen; wobey denn auch das Kapitel der Wenden nicht vergessen wird; die an dem Ungenannten aber keinen sonderlichen Lobredner finden. Die zwey kleinen Kupferblätter stellen das Schloß Hohnstein an der Elbe, und den Oybinsberg bey Zittau dar. Sie leisten, was auf so engem Raume sich thun ließ.

Rk.

## Erziehungsschriften.

Beyträge zur Kenntniß und Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens in den Königl. Braunschweig-Lüneburgischen Kurlanden, gesammlet und herausgegeben von D. J. C. Salfeld, Abt zu Loccum rc. Hannover, bey den Gebr. Hahn. 1804. Fünfter Band erstes bis viertes Heft. 576 Seit. 8. 1 Rg. 14 ℳ.

Dieses Journal behauptet seinen Werth und seine Brauchbarkeit noch immer fort. Man findet sehr schätzbare Aufsätze und Nachrichten über das Schulwesen, auch exegetische und liturgische darin. Indessen sieht man auch, daß es noch äußerst schlechte Schulstellen und viele Klagen über die Nachlässigkeit im Schulbesuch im Hannöverschen, besonders auf dem Lande giebt. Aber die Bemühungen der Superintendenten und Prediger in Verbesserungsvorschlägen und Versuchen ist lobens- und nachahmungswerth, auch hier und da von erwünschtem Erfolge gewesen.

D.

Intelli-

# Intelligenzblatt.

## Ankündigungen.

Es schwitzt in Weißenfels unter der Presse:

**Ulfilas, die älteste Germanische Urkunde, mit lateinischen Buchstaben, nach Ihrens Text, u. s. w. herausgegeben von J. Ch. Zahn. gr. 4.**

Das Werk wird außer der Vorrede, Fulda's Lebensbeschreibung und dem Subskribentenverzeichniß enthalten:

1) Die historisch-kritische Einleitung, von mir dem Herausgeber. Diese enthält zuerst die Geschichte der Gothen und ihrer Sprache, aus Herrn Hofrath Adelungs druckfertiger Handschrift seiner ausführlichen Geschichte der deutschen Sprache und Literatur genommen, und dann: 1) Ulfilas Leben, 2) seine Bibelübersetzung, 3) die Urkunden derselben; besonders eine Geschichte des Cod. Arg. 4) eine kritisch vollständige Ulfilanische Literatur, 5) Ueberreste in Gothischer Sprache außer Ulfilas Bibelübersetzung. Auch hierbey habe ich des Herrn Hofrath Adelung in Dresden erwähnte Handschrift dankbarst genutzt.

2) Ulfilas Text, sowohl die Evangelien als die Fragmente des Briefs an die Römer nach Ihrens, mir vom Hrn. Professor Heynatz mitgetheilter, genauer und schätzbarer Abschrift des Cod. Arg. sorgfältig berichtigt, und darunter, Fulda's wörtliche, die grammatische Form

 des

des Mösogothischen Wortes genau ausdrückende, lateinische Interlinear-Uebersetzung, von mir kritisch verbessert.

3) Ihrens noch ungedruckte lateinische Uebersetzung, (ist eigentlich die Benzelsche und nur von Ihren verbessert,) in einer kleinern Spalte neben dem Texte. Auch aus Herrn Professor Heynatz Handschrift genommen.

4) Eine vollständige Kritik und Erläuterung in Noten unterm Texte, von mir dem Herausgeber. Diese Kritik liefert nicht etwa Ihrens Ulphilas illustr. bloß abgekürzt; sondern berichtigt und ergänzt ihn, da sie nach eigner sorgfältiger Vergleichung aller vorhandenen Ausgaben, mit Benutzung der trefflichen Ihrischen Handschrift gearbeitet ist. Welche neue Ansichten und Resultate die Erläuterungen enthalten werden, mag die Kritik sagen.

5) Die Mösogothische Sprachlehre von Fulda, und von mir, nach ten Kate, Lye'n und Ihren, verbessert, berichtigt und ergänzt. Auch diese Arbeit besonders, würdige die Kritik.

6) Fulda's Glossar, umgearbeitet, vermehrt und mit Anmerkungen versehen, vom Herrn Rath Reinwald in Meiningen.

7) Einen Nachtrag dazu von mir dem Herausgeber.

Ich habe nicht nöthig Etwas zur Empfehlung dieses Werkes zu sagen; denn des Herrn Hofrath Adelungs Arbeit darf ich ohne Unbescheidenheit dem Publikum nicht anpreisen wollen. Des Herrn Professor Heynatz, fast ein ganzes Jahr von mir genutzte Handschrift empfiehlt sich selbst, wenn man aus Lüdekens schwedischem Gelehrsamkeitsarchiv Th. 2. S. 13 weiß, daß der Cod. Argent. in Upsal zum kritischen Gebrauch für uns völlig verloren, und diese treue Abschrift desselben die Einzige wirklich vorhandene ist, welche Lesearten enthält, die in keiner vorhandenen Ausgabe, auch nicht in Ihrens Ulphil. illust. stehen. Den seligen Fulda und Herrn Rath Reinwald kennt die gelehrte Welt auch, und ich kann ohne Prahlerey versichern, daß

daß ich so wenig Fleiß als Kosten gespart habe, um die grossen und gerechten Anforderungen der Kenner an mich zu befriedigen, und nicht weit hinter der Würde meines bearbeiteten Gegenstandes zurück zu bleiben.

Daß ich bis jetzt noch nicht besser unterstützt bin, kann nur daher kommen, daß mein Werk von Seiten seiner Wichtigkeit, für Jeden, der vom Ulfilas und seiner Sprache sich gründlich belehren will, der gelehrten Welt noch nicht bekannt genug, oder die Erscheinung desselben gar noch zweifelhaft ist. Um deswillen sage ich denn, wer mein Werk besitzt, kann alle Schriften über den Ulfilas entbehren, und wer diese besitzt, hat ohne meine Ausgabe nichts Kritisches und Zuverlässiges. Das Papier zum Werke — und ich habe sehr gutes Papier zur ganzen Auflage genommen, damit das Aeußre des Werkes dem Innern nicht nachstehen soll, ist gekauft, und der Druck in Weißenfels bey Herrn Leykam angefangen, welcher auch akkordmäßig versprochen hat, wenn nicht unvorhergesehene Hindernisse es unmöglich machen, das Werk künftige Ostermesse 1805 vollendet zu liefern. Auch wird er für die typographische Schönheit des Werkes möglichst sorgen, da er zum Texte und der Uebersetzung so gut als neue Didotische Lettern nimmt, und zu dem Uebrigen ganz neue Didotische Schriften hat gießen lassen. Selbst Liebhaber von Prachtausgaben werden sich also meines Werkes in ihrer Büchersammlung nicht zu schämen haben, so wie besonders diejenigen in dieser Rücksicht mit mir zufrieden seyn werden, die ein Exemplar auf Velin- oder holländischem Papier bestellt haben.

Vorausbezahlung kann mir nun, da dieser Kostenaufwand bestritten ist, nichts mehr helfen. Doch will ich den Ankauf des Werkes dadurch erleichtern, daß ich bis zu Ende des Januars 1805 Unterzeichnung mit 4 Thlr. in Golde in postfreyen Briefen darauf annehme. Wer diese Zeit versäumt, und sendet noch vor Ostern 1805 6 Thlr. in Golde an mich ein, erhält zwar das Werk noch geliefert von mir; sein Name aber kann demselben nicht mehr vorgedruckt werden. Der nachherige Ladenpreis muß nothwendig 2 Louisd'or seyn. Möchten doch nur so viel edle Deutsche unsre älteste vaterländische Urkunde mit ihrer Unterschrift ehren und unterstützen, daß ich nach Vollendung meiner Arbeit nur meine

verlegten Druckkosten wieder bekäme, und unsre Enkel sagen müßten: ächte Vaterlandsliebe erstarb noch nicht in unsrer Brust. Den 25sten Oktober 1804.

Johann Christian Jahn,
Prediger in Delitz an der Saale bey Weissenfels in Sachsen.

## Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Herr Hofrath Hildebrandt in Erlangen hat einen gedoppelten Ruf, einen nach Heidelberg, den andern nach Charkow erhalten, und beyde ausgeschlagen.

Der Ober-Appellationsrath zu Aschaffenburg, Herr von Roth, ist vom Kurerzkanzler zum zweyten Subdelegirten bey der Kaiserl. Reichs-Exekutions-Kommission im Kur- und Oberrheinischen Kreise zu Frankfurt am Main, ernannt worden.

Der Professor bey dem Collegio-Medico-Chirurgico zu Berlin, Herr L. E. von Könen, ist an des verstorbenen Herrn Riemer's Stelle Ober-Medicinal- und Sanitätsrath geworden.

Der Herr von Rehbinder in Kopenhagen, ehemaliger Königl. Dänischer Konsul in Algier, hat den Titel eines Königl. Legationsraths mit dem Range eines Staatsraths erhalten.

Der bisherige außerordentliche Professor der Rechtsgelahrheit zu Gießen, Herr Dr. Jaup, ist ordentlicher Professor daselbst geworden.

Herr Professor A. Heise in Göttingen, und Herr F. A. C. Schwarz, Prediger zu Münster bey Butzbach im Darmstädtischen, sind der erstere als Lehrer des protestantischen Rechts, der zweyte als Lehrer des römischen Rechts und der Kirchengeschichte in kirchenrechtlicher Rücksicht nach Heidelberg berufen, und haben diesen Ruf angenommen.

An

An der Marienkirche zu Berlin ist der bisherige Diakonus Herr Herbst, zum Archidiakonus, und der dritte Prediger Herr Koch, (beyde als Schriftsteller bekannt,) zum Diakonus ernannt worden.

Herr Dr. Olbers in Bremen, ist von der medicinischen Societät in Paris zum auswärtigen Korrespondenten aufgenommen worden.

Der berühmte Anatom, Herr Professor Sömmering in Frankfurt am Main, hat den Ruf als Akademiker nach St. Petersburg unter sehr annehmlichen Bedingungen erhalten.

## Todesfälle.

### 1804.

Am 5ten April starb zu Willkowitsch in Ostpreußen, Herr J. A. Reichsgraf von Burghaus, Land-Rath des Kalwarischen Kreises in Neuostpreußen. Er war Verfasser der „Briefe eines schlesischen Grafen an einen kurländischen Edelmann über den Adel, herausgegeben von Dr. Würzer. Altona. 1795." Sein Name fehlt in der neuesten Ausgabe von Meusels gel. Deutschlande.

Am 21sten Junius zu Breßlau Herr J. C. Müller, Ekklesiast und Morgenprediger an der Kirche und dem Hospital aller Heiligen daselbst, 43 Jahre alt. Er hat: „Ueber die Geschichte und den Lehrbegriff der protestantischen Religionsparteyen und Sekten" 1789 geschrieben. Auch sein Name fehlt beym Meusel.

Am 1sten September zu Landshut Herr Ch. G. Glauber, Rektor daselbst, beynahe 40 Jahre alt.

Am 3ten September zu Glatz, Herr F. A. von Favrat, Königl. Preuß. General der Infanterie, Chef eines Infanterie-Regiments, Gouverneur der Stadt und Festung Glatz, Ritter der Königl. Orden. Er schrieb: „Beyträge zur Geschichte der polnischen Feldzüge von 1794—96,"

 als

als Antwort auf die, von dem General-Lieutenant Grafen von Schwerin ihm gemachten öffentlichen Beschuldigungen. Berlin. 1799. In Meusels gel. Deutschlande ist sein Name übergangen.

Den 1sten November zu Göttingen in seinem 57sten Jahre, Herr Johann Friedrich Gmelin, Professor der Medicin daselbst. Er war seit dem Jahre 1777 bis jetzt ein fleißiger Mitarbeiter an der A. D. Bibl. in den Fächern der praktischen Arzney, Botanik und Chemie.

## Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

### Jena. 1804.

Am 3ten September, als am Geburtstage des Herzogs von Weimar, hielt die hiesige mineralogische Societät ihre acht und zwanzigste öffentliche Sitzung. Herr Bergrath Lenz eröffnete sie mit einer Abhandlung über den Smaragd, und zeigte davon die schönsten Exemplarien, theils aus dem Herzogl. Karl August-Museum, theils aus der Sammlung der Gesellschaft vor; sodann machte Herr Kastner seinen Plan zu einer neuen Anordnung der mineralogisch-einfachen Mineralien bekannt; worauf Herr Dr. und Bibliothek-Secretair Vulpius aus Weimar in einem Gedichte gutgemeinte Glückwünsche zum Geburtsfeste des Herzogs darbrachte, nachdem er vorher in Versen von den vermeintlichen Kräften und Tugenden der sogenannten Edelsteine gesprochen hatte.

## Anzeige kleiner Schriften.

Einladungsschrift zu den Schulfeyerlichkeiten bey der Real-Schule und dem Kurmärkischen Landküster- und Schullehrer-Seminar. Ueber zwey bedeutende Veränderungen, die das Königl. Friedrich-Wilhelms Gymnasium, und die damit vereinigten Schul-

Schulanstalten in dem Lauf des gegenwärtigen Jahres erfahren haben, von Fr. Herzberg, Direktoratsgehülfen, Inspektorn und Predigern. Berlin, 1804. 16 S. 8.

Der um jene Anstalten sehr verdiente Herr H., ertheilt durch diese Blätter eine Nachricht über die denselben wiederfahrnen Königl. Wohlthaten, und besonders die zwey neuesten, des neu erbauten Hauses des Gymnasiums, wozu der König über 64000 Thlr. angewiesen, und der zweyfachen Vermehrung des Personals, bey der Direktion der ganzen Anstalt, welche auf Herrn Herzberg gefallen ist, und einer neu errichteten zweyten Lehrerstelle beym Schullehrer-Seminarium, wozu Herr Zimmermann mit einem Gehalt von 120 Thlr. angestellt worden ist. Von beyden Männern, dem neuen Direktorials-Gehülfen, und dem neuangestellten zweyten Lehrer beym Schullehrer-Seminario ist viel Gutes zu erwarten, da sie bereits von ihren Einsichten, von ihrer Geschicklichkeit, und von ihrer Thätigkeit so schätzbare Proben abgelegt haben. Man ersieht auch aus dem Programm, daß das Seminarium gegenwärtig 80 Präparanden zählt, deren Unterricht nunmehro um so zweckmäßiger betrieben werden kann.

---

## Deutsche Reichstagsliteratur.

Nr. 152. Stadtamhof b. Daisenberger: Alphabetisches Verzeichniss sämmtlicher Entschädigungsobjekte, auch wo solche liegen, wer ihre ehemalige Besitzer waren, und an wen sie gekommen sind; nebst einem weiteren Verzeichniss derjenigen Herren Reichsgrafen und Reichsangehörigen, welche statt eines Territorial-Ersatzes, bey Fürsten, Ständen, und der Schiffahrts-Oktroy, auf jährliche Renten angewiesen wurden; und endlich einer kurzen Nachricht: wie weit sich diese Renten-Anweisungen bis jetzt realisirt haben oder nicht. Entworfen von dem Verfasser der kurzen Uebersicht der Deputations-Verhandlungen etc. Im Monat Jul. 1804. 32 S. 4.

Diese für den praktischen Gebrauch sehr nützliche Schrift, hat den Kur-Würtembergischen Subdelegations-Kanzlisten Beyer zum Verf., welcher sich im vorigen Jahre durch die in der N. A. D. Bibl. ebenfalls angezeigte Kurze Uebersicht der Deputations-Verhandlungen auf eine vortheilhafte Art bekannt machte; und daher der Anonymität entzogen zu werden verdient. Der zu gedehnte altfränkische Titel ist gleichsam ein Inhaltsverzeichniß. Tabellarisch stehen hier in vier Rubriken neben einander, das Entschädigungs-Objekt in alphabetischer Ordnung von der Reichsstadt Aalen an, bis zur Abtey Zwiefalten; sodann, wo das Objekt liegt, und dessen ehemaliger und jetziger Besitzer.

Auf den Territorialersatz folgen die Renten nebst der Berechnung, daß die Grafen-Entschädigungsmasse, nach Abzug der, der ersten und zweyten Klasse voll zugetheilten Forderungssumme, für die dritte Klasse, welche 22,960 fl. ansprach, nur noch 10,600 fl. übrig behielt, und also die Interessenten dieser dritten Klasse statt 100 fl. nur 46 erhielten; die von der vierten und fünften Klasse hingegen ganz durchfielen. Bey der Uebersicht der Renten muß man bedenken, daß die Arbeit im Jul. 1804 abgeschlossen wurde, weil seitdem sich schon Manches darin verändert hat. Ein arges Versehen ist aber S. 30 durch die Verwechslung von Kur-Hessen und Hessen-Darmstadt bey den Witgenstein- und Rotenburgischen Renten begangen. Auch ist der Zusatz von Kassel bey Benennung der Kur-Hessen ein unpublicistischer Pleonasmus, welcher leider! unter Schriftstellern und im bürgerlichen Leben gleich häufig ist.

Nr. 153. Deductio in Sachen der Nassau-Saarbrückischen Diener und Creditoren contra des Herrn Fürsten zu Nassau-Usingen Durchlaucht, der erstern Forderungen und Ansprüche betreffend. 1804. 52 S. 8.

Aus der Feder des General-Anwalds Schieß, und datirt von Frankfurt den 2ten September, worauf die Schrift gegen Ende des Monats am Reichstage vertheilt wurde. Sie wurde der Kaiserl. Exekutions-Kommission zu Frankfurt übergeben. Man ersieht daraus, daß die mehrfach Fürstl. Seits wiederholte Recusatio und Exceptio incompetentiae

von

von der Kommission selbst als unstatthaft verworfen, die poena liquidi et confessi als ein gerechtes Präjudiz auf fortgesetzte Contumaciam gegen den Fürsten bedrohet ist; der Fürst aber beharrlich geblieben war. Das fünffache Gesuch geht wesentlich dahin, daß allen Saarbrückischen Räthen und Beamten, Staats- Landes- und Hofdienern, der lebenslängliche Genuß ihrer Besoldungen und rechtmäßigen Emolumente zuerkannt, und daß sie dabey erhalten werden. Unter den Beylagen ist das Original der höchst merkwürdigen Note officielle des Staatsraths Defermont an den Kurpfalzbaierischen Gesandten von Cetto, rücksichtlich der Pfälzisch-Ueberrheinischen Beamten und ganz zu derselben Gunsten, die merkwürdigste. Solche ist freylich aus gleichen Gründen für gleiche Verhältnisse der Saarbrückischen Dienerschaft entscheidend. Politische Blätter hoben diese Deduktion bald hervor.

Versuch einer richtigen Auslegung und Anwendung des Hauptschlusses der ausserordentlichen Reichsdeputation zu Regensburg, vom 25. Februar 1803. §. 35. 36. 1804. VI. — 92. — 46 S. 8.

Erschien am Reichstage im Anfang Oktobers, und wurde zunächst durch neuere Verfügungen des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin veranlasset. In der Einleitung trägt der Verf. allgemeine Grundsätze der Interpretation des Reichsdeputationsschlusses vor, welche um so mehr beherzigt zu werden verdienen, da die Reichsgerichte und die Exekutions-Kommission deßhalb in nicht geringer Verlegenheit sind. — Unter den beyden Abtheilungen enthält die erste die geschichtliche Theorie der Auslegung des Gesetzes, und die zweyte die praktischen Beobachtungen über dessen Anwendung. In der erstern wird mit Recht auf die authentische Erklärung der vermittelnden Mächte (§. 17.), und auf den buchstäblichen Sinn des französischen Originals (§. 18.) Rücksicht genommen. Damit steht die Nachschrift (S. 85 — 92) in Verbindung, in welcher das Urtheil über diesen §. in dem Werke: Der Deputations-Recess mit historischen, geographischen und statistischen Erläuterungen, von A. C. Gaspari. (Hamburg. 1803. II. Th. 277 — 279 S.) berichtiget wird. — Der ungenannte Verf. zeigt

wörtlich findet, und also indirekte vom Reichsoberhaupte anerkannt wurde.

Wenn manchem Leser einige Fehler in der Schreibart auffallen sollten: so ist in vorliegendem Hefte von der wörtlichen Beybehaltung derer Auszugsweise eingeschalteten Urkunden ein großer Theil herzuleiten. Jedoch ist für die Druckerey eine genauere Korrektur zu empfehlen.

Nr. 156. Der neue deutsche Zuschauer. Frankenthal, bey Enderes. 1804. Erster Band II. Heft. 85—188 Seit. 8.

Erschien erst in der Mitte Septembers, daher die darin behandelten acht Materien etwas verspätet sind. Die Seitenzahl, aber nicht die Nummer der Rubriken, läuft mit dem in der A. D. Bibl. Nr. 138. angezeigten ersten Hefte fort. Dieses zweyte behandelt folgende, bey der Kaiserl. Exekutionskommission angebrachten, Gegenstände. Die eine Hälfte nimmt die breichtigte Sache zwischen Nassau-Weilburg und dem Domkapitel von Trier ein (I—VI. S. 1—156. Hierauf folgen: St. Stephansstift zu Mainz gegen die Reichsstadt Frankfurt und Kur-Hessen, und Ritterstift St. Alban entgegen Kur-Hessen und Hessen-Darmstadt; dann des Kur- und oberrheinischen Kreises Schulden und Matrikelwesen — Rheinpfälzische Staatsdiener und Pensionisten gegen Kur-Baden, und gegen die übrigen Besitzer der Rheinpfalz — und das Kur-Hessische Subdelegations-Sekretariat.

Die Schnelligkeit des Abdrucks erhöhet den Werth dieser löblichen Publicität.

Nr. 157. Reponse à l'article de Constantinople, inséré dans la feuille du Moniteur Nr. 317. 1804. 14 S. 8.

Der Artikel im Moniteur war aus Pera datirt; und stellte die Politik von Rußland in einem sehr gehässigen Lichte dar. Ein Herr X. widerlegt ihn hier Punkt für Punkt. Zu Regensburg wurde die Schrift im September 1804 durch den

den Schotten, Pater Maurus Horne vertheilt, welcher als Geschäfftsträger der Krone England angesehen wird; sie war aber schon vorher von Hamburg aus durch die politischen Blätter bekannt geworden. In Vogt's europäischen Staats-Relationen Bd. 2. H. 3. Nr. III. werden diese Sagen aus Pera ebenfalls gewürdiget.

Nr. 158. Welche von den alten Räthen, Lehrern, und andern Dienern der säkularisirten oder doch, dies- und jenseits des Rheins, vertheilten Kur- und Fürstenthümer, Stifter, Klöster, Universitäten, u. dergl. haben auch noch in Deutschland Pension oder Besoldungen, und wieviel zu fodern? Aus rechtlichen und staatswirthschaftlichen Grundsätzen freymüthig beantwortet von einem bejahrten Schriftsteller, und des K. R. Kammergerichts-Advocaten. Heidelberg, bey Gutmann und Schatz. 1804. VIII u. 96. S. 8.

Bekanntlich werden die im Titel benannten Individuen leider! noch immer nicht durchgängig und vollkommen nach dem Inhalte des Deputations-Recesses befriediget. Letzterer bedarf auch hierin, wie, im Allgemeinen, die Vorgänge am Reichstage und bey den Reichsgerichten beweisen, einer authentischen Interpretation und eines Kommentars; denn er war ein Werk der Eile und der Nothwendigkeit. Hierher gehören die §§. 47. 56. 59. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. und 76. welche man hier wörtlich, und zwar mit kommentirenden Anmerkungen, vorangeschickt findet. In einer derselben S. 19 wird der Kur-Mainz ein Kompliment auf Kosten des Kurfürsten von Kölln gemacht, dessen Feind der Verf. noch jenseits des Grabes zu seyn scheint. Er macht ihm nicht bloß den Geiz, sondern auch den österreichischen Dialekt zum Vorwurfe.

Die rechtliche Ausführung enthält in 36 §§. die Folgerungen aus jenem Reichsschlusse und andern positiven Gesetzen. Sie ist gründlich und unparteyisch; scheint aber insbesondere für das Anliegen der Kur-Köllnischen Dienerschaft, und zwar bey der Kaiserl. Exekutions-Kommission zu Frankfurt, berechnet. In dieser Hinsicht wird auch aus dem Lüneviller Frieden S. 67 die Verbindlichkeit der österreichischen

schen Kaisers herbeygeholt, alle Wiener Bankschulden, Kapitalien und Zinsen, wie an die Brabanter Kapitalisten, so auch an die Theilhaber der Bonner Universitätsgefälle, u. a. dergl., herauszuzahlen. Weniger bündig und anpassend scheinen dem Rec. einige Betrachtungen und Forderungen zu seyn, die der alte Publicist nach allgemeinen staatsrechtlichen Grundsätzen anstellet. Dagegen stimmt Rec. damit überein, daß a) die ganze Besoldung jenen Dienern gebühre, davon beym Exekutionsverfahren nicht in continenti liquide, oder ohne Widerrede entscheidend, dargethan wird, daß sie de jure vel facto ihre rechtlichen Ansprüchen auf Besoldung ganz oder zum Theil verloren haben, so wie b.) nur eine verhältnißmäßige Pension oder Besoldung aber jenen, welche selbst eingestehen, oder doch den klaren unwiderleglichen Beweis gegen sich haben, daß sie in den Fällen und Ausnahmen des Deputationsabschiedes sich befinden. — Der Verf. ruft die Kreisdirektoren und deren Exekutionskommissarien feyerlich auf, nicht mit Schonung fernerhin gegen die zahlungsflüchtigen neuen Länder-Besitzer in Deutschland zu Werke zu gehen. Er zeichnet vor, mit wie wenig, oder vielmehr gar keinem Aufschube Jene gegen Diese mit der Exekution voranschreiten dürfen und sollen, um den alten, so treu, als unschuldig gebliebenen Staatsdienern ihre Besoldungen oder Alimentation zu verschaffen.

---

## Verbesserungen.

Im XCIII. Bd, 1. St. S. 61. Z. 17. st. jair l. fais

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Drey und neunzigsten Bandes Zweytes Stück.
Siebentes Heft.

## Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Wilhelm Tell. Ein Schauspiel von Veit Weber. Berlin, bey Maurer. 1804. 16 B. gr. 8. 1 Rg. 8 gr. (auf Schweizerp. 1 Rg. 20 gr. Velinp. 2 Rg.)

Der Benennung, Schauspiel, zufolge, mit der der Verf. seinen Wilhelm Tell ins Publikum bringt, sollte er eigentlich unter der Rubrik, Theater, beurtheilt werden. Aber die ganze Einrichtung desselben, die Anordnung des Plans, die Behandlung der Charaktere und des Dialogs, beweisen, daß der Dichter — oder er müßte durchaus nicht wissen, wodurch ein Drama Drama wird? — ihn nicht für die Vorstellung schrieb. Ein Schauspiel ist, was er uns giebt, durchaus nicht; nur ein dramatisches Gedicht, eine Dichtung, dramatisch zugeschnitten, in Aufzüge und Auftritte abgetheilt, aber nicht für die Bühne; entworfen und ausgeführt, um gelesen, nicht aber um vor die Augen des Zuschauers gebracht zu werden. So gehört es demnach auch nicht, als Theaterstück, nur, als dramatisirtes Gedicht, vor den Richterstuhl der Kritik.

Niemand kann eine Dichtung bloß darum für ein eigentliches Drama anerkennen, weil die Handlung in ihr Gesprächweis, und in einer Reihe von Szenen vor-

geführt wird; Niemand sich mehr beschreibende, als thätig entwickelnde, mehr durch Dialog, als durch sich selbst sich bezeichnende Charaktere für eigentlich dramatische Charaktere gelten lassen, und Niemand Dialog, in dem sich öfter der Dichter, als die Person, die redet, ausspricht, ächten dramatischen Dialog nennen. Nur, wenn die dargestellte Handlung Einheit und Vollständigkeit hat, herrschend und allgemein das Ganze regt und bewegt, den vorgeführten Helden vom Anfange bis zum Ende thätig erhält, und unserm Interesse für ihn immer neue, wachsende Nahrung giebt, es nie, ihm zum Nachtheile, auf Nebenpersonen hinüber zieht; kurz, nicht bloß Stoff für einzelne Situationen, für Szenen; sondern für ein Ereigniß mit Anfang, Mittel und Ende giebt: nur dann ist die Handlung eines Gedichtes wahrhaft dramatisch. Ferner ist nur der Held ein dramatischer Charakter, der selbstthätig, aus seiner Kraft, was geschieht, bewirkt; die vorgestellte Handlung leitet, nicht bloß sie veranlaßt, sie mit freyem Entschlusse, nicht, gelegentlich hineingestossen, befördert; der, wo nicht allein, doch hervorragend das sich ergebende Resultat herbeyführt, und so, im ganzen Sinne des Wortes, der Schöpfer desselben wird. Endlich kann man nur den Dialog dramatisch nennen, in dem die Handlung unmittelbar vorrückt, der nichts enthält, was nicht zur Sache gehört, und nicht eigenthümlich dem Charakter, der Situation und den Gesinnungen des Redenden entspricht. — Die Anwendung nun von diesem Allen auf obenstehenden Wilhelm Tell überläßt Rec. dem Verf. und dem Leser. Für seine Absicht ist es genug, angedeutet zu haben, warum er ihn nicht dafür anerkennen kann?

Indeß fehlt es diesem angeblichen Schauspiele nicht an Situationen und Szenen, die für wirklich dramatisch gelten können. Dahin gehört Tells erstes Auftreten vor Geßler; der, wo er zur Erfüllung des über ihn ausgesprochenen Gottesurtheils erscheint, und der, nach Geßlers Ermordung, vor dem Reichsvogt Landenberg. In allen dreyen handelt und spricht Tell seinem gegebenen Charakter und der Situation, in der er sich befindet, gemäß; vorzüglich in dem zweyten. Er ist unstrei-

streitig der beste und hervorragendste der ganzen Dichtung, und würde auch auf der Bühne seine Wirkung nicht verfehlen, wenn er nicht zu weit ausholte, und gleich von dem eigentlichen dramatischen Punkte angefangen würde, von dem Augenblick an, wo Tell den Knaben auf seinen Arm nimmt, und mit ihm zum Ziel eilt. So giebt es auch in dem Dialoge verschiedene gelungene Details; — z. B. Anna's (Tells Gattinn) Ausbruch ihres mütterlichen Schmerzes gegen Geßler, S. 69:

> Wer bist du denn, dem mütterlich Gefühl
> Verachtungswerthe Narrentheidung däucht?
> Der, ohne Furcht vor dem, der ihn durchschaut,
> Auf Rechte pocht, wenn Mordsucht aus ihm zischt! (?)
> Der, frevelnd an der ganzen Menschlichkeit,
> Die Menschen tollkühn gegen sich empört!
> Bist du Gott gleich an Macht, bist du unsterblich,
> Daß dich allein vor keiner Strafe bangt?

S. 119. Tells Rede, als der gerettete Knabe in dem Arme der Mutter hängt:

> Nicht ich hab' ihn, er hat sich uns erhalten.
> Das mißlichste, das nie erprobte Werk
> Gelang mir nur durch ihn. Mich rettete
> Nur seine Unschuld von des Frevels Strafe, —
> Mein Vaterherz, mein Pflichtgefühl verläugnet,
> Und Menschen mehr, als Gott, gehorcht zu haben.

S. 123. Geßlers Schlangenwindungen, durch die er Tells Geständniß einer geheimen Verschwörung heraus zu locken sucht; und S. 140 — 144 Doedi's lebhafte Darstellung des Seesturms, aus dem Tell sich und seine Freyheit rettet.

Aber leider! sind es nur einzelne Partieen, in denen Veit Weber hier ein glückliches Darstellungstalent verräth. So wenig seine Dichtung ein wahres Schauspiel ist, eben so wenig ist sie überhaupt ein poetisches Kunstwerk; vielmehr hat er Alles gethan, das Ganze zu einem höchst unkünstlerischen Gebilde zu machen, und ihm die möglichst unästhetische Gestalt zu geben. Was kann steifer, unharmonischer und unbehülflicher seyn, als der größte Theil seiner Jamben? was

 schwer-

schwerfälliger und unförmlicher, als der bey weitem beträchtlichste Theil seines Dialogs? Man lese S. 13:

Darum gab Albrecht einst der Steyermark
Dort allgemein verhaßte böse Vögte,
Drum forderte er unbedingt von Wien
Leibeigene Unterthänigkeit. Als da
Die Bürger ihm, auf Bundeshülfe trauend,
Die Huldigung verweigerten, bis er
Althergebrachte Freyheit der Gemeine
Bestätigt habe, drengte er die Stadt,
Noch ehe ihr der Beystand sich genaht,
Mit Heeresmacht und Feuerwerfen, so
Daß bald die Schöffer baarfuß, baarhaupt, ja
Um die entblößten Hälse Weidenstränge,
Die Schlüssel ihm in's Lager bringen mußten.

S. 16: Wir oder Keine (?) sichern, ehe uns
Verzweiflung blendet, ehe unsere Kinder
Von ihm entwöhnt sind, unser Freyheitsglück,
Als Vätererbgut, unsern Enkeln; so
Erhält allein die Klugheit ihnen es.

S. 20: Vergessen sey, vergeben werde es!

S. 22: Wer dirs zu halten sich getrauen kann,
Gelobe es!

S. 23: — — — Nicht der Sturm ist es.

S. 54: — — — Nun klingen hab'
Ich doch die Glocken deutlich gnug gehört,
Und habe es vergessen, wo sie hängen.

S. 74: — — — — Denn also
Gebeut die strenge Regel ihnen es.

Wie unmelodisch ist hier überall das Zusammenstoßen der Vokale, wie schleppend machen so viel müßige Flickwörter die Sprache, und wie jeden Wohllaut zerstörend gellt das »es« jedem feinen Gehörsinn an!

Aber noch schwerfälliger, unförmlicher und steifer, ja wahrhaft Sprachwidrig, werden des Verfs. Jamben und Dialogen, durch die vielzeiligen Zwischensätze, durch die Dehnung und Länge der Perioden. S. 73:

Wie so zur rechten Zeit ist dieß Geschlecht,
Das für den Sodomsapfel, Erdenfreyheit,

Sich

Sich hier so mannhaft wagte, ausgestorben.
Die überirdische erzieht sich jetzt
Ganz ungestört aus einer Zwitterart
Halbwächsiger, (die bis zur Stirne nur
Die Arme hebt, das Sich'rungskreuz zu schlagen,
Die über ihrer Ahnen Thaten nur
Das Seelenwagniß zu beseufzen, urtheilt,)
Ein leicht gelehrig, folgsam treues Volk.

S. 127: — — — Tell blieb eidgetreu.
Daran — das, Stauffach, sag den Eidgenossen,
Dadurch vereine sie zum Glaubensmuth —
Setzt Arnold mehr, als Himmelsseeligkeit.
Irrt er, betrog er sich, so mag und soll
Der Augenblick, dem er in kalter Furcht
Und heisser Sehnsuchtsangst entgegen schmachtet —
Der Augenblick, (wenn seiner Zentnerschuld,
Des Vaters Jammer nicht gerächt zu haben,
Ein Lothgewicht, sein winziges Verdienst
Um seines Vaterlandes Freyheitsglück,
Die Wage halten muß) der Augenblick
Soll seinen Vater tödten.

S. 154: Ein Weib, das Mutter worden, kennt den Tod —
Den peinlichsten, der keinem Manne ahndet,
(Wenn ihr, (ihm) wie meiner Tochter einst, die
Stunde,
Die ihr (ihm) des Lebens Hoffnungsschatz vergrößern,
Ihr (ihm) für die Wehenangst der Kindesnoth,
Für tausendfaches Mühsal lohnen soll,
Mit ihrer Kräfte Ohnmacht sich geendet
Und dessen sich ihr (sein), Geist bewußtbar blieb.)

An solchen Zwischenschiebseln und Perioden muß ein Garrik selbst verzweifeln, wenn er sie klar, faßlich und mundgerecht vortragen soll.

Aber nicht bloß schwerfällig, unförmlich und unbehülflich drücken sich des Dichters Helden aus; mitunter auch geziert und possierlich, wenn sie erhaben reden wollen. S. 38:

Vom Herde fort, soll dich das Feuer fassen,
Du siehest, wie das Holz vor Schmerzen weint.

S. 43: Er sah mich an mit einem Lächeln, Mutter,
Das mir die Thränen aus den Augen quetschte.

S. 52: Derley gehört vor jenen Richterstuhl,
Dem jedes Menschen Kerbholz kenntlich ist.

S. 35: Seht hier, o seht doch, wie sein Blut gestaut.

S. 117: O sorge, daß das Große ja allein
Sich äußere, als Nützliches und Gutes,
Daß ein Gefäß zu Ehren aus dir werde!
Nicht mit dem Mohnöl, Heucheley, gefüllt,
Nicht mit dem Bilsenabsud, Herrschbegier,
Noch mit dem Schierlingssaft, Eroberungssucht;
Stark, froh und glücklich Jedermann zu machen,
Enthalte es den Würzwein: Rechtlichkeit
Und Menschenliebe.

Eine neue, den Dialog höchst entstellende Untugend ist die unnatürliche Zerreissung und Zerstückung desselben durch das einander in die Rede fallen, und gleichsam sich das Wort vom Munde Nehmen, von dem fast jeder Sprecher und jede Sprecherinn, bis zur Wuth, besessen ist. Nicht, daß sie einander nicht zum Worte kommen liessen — der langen, breiten und umständlichen Reden sind nur allzuviel — aber ausreden, seinen Salm vollenden läßt nur selten einer den andern. Oft unterbrechen sie sich in der Hälfte einer Periode, um sie selbst zu vollenden, oder fallen auf einmal mit ganz etwas Anderm darzwischen, so daß aller Zusammenhang zwischen den Reden des Unterbrochenen aufhört. Das ist, z. B. der Fall im dritten Aufzuge, S. 140 u. 141, zwischen Stauffach, Doedi und Arnold, wo die Beschreibung des Seesturms des einen immer in die Erzählung des andern von Tell fällt, und so diese Erzählung zu lauter Bruchstücken macht, von der man nur mit Mühe die Verbindung des Ganzen zusammen findet.

Zu diesem Allen kommen nun noch zwey Affektationen des Verfs., die vollends jeden ästhetischen Eindruck seiner Dichtung vernichten, die des Gebrauchs veralteter Wörter und Redformeln aus dem Mittelalter, und die einer gezierten und abentheuerlichen Rechtschreibung. Die erste widerte schon in seinen Sagen der Vorzeit so manchem rechtlichen Geschmack an; aber hier, in Jamben zur Schau getragen, wird sie zum wahren Gräuel; und die letzte fällt nicht selten ins Burleske, z. B. wenn er läcken für lecken, gottsälig für gottseelig schreibt.

Schöner, wie das Buch selbst, ist das Gewand, mit dem es der Verleger ausgestattet hat. Ein sauberer Umschlag

schlag mit der Figur der Freyheit und der Szene des Gottesurtheils; Tells Bildniß, als Titelkupfer, und eine Schweizerlandschaft, als Titelvignette, nebst andern Zierrathen. Tells Bildniß? das heißt ein recht schön gestochenes Bildniß, worunter Tell's Name steht! Sonst ist ja bekannt, daß von den besten schweizerischen Geschichtschreibern die ganze Geschichte Tell's für eine Fabel gehalten wird, und daher kann noch vielweniger ein Bildniß eines solchen Mannes existiren. Dieses Buch ist elegant gedruckt, geziert; aber man muß auch nicht allzuviel zieren wollen.

Wr.

Die Comödie von der schönen Jo, wie solche von dem heidnischen Gotte Jupiter geliebt, in eine Kuh verwandelt, und vom Merkurio wunderbarlich errettet worden, in zierlichen Knittelversen, Stanzen, Terzinen, Sonnetten, natürlich und poetisch, freymüthig und elegant ans Licht gestellt von Dan. Brumeisen, Poeta laureato. Prag, (Leipzig, bey Sommer.) 1804. 7 B. 8. 10 gr.

»Nicht für den gebildeten Theil des Publikums, sagt die Vorrede S. 5; ist diese Comödie geschrieben; sondern für diejenigen, die, verführt durch mystische Worte, sich einer Schule weihen, die die Einbildungskraft erhitzt, ohne den Verstand zu befriedigen; für diejenigen, die, zu kraftlos, um sich in das schöne Gebiet der Phantasie zu erheben, nur der gemeinen, flachen, oft ekelhaften Wirklichkeit anhängen, und gleichwohl die Forderungen der Kunst befriedigt zu haben glauben; für diejenigen endlich, die dem Kampf beyder Parteyen mit einer Freude zusehen, die unwidersprechlich in ihnen die gemeine Natur verräth.«

Der Verf. dünkt uns, hat seinen Zweck, so wenig dieß auch die neueste Poeten-Schule zuzugeben geneigt seyn dürfte, nicht ganz verfehlt. Juno, die fleißige Leserinn der Lucinde, die durch ihre poetische Poesie, und

durch ihre Sonnetts und Terzinen den Hausfrieden stört, und Jupitern bey irdischen Mädchen Erholung zu suchen zwingt, Argus, als Redakteur der eleganten Zeitung, Merkur, als Repräsentant des theuern Hrn. Magister Merkel, Io, das Symbol der gemeinen Natürlichkeit, und Peter, ihr Gemahl, das Sinnbild der Verschrobenheit und des Unsinns, sind lauter Personen, die sich durch lächerliche Eigenthümlichkeiten auszeichnen, und, jede in ihrer Art, sich drollig genug äußern. So bricht z. B. Dame Juno, nachdem sie ein Sonnett im neusten Geschmack deklamirt hat, S. 22 in nachstehende Zeilen aus:

O schönes Sonnetchen, o wahre Pracht!
Hab' ich dich denn auch wirklich selbst gemacht?
O meiner Gefühle ambrosische Nacht,
O meiner acht ersten Reime liebliches Klingen,
O meiner sechs letzten holdes Verschlingen!
Ich zapple vor Freuden, ich wüthe vor Lust,
Und Wonnestürme bewegen die Brust.
Wer hat noch jemals so was gesehn?
Dich, holdes Lied, wird kein Teufel verstehn.
Und das ist das Wahre; im künft'gen Jahrhundert
Wird man's schon verstehen, wird's jetzt doch bewundert.
Für so was ist jetzt noch die Menschheit nicht reif,
Ist zu matt, und zu kraftlos, und zu steif,
Wird in den Köpfen sich das Oberst zu Unterst kehren,
Dann hat man erst Sinn für unsere Lehren.

Argus beichtet S. 93. wie folgt:

Ich seh' es wohl, ich spiel' alle Tage
Die Rolle, die ich heut ertrage.
Bewach' und beschütze die poetische Kuh,
Und bewundr' ex officio ihr Muh; muß.
Und will sich ein Feind ihr zu nahe wagen,
So muß ich drein mit Knitteln schlagen,
Muß schimpfen mit wahrer Religion;
Dann nennt mich der Bund seinen lieben Sohn.
So wird die Kuh meines Ruhmes Mutter,
Versorgt mich täglich mit Milch und Butter.
Und das ist nicht schlecht. — Jedes Amt auf Erden
Hat, nahe betrachtet, seine Beschwerden.
Drum — besitz' ich auch nicht der Gebildeten Huld —
Ich trage mein Bündel mit Geduld,
Und fahre fort die Kuh zu hüten.

Wir wollen zur Ehre — nicht des guten Geschmacks, sondern — der gesunden Vernunft hoffen, daß es in Kurzem

zen weder des Ernstes noch des Spottes mehr bedürfen, werde, um die poetische Poesie, die das Siegel der Abgeschmacktheit so sichtlich auf der Stirne trägt, zu untergraben.

Versuch didaktischer Gedichte von *G. L. Spalding.* Berlin, in der Realschul-Buchhandlung. 1804. 17 B. kl. 8. 1 Rg. 4 gr.

Nicht alle Gedichte dieser Sammlung, deren Verfasser längst schon als gelehrter Kenner des Alterthums, und geschmackvoller Erklärer der Classiker berühmt ist, sind didaktischen Inhalts; aber auf die meisten und vorzüglichern paßt die Aufschrift allerdings, und wird folglich durch das alte a potiori fit denominatio vollkommen gerechtfertigt.

Will man billig über diesen Versuch urtheilen: so muß man schlechterdings Alles, was die neuere Poesie Glänzendes in der didaktischen Gattung hervorgebracht hat, vergessen, oder es wenigstens nicht als Maaßstab anlegen. Der bescheidne Dichter sagt in dem Vorberichte ausdrücklich, daß sein Muster Haller, und sein eigentlicher Zweck kein anderer sey, als dieses vortrefflichen Geistes gehaltvolle, noch manchen ältern Deutschen tief in die Seele geprägte Sprüche zu erneuern und nachzubilden. Hält man sich an dieses Geständniß: so kann es unmöglich befremden, daß in diesen Gedichten das poetische Verdienst das geringere, das didaktische, das hervorstechendere, der Alexandriner das herrschende Sylbenmaaß, und mancher Fehler, der aus dem Streben nach Kürze und Gedankenfülle zu entstehen pflegt, in ihnen sichtbar ist. Es tritt hier nicht bloß ein Freund und Verehrer, es tritt ein eigentlicher Zögling und Schüler der hallerschen Muse auf, zufrieden, »wenn er die lautern Empfindungen des bessern Ich, — Eifer für Recht und Tugend, Unwille gegen Uebermuth und Frevel, Spott gegen anmaaßende Mittelmäßigkeit, und Freude an stillem häuslichen Glück in gediegene Verse geschlossen hat.« Einem solchen Dichter glauben wir keine große, aber eine gebildete Zahl von Lesern zu versprechen; und sicher hat er auch nur auf diese gerechnet. Der durch die unendliche Bü-

cher-Menge immer mehr beengte Raum der Bibliothek erlaubt uns keine ausführliche Kritik über einzelne Gedichte und Stellen. Wir können daher auch dießmal nichts weiter thun, als unser allgemeines Urtheil durch eine kleine Probe belegen. Hier ist ein Fragment aus dem Fragmente eines Lehrgedichtes über den Menschen, dessen Nicht-Vollendung wir wirklich bedauern:

Uns hat die gütige Natur weit mehr geliebt,
Als alle, denen sie nur Luft und Leben giebt.
O klage nicht sie an, daß sie im feinen Nerve
Des Menschen das Gefühl, bis zur Verwundung, schärfe.
Betrachte rund umher ihr wimmelndes Gebiet,
Wo sie zu Tausenden die Kinder sich erzieht.
Gesegnet sind sie all mit jenem regen Pochen,
Wovon des Wirkens Kräft' in ihren Adern kochen.
Nur dann verläßt die Hand der Mutter ihre Brut,
Wann Trägheit drüber, mit dem Eulenflügel, ruht.
Dann findt ihr alter Feind, der Tod, ein sichres Weilen,
Von seinem Zahn beginnt alsdann ihr Werk zu fäulen.
Doch einen Augenblick nur gönnt sie ihm die Lust.
Sie schwingt den Zepter, und er dient ihr unbewußt.
Er wähnt den schönen Wein in ihrem Kelch zu leeren,
Indeß von neuer Kraft die Hefen selber gähren.
Er haucht, Verwesung weht aus seinem Hauch hervor,
Verwesung, die vorlängst sich gegen ihn verschwor!
Sie webt, sie wirkt und sieh! ein neues Leben sprießet,
Aus jenem Kampfe selbst, womit das alte schließet.
Betrogner Tadler weil' mit einem Blick der Ruh,
Und sieh der lebenden Verwandlung wartend zu.
Wo wäre dieser Trieb? Dis Wallen und dis Weben,
Wenn Wohl und Weh sich nicht hülfreiche Hände gäben?
Dis Ewig—anders, dis unaufgehaltne Rad,
Das oft die süsse Lust in seinem Lauf vertrat,
Es ist ein heiliges geheimnißvolles Wesen,
Die schmerzliche Geburt des Guten aus dem Bösen.
Bet' an, wo du den Kampf, wo du den Angstschweiß siehst,
Der der Gebärerinn die heiße Stirn umfließt!
Allein verbiete dir, durch ein unmännlich Schreien,
Ihr ernstes zitterndes Stillschweigen zu entweihen.
Ist Leben Wohlseyn, o so sey du, Mensch, getrost,
Der du dem alten Nichts am weitesten entflohst;
Du hast am längsten der Natur im Schoos gelegen,
Sie gab, parteyisch, dir den ganzen Muttersegen.
Sie strömt aus ihrer Brust bis in dein fernstes Glied
Ein Leben, das, berührt, in hellen Funken sprüht.
Es zittert, mitgetheilt, von da zur Seel' hinüber
Und auf dem Weg beseelt's elektrisch jede Fiber.

Ein

Ein Anhang enthält die lateinischen Gedichte des Verfassers, und unter diesen die Uebersetzung von Kleists Frühling, die Heroide, Eloise und Abelard, in lateinischen Distichen, und die schöne Elegie, Cur me Musa fugis. Sollen wir aufrichtig seyn; so können wir nicht umhin, zu bekennen, daß uns diese Versuche in der fremden Sprache noch weit mehr gefallen haben, als die in der vaterländischen. Ungeachtet wir die meisten Stücke des Anhangs kannten: so haben wir sie dennoch mit wahrem Vergnügen von neuem gelesen, und uns der glücklichen Leichtigkeit und Ründe, die wir nicht selten in den deutschen Gedichten vermissen, gefreut.

Auch die Vorrede zu diesem Versuche darf nicht unerwähnt bleiben, da in ihr einige recht gute Gedanken über den Alexandriner und den Reim niedergelegt sind. Aber warum schreibt der Verf. Filosophie, Ritmus, Dis u. s. w.? Wir sollten meinen, ein so gründlicher und ernster Philolog, wie Hr. Spalding, könnte in solche Neuerungen unmöglich einigen Werth setzen.

V.

## Romane.

1) Der Geist des Friedens. Ein fantastisches Gemälde von Franz Horn. Züllichau, bey Darnmann. 1804. 14 B. 18 gr.

2) Henrico von Fr. Horn. Erster Theil. Posen, bey Kühn. 1804. 19 B. 8. 1 Rthl.

Das Phantastische in Nr. 1. kann einem Leser der Fr. Hornischen Schriften nichts Neues seyn. Was hätte dieser Schüler der neuphilosophisch-ästhetischen Schule geschrieben, das nicht diesen Stempel trüge? Hier gehts nun freylich phantastischer zu, als irgendwo bey ihm; aber überraschen wird es doch Niemand. Es ist die Natur eines phantastischen Kopfes, daß er mit jedem Tage wunderlichere und närrischere Dinge ausheckt. Wenn also Hrn. H. Geist des Friedens eigentlich ein Geist der Tollheit ist: was Son-

ders

denbares dabey, daß Stoff und Darstellung, ihres Urhebers würdig, von Vernünftig- und Natürlichkeit gleich entfernt sind? Aus einer Beurtheilung des Taschenbuchs, Luna, von eben diesem Verf. (A. D. B. Band 70. 1. St. S. 45.) ersieht Rec., daß dieses aftergeniale Produkt schon einmal unter der Presse geschwitzt hat, und verweist daher den Leser auf die Anzeige desselben dort; wenn es ihm nach einer nähern Bekanntschaft mit Inhalt und Ton darin gelüstet. Doch mögen hier, als Zugabe, noch ein paar Proben mehr stehen, wie unsinnig Hrn. H. Feder ihr Wesen treibt. So läßt er seinen Helden, der ein Mädchen dem wüthenden Anfall eines wilden Ebers entrissen hat, in dieses Mädchen bis zur Hirnwuth verliebt werden, und dann, wie folgt, rasen: »O rede du, die ich nicht zu »nennen weiß, mein Himmel, meine Hölle, mein En»gel und mein Teufel! rede, sage Ja.« (nämlich, daß sie ihn liebe.) »Oder, wie? willst du nein sagen? hü»te dich davor! Wer weiß, was dieses Nein aus mir »machen würde. Schon fühlt' ich nicht mehr mensch»lich Blut in meinen Adern, mir ist, als sey die Wuth »des gefallenen Thiers in mich gekommen.« (Welch eine Bestie von einem Liebhaber!) »O sieh mich nicht so an, »mit diesem Blicke schwindet meine Kraft dahin,« (die neuästhetische Kraft ist also Bestialität?) »und mit die»sem Blicke machst du mich zum Lamme.«

Am Sinnlosesten aber treibt es diese Feder, wenn sie witzig seyn will. Nichts kann trauriger seyn, als der Spaß, mit dem sie den einen von des Helden Bedienten — ein verunglückter Sancho Pansa — ausgesteuert hat, z. B.:

S. 5. »Junker, Junker, es geht wahrhaftig nicht »weiter. Die Pferde sind matt, und die Menschen nicht »minder. Die Luft ist, wie geglüht, und die Sonne »schießt ihre Strahlen, wie durch einen Brennspiegel, auf »uns herab. Wahrhaftig, wenn das so fortgeht, so werd' »ich zum erstenmal in meinem Leben nützlich, und mein »Nebenmensch kann mich als Zunder gebrauchen, und »eine Pfeife Taback an mir anzünden.« S. 21 sagt er zu einem unglücklichen Fechter: »Geh weg, der Him»mel lasse dich viel Unglück bestehn, und das Schicksal »knäte dich zusammen, wie schlecht gebackne Sem»meln,

»wein, damit du interessant wirst.« S. 109 spaßt er über Frankreich: »Hier kann ich am Ende noch mein ganzes Bischen Spaß verlieren, (ein großer Gewinn für den Leser!) weil hier Alles Spaß treibt; aber, o Himmel, welchen! (Schlechter, als der F. Hornsche kann er schwerlich seyn.) Diese Menschen merken es gar nicht, (Hr. H. leider! auch nicht,) daß der Scherz ihnen ein höchst sauertöpfisches Gesicht zu macht, oder daß der gute Humor, wenn er gerade guten Humors ist, seinen Spaß mit ihrem Spaße hat.« Doch Basta. Bedarf es noch mehrerer Belege, was für ein jämmerliches Handwerk Hr. Franz Horn übt, wenn er Spaß machen will? Er werde doch ernsthaft, d. h. er studire ernsthafte Wissenschaften. Scherz kleidet ihn nicht, und seine Phantasie ist die eines Fieberkranken, nicht eines Dichters.

Nr. 2 beginnt ein Schriftsteller, Namens Ottomar, der einen Roman schreiben will; durch seine Geliebte aber und den bald darauf erscheinenden Henrico in seiner Arbeit gestört wird. Der eigentliche Roman nimmt nun seinen Anfang, und der besagte Schriftsteller erscheint darin, als mithandelnde Person. In diesem Ottomar nun hat Hr. Fr. H. — wahrscheinlich malgré lui — sein eignes Portrait, wie es in seinen sogenannten Geisteswerken leibt und lebt, gezeichnet. Hier ist der Beweis, S. 56: »Henrico war großmüthig genug, Ottomars Eigenheiten zu »übersehen, und ihn oft Stundenlang von sich selbst »und seinen Planen, die meist literarisch waren, »nicht bloß reden zu lassen; sondern wirklich mit Auf»merksamkeit zuzuhören, welches er sich hätte ersparen »können, da Ottomar schon Vergnügen genug fand, »sich selbst zuzuhören, und seine (in seiner Meinung »nämlich) zierlich gerundeten Perioden zu bewun»dern.« S. 59: »In Ottomar war eine sonderbare »Mischung von Verstand und Unverstand. Poesie »hat er selbst nicht eigentlich; aber eine nicht gewöhn»liche Receptivität dafür.« — Am hervorspringendsten aber offenbart sich diese Selbstschilderung in den theils nur halbwahren, theils nur halbverständlichen Aeusserungen, die er durch seinen Ottomar aussprechen läßt; als S. 60: »Das äußere Leben ist sicher dann am verworren»sten, wenn das innere recht klar und deutlich ist. Die

»Na-

»Natur steht der Freyheit gegenüber; aber man glaube »nicht, daß das bloße Wissen dieses Satzes hinlänglich sey, »um die Nothwendigkeit auch im Leben mit Ruhe anzuerkennen. Dazu bedarf es der Liebe und Gegenliebe. Alsdann werden wir es der Nothwendigkeit nicht gar zu hoch »anrechnen, wenn sie sich als solche zeigt, da sie nun »einmal die Nothwendigkeit ist; denn sie selbst ist sich »selbst unterworfen. Das Fatum, dem Fatum, nicht »bloß Jupiter oder der Mensch, der sie nur dann vergißt, »wenn die Göttinn der Jugend ihm den Nektar reicht.« Ferner erkennt man ihn auch in Ottomars lahmen Späßen, S. 62. — »Auslachen, mit Spott bewerfen hättet »ihr euch sollen, als ich vorher in meiner Unbeholfenheit »lag und in einer uninteressanten Wehmuth hinschmolz, »wie — ein Talglicht. Es giebt wahrhaftig solche Flegelaugenblicke im Leben, wo einem die Natur vorkommt, wie ein Freudenmädchen, das nicht eben Freude »giebt, und der Frühling, wie ein schlechter Bonmotist, »der die Späße des vorigen Jahres in diesem wieder »bringt.« (Ein solcher schlechter Bonmotist ist Hr. Fr. H. selbst; denn, wie sich weiter unten zeigen wird, auch er wiederholt seine Späße.) S. 198: »Ich kenne ja die »Welt nicht, und mag sie auch nicht kennen lernen; aber »ich sehe doch wohl, daß sie nicht so glatt und eben ist, »wie meine Schreibtafel, auf der ich den Tanzboden »meiner Ideen aufgeschlagen habe. — Das Schicksal, »ich geb' es zu, sollte freylich erst seine Hände in »Mandelmilch waschen, ehe es wagt, einen zu attakiren, u. s. w.« Wer, wenn er dieß liest, kann das Original verkennen, das, ohne, daß er selbst es ahnete, dem Zeichner dieses Ottomars vorschwebte. Sein eignes theures Ich ist es, und ad vivum hat er es auf das Papier geworfen. Ja, was ihn, als Spaßmacher, betrifft, so haben wir schon in dem Romane, Nr. 1, sein Kontrfey gehabt. Der erhellt aus mehreren seyn sollenden Bonmots, die Ottomar hier Strahlens spaßhaften Bedienten wieder nachkäut, als S. 196 und 244.

Dieß abgerechnet, hat Henrico ungleich mehr Werth, als der phantastische Unfug, Nr. 1. Die Geschichte des spanischen Abentheueres ist nicht ganz ohne Interesse; einzelne Partieen darin sind gelungen, und selbst die Diktion hat

hat manche leidliche Stelle. Sehr gern giebt Rec. auch hievon eine Probe, S. 138: »Er hörte (Henrico) ein»zelne Töne einer Guitarre. Es war, als sollten sie ver»künden, daß das Leben rasch dahin flieht, und rasch ge»nossen seyn will; und es schien ihm, als seyen sie aus»drücklich an ihn gerichtet, der das Leben bisher so we»nig genossen habe. Es war ein Streit in ihm von »Wehmuth und Kraft; aber es hatte das Ansehn, als »würde die letztere siegen; denn sein Gefühl fand die »Worte, nach denen es gestrebt hatte, die Harmonie, der »er sich anvertrauen durfte.

Nur einen Strahl in diese finstere Nacht,
O Schicksal sende mir, damit es tage,
Damit ich ende diese lange Klage,
Und neu die Kraft im Innern mir erwacht.

Wie still und kühn jetzt Luna dort erwacht,
Willst du mir winken, daß ich's weiter wage?
Des Lebens Wogen muthig noch ertrage, (?)
Hast du, o Stern, auch meiner mild gedacht?

O täusch dich nicht, du Armer! Jene Zeit
Wo noch der Himmel freundlich niedersah,
Ach! sie versank mit allen ihren Sternen.

Die Erde liegt von unsrer, ach! so weit,
Nie kehret wieder, was einst dort geschah —
Doch lächelt sie auch noch aus weiten Fernen.«

Rf.

## Flegeljahre. Eine Biographie von Jean Paul Richter. Tübingen, bey Cotta, 1804. Drey Bändchen. 8. 3 Rf. 16 Kr.

»Die meisten jetzigen Biographen, schreibt der Verf. im dritten Bändchen S. 27 an den verehrlichen Haslauer Stadtrath, haben der Spinne wohl das Spinnen, aber nicht das Weben abgesehen.« Wir wüßten nicht, daß irgend eine Sentenz im ganzen Buche uns stärker durch ihre Wahrheit getroffen hätte; oder durch die Lesung des Buches selbst uns anschaulicher geworden wäre, als diese. So rühme

rühmlich uns Jean Paul seit Jahren schon als ein treff- licher Spinner bekannt ist, so läßt diese Arbeit dennoch alle bis jetzt von ihm gelieferten Gespinnste weit hinter sich. Welche geringfähige Flocke und was für unendliche Fäden! Wir haben abgewickelt aus Leibeskräften, und lebten der sichern Erwartung, da wir schon so viel der Art bestanden haben, auch dieses Mal obzusiegen. Eitele Hoffnung! Der Spinner war mächtiger, als der Wick- ler. Mit der Beendigung des zweyten Knauels erlag des letztern Kraft. Er versuchte vergebens, sich noch ein Mal zu ermannen, und zog sich mit einem, aus Bewunderung und Unmuth gemischten, Gefühle zurück.

So wenig es uns indeß gelungen ist, unsern Zweck ganz zu erreichen: so sind wir doch weit genug vorge- rückt, um zu wissen, daß Jean Paul vor der Hand noch kein Gewebe, sondern bloßes Gespinnst gegeben, und in sofern der zweyten Hälfte seines Ausspruchs ebenfalls ge- nügt hat. Auch haben dieß unsere Leser sicher schon daraus geschlossen, weil in unserm Referate immer nur vom Ab- wickeln, nie vom Beschauen die Rede gewesen ist. Es bleibt ihnen nun überlassen, ob sie Muth und Kraft in sich fühlen, sich des Wagstückes nach uns zu unterziehen. Eine andere Gnome Jean Pauls lautet: »Nicht nur zu einer »Perücke, auch zu einem Kopfe gehören mehrere Köpfe.« Daß der unsrige nicht zu dem seinigen gehört, fühlen und bedauern wir. Da es ihm aber, wie die Erfahrung lehrt, überhaupt nicht an Kopf-Angehörigen fehlt: so ist mit Gewißheit zu erwarten, daß ihm auch die schon bekannte Perrucke, die er diesen Flegeljahren übergeworfen hat, ver- wandte Seelen zuführen werde, noch ehe diese schon abge- nutzte Perrucke allzu unansehnlich wird, welches wohl bald geschehen möchte.

Ka.

Galanterien der großen Welt; oder Einer hintergeht den Andern. Leipzig, bey Köhler. 1804. 160 S. 8. Mit einem von Happe gestochnen Titelkupfer- chen. 20 gr.

Drey

Drey unbedeutende Erzählungen, die ganz darnach aussehen, schon vor 50 oder 100 Jahren in irgend einer französischen Sammlung gestanden zu haben. Wenigstens sind es alt französische Sitten, die durch's ganze Buch und in einer Abgeschliffenheit sich zeigen, die dem Flachen und Gehaltlosen sehr nahe kommt. Hervorstechende Charaktere, pathetische Momente, noch unbenutzte Ereignisse ꝛc. sind hier also nicht zu suchen, und daß gegen Zucht und Ehrbarkeit nirgends darin verstoßen wird, bleibt das Einzige, was zu Empfehlung des Werkchens sich etwa sagen läßt. Die vom deutschen Bearbeiter indeß, oder Uebersetzer, vielleicht auch nur von seinem Sosias gewählte Ueberschrift scheint gerade auf's Gegentheil hinzudeuten; daß hier mithin der gewiß seltne Fall eintritt, den Inhalt unschuldiger zu finden als den Titel. Mit dem zuverläßig schon anderwärts, in einem Ritterromane vermuthlich, gebrauchten Titelkupfer hat es genau dieselbe Bewandtniß. Hier blickt ein dickleibiger Pfaff mit lüsternem Auge in's halboffene Gemach, worin ein junges Frauenzimmer schläft. Wer sollte nach dergleichem Fingerzeige nicht auf sehr schlüpfrige Darstellungen sich gefaßt machen? Und doch ist, — mit Ausnahme eines einzigen Geschichtchens, wo es die Frucht verbotner Liebe zu verbergen giebt, was jedoch noch immer mit Respect für's Decorum geschieht, nicht aber ohne seltsame Qui pro Quo's abläuft — in allem Uebrigen von weiter nichts als sehr rechtmäßigen Liebschaften die Rede, denen nur böse Stiefmütter, tobende Eifersucht, Klosterzwang und dergleichen im Wege stehn; die dann so gut als sich's thun läßt, beseitigt werden.

Kurz, in Ermangelung etwas Anziehendern lassen diese wenigstens aus der Wahrscheinlichkeitswelt geschöpften Kleinigkeiten sich noch immer durchblättern. Nur muß der etwanige Lesefreund sich nicht gleich durch den ersten gar zu gedehnten, und so viel Athem kostenden Perioden abschrecken lassen. Dieser nämlich lautet, wie folgt: „So sehr gewiß „alle junge Mädchen sehnsuchtsvoll auf den Zeitpunkt harren, „wo sie den Vermahnungen und Züchtigungen ihrer Vor„gesetzten entwachsen sind, und frey von diesen Fesseln, sich „nun für die glücklichsten Geschöpfe des Erdbodens zu halten „sich einbilden können“ (warum nicht schlechtweg: sich halten?) „da ihnen meistens; wenn die Natur sie nicht „ganz stiefmütterlich ausgestattet, von allen Seiten des

„männlichen Geschlechts, seltner von ihrem eignen, Weih-
„rauch gestreut wird — eine Lage, nach welcher oft altern-
„de Schönheit mit Mitleid und Wehmuth in die schöne
„Vergangenheit“ (wie kauderwelsch!) „zurückblickt — so ist
„das Glück, nach dem sie so begierig haschen, selten mehr
„als eine Seifenblase, die der geringste Hauch zerstört;
„oder wenigstens nicht von dem Umfange und (der) Dauer,
„als es sich anfangs ihre feurige Einbildungskraft auszuma-
„len erlaubte.“ — Nach und nach lernt jedoch unser Ver-
deutscher sich natürlicher und sprachrichtiger ausdrücken; und
wenigstens gegen das Ende zu wird Alles so ziemlich lesbar.

Do.

**Der Tempelherr.** Leipzig, bey Rein. 1804. Zwey Theile. I. 178. II. 180 Seit. 8. Mit einer von Frosch gestochnen Titelvignette. 1 Rg. 8 g.

Ein wenigstens nicht schlecht geschriebner Liebesroman. Letztres im eigentlichsten Sinne des Worts; weil diese Leidenschaft von Anfang bis Ende darin dominiert, und jeden andern Eindruck sogleich verwischt. Nicht weniger als drey Liebschaften sind es, wogegen der junge, in Palästina eben erst gelandete Franzos, noch ohne die Ungläubigen, zu kämpfen findet. Hier läßt er sich zum Tempelritter schlagen, was eine geistreiche, daselbst vorgefundne Landsmänninn auch für Künste aufbieten mag, ihn den Werth der Freyheit und Liebe beßer schätzen zu lernen. Eine nahe Verwandte, die vor seiner Abreise schon ein Auge auf ihn geworfen, folgt ihm sogar nach Asien, und weiß ihr Geschlecht so gut zu verbergen, daß er nur einen zärtlichen Freund an ihr zu haben vermeint, und als dieser Umgang endlich seinem Keuschheitsgelübde Gefahr droht, noch zu rechter Zeit die Entdeckung macht, eine natürliche Schwester an ihr zu besitzen. Die unwahrscheinlichste Rolle im ganzen Roman, und um so entbehrlicher, da ohne dieß noch immer Liebe genug übrig blieb! Denn auch eine reizende Sarazeninn, der er bald nach seiner Ankunft Leben und Ehre zu retten, so glücklich gewesen, von ihrem Vater aber in der Folge gefangen wird, macht ihm seine Tempelritterschaft über die Maaße sauer.

Daß

Daß er den eignen, längst todtgeglaubten Vater als Einsiedler in jener Gegend wiederfand, hilft ihm zu wenig oder nichts; weil er ihn kurz darauf begraben muß. Mit einem Wort, der arme Tempelherr war zum Unglück geboren, und was es für ein Ende mit ihm nimmt, will Rec. zum Besten derjenigen Leser verschweigen, die so wie er die beyden Theilchen durchzublättern Lust haben möchten.

Jeder andre Romanenschmidt, dem es bloß um's leidige Honorar zu thun blieb, würde leicht ein halbes Dutzend daraus haben zimmern können. Schon für diese Mäßigung also muß man dem ungenannten Verfasser Dank wissen, der überdieß einen netten Vers zu drechseln versteht, uns sogleich in medias res versetzt, und doch so viel Raum gewinnt, artige Mährchen aus dem Morgenlande noch einzuschieben. Auch mit lauter wackern Leuten hat man hier zu thun; bis auf einen alten grämlichen Tempelherrn, der seinen Eifer für den Orden ein wenig zu weit treibt, und durch sein fanatisches Benehmen die Katastrophe herbeyführt. Gegen die durch's Werkchen wehende Sittlichkeit, giebt es nichts von Belang zu erinnern; mehr als eine seiner Darstellungen läßt mit Theilnahme sich lesen; und daß der Ungenannte nicht seit gestern erst schriftstellert, ergiebt sich aus dem reinen, schon gewandten, und von modischen Schnörkeleyen sich frey haltenden Vortrage desselben. Nur in der einzigen Phrase: sich gegen die Unbilden der Witterung schützen — fiel dem Rec. das unterstrichne, hier obenein ganz am unrechten Ort stehende Wort auf. Was überhaupt kann der hochdeutschen Büchersprache mit diesem oberdeutschen Idiotism gedient seyn? an dessen Stelle, nach Beschaffenheit der Umstände, Unrecht, Unbilligkeit, Schmach, Beleidigung, Hohn, und mehr andre Wörter, ja gemeinverständlicher, oft auch weit nachdrücklicher sind! Gleiche Bewandtniß hat es mit dem, zwar nicht bey unserm Ungenannten, desto öfter aber bey seinen norddeutschen Collegen seit einiger Zeit sich vorfindenden Worte Beschwichtigung, statt Besänftigung, Beruhigung, u. s. w. Seine Herkunft von Schweigen ist doch äusserst unkenntlich, die Aussprache des Worts eben nicht melodischer; was also soll die Einführung auch dieses oberdeutschen Nachbars uns am Ende für Dienste leisten?

Fk.

1. Angelika, oder der weibliche Agathon. Ein Roman von F. A. W. Erster Theil. Breslau und Leipzig, bey Korn. 1804. 22 Bog. 8. 1 Rk. 8 gr.

2. Albert und Albertine. Berlin, bey Unger. 1804. 21 Bog. 8. 1 Rk.

3. Historisch-romantische Skizzen aus Rom und Griechenland, von C. A. Buchholz. Erster Theil. Berlin, bey Unger. 1804. 1 Alph. 9 Bog. 8. 2 Rk.

4. Das silberne Kalb, eine Zugabe zum goldnen. Erfurt, bey Hennings. 1804. 8. Vier Theile, zusammen 3 Rk.

Nr. 1. ist eine so gemeine, oft so gar, um kein härteres Wort zu brauchen, unedle Erzählung, daß man nicht weiß, ob man mehr über die Albernheit oder über die Frechheit des Skribiers erstaunen soll, der sich nicht entblödet hat, durch die Aufschrift an Wielands trefflichen Agathon zu erinnern. „Ich wünsche," sagt Hr. W. am Ende der Vorrede, „manche schöne Leserinn möchte diesen Roman nicht unbefriedigt „aus der Hand legen, sobald er vollendet erschienen ist." Wir rathen dem Verfasser sein Machwerk unvollendet zu lassen, und den schönen wie den nicht schönen Leserinnen, es weder vollendet noch unvollendet in die Hand zu nehmen. Die einen sowohl als die andern können ihre Stunden ungleich besser und nützlicher anwenden.

Sehr hoch schwingt sich Nr. 2 auch nicht. Flache Charaktere und alltägliche Begebenheiten, versetzt mit den gewöhnlichen Roman-Ingredienzen, mit etwas Liebe, etwas Edelsinn, etwas Verführungskunst, u. s. w. können zwar eine beträchtliche Anzahl von Bogen, aber keine große Fülle Genusses geben.

Der Verfasser von Nr. 3 erklärt, daß sein Werk, — eine Reihe von Aufsätzen und Erzählungen, die, dem größten Theile nach, aus römischen Klassikern entlehnt oder doch

auf

auf sie gegründet sind, — hauptsächlich für studirende und in der römischen Literatur eingeweihte Jünglinge geschrieben sey. Wer wollte auch bezweifeln, daß er diesen ein nützliches Buch gegeben habe; aber dafür wird er sich auch billig finden lassen, und uns zu glauben gestatten, daß besagte Jünglinge noch weit besser thun würden, wenn sie die Geschichte eines Coriolan und einer Virginia, oder die Verschwörung Catilina's im Livius und Sallustius selbst läsen; denn ungeachtet wir seine Versicherung, „daß er mit sorgsamen Fleiße und „gründlichem Studium geschrieben habe," auf sein Wort als wahr hinnehmen: so sind wir doch kühn genug zu behaupten, daß jene alten Römer an sorgsamen Fleiße, wie an gründlichem Studium, von Herrn Carl August Buchholz nicht übertroffen worden sind.

Nr. 4. Wie das silberne Weltalter zum goldnen, so das später geworfene Kalb zum frühern. Das frühere macht zwar oft so arge Capriolen, daß einem angst und bange wird; aber dafür entschädigt es auch durch viele recht genialische Sprünge; das spätere springt auch aus Leibeskräften; aber immer so unbeholfen und seltsam, daß man es weder bewundern, noch sich seiner Sprünge im geringsten freuen kann.

Ka.

## Palmira. Eine Englische Geschichte. Erster Theil. 269 Seit. Zweyter Theil. 258 Seit. 8. Mit 2 Kupfer. Gotha, bey Ettinger. 1803. 2 Rt.

„So starb eins der reizendsten, liebenswürdigsten Wesen, „die je gelebt haben. Ein einziger Fehltritt verdunkelte den „Glanz ihrer hohen Vollkommenheit; und ein Leben voll Leiden und Unglück und der strengste, tadelloseste Wandel „konnten den Flecken ihrer jugendlichen Verirrung nicht „auslöschen." (S. 229.) — —

Dieß ist mit Wenigem die traurige Geschichte der Lady Elisa, Tochter des Herzogs von Sunderland und Mutter Palmirens, der Haupt-Heldinn unsrer Geschichte.

Dieser einzige Fehltritt Elisa's, der die Geburt Palmirens zur Folge hatte, richtete nicht nur die Mutter zu

Grunde; sondern verfolgte auch, wie ihr Schatten, die vortreffliche Palmira, durch ihr ganzes Leben, bis auch sie zu Grunde gerichtet war.

Wie dieses Alles zugieng, wird in diesem Buche erzählt. Fast jedes Dorf, jedes Städtchen, jede Stadt liefert leider! Belege zur Wahrheit dieser Geschichte.

Ein ziemlich rascher Gang der Begebenheiten, besonders im ersten Theil; eine, größtentheils natürliche Herbeyführung der Schicksale Elisa's und ihrer Tochter, die dadurch, daß sie fast alle, Folgen des einzigen Fehltritts Elisens sind, interessanter, belehrender, warnender werden; und ein lebhafter Styl sind diesem Romane eigen; auch muß man es wohl leider! in unsern Tagen, dem Buche als etwas besonders Empfehlendes anrechnen, daß keine schlüpfrigen Situationen darin ausgemalt sind.

Der Fall Elisens aber, scheint Rec. schlecht vorbereitet herbeygeführt zu seyn. Wie? St. Ange Lehrer der Kinder des Herzogs von Sunderland, der nach dem Willen des Verf. absolut in hohem Grade vortrefflich seyn soll, liebt die seraphische Elisa; seine, durch Stand und alle Verhältnisse über ihn so sehr erhabne Schülerinn; bekämpft zwar, wie sichs gebührte, diese Liebe, aber fruchtlos; bemerkt nach und nach Gegenliebe; und in dem Augenblick, da er es wagt, ihr seine Liebe frey und offen zu gestehen, versinken beyde in grobe Sinnlichkeit, die die Geburt Palmirens zur Folge hat??

Und das hieße nicht der schon so oft angefeindeten menschlichen Natur Gewalt anthun?

Die Sunderlandsche Familie haßt den St. Ange schrecklich darüber; aber auch jeder Leser wird ihn darüber hassen, trotz des Heiligenscheins, den der Verf. und Elisa um ihn ziehn. So handelt, so fühlt kein edler Mann, der zum ersten Male liebt, zum ersten Male seine Liebe gesteht. Die Liebe selbst ist, in einer Situation, wie sie hier zwischen St. Ange und Elisen war, die stärkste Gegnerinn solcher Empfindungen, ist himmelweit entfernt von grobsinnlichen Gefühlen. Wem da ein grobsinnliches Gefühl anwandeln kann, der taugte von Hause aus nichts. Oder glaubte der Verf. die Sache dadurch hinlänglich erklärt, daß St. Ange ein Mann von

von zwey und dreyßig Jahren ist? Das wäre freylich Etwas! Rec. gesteht: daß er den ältlichen Herren in solchen Fällen immer etwas weniger Delikatesse zutraut, als dem, zwar feurigen, aber in dieser Situation, falls er bis dahin unschuldig war, und jetzt wirklich liebt, von grobsinnlichen Gefühlen gewiß himmelweit entfernten Jünglinge.

Pm.

Floride, oder die Liebe in der Natur. Jena, bey Cröker. 1804. 262 Seit. 8. 20 gr.

Ein, im Ganzen genommen, nicht ganz übler Roman, der unter andern die Wahrheit auf eine ziemlich anziehende Art vorträgt und einkleidet, daß wir, wenn wir wirklich glücklich seyn wollen, das Glück nicht außer uns, sondern in uns suchen müssen; zugleich theilt er auch manche gute und moralische Empfindung mit; philosophirt aber mit unter etwas zu viel, und es entsteht dadurch manche langweilige Stelle. Dieses möchte aber noch gehen, wenn nur nicht auch Sonderbarkeiten das Buch entstellten, z. B. die angehängten Rhapsodien, wovon Rec. nur eine einzige anführen will. Sie ist folgende: „Liebe, Poesie, Religion, sind Eins; das Schöne hat die Form des „Sittlichen, und das Sittliche die Form des Schönen, „und aus beyden Welten wird einst das Reich Gottes hervorblühen. Denn das Göttliche offenbart sich in unendlicher Harmonie; das Sittliche aber beruht auf der Uebereinstimmung unserer Vernunft, und das Schöne auf der „Harmonie unsers ganzen Wesens. Ewige, unendliche „Harmonie ist daher die Urquelle in der Geisterwelt."

Mit Gedichten hätte sich der Verf. auch nicht abgeben sollen; denn da stößt man überall auf Härten: z. B. S. 32:

Doch noch reizender lacht
Hügel und Thal, wenn die Lieder
Sanft in schweigender Nacht
Tönen von ferne mir wieder.

und S. 69:

> Was ist, daß oft trunken
> Von süßer Lust mein Blick?
> Und daß, in ihr versunken,
> Ich ahne größeres Glück.

Ha.

## Schöne und bildende Künste.

Archiv für Künstler und Kunstliebhaber. Angelegt und besorgt von *J. G. Meusel*, Hofrath und Professor zu Erlangen etc. *Ersten Bandes, Zweytes Stück.* Dresden, bey Walther. 1804. IV und 180 Seit. gr. 8. Mit dem Bildnisse des Isländischen Malers Hialtalin. 12 gr.

Auch dieses Stück enthält nicht weniger als 20 Nummern, und ersetzt mithin gleichfalls durch Mannichfaltigkeit, was an Werth und Gewicht hier und da etwan fehlen mag. Was die 20 Aufschriften versprechen, sind die Leser unsrer Bibl. in ihr doch zu suchen berechtigt. Also: Einige neue Kunsturtheile; aus dem Schreiben eines Ungenannten zu Paris. Herr Friedrich Schlegel, von dessen berüchtigtem Journal Europa das erste Stück so eben erschienen war, wird darin über Mancherley zurecht gewiesen, sein mystisch-scholastischer Bombast besonders getadelt, und auch der Kunstsinn eines andern Mitarbeiters über dieß und jenes nicht ohne Grund in Anspruch genommen. — Göthe's unlängst vollständig erschienene Uebersetzung der Lebensbeschreibung Benvenuto Cellini's, von einem Hrn. Siegfried Schmid aus allen Prädicamenten gelobt. Daß dieser Herr S. S. auf gutem Wege sey, in der neu ästhetischen Schule dereinst zu glänzen, blickt bereits überall durch. Statt z. B. kurz weg zu sagen: Cellini verdiene nicht nur als Künstler Aufmerksamkeit, sondern auch schon als Mensch, beliebt es ihm folgendergestalt sich auszudrücken: „C—s Seyn theilt sich „vor dem ersten aufmerksamen Blick in zwey große Massen: „seine künstlerische (Masse?) und seine Existenz in allen „übrigen Beziehungen des Lebens.“ — Wie ungemein viel

Herr

Was Herr S. sich übrigens von dieser Lebensbeschreibung für den Geist des Tages verspricht, erhellet auch aus der den Aufsatz schliessenden Nutzanwendung: „Es wäre ein gutes Zei„chen der Zeit für Kunst und Leben, wenn Benv. Cellini „(dieser meist exaltirte, oft ganz eccentrische Kopf?) von „vielen Deutschen in allen Theilen seiner Natur begriffen, „und innig verehrt würde. Wem gälte diese Verehrung „anders, als dem Heiligthum der weisesten Menschen aller „Zeiten, der Natur und Kunst selbst!“ Der Rec. ist ganz der entgegengesetzten Meinung. — Ueber Landschaftsmalerey. Ein Lehrgedicht mit Erläuterungen von Wilhelm Gilpin; aus dem Englischen übersetzt, auch mit Inhaltsanzeigen und Anmerkungen von einem Hrn. P. versehen, dem nicht unbekannt blieb, daß man dieses Gedicht bereits in Prosa verdeutscht hat. Ob die in zwölfsilbigen Verszeilen hier vorgelegte Uebersetzung sich auch durch möglichste Treue empfehle, muß Rec., der jedoch daran zu zweifeln keine Ursach fand, in Ermangelung des Originals dahingestellt seyn lassen. Sie etwas geschmeidiger zu machen, wird ihr Verfasser indeß noch streben müssen! Zur Probe der Anfang des zweyten Abschnitts:

Mit Gegenständen, jeder Scen' anpassend lern'
Erst deine Landschaft schmücken; Wählt dein Pinsel sich
Die rauhe Ansicht einer Bergkett', eines Sees,
Wo stolz und majestätisch hertritt die Natur,
Gieb nicht der Kunst gezwungne Falten dem Gewand
Der Göttlichen; mit *weiter* Würde fliess es hin.
Gemeines sey nicht eingemischt. Erhaben ist
Dein *Ganzes*, der verwandte Theil sey also gross.
Doch wenn durch ungeschickte (?) Nothwendigkeit, — denn sie
Allein muss das erzwingen — *glatte* Scenen dein
Pallet beschäftigen, gestutzt durch Menschen Kunst,
Die flache Ebne und des krausen Ufers Rand,
So bleib nur deinem Gegenstande treu! Es sey
Von feiner Form die Eiche, die umschattet den
Geschornen Vordergrund; der rauhe Waldessohn,
Dess' abgeschälte dürre Zweig' und knorr'ger Stamm
Der Wuth so manchen Wintersturms gestanden hat,
Würd' übel die belaubte Scene schmücken. So
Unpassend würde sich, von Kriegesnarben rauh,
Ein *Pikt'*, auf dessen Stirne trotz'ge Fehde herrscht,
In einem gallischen Prunkgelag' versetzet sehn. — —

Nicht weniger als 50 Seiten, einen guten Theil also des Hefts, füllt dieser im Ganzen, wie es scheint, nicht

 übel

übel gerathne Versuch, mit selten oft nöthig genug gewordnen Erläuterungen. — Nachrichten von dem noch lebenden Landschaftsmaler in Braunschweig (wo er auch für die Stobwasser'sche Lackirfabrik arbeitet) Dorstein Illa Hialtalin, einem gebornen Isländer. Daß dieser jetzt 32 Jahre alte Ausländer mit Hindernissen aller Art zu kämpfen gehabt, eh sein Wunsch die Malerey zu erlernen sich befriedigen ließ, hat er mit sehr vielen Künstlern gemein. Sein Lehrmeister war der unlängst verstorbne Weitsch in Salzdahlen, den er in mancher Hinsicht schon übertreffen soll. Zwey zu Dresden, ganz in Ruysdal's Geschmack, vor Kurzem von ihm gemalte Landschaften, werden eben daselbst von Morasch jetzt in Kupfer gestochen. Sein Kopf, von der Hand eines Ungenannten, dient vorliegendem Hefte des Archivs zur Titelfigur. Herr H. ist das 16te Kind seiner Aeltern; und wenn, wie hier wenigstens versichert wird, die Ehen in Island nicht leicht ohne 20 und mehr Kinder bleiben, muß man über den Eigensinn der Natur sich wundern, die auf einer, übrigens so unwirthbaren Insel doch dieser Zeugungsfruchtbarkeit so ausnehmend günstig ist!

Merkwürdige, alte Tapeten in dem Rittersaale der Deutschen Ordens-Commende bey Marburg. Sie sind auf Leinwand gedruckt und sodann mit Farben illuminirt worden. Sämmtlich aus der biblischen Geschichte; die gut gezeichneten und mit Einsicht drapirten Figuren in Lebensgröße. Wer der Künstler gewesen, und wenn man sie gefertigt hat, ist völlig unbekannt. — Jakobs Werbung um Rahel bey Laban: ein Gemälde von Anton Choonjans in der Düsseldorfer Gallerie. Sein Kunstwerth ist hier von einem Hrn. C. Kr. lehrreich auseinander gesetzt. Im Kupferwerke des N. de Pigage über gedachte Bildersammlung findet sich eine Abbildung davon, mit der also die Liebhaber vorliegende Beschreibung vergleichen können. — Von eben diesem Hrn. C. Kr. eine Uebersetzung des französischen Discours über die Kenntniß der Zeichnungen und Gemälde aus dem Abregé de la Vie des plus fameux Peintres. Wiederum eines der längeren Stücke dieses Hefts; indem solches den Raum von S. 69 bis 102 einnimmt. Allerdings enthält der Discours des französischen Kunstfreundes, denn Praktikant selbst war er nicht, mit unter Beobachtungen, die noch immer brauchbar sind. Wer der Mann aber ge-

we-

wesen, hätte dem angehenden Künstler, als für den er
schrieb, doch angezeigt werden sollen. Niemand anders näm-
lich als Herr Dezallier D'Argenville, dessen, doch drey derbe
Quartbände kostender, Abregé etc. zuerst 1745 in Paris
erschien; 1762 aber eine neue und zum Theil verbesserte Auf-
lage in 4 Großoktav-Bänden eben daselbst erlebte. Herr
Kr. scheint sich der ersten bedient zu haben, als worin noch
allerhand steht, was in der zweyten mit gutem Grunde weg-
gelassen wurde. Auch schon deshalb war diese Namensan-
zeige nöthig, weil es noch einen *Abregé* de la Vie des Pein-
tres etc. giebt, der diese Benennung um so eher verdient, da
er wirklich nur ein mäßiges Oktavbändchen anfüllt: aus der
Feder nämlich des bekannten de Piles, dessen gar nicht
werthlose Arbeit zuerst 1699 in Paris zum Vorschein kam,
seitdem mehrmals aufgelegt, und auch im Auslande nach-
gedruckt worden. Mit Uebersetzung der D'Argenvill'schen
befaßte Herr Kr. sich auch deswegen, weil er sie noch un-
verdeutscht glaubt; was Rec., dem die Volkmann'sche,
schon vor 42 Jahren im J. 1762 gedruckte Uebersetzung des
sogenannten Abregé etc. nicht zur Hand ist, zwar nicht ge-
rade zu bezweifeln will; sich aber doch wundern würde, den
sonst so rüstig gewesenen Dolmetscher Volkmann hier einen
Aufsatz beseitigen zu sehen, der in der That nicht ohne Ver-
dienst ist; denn schon vor 1745 besaß dieser erst 1765 ver-
storbene D'Argenville eine Sammlung von mehr als sechs-
tausend größtentheils guten Handzeichnungen; deren Besitz
seinen Beobachtungen, wie natürlich, um so mehr Credit
giebt. Vorliegende Verdeutschung nun gegen das Original
zu halten, untersagt der Raum. Eine einzige Bemerkung
nur, und diese über das im Deutschen oft schwer genug aus-
zudruckende Wort: curieux. Gleich im Anfange übersetzt
Herr Kr. ces matières curieuses durch besondre Mate-
rien; wo anziehend oder ein ihm verwandtes Prädicat zu
brauchen war. Weiterhin giebt er: un Curieux durch: ein
Neugieriger; was offenbar aber etwas zu Allgemeines sagt;
denn hier meinte der Franzos ohne Zweifel einen Kunstlieb-
haber oder Amateur, dem es für seine Sammlung nur um
unbestrittne Originalstücke großer Meister, das heißt um gros-
se Seltenheiten zu thun war! Der ganze Aufsatz schließt mit
den Worten: Il n'y a que *la couleur* de plus; was durch:
Nur die Farbe ist hier mehr zu betrachten — übersetzt wird;
da der Text doch eigentlich sagen will: Nur die Farbe kommt
hier

hier noch hinzu. — Auch schreibe man nicht, wie kurz vorher steht: Grundsätze errichten, sondern festsetzen; oder, weil das Wort setzen in demselben Perioden schon dreymal vorkommt, Grundsätze befolgen; was sich hier ganz von selbst anbot.

Bemerkungen über einige neuere Producte der Kupferstecherkunst. Von J. C. H. Angabe mehrerer Ursachen, warum es mit der Dessauer (nunmehr völlig aufgelösten) Chalkographischen Gesellschaft schon damals nicht mehr recht fort wollen? und, wie es scheint, unpartheyische Würdigung neun, im Verlage des Wiener Kunst- und Industrie Comtoirs gestochner Stücke, als welches Institut die Trennung des Dessauischen zu ersetzen verspricht. Nicht sonderliche Wahl wird mehrern dieser sonst trefflich gestochnen und geschabten Blätter vorgeworfen, und für den Beutel des Privatmanns möchte der Verkaufspreis des Meisten wohl auch zu hoch seyn! Von drey im Auslande zum Vorschein gekommnen, und hier gleichfalls beurtheilten Stichen will Rec. nur der von Raph. Morghen zu stechen angefangnen Verklärung erwähnen. Weil die Arbeit nach da Vinci's Abendmahl diesem Künstler so ausnehmend gelungen war, sah man diesem neuen Blatte mit desto größrer Erwartung entgegen. Allein wegen Augenschwäche hat der wackre Mann die Vollendung des Stichs seinem Bruder Anton überlassen müßen; dieser aber mit so geringer Geschicklichkeit sich dabey benommen, daß für nur mittelmäßigen Abdruck dennoch 20 Thaler bezahlen zu sollen, eine in der That etwas starke Zumuthung bleibt. — Die Griechischen Bildhauer in chronologischer Ordnung. Fortsetzung und Schluß der ersten Perioden. — Kurze Uebersicht der neuen französischen Malerschule und ihrer vorzüglichsten Kunstwerke. Von einem Franzosen, der nach Deutschland ausgewandert gewesen, und da die Malerey gelernt hatte. Die Uebersicht etwas flüchtig; das Geständniß jedoch, zu Dresden, Düsseldorf, ꝛc. gäb' es eben so schöne Stücke jeder Art, wie im jetzt Kaiserlichen Museum zu Paris, von einem Franzosen ziemlich unerwartet. Eben dieser wirft seinen Landsleuten vor, ihre alten Bilder so lange zu waschen, zu putzen und zu übertünchen bis sie — verdorben wären! — Ueber die Verschwisterung der Baukunst mit den schönen Künsten. Von Hrn. Cleinow, dem die Meuselschen Miszellaneen

nern schon so manchen brauchbaren Beytrag zu danken gehabt. — Die Verklärung Christi und andre Gemälde Raphaels zu Paris. Nach so vielem über den grossen Künstler schon Geschriebnen mag es allerdings schwer halten, etwas Neues zu sagen. Dieses also muß man auch hier nicht suchen. Was indeß ist das für ein Bild des Foligno, das in der Pariser Gallerie sich gleichfalls befinden soll? Meint der Erzähler vielleicht die aus Foligno im letzten Kriege weggeschleppte, in äusserst schlechtem Zustand sich befindende und von den Franzosen sogenannte Vierge au Donataire? Ein eben so schlecht erhaltenes Stück: die Himmelfahrt Mariä, war schon eine Seite früher von ihm angegeben worden.

Beschreibung eines Augsburgischen, jetzt zu St. Petersburg befindlichen Kunstwerks; eines Altars nämlich, der anfänglich für 50 tausend Livres nach Frankreich verkauft, von Auswanderern nach Rom und Neapel geflüchtet, sodann in Lindau am Bodensee als Pfand hinterlassen, und endlich von einem Augsburger Kunsthändler für 2475 Gulden für Rechnung Rußischer Handelsleute gekauft wurde, die ihn der Jesuiter Kirche in Petersburg zum Geschenk bestimmten. Für die Sauberkeit der daran befindlichen Silberarbeit bürgt der Name ihres Verfertigers, des Hrn. J. A. Thelott. Wie es um den guten Geschmack in den übrigen häufig angebrachten Verzierungen stehe, bleibt freylich wieder eine andere Frage. — Von Hrn. Gottlob Baudius in Leipzig angegebenem Verfahren, Kupferstiche zu reinigen. Aus Nummer 124 des Reichsanzeigers, 1802 entlehnt. Oel-Dinten- und Fettflecke sind jedoch ausgenommen, und leider kommen diese auf alten Blättern eben so oft, und wohl noch häufiger vor. — Zwey artige Sonnette von Häfeli und Stolz über die Nacht des Correggio und die griechische Antike. — Noch Einiges über die Malereyen in einem Saale in der Rossau, einer Wiener Vorstadt, unweit der Porzellan-Fabrik. Wem dieser so ungemein verzierte und bunt ausgestrichne Saal angehöre, erfährt man nunmehr; einem Hrn. von Bouton nämlich, dessen Garten er schmücken hilft; noch immer aber nicht den Namen des Künstlers, dem so Vieles und Vielerley glückte! Beyläufig klagt eine Anmerkung, daß Füßli's doch in der That lehrreiche Kunstannalen Oesterreichs bloß wegen Mangel an Absatz mit dem zweyten Bande aufhören mußten; und was noch herz-

bre-

brechender ist: von dem Verzeichnisse der vornehmsten Kunstwörter, (Wien, bey Wallishausen. 1803. 8.) das eben dieser gepriesne Salonmaler für angehende Künstler aus mehrern Sprachen zusammen getragen, ward, kaum sollte man's glauben, nur ein einziges Exemplar in Wien verkauft! Hat es mit diesem Nomenclator sonst keine zweydeutige Bewandtniß: so macht ein so auffallender Mangel an Abnehmern, der, wie hier angegeben wird, 500 Köpfe (?) starken Künstlerinnung zu Wien wenig Ehre. Stärker war auch die Auflage selber nicht gewesen, und die doch gewiß nicht viel schwächere Anzahl von Kunstliebhabern gar nicht einmal in Anschlag gebracht worden. Wie viel Bogen übrigens, das, gehörig ausgeführt, offenbar nützliche Werkchen enthalte, wird nicht angezeigt. — Nachricht von dem Leben des zu Salzburg 1755 gebornen Joseph Bergler, Fürstbischöfl. Hofmalers zu Passau, und seit 1799 Vorstehers einer Kunstschule zu Prag. Der Mann hat bey seinem Vater, einem geschickten Bildhauer zu Passau, gelernt, und nicht weniger als zehn Jahre sich der Kunst wegen in Rom aufgehalten; 55 von ihm geätzte Blätter werden sodann namhaft gemacht; so wie die Arbeiten eines andern Prager Kupferstechers, Hrn. Joseph Burde. — Auszug eines Schreibens aus Florenz, 1803; betreffend die Preisvertheilung der dasigen Kunstakademie, wo im historischen Fache der Malerey, wie schon aus den Zeitungen bekannt, ein Herr Friedrich Matthäi, Zögling der Dresdner Akademie und des berühmten Füger zu Wien, den ersten, in einer goldnen 25 Zechin oder Dukaten schweren Medaille bestehenden Preis davon trug. Ausser dem eingeschickten Gemälde selbst, müßen die Mitbewerber im Beyseyn der Professoren noch eine aufgegebne Zeichnung und das innerhalb zwey Stunden, verfertigen. Unsers Landsmanns Gemälde stellte den Augenblick dar, wo die vorgebliche Asche des Orest der Elektra gebracht wird, und jener sich seiner Schwester zu erkennen giebt. Die Zeichnung hatte es mit der Sibylle zu thun, die dem Aeneas den goldnen Zweig überreicht, durch dessen Hülfe er in die Hölle dringt.

Aus den wiederum 14 Nummern enthaltenden Vermischten Nachrichten, die von den Beschäfftigungen, Belohnungen, Platzwechseln rc. in- und ausländischer Künstler manches nicht Unwillkommene erzählen, nur ein Paar zur Probe.

Preis. Die herrliche, und ihrem ehemaligen Besitzer, dem Grafen Kollowrath zu Prag, wohl drey Mal so viel gekostet habende Kupferstichsammlung, worüber in den Neuen Miszellaneen für Künstler ꝛc. von ihm selbst gute Auskunft mitgetheilt worden, ist nunmehr von seiner Schwester an den Fürsten Esterhazy für 45 tausend Gulden verkauft. — In Betreff der von dem Augsburger Kunsthändler Hertel dem Jüngern zu Chur in Graubündten im dasigen Prämonstratenser-Stift unlängst entdeckten Kupferplatte mit dem Jahr 1477 und der Unterschrift: Wolfgangus aurifaber, begnügt sich das Archiv mit einer kurzen Notiz, und verweiset deshalb auf eine umständlichere von Hrn. von Murr nächstens zu erwartende Beschreibung. Diese ist seitdem auch wirklich erschienen, Augsburg, bey Rieger. 1804. in Quart; erschöpft aber den Gegenstand noch gleichfalls nicht; wie denn der Umstand: wo dieser Wolfgang gelebt? als worauf es hier hauptsächlich ankommt, sich auch noch nicht ausmitteln lassen. Selbst der Ludwicus abbas, der in knieender Stellung vor der heiligen Jungfrau abgebildet ist, und die Platte vermuthlich stechen ließ, heißt in Leu's Schweizer-Lexikon nicht Ludwig, sondern Leonhard; wenn anders das letzterm mitgetheilte Verzeichniß der Aebte dieses Closters richtig gewesen! Kupferblätter mit darauf angegebnen Jahrzahlen giebt es bekanntlich mehrere, die noch älter, bis 1466 hinanreichend, auch schon ungleich weniger plump gestochen sind; noch aber kennt man keines, worauf die vollständigen Namen des Künstlers oder sein Aufenthalt sich bemerkt fänden; was auch mit diesem von 1477 noch nicht der Fall ist. Ueberdieß war gedachte Kupferplatte höchst wahrscheinlich gar nicht zum Abdrucke, sondern zum Kirchenbilde bestimmt; und in dieser Absicht auch vergoldet, und in gleichfalls kupfernen Rahmen eingefaßt worden; dessen Stifte in dem nunmehr besorgten Abdrucke noch sichtbar sind. Um nun die Figuren und Buchstaben dieses sonst wenig kunstreichen Kupferstichs in die gehörige Ansicht zu stellen, hat man zu dem Hülfsmittel schreiten, und von dem, wie natürlich, Alles verkehrt darstellenden, noch nassen, Abdrucke erst Gegen-Drucke nehmen müßen; der Liebhaber mithin, um sich völlig befriedigt zu sehen, wird von beyden sich Exemplare zu verschaffen haben. Noch bemerkt Rec. — denn zu genauerer Erörterung fehlt es hier an Raum — daß die in der Archivs-Notiz

stehen-

stehenden Worte: Jesu verbum sui patris, auf dem Kupferstiche selbst, den Rec. besitzt: summi patris, lauten.

Unter der Rubrik: Todesfälle, stehen deren 14 unlängst erfolgte mit kurzen Notizen angezeigt, und über den schon 1790 zu Rom gestorbnen Maler Lenz aus Dresden wird noch ein und andres nachgetragen. Ohne die Verdienste der Uebrigen dadurch schmählern zu wollen, mögen auf dieser Todtenliste die Namen eines Geyser, Thiele, Weitsch, Marechal zu Paris, Volpato zu Rom, und Casanova zu Wien wohl unter die vorzüglichern gehören. Mehrere starben so betagt, daß für die Kunst wenig mehr von ihnen zu erwarten war. —

Zu guter Letzt macht ein Herr A. E. R. in einer, wie er sie ganz ohne Grund nennt: abgenöthigten Erinnerung sich über allerhand Luft, was in der Anzeige des ersten Archiv Hefts in der N. D. B. ihm zu mißfallen das Unglück gehabt. Daß der XIV. und letzte dem Rec. etwas spät zu Gesicht gekommne Heft der Neuen Miszellaneen nicht nur ein Hauptregister zu diesen, sondern auch, was sich hier kaum erwarten ließ, über die vier Stücke des ihnen vorangegangnen Neuen Museums wirklich enthalte, macht man sich gern zur Pflicht hiermit nachzuhohlen. Wenn aber Herr A. E. R. sodann sich nicht schämt, mit dem abgeschmackten Vorwurfe herauszuplatzen, Rec. werfe sich zum alleinigen Sprecher in ganz Europa auf, halte sich für den Einzigen, dem sicheres Kunstgefühl mitgetheilt wäre, und was der Herzenserleichterungen eines sich beleidigt glaubenden Autors mehr sind: so muß eben dieser Rec. doch noch hinzufügen, daß, wenn ein so lächerlicher Eigendünkel ihn auch nur im Traum anwandeln sollte, er beym Erwachen sogleich nach seinem Kopfe fühlen würde. Wie es in dem eines dergleichen Beschuldigungen herausstoßenden Schriftstellers aussehen möge, überläßt man der Beurtheilung des Lesers, und schließt lieber mit der Anzeige, daß, ein auch dem vorliegenden Hefte angehängtes Verzeichniß der in der Verlagshandlung zu habenden Kupferstiche und Kunstwerke, nebst beygefügten Preisen, sich hier am recht schicklichen Orte finden lasse.

P.

Dem

Dem Andenken Kants; oder die neuern philosophischen Systeme in ihrer Nichtigkeit dargestellt von J. Ch. A. Grohmann, Prof. der Logik und Metaphysik in Wittenberg. Berlin, bey Quien. 1804. 141 S. kl. 8. 12 gr.

Hr. Grohmann gehört zu den kritischen Philosophen, die den Buchstaben der Kantischen Philosophie von dem Geiste derselben unterscheiden, und den gemeinen Kantianern, so wie den gemeinen Gegnern Kants den Vorwurf machen, Kanten nicht verstanden, oder gänzlich mißverstanden zu haben.

»Man verkennt, sagt er, (S. 101. ff.) die Kantische Philosophie ganz, wenn man glaubt, daß sie von einer eigenthümlichen Natur des Subjekts spreche, der die Formen des Denkens und Anschauens inhäriren; daß, indem sie von einem a posteriori, oder einem Stoffe, oder auch der Receptivität und Afficirung spricht, sie von Etwas spreche, das nicht von dem Vorstellungsvermögen abhänge, sondern erst von einem äußern realen Etwas in dasselbe komme; daß sie unter dem a priori etwas Zeitloses oder der Zeit Vorhergehendes verstehe, was also einer realen oder dogmatischen Erfahrung vorausliege; daß, wenn sie von äußerer Erfahrung spricht, wie z. B. »daß alle unsere Erkenntniß mit der Erfahrung anfange, daran ist gar kein Zweifel,« sie eine wirklich äußere Erfahrung, oder ein System von an sich bestehenden Dingen darunter begreife.« — Also giebt es, nach Hrn. Grohmann, in der Kantischen Philosophie kein eigentliches Subjekt, das Formen hat; kein Ding an sich; keinen von den Formen des Gemüths unabhängigen Stoff; kein wahrhaft-Reales in der Empfindung, u. s. w. Zwar ist dieses Alles buchstäblich und wiederholentlich in der Kritik der reinen Vernunft enthalten, und Kant hat ausdrücklich erklärt, daß man sie nach dem Buchstaben verstehen müsse; aber Hr. Grohmann will nun einmal von diesem Buchstaben nichts wissen; er weiß Kanten besser zu verstehen, als Kant sich selbst verstand; er findet in der Vernunftkritik einen Geist, von dem Kant selbst nichts wußte. — Das steht einer Satyre

auf Kanten und seine Philosophie ähnlich: allein man merkt wohl, worauf es angesehen ist. Die Kantische Philosophie ist voll Widersprüche, wenn man sich an den Buchstaben derselben hält: darum muß der Buchstabe wegerklärt, und an dessen Stelle ein gewisser Geist gesetzt werden, bey dem die Widersprüche wegfallen, oder sich doch verdecken lassen. —

Dieser Geist der Kantischen Philosophie ist nach Hrn. Grohmann kein anderer, als das ursprüngliche Vorstellen, und was Hr. Kant durch die Zergliederung desselben darin fand (S. 104.). Was aber das ursprüngliche Vorstellen ist, und wie es sich von dem abgeleiteten unterscheidet, sagt uns leider! Hr. Grohmann nicht, welches doch sehr nöthig gewesen wäre, weil ursprünglich sonst wie ein leeres Wort da stehet, oder höchstens ein inneres Licht bedeutet, das nur dem leuchtet, der es trägt, so wie ehemals Hr. Beck »ein ursprünglich sittliches Bewußtseyn hatte, von dem er alle moralische Erkenntniß ausgehen ließ.« Hr. Grohmann hätte hier um so vielmehr sich recht deutlich erklären sollen, was er denn eigentlich unter ursprünglichem Bewußtseyn verstehe, da einige neuere Philosophen behaupten, Kant habe das ursprüngliche Bewußtseyn gar nicht gekannt; er sey nicht über das empirische Bewußtseyn hinausgegangen; das ursprüngliche Bewußtseyn müsse durch absolute Spontaneität konstruirt und reproducirt werden, u. s. w.

In diesem ursprünglichen Vorstellen soll nun Hr. Kant weiter nichts gefunden haben, als daß einige unserer Vorstellungen das Merkmal der Nothwendigkeit, andere das der Zufälligkeit haben; woraus sich zwey Erkenntnißarten, die a priori und die a posteriori ergeben. Zu jener gehören die Anschauungen von Raum und Zeit, die Formen des Denkens, und die Idee des Unbedingten oder Absoluten. Was alles dieses außer dem ursprünglichen Vorstellen sey, das könne und wolle die Kantische Vernunftkritik nicht erklären. Es sey ein thörichtes Unternehmen, den Ursprung der Kategorien; das a priori und a posteriori; das Subjekt und Objekt aus dem Wissen oder aus dem Denken; das Nicht-Ich aus dem Ich, oder das beschränkte Ich und Nicht-Ich aus einer absoluten Identität u. s. w. erklä-

iren zu wollen. Ich und Nicht-Ich seyen eben so, wie
s a priori und a posteriori, Data des ursprünglichen
orstellens. — Kant habe kein System der Philo-
phie aufstellen wollen und können, weil er an keine
hilosophie glaubte, und es für unmöglich hielt, allge-
ein-gültige Grundsätze im dogmatischen Sinn, und durch
eselben ein Absolutes zu entdecken. Hierin bestehe Kants
sterbliches Verdienst (S. 120. 121.).

Hierüber bemerkt Rec. Folgendes:

1) begreift er nicht, wie Hr. Grohmann Kanten es
einem so großen Verdienst anrechnen kann, daß er das
priori von dem a posteriori, und zwar jenes durch das
erkmal der Nothwendigkeit, dieses durch das der Zufäl-
gkeit unterschied. Das hat man ja längst vor Kanten
than. Leibnitz hat längst vor ihm die *verités de fait*
on den *verités de raison* unterschieden, und letztere durch
as Merkmal der Allgemeinheit und Nothwendigkeit
arakterisirt. Daß die Vorstellungen von Raum und Zeit
nschauungen a priori seyen, hat freylich vor Kanten Nie-
and behauptet; aber diese willkührlich angenommenen An-
hauungen *a priori* werden von den gründlichsten Philo-
phen Deutschlands für Hirngespinnste gehalten; und Hirn-
espinnste gehören doch wohl nicht zum unsterblichen Ver-
ienst eines Philosophen. — Die Stammbegriffe des
erstandes hat man längst vor Kanten aufzuzählen ge-
icht, und Verzeichnisse darüber verfertiget. Ob die Kan-
sche Kategorientafel richtig, und der des Aristoteles, des
ocke, des Lambert, und anderer vorzuziehen sey, dar-
ber wird noch sehr gestritten. — Daß es gewisse Ver-
unftideen, z. B. die von Gott, von einer absoluten
reyheit, u. s. w. giebt, die sich weder aus der Erfahrung
nmittelbar und allein schöpfen, noch in der Erfahrung dar-
ellen lassen, hat man gleichfalls längst vor Kanten
ewußt.

2) Kants Verdienst besteht also, nach Hrn. Groh-
mann, in keinen eigentlichen neuen Entdeckungen; sondern
loß darin, daß er sich mit der Zergliederung des ursprüng-
ichen (Rec. würde sagen, des empirischen) Vorstellens,
o wie solches auch schon von andern Philosophen angestellt
vorden war, begnügte, und alles Uebrige in der Philoso-

phie für problematisch, oder für Etwas erklärte, um das man sich nicht zu bekümmern hätte. Allein nach dem Rec. ist es eben kein sonderliches Verdienst, auf dem Wege, der zur Wahrheit führt, still zu stehen, und Alle, die ihn wandeln, vom weitern Fortschreiten abzuhalten. Hr. Grohmann wird ohne Zweifel sagen, Kant habe apodiktisch bewiesen, daß man nicht weiter gehen könne, als er gegangen sey, ohne sich der Gefahr auszusetzen, auf Abwege zu gerathen. Allein ein bedeutender Theil der deutschen Philosophen wird dagegen einwenden, daß diese sogenannten apodiktischen Beweise, genau besehen, keine Beweise, sondern bloß dialektische Spitzfindigkeiten sind, wodurch sich Alles beweisen läßt, was man will; daß Kant selbst die Gränzen, die er andern vorgezeichnet, häufig überschritten habe; und daß eine Gränzlinie das Allerschlimmste in der Philosophie wäre, weil dadurch der Forschungsgeist gehemmt, und seine Sphäre verengt werden würde.

3) Was aber den Rec. am meisten befremdet, ist Hrn. Grohmanns Behauptung, daß Kant kein System der Philosophie habe aufstellen wollen, weil er an kein solches geglaubt habe. Folgende zwey Aussprüche Kants selbst beweisen das gerade Gegentheil. In der Vorrede zur 2ten Ausgabe der Vernunftkritik sagt Kant (S. XXXVI.): »Die Kritik ist die nothwendige vorläufige Veranstaltung zur Beförderung einer gründlichen »Metaphysik als Wissenschaft, die nothwendig dogmatisch, und nach der strengsten Forderung, systematisch, »mithin schulgerecht ausgeführt werden muß. — In der »Ausführung also des Plans, den die Kritik vorschreibt, »d. i. im künftigen System der Metaphysik, müssen wir »dereinst der strengen Methode des berühmten Wolff, »des größten unter allen dogmatischen Philosophen, folgen, der zuerst das Beyspiel gab, und durch dieß Beyspiel der Urheber des bisher noch nicht erloschenen Geistes der Gründlichkeit in Deutschland wurde; wie durch »gesetzmäßige Feststellung der Principien, deutliche Bestimmung der Begriffe, versuchte Strenge der Beweise, »Verhütung kühner Sprünge in Folgerungen, der sichere »Gang einer Wissenschaft zu nehmen sey.« — Was kann deutlicher seyn? Sagt Kant hier nicht mit eben

so

viel Worten, daß seine Philosophie durch die Vernunftkritik noch nicht vollendet, sondern noch ein System der Metaphysik, und zwar ein dogmatisches System, als Wissenschaft, (von ihm oder von andern) zu schreiben sey? Sagt er nicht, daß zu Begründung dieses Systems gewisse Principien müssen festgesetzt werden? Wie kann denn Hr. Grohmann behaupten, daß Kant es für unmöglich gehalten habe, allgemein-gültige Grundsätze aufzustellen? — Die andere Stelle, die das Gegentheil der Grohmannischen Behauptung enthält, befindet sich am Ende der Vorrede zur Kritik der Urtheilskraft, wo Kant sagt: »Hiemit endige ich also mein ganzes kritisches Geschäfft. Ich werde ungesäumt zum doktrinalen schreiten. — Nach der Eintheilung der Philosophie in die theoretische und praktische, und der reinen in eben solche Theile, werden die Metaphysik der Natur, und die der Sitten, jenes Geschäfft ausmachen.« Kant hatte sich also vorgenommen, nachdem er sein kritisches Geschäfft geendiget hatte, noch eine Metaphysik der Natur und der Sitten, d. i. ein System der reinen theoretischen und praktischen Philosophie, als Wissenschaft, zu schreiben. — Wie konnte Hr. Grohmann eine so offenbare faktische Unwahrheit, daß Kant kein System der Philosophie habe aufstellen wollen, in die Welt hineinschreiben? Glaubt er denn, daß das literarische Publikum sich Alles aufheften lasse, was einem Kantianer in die Feder kommt? oder ist er so wenig in den Kantischen Schriften bewandert, daß ihm diese zwey Stellen unbekannt waren? In diesem Falle hätte er sich wohl hüten sollen, das Verdienst Kants würdigen zu wollen. —

Hr. Grohmann verräth aber auch sonst seine Unwissenheit, wenn er von berühmten philosophischen Systemen urtheilt. S. 31 sagt er: »Leibnitz, der sein System in der Monadologie und vorherbestimmten Harmonie mehr angedeutet, als ausgeführt zu haben scheint, brachte durch seine Monas eine Idee an das Licht, die von ihrem Geiste entkleidet (?) in einem unphilosophischen Zeitalter (?) theils zu Mißbräuchen und Systemen, von denen man in jener Idee nichts ahnden konnte; theils aber auch vielleicht in einem einzelnen geistreichen Kopfe zu einem sogenannten kritischen Systeme Veranlassung

 »geben

»geben konnte. Zu jenen Verirrungen und falschen Aus-
»legungen der Monadologie und vorherbestimmten Harmo-
»nie rechne ich nämlich, daß ihre Anhänger immer noch
»im Ernste meinen, Leibnitz habe außer den Mona-
»den, eine für sich bestehende reale Sinnenwelt sta-
»tuirt.« Diese verwirrte Stelle ist, so weit man sie
verstehen kann, voll Unrichtigkeiten. Leibnitz hat sein
System in der Monadologie und vorherbestimmten Har-
monie nicht bloß angedeutet; sondern es für jeden Kopf,
der fähig ist, eine philosophische Spekulation zu fassen,
deutlich dargelegt. Die Leibnitzianer haben auch unter
sich nie über den Sinn der Monadologie und vorherbe-
stimmten Harmonie gestritten, wie heutzutage die Kan-
tianer über gewisse Hauptpunkte der Kantischen Philoso-
phie streiten; sie haben nie zwischen dem Buchstaben
und dem Geist derselben einen so großen Unterschied ge-
macht, wie z. B. Hr. Grohmann in Ansehung der Kan-
tischen Philosophie macht. — Was nennt der Verf. ein
unphilosophisches Zeitalter? Etwa das Zeitalter Wolffs,
Bilfingers, Baumgartens? u. s. w. — Und wie un-
gegründet ist der Vorwurf, den der Verf. den Leibnitzia-
nern macht, daß sie im Ernste meinen, Leibnitz habe
außer den Monaden eine für sich bestehende reale Sin-
nenwelt statuirt? Ein Leibnitzianer, der so Etwas
meinte, müßte die Leibnitzische Philosophie eben so schlecht
kennen, als Hr. Grohmann die Kantische kennt. Eine
für sich bestehende reale Sinnenwelt ist ein Wider-
spruch; denn eine solche Welt würde zugleich etwas für
sich Bestehendes, und etwas nicht für sich Bestehen-
des, etwas Subjektives und Objektives, etwas von
den Sinnen Abhängiges und Unabhängiges seyn. So et-
was Widersprechendes hat weder Leibnitz statuirt, noch
haben Wolff, Baumgarten, Mendelssohn, und An-
dere geglaubt, daß er es statuirt hätte. Aber das statuirte
Leibnitz, daß der Sinnenwelt eine reale Welt corre-
spondire, und daß das Phänomen des Körpers in den ein-
fachen Substanzen gegründet sey. Dieß ist kein Wider-
spruch; und die Leibnitzianer verstehen die Leibnitzische Phi-
losophie auf solche Art ganz gut.

Am Ende sucht der Verf. (ohne Zweifel gegen die HH.
Schelling, Schad und Consorten) zu beweisen, daß das
Ab-

bsolute ein blosser Scheinbegriff sey, der keine Realit habe; daß es also ein eiteles Unternehmen sey, die Phi-ophie auf das Absolute zu gründen, und Alles aus ihm klären zu wollen. Der Mensch habe eine Tendenz zur weiterung; er strebe ins Weite und Unbeschränkte. Dies Tendenz offenbare sich als Gefühl, während dessen der lensch zwischen sich und den Gegenständen, und dem wei Gebiete, zu dem er hinstrebe, gleichsam verloren sey; sobald aber die Tendenz nachgelassen habe, und die besonne und nüchterne Anschauung wieder anhebe: so trete jes s Gefühl als etwas Bleibendes, Stetes und Fixirtes auf: so glaube man, das Absolute vor sich zu haben (S. 12.). Rec. läßt diese Erklärung, (wobey, wie der Leser merkt haben wird, das Wort: Tendenz, das Beste un muß,) auf ihrem Werth und Unwerth beruhen. Wenn er der Verf. daraus folgert, daß die Philosophie als Wis-nschaft unmöglich sey: so setzt er voraus, daß der Philo-phie nur in sofern der Name einer Wissenschaft gebühre, s sie das Absolute zu ergründen im Stande sey. Dieser egriff von einer Wissenschaft ist theils höchst dunkel und unbe-immt, theils dem philosophischen Sprachgebrauche nicht mäß. Die Geometrie ist ohne Zweifel eine Wissenschaft; ist aber noch keinem Geometer eingefallen, das Absolute gründen zu wollen, oder zu behaupten, daß er es ergrün-t habe.

Hd.

## Mathematik.

Gründliche Anweisung, die Kinder im Kopf- und schriftlichen Rechnen — zu üben. Zum Gebrauch (e) für Stadt- und Landschulen. Nebst einem Anhang (e) von dem Buchhalten für das gemeine Leben (,) von Joh. Pet. Roscher. Münster, bey Theissing, (ohne Jahrszahl, jedoch HerbstM. 1804.) VIII. u. 114 S. auch XII. S. 8. Resultate. 12 gr.

 Von

Von des Verf. rühmlichen Schriften im Fache der Arithmetik haben wir, ungeachtet selbige vor mehr als zehn Jahren erschienen, in der a. d. B. bisher noch keine angezeigt; die zufälligen Ursachen, die es verhinderten, wissen wir uns selbst nicht zu erklären. Doch zur Sache vorliegender Schrift.

Dieß kleine Rechnungsbuch, das auf eine faßliche und leichte Art, die Verstandskräfte der Kinder zu üben, bestimmt ist, entspricht völlig seiner Bestimmung, indem es, nach der beliebten Methode, die man in Biermann's Anleitung zum Kopfrechnen, in Koch's Exempelbuch, und mehr andern Anweisungen der Art antrifft, alles hierher Gehörige mit einer Bestimmtheit und Kürze vorträgt, die Nachdenken und Selbstprüfen erweckt. Der Verf. theilt daher sein Buch in drey Hauptabschnitte ein; im ersten wird von den nothwendigen Vorkenntnissen zum Rechnen; im zweyten von den vier Rechnungsarten; im dritten von ungleichen benannten Zahlen, wobey mitunter auf Bruchrechnung Rücksicht genommen wird, gehandelt. Ueberall sind zweckmäßige Uebungs-Aufgaben angebracht, die ihren Zweck, den Verstand der Kinder zu schärfen, nicht verfehlen werden. — Der Anhang vom Buchhalten S. 106—108, ist zwar kurz, doch immer die ersten Begriffe eine Rechnung zu führen, hinlänglich, und das Verzeichniß der Eintheilung der Münzen, Maaße und Gewichte, sind völlig für Westphalen berechnet. — Da dieß Buch, in Rücksicht des schönen und ökonomischen Druckes und Papiers, wohlfeil ist: so wünschen wir, daß es in allen Trivialschulen Westphalens möge eingeführt werden. Der Gebrauch desselben wird den Nutzen einleuchtend darstellen.

A.

## Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Rußland unter Alexander dem Ersten. Eine historische Zeitschrift, herausgegeben von Heinr. Storch.

Er-

Erster Band. 430 S. Zweyter Band, 480 S. St. Petersburg u. Leipzig, bey Hartknoch. 1804. gr. 8. 5 Rthl. 8 gr.

Die großen Veränderungen, welche seit Alexanders hronbesteigung das Russische Reich erfahren hat, die uf die Aufklärung und höhere Kultur dieser Nation une reitig den wohlthätigsten Einfluß haben werden, verdien n allerdings eine eigene Zeitschrift, um sie dem Ge hichtschreiber zum Gebrauch vollständig aufzubewahren. lücklicher Weise ist die Redaktion dieser Zeitschrift in ie besten Hände gefallen. Der Herausgeber, welcher ch an der Quelle befindet, und die glaubwürdigsten Nach ichten mitzutheilen im Stande ist, hat durch seine rühm chst bekannten Schriften nicht nur von seiner ausgebrei eten Kenntniß des Russischen Reichs, sondern auch von iner vorzüglichen Darstellungs-Gabe die herrlichsten Be eise gegeben, und so darf man mit Recht auch hier et as Vorzügliches erwarten. Die 6 ersten Lieferungen be echtigen auch schon zu noch größern Erwartungen. Der Herausg. hat die Ukasen, Manifeste u. s. w. nicht bloß bdrucken lassen; sondern auch durch historische Einleitun en dem Ausländer Alles deutlich und lichtvoll dargestellt. Diese Zeitschrift wird durch eine kritische Zusammenstel ung merkwürdiger und interessanter Thatsachen ein wahr es, lebendiges und mit der Zeit fortschreitendes Gemäl e der Russischen Nation liefern, und vorzüglich das große Werk der Staats- und Menschenbildung, welches Alexan der in so wahrhaft humanem Geiste begonnen hat, als Beobachter und Referent verfolgen. In den Plan die es Journals gehört Alles, was zur nähern und richtigern Kenntniß Rußlands und seiner Bewohner dienen kann. Die wichtigsten Aufsätze sind — das neue System der Reichsverwaltung, die Beschreibung der neuern Kanäle, an denen unter Alexanders Regierung gearbeitet wird; Geschichte der Russisch-Amerikanischen Handelskompagnie, nebst einer Karte von dem Russischen Amerika, mit welcher auch die Nachricht von der ersten Reise der Rus en um die Welt, und die Nachricht von der ersten Rus sischen Gesandtschaft nach Japan in den Jahren 1792 und 1793 in Verbindung steht; Organisation des Departe-

ments der Volksaufklärung, mit welchem Aufsatze mehrere andere die Schulen, Universitäten und Akademien betreffend in Verbindung stehen; die Organisation des Departements der innern Angelegenheiten, Annalen des Justizwesens, merkwürdige Verfügung, die Armee betreffend, neue Organisation der Forstverwaltung und des Departements der Heroldie; Anzeige aller Salzwerke des Reichs, ihres Ertrages und der Provinzen, welche von diesen versorgt werden. — Ueberdieß enthält noch jede Lieferung auch kürzere, doch interessante Nachrichten unter der Rubrik: edle und patriotische Handlungen und Miscellen.

Ci.

Imman. Kants physische Geographie, für Freunde der Welt- und Länderkunde und zum Unterricht für die erwachsene Jugend bearbeitet. Von K. G. Schelle. Erstes Bändchen, 306 S. Zweytes Bändchen, 394 S. Leipzig, bey Schiegg. 1804. 8. 2 Rthl. 8 gr.

Es war ein unglücklicher Gedanke, Kants physische Geographie für die Jugend zu bearbeiten. Kant hatte sie nie für den Druck bestimmt; er sah das Collegium darüber als ein Mittel an, mannichfaltige Kenntnisse zu verbreiten, und zog daher die Gränzen dieser Wissenschaft nicht so genau, als er sonst wohl gethan hätte. Daher zeichnet sich auch Kant's physische Geographie durch nichts aus, weder durch philosophische Bestimmtheit, noch durch Darstellung, noch durch kenntnißvolle Benutzung der wichtigsten Materialien; es finden sich sogar grobe Fehler in dem chemischen und geognostischen Theile. Hr. Schelle hätte also, wenn er sich dessen fähig glaubte, ein eigenes Werk schreiben sollen. Verbessert und vermehrt hat er wenigstens Kant's Werk da nicht, wo es der Verbesserungen und Ergänzungen am meisten bedurfte. Gleich auf der dritten Seite heißt es in einer Anmerkung: »je weniger Bestandtheile die Lebensluft, und je mehrere Stickluft die eingeathmete Luft an einem Orte enthält, desto ungesunder ist die Luft eines Ortes.« Und S. 145: »Die Grundlage

des

es Salzes besteht in einer kalkartigen Erde, oder einem Mineralalkali und einem Salzgeiste, einer ganz besondern Säure, der Salpetersäure. — Es giebt nämlich dreyerley Säuren: die Vitriol-, Salpeter- und Küchensalzsäure, der auch mineralische, thierische und vegetabilische Säuren, so wie eine dreyfache Gährung, die Wein-, Fäulniß- und Essiggährung.« So Etwas ließ sich zur Noth 1760 schreiben; aber 1804 kann es nur von einem Unwissenden in der Chemie nachgeschrieben werden, und ohne chemische Kenntnisse darf sich Niemand an die physische Geographie wagen.

**Imman. Kants physische Geographie. Drittes B. Erste Abth. 276 S. Zweyte Abth. 327 S. Mainz, bey Vollmer. 1804. gr. 8. 2 Rl. 4 gr.**

Endlich ist dieses weitläuftige Werk geschlossen, welches man, so wie das Seitenstück von Rink, nur für eine Geldspekulation ansehen muß. Weder der Ruhm des Verfs., noch die Wissenschaft gewinnt dadurch. Was auch in diesem Bande Eigenes seyn möchte, findet man in Kants übrigen Schriften besser und bestimmter. Die Nachrichten aus Reisebeschreibungen sind fleißig zusammengetragen, aber ohne alle Kritik wieder erzählt; man sieht fabelhafte und genaue Beobachter ohne Unterschied benutzt; man lieset noch die alten oft wiederhohlten Mährchen von wunderbaren Seen, Brunnen u. dgl. — An Fehlern gegen Chemie und verwandte Wissenschaften fehlt es nicht; das Phlogiston und der Sauerstoff werden nach Belieben zur Erklärung angewandt. Es läßt sich nicht entscheiden, was Kanten oder dem Herausgeber gehört; denn Klaproths Abhandlung über die aus der Luft gefallenen Massen von 1803, welche Kant nicht mehr kennen konnte, wird im Texte angeführt. Wenn aber der Herausgeber sich solche Einschiebsel erlaubte, um dem Werke Vollständigkeit zu geben: so mußte er an unzähligen Orten Zusätze und Berichtigungen machen, wo neuere Untersuchungen der Sache eine andere Gestalt gegeben haben.

Om.

# Erziehungsschriften.

**Katechetische Anleitung für Lehrer in Bürger- und Landschulen, die Bibel als Mittel der Verstandesbildung bey Kindern von 8—14 Jahren zweckmäßig und mit mannichfaltiger Abwechslung zu gebrauchen, Von J. D. Schulze, Dokt. der Philosophie und Lehrer an der Universität zu Leipzig. Leipzig, bey Köhler. 1804. 156 S. 8. 9 gr.**

Der Verf. behauptet auf der 7. u. 8. Seite der Vorrede mit sehr guten Gründen, daß die Bibel, es versteht sich mit Auswahl, in den Schulen mit Nutzen als Lese- und Unterrichtsbuch gebraucht werden könne. Ob diese Behauptung gleich mit der herrschenden Meinung nicht übereinstimmt: so ists doch gewiß der Mühe werth, das, was er darüber gesagt hat, zu lesen und zu prüfen. Auch hat er selbst durch seine Katechisationen den bündigsten Beweis geführt, daß und wie man die Bibel als zweckmäßige Anleitung zum Denken, wir setzen hinzu, auch zum Sprachunterricht — benutzen soll. Seine Katechisationen sind zwar nicht so ausführlich, daß man sie geradezu wieder gebrauchen kann; er wollte aber auch damit nur Anleitungen für Lehrer in Bürger- und Landschulen geben, und zu diesem Zwecke sind seine Vorarbeiten ungemein brauchbar. Es ist nur zu wünschen, daß bald der größte Theil der Schullehrer dazu fähig seyn möchte.

Hiernächst muß bey diesen Katechisationen rühmlich bemerkt werden, daß nach der darin beobachteten Methode das Volk allmählich zum richtigern Verstehen der Bibel vorbereitet, und an den Vortrag einer gründlichern Auslegung und Anwendung derselben gewöhnt werden kann.

**Hülfsbuch für Lehrer und Erzieher bey den Denkübungen der Jugend, von C. Ch. G. Zerrenner, Lehrer und Erzieher an dem Pädagogio des Klosters**

sters U. L. Fr. in Magdeburg. Zweyter Theil. Leipzig, bey Barth. 1804. 182 S. 8. 10 gr.

Wir beziehen uns auf die Anzeige des ersten Theils eses nützlichen Werkchens im LXXXIX. Bande der N. . Bibl. Seite 45. f., weil auch von diesem Bändchen le das Gute und Empfehlende gesagt werden kann, wel es wir am angezeigten Orte davon rühmten. Man fin et hier 100 Artikel, welche ungemein fleißig, gründlich nd faßlich bearbeitet worden sind. Da die Materialien och nicht erschöpft sind, und uns zum Gebrauch der Schul hrer, ja selbst als Lesebuch für Kinder und manche Er achsene, noch nichts Besseres und Brauchbareres in dieser rt bekannt ist: so würde Hr. Z. wohl thun, wenn er, usser dem versprochenen Exempelbuche, diese Arbeit fort tzte.

Pg.

## Vermischte Schriften.

Gutmann, der sächsische Kinderfreund. Von K. T. Thieme, Rektor der Schule zu Löbau. Mit 1 K. Dritter Theil. Leipzig, bey Richter. 1803. 320 S. 8. 18 gr.

Auch unter dem Titel:

Die Gutmannsche Schule. Erster Theil.

Mit Bezugnahme auf die in unserer Bibl. geschehene nzeige der frühern Schriften des verstorbenen Verfassers, emerkt Rec., daß die beyden ersten Theile des Gutmann mehr Vorarbeit seyn sollten, und derselbe im vorliegenden ritten Theile mehr geordnet, ausgeführt und zum Theil ollendet ist. Das Material dieses Buchs ist freylich chon von sehr vielen Schriftstellern unseres schreibsüchti en Zeitalters bearbeitet worden; indessen setzt der beschei ene Verf. sein Verdienst um die Jugend auch nicht in

Dar-

Darlegung eines neuen bisher unbekannten Materials, oder in Vermehrung des Kenntnißstoffes. »Wenn diese »neue Darlegung« — sagt er — »überall einigen Werth »hat: so muß ihr ihn die Form« (die Form ihr denselben) »geben. Sollte es mir gelungen seyn, diesem Ma»terial eine Form zu geben, die dem Formtriebe und »Formvermögen (?) des Alters, des Bildungsgrades »und der Menschenklasse, für die es bestimmt ist, ange»messener (,) als alle bisher gegebenen wäre: so könnte »ich allerdings glauben, die Kultur (Cultur) der Menschen»kinder zur Humanität dadurch wirklich befördert, erleich»tert zu haben.«

Alle Belehrung der Jugend zur Bildung des Verstandes bestehet bekanntlich in Mittheilung eines Stoffes, wodurch der Verstand des Lehrlings für Selbstthätigkeit gereizt, und die Entwickelung und Bildung der Begriffe befördert werden soll. Diesen Stoff hat der Verf. glücklich gesammelt und ausgewählt, auch treu und fleißig bearbeitet; aber man erwarte und suche hier weder neue Entdeckungen, noch Strenge des Systems, noch auch eine Universal-Encyklopädie, in welcher alle Erscheinungen mit ihren Gründen erklärt werden. »Dieß Buch« — heißt es in der Vorrede — »soll nur eine Tafel seyn, durch de»ren Anschauung die Uebersicht des Ganzen erleichtert und »befördert wird, und mit deren Hülfe sich jeder gesunde »Verstand das Verhältniß jedes Theiles zum Ganzen in »seiner vollen Klarheit vorstellen kann. Sie soll also nicht »sowohl die einzelnen Erscheinungen erzählen, als die Fä»cher aufstellen, in welche die einzelnen Erscheinungen »(jene) gebracht werden können und müssen.«

Das Ideal, welchem der Verf. — wenn auch nicht immer, doch großentheils, glücklich nachstrebte, ist Einheit, Vollständigkeit, Klarheit und Wahrheit. Einheit — denn er wollte Alles unter einen Blick bringen, so daß zwischen den Theilen und der Total-Vorstellung ein richtiges Verhältniß entstünde; — Vollständigkeit: die Summe der Fächer sollte der idealen Größe des Ganzen gleich seyn; — Klarheit: alle diese Fächer sollten bestimmt sich von einander unterscheiden: — historische Wahrheit: es sollten weder Erdichtungen, noch Muthmaßungen und Hypo-

ypothesen, noch auch Räsonnements und Deklamatio-
n die Stelle wirklicher Erscheinungen einnehmen.

Der erste Abschnitt dieses Theiles handelt auf 230
eiten von der unorganischen — der zweyte (von Seite
231 bis 320) von der organischen Natur. In jenem
nd die Unterabtheilungen überschrieben: 1. Die Gut-
annsche Schule; 2. Wie lernt man die Welt kennen?
Die Welt; 4. Materie — Körperwelt; 5. der Himmel;
die Weltkörper; 7. Gestalt und Größe; 8. die Bewe-
ung; 9. das Sonnensystem; 10. die Nebenplaneten; 11.
e Finsternisse — Verfinsterungen; 12. die Kometen; 13.
e Fixsterne; 14. Mathematische Abtheilung des Him-
els; 15. Betrachtungen über den Weltbau; 16. der Erd-
rper; 17. die Bewegung und ihre Folgen; 18. Wärme
nd Kälte; 19. Masse; 20. Berge; 21. Höhlen, Thäler,
lächen, Erdbeben; 22. Bestandtheile; 23. Struktur;
4. Wasser, Meer; 25. Quellen, Seen; 26. Flüsse;
7. Feuer; 28. Lufterscheinungen; 29. Elektrische Mate-
e, Gewitter, Nordschein, feurige Meteore; 30. magne-
sche Materie. — Im zweyten Abschnitte findet der ju-
endliche Leser Belehrung über Produktion — Geschichte
es Pflanzen- und Thierlebens, und des animalischen
Menschenlebens.

Rec. glaubt dieß Buch, seines innern Gehalts wegen,
en Schullehrern und den Jünglingen mit vollem Rechte
mpfehlen zu dürfen.

Pm.

Unterhaltungen und Erläuterungen über Gutmann
oder den Sächsischen Kinderfreund des Hrn. M. K.
T. Thieme; von H. Gardthausen. Dritter Band.
Hamburg, bey Bachmann. 1803. 373 S. 8.
20 gr.

Rec. hat bereits, bey Beurtheilung des 1. u. 2. Theils
vorliegender Schrift, seine Meinung über diese Art von
Schriften überhaupt, und über besagte beyde Theile ins-
besondere geäußert, (s. N. A. D. Bibl. 81. B. S. 541. ff.) und
findet das dort Gesagte, auch, mit weniger Ausnahme, auf
diesen

diesen dritten Theil anwendbar. Auch hier ist dem Lehrer viel zu viel vorgeschrieben, und dadurch dieses sonst nützliche Buch weit über die Gebühr vergrößert worden; ob gleich Rec. nicht ohne Vergnügen hinzusetzt, daß dieses hier weniger, als im zweyten, und besonders im ersten Theil Statt findet.

Was helfen uns doch alle mögliche Anweisungen? wenn es dem Land-Schullehrer und auch wohl dem Lehrer in Städten, dadurch, daß diese Anweisungen zu 3, 4, 5 Bänden anwachsen, fast unmöglich gemacht wird, sie zu kaufen und zu benutzen?

Kann ein Lehrer gar nichts Erläuterndes, Erweiterndes, für seine Jugend Passendes über sein Compendium sagen: so gehört er zu den »Schaafsköpfen von Lehrern« — wie der Verf. sich in der Vorrede S. 7 ausdrückt — für die er nicht will geschrieben haben. Also Nicht Schaafsköpfe von Lehrern sollen's seyn! »Ob ich« (sagt der Verf. S. 4. Vorrede) »den richtigen »Weg zwischen abstrakter Trockenheit und zu großer Weitschweifigkeit getroffen habe, muß ich billig dem Urtheile »kompetenter Richter überlassen, die nicht vergessen werden, daß bey der so großen Verschiedenheit der Schüler, »in Hinsicht ihrer Fähigkeiten, Vorkenntnisse und Bedürfnisse, so Manches dem eigenen Urtheile des praktischen »Lehrers anheim gestellt werden muß.« —

Also immer muß dem eigenen Urtheile des Lehrers Manches überlassen werden; und eben darum glaubt Rec., daß der Verf. so ziemlich die Hälfte seines Buches hätte ungedruckt lassen sollen: so würde dann auch Ankauf und Gebrauch desselben erleichtert worden seyn. Welch ein Lehrer z. B. müßte das seyn, dem man auf vier vollen Groß-Octav Seiten vorschreiben müßte, wie er es anzufangen habe, seinen Schülern begreiflich zu machen: daß Unwissenheit schädlich ist, und auf folgenden 2 bis 3 Seiten: daß Kenntnisse nützlich sind?

Enthielte dieß Buch nicht so viel Nützliches, was wohl verdiente bekannter zu werden: so würde Rec. es nicht der Mühe werth gehalten haben, die zu große Weitläuftigkeit desselben zu rügen.

Dies

Dieser dritte Band giebt über Folgendes Belehrungen: [illegible] ganze Erdkörper und dessen nützliche Theile. Erden, Sand, Steine, Kalk. Perlenfang. Bergbau, Gift, Kobalt, Messing, Edelsteine, Porzellan. Vier Himmelsgegenden. Salz, Salpeter, Glas. Luft, Nebel, Dünste überhaupt, Wolken. Nutzen und Schaden des Windes, Regen, Schnee und Hagel. Blut-, Frosch- und Brodregen. Thau, Honigthau, Mehlthau, Reif. Giftige Luft. Der Regenbogen. Die Sonne zieht Wasser. Irrlichter oder Irrwische. Sternschnuppe. Der fliegende Drache. Elektricität. Schaden und Nutzen des Gewitters. Nordschein, brennender Himmel. Nutzen und Schaden des Feuers. Vom Wasser.

Ein 4ter Theil wird noch folgen, und damit das Werk geschlossen werden.

Pm.

), Martin Luthers Zeitverkürzungen, von M. J. N. Anton, Diakonus zu Schmiedeberg in Kursachsen. Leipzig, bey Köhler. 1804. 15 Bog. 8. 16 gr.

Wenn einen großen Mann nicht bloß seine öffentliche Wirksamkeit, sein Geschäfftsleben, nicht bloß die Anstrengungen seines Geistes charakterisiren; wenn auch seine häuslichen Verhältnisse, sein Privatleben, die Stunden seiner Ruh' und Erholungen ein (fast noch treueres) Bild seines Geistes und Charakters liefern: so verdient Herr Mag. Anton durch seine Bemühungen, uns unsern unsterblichen Luther auch von dieser Seite kennen zu lehren, in jeder Rücksicht Dank. Ein Mann, wie Luther, ist auch in seinem Schlafrock er selbst; auch als Gatte, Vater, Freund und Gesellschafter, enthüllt er seine Würde und Trefflichkeit; auch da, wo er, bloß genießend, sich angenehm um die [illegible] vertreibt, spricht uns die Thätigkeit seines Geistes, strahlt uns der Wiederschein seines innern Trefflichens an. „Die nähere Untersuchung seiner Zeitverkürzungen führt daher, wie der Verf. sehr richtig sagt, nicht allein der Person wegen, die sie betrifft, eine große Annehmlichkeit mit sich;

 „son-

„sondern kann auch, von der rechten Seite betrachtet, ihren „guten Nutzen haben; sie dient zu einer deutlichen Einsicht „in die vortreffliche Gemüthsart des großen Mannes.“ Möge dann immer dieses Büchlein keine tiefgelehrte Untersuchung oder Aufklärung, dunkler, verborgener Umstände, bisher unbekannt gewesener Begebenheiten enthalten; was Herr A. geben wollte, einen Beytrag zur Geschichte von Luthers häuslichem Leben, hat er uns mit ihm geschenkt. Die mitgetheilten Nachrichten sind aus den besten, jedesmal unter dem Text angegebnen Quellen geschöpft, im Ganzen gut geordnet, und, wodurch sie ein Interesse eigner Art, erhalten, mit dem Tone der Kunstlosigkeit, Schlichtheit, Treuherzigkeit und Naivetät erzählt, der uns gewissermaßen in Luthers Zeitalter versetzt, und so dem Helden, wie dem Stoffe seiner Schrift, ungemein angemessen ist. Er darf demnach seines bescheidenen Wunsches Erfüllung hoffen: angenehme Unterhaltung seiner Leser, und Vermehrung ihrer Hochachtung für den glorwürdigen Deutschen, dem er dieses Denkmal stiftete.

Das Buch enthält funfzehn Abschnitte. Luther (Rec. ordnet sie hier, wie sie seinem Bedünken nach, eigentlich einander folgen sollten,) erscheint in ihnen, als Liebhaber der schönen Wissenschaften, der Musik, der Malerey, und mechanischer Uebungen; als Freund des Gartenbaues, der Jagd, des Luftschießens und des Schachspiels; wir sehn ihn, als Ehemann, Vater, Freund, Gesellschafter; als frohen Genießer bey muntern Gastmalen, auf Spatziergängen und Lustreisen; kurz, in jeder Art der Erholung und des Zeitvertreibes, denen ein Mann, wie er, sich ergeben konnte. Etwas sonderbar aber wird auch das Verbrennen der päpstlichen Bulle zu diesen Zeitverkürzungen gerechnet.

Unter dem Abschnitte: Luthers Umgang mit den schönen Wissenschaften, ist es Rec. erfreulich gewesen, Herrn A. über diese Beschäfftigung seines Helden mit mehr Gerechtigkeit, Würdigung und Einsicht urtheilen zu sehen, als wohl sonst Brodtstudiengelehrte pflegen. Mit Wärme und Herzlichkeit preist er ihren nicht abzustreitenden Werth, und nennt die Stunden glücklich, in denen der Liebhaber derselben durch sie seinen Verstand schärfen, seine Einbildungskraft beleben, und sein Gedächtniß mit vielen nützlichen

hen Kenntnissen erfüllen, ja seine Denkungsart, sein Herz,
und sein ganzes Leben gewissermaaßen (warum nur gewis-
sermaaßen?) verfeinern kann. Aber freylich muß der Um-
gang mit den schönen Wissenschaften, wenn er diese Anprei-
sung verdienen soll, auch ganz etwas Anders, als so ge-
nannte Schöngeisterey, und **Luthers** Liebhaberey dafür
ähnlich seyn. Diese bestand in einem ernsten Studium der
alten Sprachen, der Redner und Dichter Griechenlands und
Roms, nebst aller damit verbundnen Kenntnisse. Schon in
seiner Jugend hatte er Cicero's, Livius, Virgils, Plautus
und Terenz Schriften fleißig gelesen; hatte, durch das fleis-
sige Lesen der Alten seinen Geschmack so sehr verfeinert, daß
er nicht nur fein und richtig **denken**, und seine Gedanken
eben so fein, als deutlich **ausdrücken**; sondern auch deß-
wegen einen so guten Uebersetzer und Ausleger der heiligen
Schrift abgeben konnte. Er dankt es seiner Bekanntschaft
mit den Mustern der alten römischen Wohlredenheit und
Dichtkunst, daß er in dieser Sprache sehr gut schrieb, und
sehr glücklich **dichtete**; ward durch das Lesen des Homers
und des **Xenophons** erst der griechischen Sprache so mäch-
tig, daß er seine kernhafte Verdeutschung des Neuen Testa-
ments geben konnte. Nur durch diese **gründliche** Liebe für
die schönen Wissenschaften ward er Redner und Dichter, und
mit der Kraft und Energie seiner Muttersprache bekannt.

Ueberhaupt war sein Umgang mit den schönen Wissen-
schaften wohl noch etwas mehr, als Zeitvertreib. Er half
seinen höhern und gelehrten Studien mächtig auf, und ver-
anlaßte in ihm manche nützliche Beschäfftigung mehr, wie
z. B. seine Uebersetzung mehrerer äsopischen Fabeln, und sei-
ne Abhandlung von dem **Nutzen** dieser Dichtungsart für
die Jugend. Auch seine genaue Bekanntschaft mit den neuern
Werken seiner Zeit in diesem Fache beweist, daß er sich nicht
bloß die Zeit damit verkürzte; sondern **Reineke Fuchs, Se-
bastian Brands Narrenschiff, Erasmus Lob der
Narrheit**, zu seinem Studium und seiner Ausbildung, als
Schriftsteller, las. Eben so war es nicht immer nur Zeit-
vertreib, wenn er seine satyrische Feder in Thätigkeit setzte;
sondern wirkliches Geschäfft zur Züchtigung des päpstlichen
Unfugs und des mönchischen Obskurantismus. Kurz, Luther
wäre ohne wirkliches Studium der schönen Wissenschaften,
vielleicht nicht geworden, was er ward.

Unter den übrigen Abschnitten ist der: Luthers Beschäftigung mit der Tonkunst, vorzüglich interessant, weil er den Geist und das Herz dieses Mannes ganz besonders charakterisirt. Seine Aussprüche über Kraft und Macht der Musik sind eben so wahr und tief empfunden, als mit Würze und Energie ausgedrückt. So nennt er sie: „das beste Labsal „für den betrübten Menschen, dadurch sein Herz wieder zu „frieden gestellt, erquickt und erfrischt wird; eine halbe „Zuchtmeisterinn, so die Leute gelinder und sanftmüthiger, „sittsamer und vernünftiger mache.“ (Eine Parallelstelle findet man in einem alten römischen Schriftsteller: dat somnos, adimitque, nec non curas immittit, et retrahit, iram suggerit, clementiam suadet, corporum quoque morbis medetur.) Ferner: „Wer die Musik verachtet, „sagt er, mit dem bin ich nicht zufrieden. Denn die Musika „ist eine Gabe und Geschenk Gottes, nicht ein Menschen-„Geschenk. So vertreibet sie auch den Teufel, und macht „die Menschen fröhlich. Man vergißt dabey alles Zorns, „der Unkeuschheit, Hoffart und anderer Laster. Ich gebe „nach der Theologie der Musika den nächsten locum und höch„ste Ehre. — Es ist kein Zweifel, daß viel Saamen herr„licher Tugenden in solchen Gemüthern anzutreffen, die von „der Musik gerührt werden; die aber davon keine Empfin„dungen haben, sind den Steinen und Klötzen gleich. — „Es ist der Psalter, darinnen David von dem Messias pre„digt und singet, ein süßer, tröstlicher und lieblicher Gesang „allen bußfertigen und betrübten Herzen, wenn man gleich „die bloßen Worte ohne Noten daher lieset oder saget. Doch „hilft die Musika oder Noten als eine wunderliche Kreatur „und Gabe Gottes sehr wohl dazu, sonderlich, wo der Hauffe „mitsinget, und es fein ernstlich zugehet.“ — An einen Organisten schreibt er: „Lieber Mathia, wenn ihr traurig „seyd, so sprecht: auf! ich muß unserm Christo ein Lied „schlagen auf dem Regal; er hört gern ein fröhlich Ge„sang und Saitenspiel. Greifet frisch an die Klaves! „Wenn dann der Teufel kommt, und giebt euch traurige Ge„danken ein: so wehret euch frisch, u. s. w.“ (Man setze für den Teufel böse Grillen und üble Laune, wie wahr!) Er empfahl auch die Musik, als ein Stück der Erziehung, weil er glaubte, daß ein Mensch, der diese Kunst verstehe, guter Art, und zu allen Dingen geschickt sey; wie er denn auch seinen Sohn, Johann, darin unterrichten ließ. Er

selbst

selbst legte sich mit allem Fleiß auf die Vokal- und Instrumentalmusik, hatte eine reine, helle und angenehme Stimme, und lernte einen angenehmen Alt singen; spielte auch verschiedene Instrumente, als die Flöte und die Laute, verstand die Noten, und Alles, was zur Musik gehörte, so gut, daß er nicht nur selbst komponirte; sondern auch, was Anders komponirt hatten, sehr trefflich zu beurtheilen wußte. Während seines Aufenthalts auf dem Schlosse zu Koburg, im Jahre 1530, setzte er die Worte des Psalms: „ich werde nicht sterben; sondern des Herrn Wort verkündigen," in Musik, und schrieb sie mit den dazu gemachten Noten an die Wand seines Zimmers. Von seiner richtigen Einsicht in den eigentlichen Geist der Musik, und den wahren Zweck des Gesanges, zeugt sein Urtheil über die Kompositionen des berühmten Kapellmeisters Jasquin de Pres, von denen er mit der ihm so eigenthümlichen Energie und Kraft des Ausdrucks sagt: „sie fließen sein, fröhlich, willig, milde und lieblich heraus, und gehen nicht gezwungen, noch genöthigt." Ein andermal nennt er diesen Komponisten, „den rechten Notenmeister, denn sie haben's machen müssen, wie er wollte; die andern Sangmeister müssen's machen, wie es die Noten haben wollen." (Wie treffend und scharfsinnig werden in beyden Urtheilen die charakteristischen Eigenschaften angegeben, wodurch Gesang Gesang, und Musik Musik wird. Das letzte besonders enthält vielleicht den größten Lobspruch, der einem Komponisten gemacht werden kann, und zugleich einen nicht zu verachtenden Wink für manchen Sangmeister unserer Zeit.) Am hervorspringendsten aber beweist sich Luthers Liebe für die Tonkunst in seinen Bemühungen für den deutschen Gesang bey'm öffentlichen Gottesdienste. Die dazu von ihm gedichteten und gewählten Lieder, versah er mit eigenen und fremden, ihnen anpassenden Melodieen, und setzte dazu die berühmtesten Tonkünstler seiner Zeit in Thätigkeit. Auch in seinem Hause und freundschaftlichen Zirkeln, pflegte er des Gesanges mit Liebe und Eifer; hielt viel von einer guten Tafelmusik, hörte mit Vergnügen zu, wenn Andere musicirten und sangen, sang selbst und begleitete seinen Gesang auf der Laute. Er hatte eine ordentliche Kantorey in seinem Hause, mit der er sich, besonders des Abends, im Singen erlustigte, und mit geschickten Musikern über die Theorie ihrer Kunst besprach. Man sieht hieraus, daß auch seine Liebe für die Musik mehr, als Zeitverkürzung,

 war;

war, indem er durch sie noch viel höhere Zwecke, als Unterhaltung und Erholung von ernstern Geschäfften, zu befördern suchte: geistige und moralische Bildung. Und, wie sehr bezeichnet dieses sein Treiben der Musik con amore seinen offenen, freymüthigen Charakter, seinen heitern fröhlichen Sinn, seine volle Empfänglichkeit und Thätigkeit für alles Schöne und Nützliche! wie sehr seine richtige Würdigung humanistischer Studien, die nicht umsonst diesen Namen haben, und daher nur von Pedanten und trockenen Wissenschaftskrämern für Brodt- und Nutzlose Künste geachtet werden können.

Luther verdankte der Kultur derselben die liebenswürdigsten Eigenschaften seines Geistes und Herzens. „Der „gute Geschmack, sagt Herr A., den er sich durch die fleißige Uebung in den schönen Wissenschaften erwarb, entzog „seiner Aufrichtigkeit das Beleidigende, gab seiner Vertraulichkeit das Bescheidene, nahm seinem Rathe das Gebieterische, entfernte von seinen Dienstleistungen die zu sehr „verpflichtende Miene, und machte seinen Umgang mit Andern voll Anmuth und Höflichkeit." Frey von aller Gleißnerey und Heucheley, leutselig, und fast immer von fröhlicher Gemüthsart, war er ein unterhaltender Gesellschafter, angenehm gesprächig, und, trotz aller Händel und Fehden mit seinen Widersachern, immer freundlich und gefällig in Reden und Geberden; brachte manchen unerwarteten und artigen Scherz hervor, war ein Freund von witzigen Einfällen, und belustigte mit seinen eigenen seine Freunde und Bekannte. Besonders liebte er die Fröhlichkeit bey der Tafel, und gab unter frohem Gläserklange manchen aus dem Stegreife verfertigten lateinischen und deutschen Vers zum Besten. Dieser sein froher Muth und zum Scherz aufgelegter Sinn, verließ ihn in den größten Gefahren nicht. Auf seiner Reise nach Worms, 1521, sowohl, als in Worms selbst, war er unerschrocken, und zu gewissen Stunden recht aufgeräumt und fröhlich. „Wenn sie, sagte er einmal, auch ein Feuer „machten, das zwischen Wittenberg und Worms bis an den „Himmel reichte: so will ich doch im Namen des Herrn erscheinen, und dem Behemot in sein Maul, zwischen seinen „großen Zähnen treten, Christum bekennen, und ihn walten lassen." Deßwegen bezeugt auch einer seiner größten Feinde, Anton von Varillas, von ihm: „die Men-

„schen

schien dem deutschen Leibe einen italiänischen Kopf gegeben
zu haben; eine so große Munterkeit und Lebhaftigkeit hatte
er;" und einer seiner Freunde, D. Urbanus Regius schreibt:
„In Koburg hab' ich einen ganzen Tag mit dem Manne Got-
tes zugebracht. Derselbe ist mir in diesem Leben der fröh-
lichste und lustigste gewesen. — In seinen Büchern spüret
man wohl seinen Geist; aber viel baß wird derselbe er-
kannt, wenn man ihn selbst von göttlichen Sachen höret
reden. Da wird man müssen bekennen, daß er ein viel
größerer Mann ist, denn man von ihm schreiben oder sagen
kann. Ich habe gesehen, wie große Gnade in dem Men-
schen ist."

Nicht minder anziehend, wie in dem Umgange mit
einen Freunden, erscheint L. als Ehemann und Vater. Er
liebte, ehrte und schätzte seine Gattinn, theilte mit ihr klug
das Hausregiment; war oft und gern in ihrer Gesellschaft,
unterhielt sich mit ihr, las ihr vor, lehrte sie nützliche Dinge,
neckte sie auf eine witzige Weise über ihre Fehler, und war
überhaupt in ihrer Gesellschaft lustig und aufgeweckt; gieng
ihr mit Rath und That an die Hand, und sorgte für Alles,
was in ihren Hausstand gehörte. Seinen Kindern war er
ein Vater, voll Liebe und Wohlwollen; nahm an ihren Freu-
den und Unfällen den freundlichsten Antheil; ließ sie durch
geschickte Lehrer unterrichten, und trug selbst zu ihrer physi-
schen und moralischen Bildung fleißig bey; verband, mit weiser
Strenge, Güte und Milde, und suchte sie mehr durch diese,
als jene, zu tauglichen Menschen zu erziehen. Er hielt
nichts von allzuharter Bestrafung. „Mit Kindern, meinte
„er, müsse man nicht, wie der Henker oder Stockmeister
„mit einem Diebe umgehen; sondern sie so strafen, daß der
„Apfel bey der Ruthe wäre." Bey ihrem Unterrichte ließ
er sich zu ihren Schwächen und Fähigkeiten herunter, er-
zählte ihnen Gleichnisse und Fabeln zur Lehre und Ergötzung;
mischte sich selbst in ihre Spiele, und hatte großes Vergnü-
gen an ihren fröhlichen Zeitverkürzungen, ihren offnen und
unschuldigen lustigen Streichen. „Solche natürliche Possen
„und Scherze, pflegt' er zu sagen, sind die allerbesten an den
„Kindern. An den Alten hat man solche Gnade nicht, es
„fleußt und gefällt nicht so wohl; denn, was gefärbt ist, das
„verliert die Gunst, haftet nicht, und macht nicht so viel
„Lust, als das, so vom Herzen natürlich zugehet. Darum

 „sind

„und die Kindlein die feinsten Theologen, die reden und „thun Alles einfältig vom Herzen und natürlich.“

Doch genug zur nähern Kenntniß dieses angenehmen und nützlichen Lesebuches. Wenn der Leser nur einen einfältigen und schlichten Sinn zur Lektüre desselben bringt, wird sie ihn gewiß anziehn und unterhalten. Paßt gleich nicht Alles, was darin von Luthern erzählt wird, unter die Rubrik: Zeitverkürzung: so giebt es doch überall charakteristische Züge zu dem Bilde des großen Mannes, das, nach dem Leben gemalt zu sehen, gewiß für jeden ächten Deutschen, und jeden Freund der durch ihn errungenen Denk- und Geistesfreyheit hohes Interesse haben muß.

Rf.

Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur. Köln, bey Hammer. 1803. Zweyter Theil. 1 Alphab. 10 Bog. 8. 2 Rg.

Wir beziehen uns auf unsere Aeußerung über den ersten Theil im 84. Bd. der Bibl. S. 206. Was wir jenem nachgerühmt haben, gilt auch von dem vor uns liegenden zweyten. Es sind Betrachtungen eines Mannes von Kenntniß, Beobachtungsgeist und unbefangener Ansicht, die zu lesen keinen Verständigen reuen wird.

Bb.

---

# Intelligenzblatt.

## Berichtigungen.

Im 88sten Band dieser Bibl. S. 540 wird gesagt, Herr Magister Pöhlmann, dessen Schrift: „Wie lehrt man „Kinder im Buche der Natur lesen?“ dort recensirt wird, sey von Frankfurt am Main, wo er ein Erziehungsinstitut hatte, als Schuldirektor nach Coburg berufen worden. Dieß ist unrichtig. Herr P. war nie in Frankfurt angestellt; sondern errichtete vor mehrern Jahren in Erlangen ein Privaterziehungsinstitut, welches auch jetzt noch besteht, und sich vor vielen andern ähnlichen Instituten vortheilhaft auszeichnet. Nach Coburg als Direktor der Schulen des ganzen Fürstenthums zu gehen, hatte er zwar einen Antrag; lehnte ihn aber ab, und lebt bis diese Stunde noch in Erlangen.

Meusel.

Im 90sten Band S. 406 wird erinnert, Herr Ludwig Ferdinand Huber, jetziger Landesdirektionsrath zu Ulm, heißt im gelehrten Deutschland falsch Leonhard Friedrich. Ich muß aber dagegen erinnern, daß dieser Irrthum schon im J. 1801, nämlich im 9ten Bande des gel. Deutschlandes berichtigt wurde. Uebrigens kann ich nicht bergen, daß mich Schriftsteller, die auf den Titeln ihrer Werke, oder unter den Dedikationen, oder unter den Vorreden, nur die Anfangsbuchstaben ihrer Vornamen angeben, in Verlegenheit setzen, und daß ich manchmal, besonders bey

 de-

berühmten Schriftstellern, meine Zuflucht zum Errathen genommen habe, um dadurch zur Bekanntmachung der wahren Vornamen Anlaß zu geben. Dieß war auch der Fall bey Herrn Huber; und es ist mir, wie schon in mehrern ähnlichen Fällen, also auch mit ihm, gelungen. — Bey dieser Gelegenheit sey mir der Wunsch erlaubt, daß die Zunamen der Schriftsteller eben so, wie sie sie selbst schreiben, von Andern geschrieben und gedruckt werden möchten; folglich z. B. nicht Krome wie S. 87 desselben Bandes dieser Bibl. geschieht, sondern Crome; nicht Kanzler, wie ebend. S. 99, sondern Canzler. Es entstehen daraus eben solche Verwirrungen, als wie aus dem unrichtigen Schreiben der Städtenamen, die mit dem Buchstaben C anfangen, an dessen Stelle Manche eigenmächtig ein K setzen. Eine von mir schon öfters und vor mehrern Jahren geführte Beschwerde!

Meusel.

---

## Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der bisherige Professor der Medicin zu Helmstädt, Herr Lichtenstein, hat von dem regierenden Herzoge von Braunschweig das Prädikat als Hofrath erhalten, und gehet als ausübender Arzt nach Braunschweig.

Herr Mag. M. G. Herrmann, bekannt durch verschiedene mythologische Schriften, welcher sich erst in Hamburg, und hernach in Berlin aufhielt, geht von da nach St. Petersburg.

Herr Hofmedikus Bader zu Darmstadt, ist als Landphysikus in dasigem Oberamte an die Stelle des nach Giessen abgegangenen Herrn Medicinalraths Balser, angestellt worden.

Der als domkapitularischer Arzt ehemals zu Worms angestellte Hofrath, Herr von Siebold, ist bey der Entschädigung mit dem Amte Lamperthelm als Physikus desselben an Hessen=

Hessen-Darmstadt übergegangen, und hat die Erlaubniß erhalten, in der Residenz wohnen und prakticiren, und von daher seine Physikatsgeschäffte versehen zu dürfen.

Ebendaselbst hat Herr Dr. Hofmann von Oberroßbach, die Erlaubniß zu prakticiren erlangt.

Herr Regierungsrath Crome zu Gießen, wird einem nach Bamberg erhaltenen Rufe in Kurzem folgen, weßwegen er den gebetenen Abschied in der Mitte Oktobers erhalten hat.

Der Direktor der ersten Deputation der Baierschen Landesdirektion, Herr A. Freyherr von Aretin, hat die, dem zum Präsidenten in Schwaben beförderten Geheimen Referendar, Grafen von Arco, bey dem auswärtigen geheimen Ministerial-Departement zugetheilt gewesenen Geschäffte und Referate einstweilen, jedoch mit Beybehaltung der wirklichen Direktorstelle, übernommen.

Der Professor der Medicin auf der Universität zu Marburg, Herr Dr. J. H. Sternberg, ist zum Kur-Hessischen Hofrath ernannt worden.

Der Kur-Hessische Geheime Regierungsrath, Herr C. W. Ledderhose in Kassel, ist von dem bisher verwalteten Konsistorial-Syndikat dispensirt, und dasselbe dem Hofrath von Witte übertragen worden.

Der ausübende Arzt, Herr Dr. Bischoff zu Berlin, ist bey dem dortigen Collegio medico chirurgico als außerordentlicher Professor angestellt worden.

Die Präsentation wegen der Kur-Brandenburg zu dem, durch die Resignation des Assessors Freyherrn von Dalwigk erledigten Assessorat des Kaiserl. Reichs-Kammergerichts, ist von dem Könige von Preußen dem Herrn Hof- und Landgerichtsassessor von Kamptz zu Güstrow, verliehen worden.

Der Kur-Hessische Justizrath Herr Wittich, ist bey der Regierung in Kassel als Rath angestellt worden.

Herr Rektor Thierbach zu Rudolstadt, ist zum Konsistorialassessor daselbst ernannt, und dem dortigen Superintendenten adjungirt worden.

Herr

Herr Konsistorialrath und Hofprediger Stephani zu Kastell in Franken, ist von der mineralogischen Societät zu Jena zum auswärtigen Beysitzer aufgenommen worden.

---

## Todesfälle.

### 1804.

Am 11ten Oktober starb zu Rothenburg an der Fulda, Herr C. P. König, Dr. der Rechte, Hochfürstl. Hessen-Rothenburgischer Kanzley-Direktor, 44 Jahre alt.

Am 12ten Oktober zu Dresden, Herr G. F. Freyherr von Lindemann, Dr. der Rechte, Kurfürstl. Sächsisch. Hof- und Justizrath, im 60sten Jahre.

Am 14ten Oktober zu Nürnberg, Herr J. P. [illegible], Professor der deutschen Sprache, und Konrektor am Gymnasio Aegidiano, 57 Jahre alt. Er hatte an der alten A. D. Bibl. mehrere Jahre lang Antheil.

Am 29sten Oktober zu Mohrungen in Ostpreußen, Herr S. F. Trescho, Diakonus daselbst, 71 Jahre alt.

Am 2ten November zu Altona, Herr G. C. Adler, Probst des Altonaischen und Pinnebergischen Konsistoriums, und Hauptpastor bey der Dreyfaltigkeitskirche in Altona, im 64sten Jahre.

An eben diesem Tage auf seinem Weinberge in Potsdam in seinem 64sten Jahre, Herr Karl Ludwig von Oesfeld, Königl. Preuß. Geheim. Rath. Er ist durch seine topographische Beschreibung von Magdeburg, und durch mehrere statistische und militairische kleine Schriften, die ehemals in den Berlinischen Kalendern erschienen, rühmlich bekannt. Besonders aber war er berühmt durch eine Anzahl schön gezeichneter Landcharten. Er hat auch einigen Antheil an der A. D. Bibl. gehabt.

---

Chronik

## Chronik deutscher Universitäten.

### Erlangen, 1804.

Am 23sten April ward in dem, unter der Universität stehenden Gymnasium die öffentliche Prüfung der Zöglinge gehalten, wozu der Konrektor Herr Besenbeck, mit der zweyten Partikel: de genio Socratis, ½ Bog. 4. einlud.

Am 24sten August ernannte die philosophische Fakultät den Kollaborator am Erlangischen Gymnasium Herrn A. Neubig, und

Am 29sten August den Kollaborator am akademischen Gymnasium in Koburg, Herrn G. Pertsch, zu Doktoren der Philosophie. Das von letzterm im Druck erschienene Specimen handelt: de recta methodo historiae catholicae in Gymnasiis et Lyceis docendae, 1½ Bog. 4.

---

## Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

### Erfurt, 1804.

In der letzten Sitzung der Akademie nützlicher Wissenschaften am 5ten September, referirte Herr Professor und Kammerrath Reinhardt über die von Herrn Reimer zu Wieschafen bey Stade eingeschickte Abhandlung: disquisitiones ad vectem pertinentes. Dann wurden folgende Abhandlungen vorgelesen: 1. Ueber das Naive, vom Herrn Professor Kossius. 2. Ueber Reform der Stadt- vorzüglich der Land-Schulen. 3. Geschichte der Kommerziendeputation, seit ihrem Entstehen bis auf ihre muthmaaßliche Auflösung, vom Herrn Professor Gotthardt. Am Schlusse der Sitzung zeigte Herr Apotheker Buchholz eine von ihm gemachte Entdeckung über die aus einem Experiment folgende Materialität des Lichts vor.

---

An-

## Anzeige kleiner Schriften.

Rede über die Nothwendigkeit der kriegerischen Verfassung von Europa. Am Geburtstage des Königes den 3ten August 1804, gesprochen im grossen Hörsaale des Joachimsthalischen Gymnasiums, von Philipp Buttmann, Professor. Berlin, in der Myliussischen Buchhandl. 40 Seit. gr. 8.

Man muß gestehen, daß sich der Redner ein schweres Thema gewählt hat, das vielen und bedeutenden Widersprüchen ausgesetzt ist; aber er hat es auch so gut ausgeführt, daß jeder denkende Zuhörer und Leser, die vollkommenste Befriedigung finden muß. Ueberdieß kann man nicht einwenden, daß sich Herr B. durch Uebergehung der größten Schwierigkeiten die Sache leicht gemacht habe. Nein, er hat die erheblichsten Zweifel in ihrer ganzen Stärke selber angeführt, daß das Auditorium in anhaltender Spannung blieb; aber durch die treffliche Auflösung der geschürzten Knoten aufs angenehmste überrascht wurde. Er hat sich und seinen Zuhörern die Gräuel des Krieges, und die Kollisionen des Wehrstandes mit dem Bürgerstande nicht verschwiegen; aber er hat auch gründlich gezeigt, daß gerade die kräftige und fortdauernde Rüstung zum Kriege das beste Mittel sey, dem Kriegsübel Schranken zu setzen, und besonders, daß ohne dieselbe Europa vor den Ueberschwemmungen der wilden asiatischen Horden nicht sicher seyn könnte. Und was die Kollisionen der Stände und einzelner Glieder aus denselben anbetrifft: so hat er diesen Punkt mit einem Zartgefühl und mit einer Bündigkeit aus einander gesetzt, daß beyde Theile an ihre gegenseitige Pflichten erinnert und zufrieden gestellt wurden. Dem Könige aber hat er vorzüglich in den energischen Schlußworten die schönste Lobrede gehalten: „des Preußen Stolz ist, auf dem Throne jetzt einen König zu „sehen, der, im Gefühl eigener Unabhängigkeit, seine Größe „darin sucht, daß er nie fremde Unabhängigkeit kränkte, stets „Freyheit im Inneren schützte."

Korre-

## Korrespondenz.

### [A]us der Badischen Pfalzgrafschaft.

Der Kurfürst von Baden hat die jährlichen, der Uni-[v]ersität zu Heidelberg angewiesenen Einkünfte, auf funfzig-[t]ausend Gulden erhöhet, und auch die Wittwengehalte der [o]rdentlichen Professoren, nach den Dienstjahren, auf zwey [b]is vierhundert Gulden bestimmt. Das wirklich lehrende Personale der Universität, besteht gegenwärtig aus folgen-[d]en Männern:

#### I. Kirchliche Sektion.

| | |
|---|---|
| Prof. Daub, reformirter Seits. Besoldung | 1100 Fl. |
| Dereser, katholischer Seits. | 1100 — |
| Kübel; kathol. | 900 — |
| Schnappinger, kathol. | 800 — |
| Schwarz, lutherischer Seits. | 1100 — |
| Werk, kathol. | 800 — |
| Wundt, reformirt. | 469 — |

#### II. Staatsrechtliche Sektion.

| | |
|---|---|
| Gamsjäger. | 1310 — |
| Heise. | 1309 — |
| Janson, Extraordinarius. | 669 — |
| Paetz. | 1300 — |
| Wedekind. | 1800 — |

#### III. Aerztliche Sektion.

| | |
|---|---|
| Mai, der Aeltere. | 900 — |
| Mai, der Jüngere, Extraord. | 200 — |
| Moser. | 850 — |
| Nebel. | 719 — |
| Posselt, (Extraord.) | 400 — |
| Zipf. | 769 — |
| Zuccarini. | 900 — |

#### IV. Staatswirthschaftliche Sektion.

| | |
|---|---|
| Gatterer. | 1365 — |
| Reinhard, Extraord. | — — |
| Semer. | 800 — |
| Succow. | 2000 — |

V.

## V. Allgemeine Sektion.

| | | |
|---|---|---|
| Prof. | Creuzer. | 1100 fl. |
| | Dubarry. | 800 — |
| | Koch. | 669 — |
| | Sax. | 500 — |
| | Schmitt. | [illegible] — |
| | Voßmann, Extraord. | 800 — |
| | Weiße. | 769 — |
| | Wolfter, Extraord. | 346 — |
| | Wundt, Extraord. | [illegible] |

## VI. Bildende Sektion.

| | |
|---|---|
| Hofmeister. | [illegible] — |
| Laminé. | 469 — |
| Schmid. | [illegible] — |
| Wenz. | 800 — |

---

## Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Sind die, im 89sten Bd. der Bibliothek S. 202 und 203 als verstorben aufgeführten Schriftsteller, Tanne ohne Vornamen, und J. F. Tanne, von einander verschieden, oder ist es eine und dieselbe Person?

Meusel.

# Neue Allgemeine
# Deutsche Bibliothek.

Drey und neunzigsten Bandes Zweytes Stück.

Achtes Heft.


## Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

rze Uebersicht dessen, was sich unter den Römern seit Jul. Cäsar bis auf die Eroberung Galliens durch die Franken am Rheinstrome Merkwürdiges ereignete. Auf Veranlassung der bey Neuwied entdeckten Alterthümer dargestellt von A. B. Minola, Prof. der Geschichte und Erdbeschr. an der Secondairschule zu Koblenz. Nebst dem Grundrisse des bey Neuwied entdeckten römischen Castri. Thal Ehrenbreitstein, in der Hof-Buchhandlung. 1804. XVI und 264 S. 8. 20 gr.

ieses Buch hat zwey Abtheilungen, nämlich 1) eine Ein-
ung zur Geschichte der Römer am Rheine, 2) eine geogra-
che Uebersicht der merkwürdigsten Castelle und Städte der
mer am Rhein.

Julius Cäsar war der erste Römer, der den schönen
ein sah, und kaum hatte er ihn gesehen, so entwarf er
h schon den Plan, über ihn zu gehen, und das mit eig-
Augen zu sehen, was ein verworrenes Gerüchte ihm ver-
thlich schon lange zuvor von den Germaniern gesagt hatte.
y den Ubiern schlug er seine erste Brücke, die er sehr bald

zu Stande brachte. Er muß also Wälder, aus denen er das viele dazu nöthige Holz nehmen konnte, in der Nähe gehabt haben. Die Ubier wohnten damals noch auf dem rechten Rheinufer, jener Gegend gegen über, wo wir sie in der Folge sehen; es war also eigentlich das Land der Trierer, aus welchem Cäsar übergieng. Da die Ubier von den Katten sehr bedrängt wurden: so luden sie ihn selbst zum Uebergange ein, und sagten, er möchte sich nur sehen lassen: so würde Alles in Schrecken gerathen und sie würden dadurch Ruhe bekommen. Cäsar, dem diese Aufforderung erwünscht war, drang vor, und Alles zog sich vor ihm zurück; doch hielt er sich bey diesem ersten Versuche nur achtzehn Tage auf dem jenseitigen Ufer auf, weil ihn neue Unruhen in Gallien abriessen. Er ließ also die Brücke abbrechen, um dem Feinde nicht einen Weg in ein Land zu bahnen, nach welchem er ohnedem sehr lüstern war. Kaum war er entfernt, so schickte das rechte Rheinufer den Trierern, die mit ihm nicht ganz zufrieden waren, Hülfe. Dieses, und weil Ambiorix im Falle einer Niederlage jenseits würde Schutz gefunden haben, gab die Veranlassung zum zweyten Uebergange, der nicht weit von dem Orte des erstern Uebergangs erfolgte.

Auch dießmal kam die Brücke bald zu Stande, geschwind setzte er über, ungesäumt rückt er immer weiter vor; aber ungeheure Wälder, heißt es, hätten ihn abgehalten, tiefer einzudringen. Die Brücke ward also auf der Seite der Ubier abgebrochen; an dem Trierischen Ufer aber ließ er einen Thurm von vier Stockwerken errichten, mehrere Verschanzungen wurden angelegt, und zwölf Cohorten mußten zur Bedeckung zurück bleiben. Daß er übrigens mit dem festen Entschlusse abzog, einst mit stärkerer Macht zurück zu kommen, daran läßt sich wohl nicht zweifeln; aber der Bürgerkrieg in Rom ließ ihn nicht weiter an eine Unternehmung am Rheine denken, und sein bald darauf erfolgtes trauriges Ende vereitelte alle seine Plane.

Auf seinen Erben Oktavian schien auch sein großer Geist übergegangen zu seyn. Schon im J. 728 von Erbauung der Stadt Rom (26 vor Chr.) ließ er gegen die Streifereyen der Sicambrer Festungen anlegen, unter welchen Bucherius auch Augusta Trevirorum (Trier) erwähnt. Bey der neuen Eintheilung der Provinzen, welche August vornahm,

Fin-

nden wir auch eine Aenderung, die sich näher auf unsere
Gegend bezieht; das Belgische Gallien nämlich, wie Jul.
Cäsar es noch nannte, wurde nun in drey Theile abgesondert;
ner davon behielt den vorigen Namen; der östliche, der am
n Rhein stieß, sollte nun Germania heißen, und zwar je
er Germania I., der Italien näher lag, und Germania II.
n Unterrhein.

Hierauf suchte August Germanien zur römischen Pro
nz zu machen, und es würde geschehen seyn, wenn, wie
lorus sagt, die Barbaren sich eben so gut in die Schandtha
n, als in die Befehle der Römer zu schicken gewußt hätten.

Drusus, ein junger feuriger Mann, sollte nun Au
sts Plan ausführen, und dieses ist jene Epoche, in welcher
r Rhein ein ganz andres Ansehn gewinnt; die ganze Strecke
von Mainz bis zum Ausflusse des Rheins in das Nord
eer erhielt eine ganze Reihe von Festungen, die auf jeden Fall
nen unglücklichen Rückzug aus dem eigentlichen Germanien
cken und sichern konnten. Daß der Verf. diese Festungen
ößtentheils namentlich anführt, ist zwar gewagt; indessen
ag er wohl bey den mehrsten derselben Recht haben.

Nach diesen Vorbereitungen griff nun Drusus seine Fein
, die Sicambrer, Usipeter, Tencterer und Katten an,
d zog durch das Land der letztern nach dem Thüringer Wal
. Zum Andenken der Siege über diese Völker soll Drusus
, wo jetzt Würzburg steht, ein Thropbäum errichtet ha
. Als er nun von dem Lande der Friesen aus die Chau
i und Bructerer in einem Gertreffen besiegt hatte, kehrte
vor dem Winter nach Rom zurück.

Im folgenden Jahre war er wieder am Rheine, besiegte
ie Feinde, besonders die Cherusker, Sicambrer und Usipe
, und schleppte ihr Vieh und sie selbst als Gefangene mit
fort. Hierauf wagte er es, den bisher den Römern so
chterlich geschilderten Harzwald zu durchbrechen. Er gieng
r die Weser, verwüstete Alles, wohin er kam, und drang
zur Elbe vor. Aber Mangel an Lebensmitteln, der her
nahende Winter, und, wie die Römer schreiben, verschied
Wunderzeichen, sollen seinen Rückmarsch beschleunigt ha
. Die Germanier setzten ihm nach; aber Mangel an
egsdisciplin auf Seiten der Deutschen, rettete das Heer

der Römer, und gegen weitere Anfälle verschanzte sich Drusus an der Ems.

Ohngefähr auf diese Art, aber weitläuftiger, wie es auch zur gehörigen Auseinandersetzung der verschiedenen Vorfälle nöthig war, führt der Verf. die Geschichte fort bis auf die Zeit, da die Franken Gallien eroberten; dann folgt in der zweyten Abtheilung die oben erwähnte Uebersicht der merkwürdigsten Castelle und Städte der Römer am Rhein, wovon wir hier auch etwas Weniges ausheben wollen, um einen Begriff von der Art, wie der Verf. seine Materie behandelt, zu geben.

Argentoratum, das jetzige Strasburg; letztern Namen erhielt es später von den vielen Straßen, die hier zusammentrafen; denn es war einst der Mittelpunkt aller derjenigen, die aus Pannonien, Rhätien und Italien in das O. und N. Gallien und Germanien giengen. Hier war ein Haupt-Waffenplatz der Römer; ein comes militiae wohnte da. Nach Ptolemäus lag hier die achte Legion. In seiner Nachbarschaft schlug Julian die Alemannen. Im Mittelalter schrieb man gewöhnlich: Strazeburg. Die Triboker wohnten einst in dieser Gegend, deren Hauptort es war. Was den Namen der letztern betrifft, so leiten ihn Einige von Tri Bocken, oder drey Buchen her, und noch soll ein Ort im Elsaß seyn, der zu den drey Buchen heißt. Diese Meinung scheint wenigstens mehr Grund zu haben, als eine andere, die von Trebeta spricht. Alles, was in der Trierischen Geschichte von diesem vorkommt, ist Fabel. Der Name Elsaß, wovon Strasburg später die Hauptstadt war, kommt bey den Römern nicht vor. Wahrscheinlich rührt er von dem Flusse Jll her.

Tabernä (Itinen. Ant.), Rheinzabern. Wahrscheinlich waren diese Tabernä ursprünglich das, was das lateinische Wort sagt: Schenken oder Wirthshäuser. Vielleicht legte man sie in diesen Gegenden zur Verpflegung der Truppen an, die sonst da nichts fanden. In der Folge gieng es diesen einzelnen Häusern, wie es heut zu Tage noch zu geschehen pflegt, daß Mehrere sich darum ansiedelten, weil die Passage stark war; und so entstanden vor und nach ganze Flecken und Städte, die, wo es die Lage erforderte, zu Festungen gemacht wurden.

Novesium (Neuß) ward von Martianus Nussia, von Ptolemäus Nuaißon genennt; wahrscheinlich ist es vom Dru- us erbaut. Tacitus gedenkt seiner und das Itinerar. Antonini. Genannter Feldherr schlug hier eine Brücke über den Rhein. Wie sehr hat sich seitdem seine Lage geändert; denn es liegt etzt wenigstens eine halbe Stunde davon; und wo einst das lußbette war, sind jetzt die schönsten Wiesen. Im Jahr 600 bestand hier noch ein künstlicher Kanal, wodurch man inen Arm des Rheins an der Stadt vorbey leitete. Im 5. Jahrhunderte wurde dieser Ort durch eine Belagerung erühmt, die Karl Herzog von Burgund unternahm. Ein anzes Jahr lag er davor, und er erhielt es doch nicht; denn er Kaiser Friedrich III. nöthigte ihn zum Rückzuge.

Schon aus diesem Wenigen sieht man, daß der Verf. le alten und neuen Quellen gehörig zu benutzen verstand. Er führt auch die verschiedenen Meinungen an, und wählt ach der Wahrscheinlichkeit immer die richtigere. Sollte aber uch mancher Leser mit dem Verf. hier und da andrer Mei- ung seyn: so muß man ihm doch danken, daß er sich die Mühe gab, alle hierher gehörige Data sorgfältig aufzusuchen nd hier zusammen zu stellen. Kurz, dieses Buch ist sehr gut nd brauchbar, und darf in einer Bibliothek der Geschichte nsers deutschen Vaterlandes nicht wohl fehlen.

Hd.

### rundriß einer Geschichte, Erdbeschreibung und Statistik aller Provinzen des preußischen Staats, nebst einer kurzen Einleitung in die allgemeine Geschichte und Geographie, zum Gebrauch der Schulen von Ludwig von Baczko, Professor der Geschichte bey der Artillerie-Akademie. Königsberg und Leipzig, bey Göbbels und Unzer. 1804. 174 S. 8. 10 gr.

ufgefordert von einigen verdienstvollen Schulmännern rieb der Verf. dieses Buch, das für den Unterricht in la- inischen Schulen, für Hauslehrer und für Feldprediger als rundlage beym Unterricht der Junker brauchbar seyn sollte. er Verf. hat die Schwierigkeiten des Plans selbst gefühlt, und

und eingesehen, daß er für manchen dieser Zwecke hin und wieder zu wenig, zuweilen aber auch wohl zu viel geliefert habe. So verhält es sich auch wirklich, und besonders muß man dieß Urtheil über die Einleitung in die mathematische und physische Geographie fällen. Der Vortrag ist zwar größtentheils faßlich; doch müßte Manches noch genauer und bestimmter vorgetragen werden. Erwähnt hat der Verf. gar nichts vom Horizont, von Erdstrichen, verschiedener Tageslänge, Gegenfüßler — unstreitig gehörte die richtige Bestimmung dieser Begriffe hieher. Eben so vermißt man auch Verschiedenes in der physischen Geographie, als das Wichtigste vom Klima, das Allgemeine von den verschiedenen natürlichen Produkten, ihrer Verarbeitung und dem Handel mit denselben. Wenn der Verf. von Menschen redet, so verweilt er sich am längsten bey den verschiedenen Menschenragen, deren er 5 annimmt, und die er auch charakterisirt; dagegen liest man nichts von den verschiedenen Sprachen, Religionen, Staatsverfassungen und der Geisteskultur. — Bisweilen trägt der Verf. auch Hypothesen vor, als, daß alles Wasser aus dem Meerwasser entstanden, und in wie fern Ebbe und Fluth durch die anziehende Eigenschaft des Mondes veranlaßt werde. Die Einleitung in die allgemeine Geographie ist fast zu kurz; von den 4 andern Erdtheilen ist fast gar nichts gesagt worden, der Verf. hat sich begnügt, bey den europäischen Reichen die vornehmsten außereuropäischen Besitzungen mit anzuführen. Bey Dänemark hätte auch Grönland, bey Schweden die einzige außereuropäische Besitzung, die Insel Barthelemi, und bey Rußland die Etablissements an der Nordwestküste von Amerika bemerkt werden müssen. Bey Rußland verdiente statt Cherson und Taganrock eher der weit wichtigere Handelsort Odessa angeführt zu werden. Warum hat der Verf. die Kurfürsten nicht in der Ordnung, in welcher sie auf einander folgen, aufgeführt? — Zu den 6 übriggebliebenen Reichsstädten fügt der Verf. fälschlich noch Regensburg als eine freye Reichsstadt hinzu. — Wie ist es zu verstehen, wenn gesagt wird, daß jeder Reichsstand in Betreff seiner eigenen Staaten völlig unabhängig ist? — Rec. übergeht eine Menge anderer Unrichtigkeiten, z. B. Constantinopel liegt an einer Meerenge, deren Eingang durch 2 Schlösser, die Dardanellen, geschützt wird — aus der Gegend von Angora liefern die Ziegen (unsere Ziegen nicht!) das Kameelhaar. —

Die

Die Geographie der preußischen Staaten verdient auch eine vielfache Berichtigung. Warum hat der Verf. die Entschädigungsländer zuletzt besonders aufgeführt; warum sie nicht, wie es doch bey den Abteyen Essen und Werden geschehen ist, sogleich bey den Kreisen, in welchen sie liegen, beschrieben? — Die Abtey Quedlinburg gehört ja auch mit zu den Entschädigungsländern. —

Die Universal-Geschichte hat der Verf. nur in 3 Zeiträume eingetheilt: 1) von der Schöpfung der Welt bis zur Einführung der monarchischen Regierungsform in Rom, Jahr der Welt 3954 (genauer doch wohl: bis zur Einführung der Kaiserwürde; denn Rom war ja schon bey seiner Entstehung ein monarchischer Staat — und warum ist gerade hier ein Zeitraum geendigt worden? warum erzählte der Verf. die alte Geschichte nicht bis zur Völkerwanderung?) 2) bis auf Luthers Reformation; 3) bis auf unsere Zeiten. Weiter sind keine Abtheilungen gemacht worden; aber sollte das Gedächtniß ohne mehrere Ruhepunkte nicht unter der Menge der auf einander folgenden Begebenheiten erliegen?

Die Geschichte des Preußisch-Brandenburgischen Staats ist so wie die Geographie dieses Staats weitläuftiger vorgetragen worden; aber warum hat der Verf., wie es freylich in den meisten brandenburgischen Geschichtsbüchern geschieht, die Charakterisirung der alten Deutschen und die Darstellung ihrer Lebensart, Sitten und Gebräuche nach Cäsar und Tacitus für nothwendig gehalten? Kann es erwiesen werden, daß jene vom Tacitus erwähnten Völkerschaften wirklich in der Mark Brandenburg gewohnt haben; und wenn dieß auch erwiesen wäre, paßt dann die Schilderung der Deutschen in den Rhein- und westlichen Gegenden Deutschlands, welche den Römern am bekanntesten waren, auch auf die im östlichen Deutschland wohnenden? Eben so unerwiesen ist es auch — und doch hört man nicht auf, es zu wiederholen — daß die Völker, die das abendländische Kaiserthum zerstörten, größtentheils in den jetzigen Preußischen Landen, besonders den östlichen, gewohnt haben? Doch genug, der Verf. verspricht bey einer zweyten Auflage die bemerkten Fehler zu verbessern; dieß läßt sich von seinem bekannten Eifer, nur die Wahrheit darzustellen, auch vermuthen.

Mm.

# Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Bemerkungen auf einer Reise durch das südliche Deutschland, den Elsaß und die Schweiz, in den Jahren 1798—1799; von C. U. D. von Eggers, Königl. Dänischem Legationsrath 2c. Vierter Band. Kopenhagen, bey Proft. 1803. VIII. u. 565 S. 8. 1 Rthl. 16 gr.

Ein besonderes Interesse hat dieser vierte Band, durch den mit eben so viel Scharfsinn, als mit Gefühl behandelten Gegenstand desselben, die Schweiz, von welchem Lande wir seit der Zeit seiner unseligen Revolutionsunruhen, hauptsächlich, was seine innere Lage und die verschiedenen den Menschen interessirenden Verhältnisse und Aussichten betrifft, nur wenig Nachrichten erhalten haben. Da der Verf. nur [illegible] Tage auf dieser Reise zubrachte: so darf man keine Vollständigkeit der seinigen erwarten; aber sie sind durch den Geist und das Herz, womit die verschiedenen Beobachtungen angestellt sind, sehr anziehend. —

Der 44. Brief (der erste dieses Bandes) giebt eine concentrirte Ansicht von Zürich, dieser einst, wegen des herrschenden wahrhaft geselligen Tons, der hohen Kultur, und der vielen aufgeklärten und liebenswürdigen Menschen, unstreitig interessantesten Stadt der Schweiz; von welchen Vorzügen nun die alles umwandelnde Zeit und der Einfluß der Revolution Manches vermindert haben mag. Rec., der seinen Aufenthalt in Zürich zu den glücklichsten Tagen seiner frühern Jahre zählt, stimmt dem Verf. in Allem, was er über diese gute Stadt und ihre Bewohner sagt, mit vollem Herzen bey. — Die drey folgenden Briefe enthalten des Verf. Reise durch einen Theil der innern Schweiz, nämlich Schwyz und Luzern, wo er allenthalben auf die Spuren des blutigen Kampfes der braven, jedoch zu einem solchen Kriege mit der Uebermacht zu locker verbundenen und zu wenig organisirten Schweizer gegen die Satelliten des despotischen und raubsüchtigen Direktoriums, aber auch auf schädliche

Hüte

hören und herrliche Schauspiele der Natur traf, welche er mit eindringender Wärme schildert, die zu gleich gestimmten Empfindungen hinreißt. Zu den letztern Ansichten gehört gleich Anfangs die Fahrt auf dem Luzerner See, und die Bezeichnung der durch die Stiftung der alten Schweizerfreyheit merkwürdigen Orte an seinen Ufern. — Ueber Schwyz und Luzern gieng der Verf. nach Aarau, wo das damalige Direktorium mit dem gesetzgebenden Korps residirte.

Der Verf. sagt viel Gutes von dem erstern, und charakterisirt das letztere durch Mittheilung der langen Verhandlung über die Abschaffung des Zehnten, nicht zu seinem Vortheil. Die Verhandlung, welche durch mehrere Schweizerische Zeitschriften längst bekannt ist, füllt hier abermals sieben Bogen, da doch eine concentrirte Uebersicht vollkommen hinreichend gewesen wäre. Rec. hat bey der Anzeige der ersten Bände dieser Reisebeschreibung, das Ueberflüssige solcher oft wiederholten Einschaltungen schon angemerkt, wodurch das Ganze dieses Werks unnöthigerweise so sehr gedehnt ist. Aus dem Resultat dieser Probe der Verhandlungen der neugebackenen helvetischen Regierung ergiebt sich, daß auch hier Unwissenheit, Einseitigkeit und Eigennutz die Versammlung der Demagogen beherrschten, welche das verblendete Volk über seinen wahren Vortheil täuschten, und die verständigere Minderzahl ihrer Kollegen überschrieen. Das gebrechliche Gebäude der damaligen Constitution, die hier gewürdigt wird, ist nun längst mit seinen nachfolgenden Modificationen zusammengestürzt; die Zeit muß lehren, ob das Volk bey der jetzigen durch einen Federstrich aus den Tuillerien gemodelten Verfassung glücklicher wird, als es unter der alten war. — Auf der weitern Reise über Bern, Freyburg und durch das ehemalige pays de Vaud, zeichnen sich besonders folgende Bemerkungen aus. Ueber das Cisterzienser-Kloster St. Urban; über den Geist der vormaligen von so vielen Seiten trefflichen Berner Regierung, die durch ihr Zögern und ihre genommenen halben Maaßregeln viel über die Schweiz gekommenes Unheil der letzten Jahre verschuldet hat. Bern, das der Verf. nur im Durchfluge sah, war sowohl in Rücksicht des äußern sonst so reinlichen Ansehens, als auch in seinem Innern, im Ton und Glanz sehr gesunken; alles lag unter französischem Druck. — Täuschungen in Vevay und Clarens, auf den von einer Julie, einem St.

Preuz und, wie unterrichtete Leute behaupten, selbst von Rousseau als betretenen Hügeln. — Die Reise durch den ehemaligen Waad war zu eilig, um Nachrichten von Bedeutung zu liefern; indeß liest man sie gern. Nach Genf kam der Verf. wenige Tage vor der feyerlichen — wider den Willen aller Partheyen seiner Bewohner — geschehenen Uebergabe der Stadt und ihrer Vereinigung mit Frankreich, die »ohne allen Zweifel, besage der Amtsblätter und censirten »Zeitungen unter allgemeinem Jauchzen und Jubiliren »der glückseeligen Genfer« — geschah. Indeß ist doch die Ruhe und Sicherheit des kleinen, längst dem Partheyhaß und seinen traurigen Wirkungen hingegeben gewesenen Freystaates, unstreitig dadurch wieder hergestellt worden.

Rp.

Reisen und Abentheuer Rolando's und seiner Gefährten. Ein Robinson für Kinder zur Erlernung geographischer und naturhistorischer Kenntnisse. Nach dem Französischen des Jauffret. Sechstes und letztes Heft. Weimar, bey den Gebr. Gädicke. 1803. 9 B. 8. 12 gr. geh.

So ist denn endlich, Gottlob! dieser aus compilirten Reisebeschreibungen zusammengesetzte Roman eines Abentheurers geschlossen! Zu Ende dieses Hefts zwar macht er Anstalten, von Manilla nach Siam abzusegeln; der Uebersetzer aber setzt hinzu, daß da die Handschrift davon noch nicht nach Europa gekommen, das Buch gewissermaaßen als geschlossen angesehen werden könne. Im Kap bekommt er Nachricht, daß sein inzwischen reichgewordener Vater drey Schiffe ausgerüstet habe, um ihn in allen Meeren aufzusuchen, die sich in Batavia versammeln sollen. Dahin also geht er sogleich ab, und dieß veranlaßt eine ziemlich befriedigende Nachricht von Java, und ein Raisonnement über die Ursachen des Verfalls und der Ungesundheit von Batavia. Beschreibung des Orang-Utang, und des Casuars. Episodisches Gemälde von Bengalen, und darunter eine Nachricht von der Selbstverbrennung der Wittwe eines Braminen mit dem Leichnam ihres Gatten. Aufenthalt auf der Insel Suluch, und Beschreibung des dasigen mannichfaltigen Perlenfangs

und

id Sagobaums, der eßbaren indianischen Vogelnester, und
nes sinesischen großen Bankets. Hier wird auch aus dem
Munde eines reisenden Kaufmanns die schon bekannte Ges
schichte, der durch zwey undankbare Engländer verrathenen
Gattinn des von ihnen ermordeten Portugiesen, Mendoza,
ngerückt. Ankunft in Manilla: äußerstes Sittenverderb
ß dieses paradiesischen Ortes. Hier findet Rolando seinen
n aufsuchenden Bruder, der seine Aeltern, nachdem ihr
Schiff auf freyer See in Brand gerathen war, in Siam
rückgelassen hatte — Hier also abermals ein eingeschaltetes
Gemälde eines aufbrennenden Schiffes — u. s. w.

Gi.

---

ebensgeschichte und Beschreibung der Reisen durch Asien, Afrika und Amerika des Zacharias Taurinius, eines gebohrnen Aegyptiers. Nebst einer Vertheidigung gegen die wider ihn in verschiedenen gelehrten Zeitungen gemachten Ausfälle, vorzüglich in Rücksicht der unter dem Namen Damberger von ihm herausgegebenen Landreise durch Afrika. Erster Theil. Mit Kupfern. (Es sind das Bild des Verfassers, und zwey Scenen aus seinen Reisen.) Leipzig, bey Joachim. (Ohne Jahrzahl; aber wahrscheinlich vom Jahr 1803.) 427 S. 8. Ohne den Vorbericht. 2 Rg.

Es ist allgemein bekannt, welche Vorwürfe dem Verf. dieses
Buchs über seine unter mehr als Einem Namen herausgegebenen Reisebeschreibungen gemacht worden sind. Auch in un-
serer Bibliothek (N. A. D. B. 58. Band, S. 442—458)
ist dieses geschehen. Hier sucht er sich dagegen zu vertheidi-
gen. Ein Ungenannter, der sich zu Prag am 20 May 1803.
der Bearbeiter unterschrieben hat, versichert, die weitläuf-
tige Vertheidigung des Hrn. Taurinius beynahe ganz un-
terdrückt; die Bitterkeit, womit er seinen Rec. geantwortet,
gemildert, und viele Bogen auf wenige Zeilen reducirt zu ha-
ben. Er behauptet zugleich, daß dem Verf. viel Unrecht ge-
schehen sey; gesteht aber auch, »daß seine Rec. bey dem

Um-

Umständen, die er jetzt freylich in seiner Vertheidigung in Anregung bringe, und in einer besondern Schrift auseinander setzen wolle, nicht besser von ihm hätten urtheilen können, da sie die Sache nehmen mußten, wie sie ihnen vor Augen lag.«

Schon diese verworren dunkle Entschuldigung des sogenannten Bearbeiters erweckt keine günstige Stimmung bey dem Leser; und seine ganze Manipulation macht, daß man den Kopf schüttelt. Mag er immer die heftigen Stellen des T. gemildert haben; die gewaltige Abkürzung desselben, ist derselben sehr nachtheilig. Denn man hat so viel Unwahrscheinliches, Unglaubliches, Offenbarfalsches, so viele Spuren der Erdichtung, u. dgl. m. an seinen Reisen zu rügen gefunden, daß die Vertheidigung dagegen wahrhaftig nicht kurz seyn dürfte. Und wozu will T. gewisse Umstände noch erst in einer besondern Schrift auseinander setzen? Hier war ja der rechte eigentliche Ort dazu. Doch wir halten es nicht der Mühe werth, uns in lange Untersuchungen über den Werth und das Genugthuende dieser Vertheidigung einzulassen. Es sey genug, den Lesern kurz zu sagen, was wir gefunden haben.

Zuerst also erhält man hier (welches doch auf dem Titel hätte angezeigt werden sollen,) eine neue Ausgabe der Reisen des Hrn. T. nach und in Ostindien, Afrika, u. s. w. Daß die Beschreibung hin und wieder abgekürzt worden sey, kann man aus einer Anmerkung S. 18 schließen. Die biographischen Nachrichten aber von ihm selbst hat der Verf. damit vermehrt, daß er auf eine täuschende Einladung eine vergebliche Reise nach England unternommen habe, und sich jetzt zu Wien in einer Buchdruckerey befinde. S. 415 fg. kömmt der Nachtrag zu dem Leben und den Reisen des Zach. Taurinius, welcher seine Vertheidigung enthält. Daran, schreibt er, liege nicht viel, ob er seinen wahren oder einen erdichteten Namen dem herausgegebenen Werk überschrieben habe; das Recht der Anonymität stehe jedem Autor frey, und die Aufschrift eines erborgten Namens könne eben sowohl von einer lobenswürdigen Bescheidenheit, als von erlaubter Klugheit, herrühren. Zu dem Vorwurfe, daß seine Reisen erlogen wären, seyen die Recensenten, (der Niederschreibung der Recension,) durch Umstände verleitet worden; sie wären blindlings den Eingebungen der Intri-

guen

nen gefolgt, welche schlechtgesinnte Menschen ihm spielten; diese Intriguen, und die daraus erfolgten Irrungen lasse er hauptsächlich darum weg, weil sie für die Leser seiner Reisebeschreibung nicht interessant wären. Die biographischen Notizen, welche er von sich beygefügt habe, könnten jedem an die Hand geben, ihn einer Lüge wegen zu belangen, wenn er ein falsches Faktum finden sollte; er müßte auch schlechterdings der schaamloseste Betrüger seyn, wenn er es gewagt hätte, in seinem Buche von Verhältnissen, in denen er mit achtungswürdigen Personen, in Deutschland, in Batavia, in den Englischen Besitzungen und am Cap gestanden hatte, unter ausführlichen Benennungen der Personen und Ortschaften, zu sprechen, ohne zu bedenken, daß der Betrug über lang oder kurz von einer oder mehrern Seiten her zur Sprache kommen müßte. Dazu setzt er die öffentliche Erklärung, welche Hr. Prof. Meiners zu Göttingen, nachdem ihm Hr. Laurinitus im Jahr 1800 den Besuch abgestattet hatte, für ihn ablegte, daß er alle ihm auf der Landkarte vorgelegte Fragen zur Genüge beantwortet; über Amerika und den Seedienst geordnet und bündig gesprochen; die vornehmsten Personen der Englischen Marine genau gekannt habe, u. s. w. Außerdem beantwortet er noch einigen besonderen Tadel, und versichert, daß alle seine Reisedaten auf zwey kleinen Bogen enthalten gewesen sind.

Aus allem diesem scheint uns nur so viel zu folgen, daß Hr. L. wirklich in Ostindien und einigen andern außereuropäischen Gegenden eine Zeitlang gewesen sey. Aber das Ganze seiner Reisebeschreibung ist dadurch nicht gerettet.

Kz.

## Gelehrtengeschichte.

Christian Täge's, ehemaligen Russischen Feldpredigers, (seitdem Pfarrers zu Pobethen in Ostpreussen) Lebensgeschichte. Nach dessen eignen Aufsätzen bearbeitet und herausgegeben vom Verf. der Novellen von Doro Caro. Mit dem sehr ähnlichen, von Bolt sauber gestochnen Bildnisse des

jetzt

jetzt 80jährigen Mannes. Königsberg, bey Göbbels und Unzer. 1804. XVI und 336 S. 8. 1 Rg. 6 gr.

Ob es für Empfehlung gelten könne, die Novellen von Doro Caro geschrieben zu haben, läßt Rec., der sie nicht gelesen, an seinem Ort gestellt seyn. Genug, der Unterschrift des Vorberichts zu Folge heißt der Herausgeber dieser Lebensbeschreibung Gerber, wohnt in einem dem Rec. eben so unbekannten St. Lorenz, und ist, wie aus der Note zu S. 74 sich zeigt, aus Danzig gebürtig. Für die Authenticität der Nachrichten leistet Herr Pfarrer T. selbst Bürgschaft, und daß diese von der eignen Hand des Greises herrühre, bekräftigt durch sein Zeugniß ein Herr Heinrich Degen, ohne jedoch im geringsten anzudeuten, wie es um seine bürgerlichen Verhältnisse, und mithin auch um die Glaubwürdigkeit des Attestats stehe? In Hinsicht auf Ton und Vortrag entschuldigt der Bearbeiter und Herausgeber die etwanige Incorrektheit und Unebenheit derselben mit der ihn gedruckt habenden traurigen Eile; und verspricht, wenn der Absatz dieser ohnehin nur schwachen Auflage zu einer neuen einladen sollte, das Ding besser zu machen. Eilfertigkeit und Zerstreuung werden freylich hier und da sichtbar; besonders im ersten Drittel des Buchs, wo der Herausgeber nur die Rolle des Referenten übernimmt; ungleich weniger schon im Verfolge, wo der Held der Geschichte, und das mit der von seinem Alter zu erwartenden Umständlichkeit spricht. Bey dem Allen hat Rec. das Ganze nicht ohne Vergnügen gelesen. Ereignisse des wirklichen Lebens ziehen doch weit stärker an, als solche, die nur in der Möglichkeit ihren Spielraum haben! Hierzu gesellte sich noch der Umstand, daß Rec. unter den hier aufgeführten Personen ein halbes Dutzend alter Bekannten wieder fand; deren Namen er in dem Buche ganz und gar nicht gesucht hätte. Andre Leser werden wieder andre finden, und somit die Meisten wenigstens nicht leer ausgehen.

Der im Jahr 1724 zu Marienwerder in Preußen geborne, und von wackern Aeltern aus dem Civilstande erzogne T. studierte hernach zu Königsberg und Halle. Der Rechtsgelahrheit, für die er mehrere Neigung gefühlt, mußt' er eines Gelübdes halber entsagen, dem zu Folge sein sonst ach-

tungs-

hochgeehrter Vater ihn der Kanzel gewidmet gehabt. Bis 1758. durchlief er in Pommern und Schlesien die den meisten Kandidaten des Predigtamts gewöhnliche Laufbahn als Hauslehrer der Jugend, und mehrere sehr sicher geschienene, dennoch aber fehlgeschlagene Aussichten zur Amtsbeförderung blieben ihm mit vielen seiner Mitbrüder ebenfalls gemein. So gut übrigens in müssiger Stunde die Geschichte von seinen Jugendjahren sich auch lesen läßt: bis zu gedachtem Zeitpunkte hatte sie auf Vervielfältigung mittelst der Druckerpresse eigentlich keinen Anspruch zu machen. Von hier aber an wird es ein paar Jahre hindurch damit schon etwas, auch für's größre Publikum, anziehender. Im Frühlinge 1758 verließ er nämlich die seit 5 Jahren nicht ungern bekleidete Informatorstelle in Schlesien, und bewarb sich um ein erledigtes Diakonat in seiner Vaterstadt. Kaum aber war er daselbst angelangt, als der mit seinem Heere durchmarschirende Russische General Fermor, ein geborner Liefländer, ihn von der Kanzel hörte, und zum Stabs-Feldprediger verlangte: eine Requisition, der unser Kandidat gern oder ungern sich fügen mußte; mit dem übrigen Benehmen aber des Generals in der Folge sehr zufrieden war. Bald nachher ward er aufgefordert, auch einen Kosakenschwarm, der über die Weichsel gehen sollte, in Abwesenheit des Protopopen einzusegnen. Auf seine Einwendung, noch kein Wort Rusisch zu verstehn, gab der ihn begleitende, aber deutsch sprechende Serjant ihm den guten Rath, in seinem deutschen Seegen nur die Namen der Erzväter Abraham, Isaak und Jacob fleißig zu brauchen; was denn auch geschah, und auf die Andacht der Kosaken sichtbar wirkte! Kurz darauf mußte der gute Feldprediger desto erschütternderen Auftritten, und das nahe genug beywohnen: der Einäscherung nämlich Cüstrin's und der blutigen Zorndorfer Schlacht; wo die Beschreibung seiner peinvollen Lage bey ihm selbst gelesen seyn will. Er selber ward bald nach dem Treffen mit Verlust seiner Habseeligkeiten von den Preußen gefangen, früher jedoch ausgewechselt als er erwarten durfte, und hatte dieß ohne Zweifel der Verwendung des General F. zu danken. Bey dieser Gelegenheit fertigt er auch die Windbeuteleyen des französischen Grafen de la Messelière ab; dessen verdeutschte Nachrichten über Rußland ꝛc., gleichfalls unlängst erst im 89. Bande S. 298 u. f. unsrer Bibl. nach Verdienst gewürdigt worden. Dieser Erzintrigant hatte sich

nämm-

nämlich einfallen lassen, auch den moralischen Charakter des Russischen Feldherrn anzutasten; worüber er denn von unserm den General ungleich näher gekannt habenden Landsmann in der Kürze, aber kräftig zu recht gewiesen wird.

Nach einem so beschwerlichen Feldzuge ward diesem wenigstens die Erholung, in seiner Vaterstadt selbst das Winterquartier beziehen zu können. Hier aber erwartete ihn ein desto weniger vorhergesehenes Schicksal. General Fermor war nach Petersburg vorgefordert worden, um über den mißlungnen Feldzug persönlich Rechenschaft abzulegen. Hierunter mischte man auch den armen Stabs-Feldprediger; dessen Anstellung als eines feindlichen Unterthans, seine Gefangennahme und schnelle Auswechslung, von Fermors Neidern als ziemlich verdächtige Umstände benützt wurden. Kurz, Herr T. ward mitten in der Nacht aus den Armen der Seinigen gerissen, als Staatsgefangner streng behandelt, und in Begleitung eines Gardeoffiziers nach Petersburg abgeführt. Hier steckte man ihn in ein klägliches Kasemattenbehältniß der dasigen Festung; wo auch die damalige geheime Kanzley ihren Sitz hatte. Zwar wurde der Gefangne zeitig genug vom Kriegsminister, und bald darauf in seinem Kerker auch von Andern verhört; in den ersten 9 Wochen aber so hart gehalten, daß man sogar das einzige Fenster der Kasematte mit Tüchern vernagelte, und kein Gefangenwärter mit ihm sprechen durfte. Daß man ihn, trotz so strenger Behandlung, doch keiner eigentlichen Staatsverrätherey, oder andrer Kapitalverbrechen schuldig geglaubt, erhellet schon aus dem Wenigen, was Herr T. von den Verhören selbst beybringt; als in welchen weder des großen Königs, noch des Grafen Fermor mit einem einzigen Worte gedacht wurde; wie denn der Graf selbst sich vollkommen gerechtfertigt gehabt, bereits wieder zur Armee abgegangen, und Herr T. ihm sogar bey Riga begegnet war, ohne jedoch sich ihm kenntlich machen zu dürfen. Ein kurz vor der Arrestation eingelaufner Brief seines Bruders, den er daher auch nicht einmal beantworten können, worin von Verkauf einiger Jagdgewehre sich die Rede fand, scheint den gegen ihn gehegten Verdacht bestärkt zu haben; ließ sich aber wie alles Uebrige, ohne Schwierigkeit rechtfertigen. Die Staatsinquisitoren schienen hiermit auch zufrieden zu seyn, und ließen den guten Mann baldige Befreyung hoffen.

Den

Dennoch mußte dieser noch zwey ganze Jahre in einem Kerker schmachten; vermuthlich, weil man ihn endlich vergessen gehabt. Seit den für ihn so günstig ausgefallnen Verhören, ward ihm jedoch das Tageslicht wieder vergönnt, so wie der Genuß frischer Luft, die er an der Thüre seiner Kasematte einathmen durfte, unter guter Aufsicht, versteht sich, die aus einem Serjanten und vier Garnisonsoldaten bestand, und den Hang zum Trunk ausgenommen, äußerst dienstfertige Menschen waren. Auch mit dem halben Rubel, den er zur täglichen Beköstigung erhielt, ließ sich bey damaliger Wohlfeilheit aller Lebensmittel sehr wohl auskommen, und hielt er um diesen oder jenen Hausrath, dieß oder jenes Kleidungsstück an, ward sein Bedürfniß unverzüglich befriedigt. Nur Schreibmaterialien und Bücher blieben ihm versagt; so daß, mit Ausnahme der ihm endlich bewilligten deutschen Bibel, der Umgang mit seiner unabgelöst bleibenden Wache (die ihn für einen preußischen General hielt; er aber, wer er sey, Niemand sagen durfte) und die daher nothwendig gewordne Uebung in der russischen Sprache sein einziger Zeitvertreib wurden. Daß Herr T. in diese doch immer peinliche Lage sich so gut zu finden gelernt, und von der dasigen exekutiven Gewalt noch jetzt durchaus mit großer Mäßigung spricht, macht seiner Besonnenheit alle Ehre. Selbst die Kleinigkeiten, deren er aus seinem Gefängnisse sich noch erinnert, erhalten dadurch Lesbarkeit.

Nach, wie gesagt, zwey Jahren erst, erschien der Zeitpunkt seiner Befreyung, und das eben so unvermuthet, wie es seine Einkerkerung gewesen. Da man, um ihn zu entschädigen, ihm die Wahl einer guten Versorgung im russischen Reiche, oder im Vaterlande frey stellte, und er, wie ganz vernünftig, das Letztere vorzog, ward für seine Rückkehr dahin auf's freygebigste gesorgt; in Petersburg aber umzusehen, ihm nur für einen Tag und in Begleitung seines Serjanten gestattet! Für's erste hielt er am rathsamsten, sich an seinen Feldpredigerposten wieder zu begeben; wo sein alter Gönner, General Fermor, der gerade wiederum bey Marienwerder stand, ihn zwar auf's freundlichste empfieng und zu behandeln fortfuhr; über sein bisheriges Schicksal aber — sonderbar genug! — niemals, auch nur mit einer Sylbe, sich auszulassen wagte. Als bald

darauf die Kaiserinn Elisabeth starb, und Herr T., um den neuen Huldigungseid zu leisten, nach Königsberg gieng, fand er daselbst den von dieser Fürstinn noch ausgefertigten Befehl, ihm die erste offen werdende gute Pfarrstelle anzuweisen. Eine dergleichen, zu Pobethen im Samländischen, war eben erledigt, und diese trug der damalige russische Statthalter in Preußen, General Panin, ihm sogleich an; Herr T. ward dadurch für seine unverschuldete Leiden hinreichend, wie es scheint, entschädigt, und steht seit 1762 ihr noch mit so ausnehmender Munterkeit vor, daß er, seiner 80 Jahre ungeachtet, nicht nur keines Subsituten bedarf; sondern seit bereits mehr als 30 Jahren nicht einmal seine Stelle auf der Kanzel vertreten läßt! Ein Kandidat, der hier Persönlichkeiten sich erlaubt gehabt, bewog ihn zu dem Gelübde, (wozu die Neigung also in der Familie erblich scheint) keinen Kandidaten wieder Statt seiner predigen zu lassen; und bis jetzt hat er es wirklich noch nicht brechen dürfen! Wer wird einem so thätigen, und von seiner Gemeine deßhalb verehrten Seelsorger diese Munterkeit, und seine gute Pfründe dazu, nicht lange noch gönnen! — Ein paar angehängte Histörchen, König Friedrich Wilhelm I. und den Hofnarren Friedr. Augusts III. von Polen betreffend, hätten füglich wegbleiben können; gesetzt auch, daß solche, wie hier wenigstens versichert wird, noch ungedruckt wären.

Do.

Chirographa personarum celebrium. E collectione *Christoph. Theoph. de Murr.* Missus I. duodecim tabularum (die jedoch auf 7 Folioseiten Platz gefunden). Vinariae, sumtibus novi Bibliopolii, vulgo Landes-Industrie-Comtoir dicti. 1804. 18 S. gr. Folio; außer den 7 Kupferblättern. 1 Rg. 12 g.

Ueber Liebhabereyen läßt sich nicht streiten! Wer also am Anschauen der Schriftzüge berühmter oder berüchtigter Leute Vergnügen findet, und sie wohl gar als eine Physiognomik studiert, wird für die in Kupferstich besorgten Ab-

drücke

icke derselben dem Hrn. von M. ohne Zweifel Dank wis-
; gesetzt auch, daß zu Aufklärung dieses oder jenes histor
chen Umstands sich wenig Brauchbares daraus ergäbe.
urch wen der Herausgeber vorliegende Schriftproben ste-
en ließ, ist nirgend angezeigt, und ob Alles mit Sorgfalt
d Treue nachgebildet worden, kann nur aus Vergleichun-
n mit den Originalen selbst hervorgehen. Auch aber
dann noch, wenn von allen diesen Federn andre Schrei-
reyen sich vorfänden, die gegen die vorgelegten Probestü-
mit unter abstächen, wird die Authenticität jener dadurch
ch lange nicht zweifelhaft. Wie Vieles hängt hier von
lter und Stimmung, ja von Beschaffenheit der Schreib-
aterialien selbst ab! Mancher hat überdieß seine Hand
ehr als einmal geändert; Andre hinwieder brachten es
it der ihrigen nie zu einiger Festigkeit und Gleichförmig-
it. Wo indeß beyde Statt gehabt, bleibt es doch immer
ichtig, genau zu wissen, in welchem Lebensjahre Dieser
er Jener etwas auf's Papier warf; und die Mühe, hier-
ch sich lange umzusehen, hätte den Käufern entweder er-
art, oder, wenn so was sich gar nicht ausmitteln ließ, die
ndatirte Schriftprobe vor der Hand bey Seite gelegt wer-
n sollen!

Die meisten derselben sind aus des Herausgebers eig-
r Sammlung, und was für gelehrte Freunde ihn aus
n ihrigen unterstützten, wird größtentheils namentlich
n ihm angezeigt. Das Ganze hebt mit ein paar von
srer großen Landsmänninn, der Kaiserinn Katharina, bey
ebersendung eines Exemplars des bekannten Universal-
Glossariums, an einen ungenannten Gelehrten im Jahr
785 geschriebnen Zeilen an. Hier giebt es sogleich zu be-
erken, daß Rec. eine Menge weit saubrer geschriebner
apiere dieser thätigen Hand zu sehen Gelegenheit gehabt.
. Eine von Voltaire, 1767, mithin in hohem Alter aus-
stellte Quittung. Daß man hier die Namen des Wechs-
rs Agron und der Stadt Lyon mit kleinen Anfangsbuch-
aben geschrieben findet; in dem Worte château aber das e
hlen sieht, wird Niemand befremden, der aus Pariser oder
ndern französischen Druckereyen her weiß, daß selbst die
eliebtesten dasigen Schriftsteller es mit der Orthographie
berhaupt so genau nicht nahmen, und hierin auf die Kor-
ktoren der Officin, wenigstens ehedem, sich verließen.

III. An eine ungenannte Dame von J. J. Rousseau geschriebnes Brieschen, ohne Datum. Herr von M. glaubt es um 1761 an die Herzoginn von Luxemburg gerichtet. Gerade damals aber wohnte R. ganz in ihrer Nähe, und würde die Entschuldigung, mit einer Antwort so lange im Rückstande geblieben zu seyn, sich wohl erspart haben! Ueberdieß ist Alles äußerst unsauber und flüchtig hingeworfen; da R. doch, und selbst in späterm Alter, weit fester und zierlicher schrieb. Sonst blickt der Sonderling auch hier schon durch. IV. Einige Zeilen aus einem von d'Alembert an den Herausgeber 1773 geschriebnen Briefe; der indeß im ersten Abschnitte des Hefts, das heißt, im Texte selbst, sich vollständig abgedruckt findet; denn, was Rec. schon eher hätte sagen sollen: besagter Text liefert, was in den Nachstichen wegen vieler Abkürzungen und Schreiberschnörkel oft mit Beschwerlichkeit sich lesen läßt, nicht nur, wie jetzt üblich, abgedruckt; sondern auch wohl mit Zusätzen vermehrt, die den Probestich ergänzen, oder seinen Inhalt erläutern. V. Ein Brieschen Martin Luthers von 1524 an den jungen Patricier Heinrich Baumgärtner in Nürnberg; woraus erhellet, daß die damals noch unverheyrathete Katharina von Bora besagtem B. gar nicht abgeneigt gewesen, und L. sich gefreut haben würde, ein Pärchen aus ihnen werden zu sehen. VI. Schreiben Melanchthons von 1528 an den Nürnbergischen Rathsschreiber Lazarus Spengler. In der Folge ward die Hand des ehrwürdigen Mannes, wegen überhäufter Arbeiten, mitunter schwer genug zu lesen. VII. Einige Zeilen aus Briefen des Cardanus ohne Datum an Cölius Curio Secundus, und VIII. Joh. Calvinus an einen Ungenannten; gleichfalls ohne Jahr- und Ortangabe; die Originale von beyden in der Basler Universitäts-Bibliothek. Die Schreiberey Calvin's ziemlich unleserlich. IX. Wenige Zeilen aus einem Briefe Keplers, Ulm, 1627, an den Tübingischen Professor Schickard, und X. an eben denselben von Peiresc aus Aix, 1635. Im Texte letztrer vollständig.

XI. und XII. vermuthlich aus dem Stammbuche oder Albo eines reisenden Deutschen, Joh. Badehorn; ein paar Inskriptionen von der Hand des Ulyss. Aldrovandi zu Bologna, 1579, und des Sigonius, ebendaselbst. XIII. Bruchstück aus einem von Petrarka,

1370,

370, wenige Jahre mithin vor seinem Tode, an den Paduanischen Arzt Joh. de Dondis geschriebnen Briefe, der in der Basler Ausgabe, 1581, von Petrark's Werken vollständig abgedruckt steht. Daß alle diese Schriftproben von Nummer V. an, ausgenommen die französische von Peiresc, in lateinischer Sprache sind, muß Rec. hierbey noch anzeigen. Petrarka klagt in seinem Briefe über den von den Aerzten ihm untersagten Genuß der Baumfrüchte, und protestirt sehr lebhaft gegen dieses Verbot. Herr von M. hat dieses aus 4 langen Zeilen bestehende Curiosum der Gefälligkeit des trefflichen Morelli, St. Markus Bibliothekars in Venedig, zu danken. Heilloser Abkürzungen, wodurch die Schreiberey jener Zeit, und des XIVten Säkulums besonders, so schwer zu lesen wird, giebt es noch in ziemlicher Menge darin; gegen Ende besagten Jahrhunderts indeß fieng man wieder an, es dem Leser etwas weniger sauer zu machen. XIV. Vier Zeilen aus dem unbedeutenden, in der Textabtheilung aber ganz eingerückten, aus Ferrara 1586 datirten, und an einen Ungenannten italiänisch geschriebnen Briefe des Torquato Tasso. Bey dieser Gelegenheit wird im Textabschnitte noch die Abschrift eines andern gleichfalls unedirten Brieschens des berühmten Dichters zum Besten gegeben. XV. Fünf Zeilen aus dem Handschreiben Friedrichs des Großen an Mamsell de Nonbail, datirt aus dem Lager bey Friedland, 9ten Oktbr. 1744; auf dem Rückzuge aus Böhmen also. Im Texte ist der auch sonst schon bekannte Brief vollständig und mit einen Schreibfehlern abgedruckt. XVI. Ein halb Dutzend Zeilen aus dem im Texte gleichfalls ganz stehenden französischen Briefe des unvergeßlichen Leibnitz an einen Ungenannten; den Herr v. M. im ersten Bande seines ältern Journals für Graf Metternich gehalten, nunmehr aber für den unglücklichen Grafen Görz. Der Brief ist vom Jahr 1715; auch nicht lange vor L. Hinritt also. Zu lernen giebt es wenig daraus, weil L. über einen unbekannten Gegenstand, der politisch-kitzlicher Art gewesen seyn mag, sich mit großer Behutsamkeit ausläßt. XVII. Eine Namensunterschrift Philipps II. von Spanien, mit daneben stehender Billigungsformel: Esto se podrá hazer como os parece. (Kann geschehen nach unsrem Dafürhalten.) Ziemlich undeutlich geschrieben, wie von so hoher Hand sich's erwarten läßt. XVIII. Mit sehr unreiner Feder, die von sei-

 ner

ner Tochter Isabelle geschriebene, und aus einem Briefe vermuthlich entlehnte Zeile. Noch weit lakonischer sieht es unter Nummer XIX. aus: als wo es bloß die noch obenein sehr abgekürzte Unterschrift; devotissimus Vestrae excellentiae Servus in domino, aber von der Hand des allzu bekannten Ignatius L. (Loyola) zu lesen giebt. Aus einem an Herzog Albrecht von Bayern 1550 aus Rom geschriebenen Briefe; der jedoch von der Hand seines Sekretärs ist: denn zu eigenhändigem Briefwechsel hatte der überfromme Mann vermuthlich keine Zeit übrig. Im, wie man denken kann, vom Herrn von M. im ersten Abschnitte ganz mitgetheilten Sendschreiben ist von Errichtung einer Jesuitenschule in Baiern die Rede; wo, so Gott will! dergleichen anjetzt wohl nicht auferstehen dürften. Ein andrer, an eben diesen Fürsten 1552 gerichteter Brief betrifft denselben Gegenstand. Hierbey ließ der Herausgeber es aber nicht bewenden; sondern hat auch die Kopieen noch zwey andrer, mit wenigstens der Unterschrift des heiligen Mannes ausstaffirter, und an einen Cöllner Carthaus-Prior geschriebner Briefe, so wie die Abschrift einer Antwort des letztern, in der Textabtheilung uns nicht vorenthalten wollen. Diese Ignatianischen Kostbarkeiten waren völlig wie Heiligthümer unter Glas und Rahmen zu Cöln verehrt worden!! Zur Zugabe noch unter Nummer XX. ein wenigstens nicht schlecht gemaltes Brieschen des bekannten spanischen Jesuiten Ribadeneira (wegen seiner vortheilhaften Geschwätzigkeit und Leichtgläubigkeit auch wohl als Petrus di Badineria von Spöttern begrüßt) an den Erzvater selbst; worin die kindlichste Sorgfalt für die theure Gesundheit desselben athmet.

XXI. Abermals, wie es scheint, aus dem Stammbuche eines Freyherrn von Waldstein, die Inschrift von der Hand Iusti Lipsii, 1600, aus Löwen, mit dem, wie es im Textabschnitte steht, freylich sehr paradox klingenden Motto: Omnia dat, qui *justa* negat; statt dessen aber, wie der Augenschein lehrt, juste zu lesen ist. XXII. Nur die Beyschrift eines von Saumaise im Jahr 1644 dem Pariser Präsidenten Orgier verehrten Buches. Ein Buch aus Salmasii Bibliothek, dem er auf dem Titelblatte seinen Namen beygeschrieben, besitzt auch Rec.; wo aber das Cl. de Saumaise (sic) ganz anders aussieht, wie in jenem Nachbilde.

ließ. In der Folge jedoch ward Herr von M. ei-
es ziemlich langen und von Saumaise eigenhändig
eschriebnen Briefes habhaft. Er ist 1642 ex castello
elincensi bey Beaune in der ehemaligen Bourgogne da-
rt, und an die Kuratoren der Leidner Universität ge-
chicket, bey denen er wegen seiner langen Abwesenheit von
Holland sich umständlich und in schönem Latein entschuldigt.
XXIII. und XXIV. Wiederum aus dem Stammbuche des
chon oben erwähnten Joh. Badehorn ein paar Inschriften,
nämlich des P. Victorius in Florenz, und M. A. Mure-
us damals in Rom; beyde von 1579. In letzterer gefiel
em Rec. die Stelle, wo M. sich darüber freut, diesen Ba-
dehorn einen Freund des von ihm sehr geschätzten deutschen
Schulmannes Paul Melissus zu wissen, als dessen Namen
e vermuthlich in dem Albo gleichfalls gefunden hatte.
XXV. Auch wohl aus einem Stammbuche, das von der
H. Königinn Christina 1669 zu Rom hineingeschriebne:
a coelo tandem pretiosa corona parata! Leserlich genug
schrieb wenigstens diese Fürstinn. XXVI. Anfangsworte
und Unterschrift eines lateinischen Briefes der Königinn
von Portugal Maria Anna, 1746, an den aus Deutsch-
land gebürtigen Jesuiten Joh. Brewer. Im ersten Ab-
schnitte wieder der ganze, wenig bedeutende Inhalt.
XXVII. Anfang und Schluß eines aus Setubal, 1754,
an eben diesen Brewer von dem berüchtigten Jesuiten Ga-
briel Malagrida portugiesisch geschriebnen Briefes; in
den Textblättern ganz eingerückt, und mit ein paar Noten
versehen; woraus unter andern erhellet, daß auch von ei-
ner Reliquie des theuern Franz Xavier darin die Rede
sey. Lieber hätte der ganze Brief übersetzt werden sollen;
denn wie wenig Käufer mögen Portugiesisch verstehen!
Seine unwandelbare Zärtlichkeit für los Padres hat übri-
gens Herr von M. schon in diesem ersten Missus, wie
man gesehen, aufs neue und hinreichend beurkundet. —
XXVIII. Bruchstücke eines von unserm Albrecht Dürer
1506, aus Venedig an seinen Freund Pirkhaimer zu Nürn-
berg italiänisch, aber höchst fehlerhaft und recht eigentlich
kauderwälsch geschriebnen Briefes, den er eben so possierlich,
wie alles Uebrige, mit Norikorius Sibus oder Cibus (statt
civis) unterzeichnet. XXIX. Anfangszeilen eines lateini-
schen Briefes von Pirkhaimer an Dürer, 1517; und end-
lich XXX. eines von Joh. Cochläus, 1516, damals in Bo-

 logna,

logna, an eben diesen Pirkhaimer. Daß in der Textabtheilung die 3 letzten Briefe vollständig zu lesen sind, versteht sich unerinnert. Unter allen 30 Schriftproben nimmt übrigens keine einzige weder durch besondre Zierlichkeit, noch gar zu auffallende Unleserlichkeit sich aus. Ob die künftigen Hefte dergleichen zu Markte bringen werden, muß man erwarten.

B.

## Klassische, griech. u. lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

1) Attisches Museum, herausgegeben von Wieland. Leipzig, 1803. Des IV. B. 3. Heft. 1 B. 8. 16 gr.

2) Griechische Blumen. Ein Uebersetzungsversuch von Wilhelm Schröer. Berlin, bey Nauck. 1803. 6 B. 4. 9 gr.

Nr. 1. enthält dießmal bloß eine Uebersetzung von Euripides Jon, der einige erläuternde Anmerkungen beygefügt sind. So viel Hochachtung wir auch für den Uebersetzer (es ist Wieland selbst) und dessen graues mit verdienten Lorbeern geschmücktes Haupt hegen: so können wir doch nicht umhin, zur Steuer der Wahrheit zu bekennen, daß er sich dießmal (um nichts Härteres zu sagen) die Arbeit so leicht gemacht hat, wie möglich. Der deutsche Jon sieht zwar aus, als ob er in Verse übersetzt wäre; aber das ist in der That nicht der Fall, man müßte denn nach Willkühr unter einander gemischte Jamben von sieben, sechs, fünf, vier, drey und drittehalb Füßen (die mit Anapästen versetzten nicht einmal gerechnet) für ein Sylbenmaaß gelten lassen. Wie der Vers, so der Ausdruck. Die 1622 Verse des Originals nach der Beckischen Ausgabe sind hier zu 2003 erweitert, und auf Kürze, Nachdruck und Ründe so wenig Rücksicht genommen, daß man wirklich zuweilen auf die

Gedan-

Gedanken gerath, Hr. W. habe seine Leser mit dieser schein-bar-poetischen Verdeutschung zum Besten haben wollen. Bekanntlich hat Hr. Bothe ohnlängst den ganzen Euripides übersetzt. Darf Hr. W. sich rühmen, seinen Vorgänger übertroffen zu haben; und wenn er es nicht darf, was für einen Grund hatte er, seinen verunglückten Versuch dem Drucke zu übergeben?

Nr. 2. liefert 365 Gedichtchen aus der griechischen Anthologie. Der Uebersetzer giebt sie, wie er im Vorberichte sagt, nicht, um fortzufahren, falls dieser Versuch Beyfall finden sollte; sondern um zu erfahren, ob er überhaupt für diese Gattung der Kunst einiges Talent besitzt, von dessen weiterer Ausbildung sich in der Folge reifere Frucht erwarten lasse. Anlage zum Uebersetzer glauben wir allerdings in ihm zu erkennen, und daß er künftig mehr leisten werde, bezweifeln wir nicht, sobald er Sprache und Ohr durch das Studium eines Voß und anderer mehr übt und vervollkommnet.

Bb.

1) Πλατωνος πολιτεια, sive de Republica Libri decem. Edidit D. *Frider. Astius.* Ienae, sumtibus *Croeckerianis.* 1804. 26 B. 8. 1 Rt. 16 gr.

2) Plato's Phaidon, oder von der Unsterblichkeit der Seele, mit den vorzüglichsten Erläuterungen der berühmtesten Ausleger, von *J. D. Büchling.* Halle, bey Ständel. 1804. 13 B. 8. 18 gr.

3) Dasselbe Buch in usum lectionum. 8 B. 8. 8 gr.

Nr. 1. ist ein zum Gebrauche öffentlicher Vorlesungen bestimmter Abdruck der Politik Plato's. Der Herausgeber, dessen kritische Noten etwa zwey Bogen betragen, hat die nicht verbesserte Uebersetzung Ficins verglichen, und zugleich die Lesearten einer Handschrift von der Marcus-Bibliothek, die ihm

H. Nürnberger mittheilte, benutzt. Druck und Papier sind lobenswerth.

Nr. 2. ist eine Arbeit ganz in Hrn. Büchlings bekannter Manier. Voran eine deutsche Vorrede, sodann das lateinische Argument von Tiedemann, darauf der griechische Text, und unter demselben in bunter Reihe Fischers und Gottlebers lateinische, und Stollbergs, Dillenius und des Verfassers deutsche Noten. Bey einer Büchermacherey der Art läuft man wenigstens nicht Gefahr, seine Gesundheit durch allzu große Anstrengung auf das Spiel zu setzen.

Nr. 3. ist ein Abdruck des griechischen Textes, mit Tiedemanns vorangeschickter Inhaltsanzeige.

1) Platons Werke v. *Friedr. Schleiermacher*. Berlin, in der Realschul-Buchhandlung. 1804. *Ersten Theiles Erster Band*. 27 B. 8. 1 Rthlr. 20 gr.

2) Platons Phaidon, oder über die Unsterblichkeit der Seele, übersetzt von A. F. Lindau. Berlin, bey Nauck. 1804. 8 B. gr. 8. 18 gr.

Nr. 1. ist der Anfang einer mit vieler Sorgfalt und sichtbarer Liebe gearbeiteten Uebersetzung des Plato, die, wenn sie mit eben dem Fleiße geendigt wird, mit der sie begonnen worden ist, um so mehr als Bereicherung unserer Literatur angesehen werden darf, da der Uebersetzer seiner Arbeit durch schätzbare, jedem Gespräche vorangehende Einleitungen und hinzugefügte rechtfertigende Noten einen eigenthümlichen Werth gegeben hat. Nur hie und da scheint er sich etwas zu ängstlich an das Griechische anzuschließen, und, wenn auch nicht gegen den Genius der deutschen Sprache überhaupt, doch gegen die Leichtigkeit und Geschmeidigkeit des Dialogs anzustoßen. Wir heben unter mehreren angestrichenen Stellen folgende aus dem Phädrus (p. 245. Ed. Steph.) aus.

»Die dritte Eingeistung und Wahnsinnigkeit, nämlich »die von den Musen, ergreift nur eine zarte und heilig gewschonte Seele, und, diese zu festlichen Gesängen und den »andern Werken der Dichtkunst aufregend und befeuernd,

»und

und tausend Thaten der Urväter ausschmückend, bildet sie die Nachkommen. Wer aber ohne diesen Wahnsinn der Musen in den Vorhallen der Dichtkunst sich einfindet, meinend, er könne durch Kunst allein genug ein Dichter werden; ein solcher ist selbst ungeweiht, und auch seine, des Besonnenen Dichtung, wird von der des Wahnsinnigen verdunkelt. So viel, und noch Mehreres, kann ich rühmen von des Wahnsinnes, der von Göttern kommt, herrlichen Thaten. So daß wir eben dieses ja nicht scheuen wollen, noch uns irgend eine Rede irren lassen, die uns das einängstiget, daß wir vor dem Verzückten den Besonnenen vorziehen sollen als Freund; sondern erst dieses noch zu jenem erweisend soll sie den Preis davon tragen, daß nämlich nicht zum Heil die Liebe dem Liebenden, wie dem Geliebten, von den Göttern gesendet wird.«

Wir zweifeln sehr, daß diese und ähnliche Stellen vor dem Richterstuhle des guten Geschmacks bestehen werden. Ohne das unverständliche Eingeistung (κατοψη), das fremde einängstigen (δεδιττομενος), die unnöthig gehäuften Participien, und den die Verständlichkeit erschwerenden Einschiebsel, der von den Göttern kommt, in Anspruch zu nehmen, — wie unnatürlich ist nicht die ganze letzte Periode gewendet, und wie viel mehr Anstrengung bedarf es, den richtigen Sinn derselben im Deutschen als im Griechischen aufzufassen! Zum Glück sind solcher verunglückten Stellen nicht viele, und wir hegen das Vertrauen zu dem Uebersetzer, daß ihre Zahl sich in der Folge noch mehr vermindere, und die Hoffnung, einen deutschen Plato zu erhalten, nicht abermals an dem absichtlichen Bestreben, ihn Griechisch-Deutsch wieder zu geben, scheitern werde. Uebrigens enthält dieser erste Band mehr nicht, als vier Gespräche, den Phädrus, Protagoras, Laches und Lysis.

Was Nr. 2. betrifft: so können wir nicht umhin, das schöne Papier und den guten Druck zu bedauern. Um Hrn. Lindau's Uebersetzungstalente zu würdigen, hat man gar nicht erst nöthig, den griechischen Plato zur Hand zu nehmen; der deutsche giebt hierüber hinlänglich Auskunft. Oder sind Perioden, wie folgende, nicht charakteristisch genug. Seite 107: »Also dieserwegen muß ein Mann um »seine Seele unbesorgt seyn, der im Leben die übrigen kör»perlichen Vergnügungen und Herrlichkeiten fahren ließ,

»als

»als ihm fremdartig, und das andre an sich zu vergrößern »gesonnen. Dagegen nach den Vergnügungen des Ler»nens strebte, und die Seele nicht mit geborgtem, sondern »mit ihrem eignen Schmucke geschmückt, mit Mäßigung »und Gerechtigkeit, und Tapferkeit, und Freyheit, und »Wahrheit, so die Reise nach der Schattenwelt abwartet, »Willens zu reisen, wann das Schicksal ruft.« S. 512 »Und sie (die Seele des Philosophen) wird nicht der Mei»nung seyn, daß die Philosophie sie lösen müsse, wann aber »jene sie gelöset, dann sich den Vergnügungen und Bekümmernissen hingeben, wiederum sich einzufesseln und ein »vergebnes Werk thun, indem sie gleichsam der Penelope »Gewebe rückwärts auftrennt; sondern, indem sie Ruhe »davor verschafft und der Vernunft folgt, und bey ihr be»harrend, das Wahre und das Göttliche und über schwan»kende Meinung Erhabene betrachtet und von ihm ge»währt wird, ist sie entschlossen, so zu leben, so lange sie »lebt. Und nach dem Tode zu dem Verwandten und zu »dergleichen gelangt, den menschlichen Uebeln entnommen »zu seyn.« — Hr. Lindau kündigt in der Vorrede eine fertige Uebersetzung von Thucydides an. Welch ein Schicksal für den trefflichen Historiker, wenn er gemißhandelt wird, wie Plato!

Ka.

Theocriti carmina. Recensuit et annotationibus instruxit *Jo. Christian. Guil. Dahl*, graec. lit. Prof. P. O. in academia Rostochiensi. Lipsiae, in libraria de Kleefeld. 1804. 1 Alph. 9 Bogen. 8. 1 Rt. 16 gr.

Theokritus ist in der neuesten Periode der griechischen Literatur nicht vernachlässigt worden. Man hat neue Ausgaben desselben veranstaltet. Voß, die Grafen Stolberg und Finkenstein, auch Lindemann, haben seine Gedichte, entweder einzeln oder ganz, in deutsche Verse gebracht. Manso, Eichstädt, Jacobs, Ahlwardt und Heinrich haben sie theils classificirt, theils durch kritische Anmerkungen erläutert; auch für den Schulgebrauch, da die vorzügliche Valkenaersche Ausgabe zu kostbar ist, haben Stroth und Jacobs gesorgt. Der Verf. überwandelt an diesen

diesen Gothaischen Ausgaben, daß in denselben die Kritik zu sehr vernachlässigt sey, und entschloß sich daher zu einer neuen Handausgabe des Dichters, hauptsächlich zum Gebrauch der Jugend auf Schulen und Universitäten. In der Vorrede zeigt er eine so genaue und vollständige Bekanntschaft mit dem, was ihm seine Vorgänger zu seiner Absicht vorgearbeitet hatten, daß vielleicht wenige Herausgeber eines Klassikers so wohl vorbereitet zu ihrer Arbeit gehen werden. An genauer Bekanntschaft mit dem Dichter, und mit allen zu dessen Bearbeitung nöthigen Hülfsmitteln fehlt es ihm gewiß nicht; nur mit der Einrichtung dieser neuen Ausgabe, in sofern sie für die Jugend bestimmt seyn soll, können wir nicht ganz mit dem Verf. einverstanden seyn. Theokrit ist für Anfänger, und für solche kann man doch gewiß den bey weitem größten Theil der jungen Studierenden rechnen, denen derselbe auf Schulen und Akademien erklärt werden soll, gewiß kein leichter Dichter; er ist schwerer, als Homer, und selbst, wenn man die Chöre ausnimmt, als die griechischen Tragiker. Da nun Hr. D. für gut befunden hat, seiner Ausgabe weder die lateinische Uebersetzung, noch einen Wörterklärenden Index beyzufügen, die beyde die Vorbereitung des Schülers erleichtern können: so hätte dieser Mangel billig durch erklärende Anmerkungen ersetzt, und in den Noten, da, wo es nöthig war, Dialekt, Wortform, Stammwort, oder Konstruktion angegeben, oder eine Uebersetzung einer schweren Stelle beygefügt werden sollen. Aber da ist im ganzen Buche nicht eine Anmerkung dieser Art; alle sind kritisch, und beschäfftigen sich mit Varianten. Wir sind vollkommen überzeugt, daß die Beurtheilung anderer Lesearten in einer Schulausgabe nicht ganz übergangen werden dürfe; sie dient sehr, die Beurtheilungskraft des jungen Lesers zu üben, und den hermenevtischen Sinn zu schärfen; aber bloß auf Varianten auszugehen, und dagegen die Worterklärung und Interpretation ganz zu vernachlässigen, ist doch auch zu einseitig. Auch würden wir bey einer solchen Ausgabe nicht unterlassen haben, die Jugend mit der Sprache des Scholiasten bekannt zu machen, der unter vielen Trivialitäten doch manches gute Saamenkorn enthält; aber auch das geschieht nicht; und der Verf. erwähnt des Scholiasten bloß in Hinsicht auf eine andre Leseart.

Leseart. Der Text zu dieser Ausgabe ist gewissermaßen neu. Der Verf. hat nämlich den von Valkenaer verbesserten Text, der bey allen nachherigen Ausgaben zum Grunde liegt, nicht unverändert beybehalten; sondern theils aus den ältesten Ausgaben, theils aus der bey der Wartonschen Ausgabe befindlichen Varianten-Sammlung, theils aus den neuern hier und da zerstreuten kritischen Hülfsmitteln, verbessert, und auf diese Art einen ganz neuen Text geschaffen; und in einigen Idyllen, die wir gelesen, haben wir keine Ursache gefunden, mit seinem Geschmack, in Aufnehmung anderer Lesarten, unzufrieden zu seyn, so daß wir es wirklich bedauern, daß eine so kritisch gute Ausgabe durch den vorher gerügten Mangel einen Grad der Vollkommenheit und Brauchbarkeit weniger hat. Auch müssen wir aber erwähnen, daß der Verf. in seinen Anmerkungen zuweilen auf nachgeahmte oder ähnliche Stellen im Virgil und andern Dichtern gewiesen hat.

St.

## Erziehungsschriften.

Neuer Orbis pictus in sechs Sprachen, oder das unterhaltende und belehrende Bilderbuch für Kinder von jedem Alter, herausgegeben von H. Seidel. Nürnberg und Leipzig, bey Campe. 1804. XVI und 112 S. 8. Nebst XL Kupfertafeln. Illum. und geh. 2 Rk.

An ähnlichen Nachahmungen des alten Comenius, wohin z. B. die vor einigen Jahren bey Leo zu Leipzig herausgekommene »Erste und zweyte Nahrung für den zunehmenden Verstand guter Kinder« gehört, fehlt es zwar nicht; inzwischen ist die gegenwärtige der Konkurrenz unter den bessern Büchern dieser Art nicht unwürdig. Rec. weiß aus eigener vieljähriger Erfahrung, wie gut sich dergleichen Bilderbücher bey Kindern benutzen lassen, um ihnen Sach- und Sprachkenntnisse auf eine ihnen angenehme Art beyzubringen. Wenn aber der Verleger in der Vorrede äußert, daß die acht letzteren Platten, welche Maschinen dar-

stellen, denen eine Erläuterung beygefügt ist, Kindern
züglich interessant seyn würden: so möchte er sich wohl
en; denn die Lehre von dem Hebel und die Erklärung
n der Wirkung der Maschinen überhaupt gehört für
ünglinge, die in der Mathematik Unterricht erhalten;
er nicht für Kinder; sie müßten denn dem Lübecki-
en Wunderkinde Heineke, oder dem jungen Baratier
ichen.

Bey jeder Tafel sind die Benennungen der darauf ab-
bildeten Gegenstände in deutscher, lateinischer, französi-
er, englischer, italiänischer und holländischer Sprache auf
iem besonderen Blatte, aber nicht immer ganz richtig,
gegeben. Z. B. Raisin, statt grappe de raisin (die
einetraube; L'hoyau, l'houe, l'hussard, statt *le* hoyau,
houe, *le* hussart oder houzard. — L'huomo statt
uomo, ohne h; il uccello, statt l'uccello; cavone, statt
vone; *il* scojattolo, statt *lo* scojattolo; papellone, statt
pilione. Der Hirt heißt im Französischen pâtre,
er berger, und nur im biblischen oder poetischen Style
steur. — Die Leiter ist im Lateinischen und Italiäni-
en durch sponda ausgedrückt. Allein sponda heißt im
teinischen das Spannbette, und im Plural spondae, die
iterbäume auf einem Wagen; im Italiänischen aber bedeu-
sponda den Rand, oder die Brustwehre, und die Leiter
nnt man in dieser Sprache scala a piuoli.

Wm.

Der neue Landschullehrer. Eine Fortsetzung des Landschullehrers von Moser und Wittich, herausgegeben von Philipp Jacob Völter, Schullehrer in Heidenheim an der Brenz. Tübingen, bey Heerbrandt. 1804. Dritten Bandes Erstes Stück. 8. 8 gr.

In diesem Stücke erfüllt der Herausgeber das Versprechen,
welches er in einem der vorherigen Stücke gethan hat, und
iebt seinen Lesern eine Beurtheilung der Pestalozzischen
nschauungsmethode des Unterrichts und der Erziehung der
inder. Er läßt zuvörderst einige Bemerkungen voraus-
hen, welche er zur Beurtheilung dieser Methode für nö-
thig

thig hält, um unrichtige und voreilige Urtheile zu verhüten, dergleichen schon häufig bisher über diese Methode gefällt worden sind. Und dann giebt er einen Auszug aus Pestalozzi's Buch für die Mütter, um die Methode näher zu bezeichnen. Rec. kann sich aber über diese Sache nicht einlassen, da er nicht Gelegenheit und Muße genug hat, um über diese Methode nachzudenken; sondern überläßt es seinen Herren Kollegen, welchen die Bücher des Pestalozzi werden zugetheilt werden, um ihr Urtheil über seine Methode in dieser Bibliothek abzugeben. Aus dem, was Rec. bisher von dieser Methode gelesen und gesehen hat, scheint ihm dieselbe zwar für die Privaterziehung der vornehmern Stände in den Händen eines geschickten Lehrers brauchbar; aber für die öffentlichen Schulen, besonders für Landschulen, viel zu langwierig und gänzlich unbrauchbar zu seyn, da weder die Mütter der gemeinen Stände, noch die Lehrer derselben, Zeit und Geschicklichkeit genug besitzen, die dabey gegebenen Vorschriften zu beobachten.

S. 68 wird vorgeschlagen, daß man die Schulkinder zum Schreiben anführen soll, noch ehe sie lesen können. Allein der Herausgeber berichtiget dieses, und sagt, daß er nach seiner Erfahrung es für besser halte, wenn man mit dem Schreiben so lange wartet, bis die Kinder fertig lesen können. Und dieß billigt der Rec. aus eigener Erfahrung ebenfalls. — Ueber die Pflichten eines Landpredigers in allen seinen Verhältnissen sind manche sehr nützliche und gute Bemerkungen gemacht, wenn ihnen nur immer von allen nachgelebt würde. — Nachdem der Herausgeber von S. 99 an mancherley gute Erklärungen uneigentlicher Ausdrücke der Bibel geliefert hat: so sagt er S. 110: »Man »lehre die Kinder in der Schule nur über Religion denken: »so wird sich der Stumpfsinn und die Gedankenlosigkeit bald »verlieren, worüber man so häufig klagt.« Ein sehr wahres Wort! wenn es bey der jetzigen betrübten Lage der mehresten Landschulen nur möglich wäre, diesen guten Rath in Ausübung zu bringen.

Auch diesem Stücke des Landschullehrers müssen wir das Lob geben, daß es für Prediger und Schullehrer eine überaus nützliche und lehrreiche Schrift sey.

B.

Rech-

# Technologie.

**Magazin für Färber, Zeugdrucker und Bleicher; herausgegeb. von S. F. R. Hermbstädt. Dritter Band. Mit Kupf. Berlin, in der akadem. Buchhandlung. 1804. 323 S. gr. 8. 1 Rg. 16 gr.**

Dieser Band enthält: 1) Erfahrungen und Beobachtungen über die in Schlesien übliche Art zu bleichen, von Bruchmann. Hier wird mit Recht getadelt, daß man in Schlesien die Zeit des Einweichens nicht genau bestimmt; zu kurzes Einweichen löst die färbenden Theile nicht auf, zu langes macht, daß die (dadurch oxydirten) Theile wieder niederfallen, und dann beynahe noch fester sitzen, (weil sie zu Orleanstoff oder endlich zu Indigstoff geworden sind.) Auch die Laugen macht man nicht gehörig. 2) Beschreibung und Abbildung einer neuen Maschine, um das Färben der Baumwolle, der Leinwand und der baumwollenen Zeuge zu erleichtern, von Gratrix. Ein über drey Rollen gezogener Filz führt die Flüssigkeit aus einem Behälter herbey, zu den Zeugen, welche durch zwey Rollen gezogen werden. 3) Beschreibung der jetzt in England und Frankreich üblichen Methode, die wollenen Zeuge zum Färben und Drucken vorzubereiten, nebst der Beschreibung einer Maschine, welche sie druckt, von Jeffreys. Die Stellen der Zeuge, welche die Farbe nicht annehmen sollen, bedeckt man mit einer Mischung von Pfeifenerde und Talg, so lange gekocht, daß sie sich beym Abkühlen erhärtet. 4) Betrachtungen über die Natur der Wolle, der Seide, und der Baumwolle, als Gegenstände der Färbekunst. Den Unterschied, daß diese Stoffe leichter oder schwerer die Farbestoffe annehmen, sucht der Verf. nicht in ihrer Struktur, sondern in der chemischen Verwandtschaft; denn sonst würde Wolle mehr Farbestoff aufnehmen als Seide. Ganz ist doch wohl die Struktur nicht aus der Acht zu lassen, da die Wolle aus einfachen Röhren, Flachs hingegen aus ringsumher verschlossenen engen Zellen besteht, in welche nur langsam und durch die Häute selbst der Farbestoff dringen kann. In dem Oel der thierischen Stoffe liegt der Unterschied, wiederholt der Verf. auf die gewöhnliche Weise. Die Eintheilung der Pigmente ist

nicht passend. Pigmente mit erdiger Materie, wie sie die Galläpfel enthalten sollen, giebt es im Pflanzenreiche nicht. Von den Beitzen wird ziemlich genau gehandelt; auch die schon bekannte Art, türkisch Roth zu färben, beschrieben. 5) Bemerkungen das Bleichen der feinen wollenen Tücher, Kasimire, Etamis und anderer Zeuge betreffend, vom Herausgeb. Statt des Schwefels wird die englische Methode, mit schweflichter Säure zu bleichen empfohlen, und die Art und Weise, wie dieses geschehen kann, gelehrt. 6) Neue Methode die Seide kalt zu spinnen. 7) Beschreib. und Abbild. einer Färberey-Anstalt, von Apel. Der Verf. hat eine Anstalt nach Rumfords Vorschlägen angelegt, wo bloß mit Dämpfen geheizt wird, und der Vortheil ist beträchtlich. 8) Erfahr. und Beobacht. über die Ersparung des faulen Urins bey der Wollenwäscherey und Walke, vom Herausg. Es wird eine Seife von reiner Schönebecker Soda und Hanföl, Leinöl, oder auch Heringsthran vorgeschlagen, welche sehr wohlfeil ist. 9) Versuche mit der kanadischen Goldruthe, von Succow. Schon bekannt; aber wie der Herausg. mit Recht erinnert, den praktischen Färbern eben nicht. 10) Ueber den Gebrauch des zootischsauren oder blausauren Kali und Kalks in der Färberey. Von Berthollet. Er bedient sich des blausauren Kalkes, wozu er etwas Schwefelsäure setzt, und bringt darin die durch einen zusammenziehenden Stoff und schwefelsaures Eisen gefärbten Zeuge. 11) Bemerkungen über die Wirkung der oxydirten Salzsäure auf die färbenden Theile vegetabilisch-animalischer Substanzen, von Berthollet. Einige Eigenschaften des Farbestoffs in der Leinwand, dem Hanfe und der Baumwolle werden hier angegeben. Er löst sich nur wenig im Alkali auf; wohl aber wenn er oxydirt ist; Säuren, Metalloxyde und Kalk schlagen ihn aus der Verbindung mit Alkali nieder. Oxydirte Salzsäure verdünnt die Farben, und bleicht sie, aber verbrennt den Wasserstoff und macht sie gelb. (Manches läßt sich auf diese Weise erklären, Vieles nicht. Farbestoff in dem Zustande, wo man ihn Gerbestoff nennt, schlägt bekanntlich das Eisenoxyd schwarz nieder; ebenderselbe durch oxydirte Salzsäure oxydirt wird dunkler, fällt aber nun das Eisenoxyd grau) 12) Beschreib. der Rheinischen Methode des Flachsröstens. Man röstet dort den Flachs nicht im Wasser, sondern auf einem Stoppelfelde 13) Chemische

ische Zergliederung des Waids, von Quatremere Disjonval. Ist schon bekannt; freylich nicht in die Hän- e des Fabrikanten gekommen, aber doch als chemische Zer- liederung unvollständig, da der Verf. als er schrieb, die Stufe n der Oxydation dieser Substanz nicht kannte. 14) Ueber ie in England gebräuchliche Methode baumwollen Garn und Gewebe verschiedene schöne und ächte Far- en zu geben, von Frith. Verschiedene Recepte, keines uszugs fähig. 15) Neue Erfahrungen über die Krapp- ärberey und das türkische Roth, von Hausmann. Ver- chiedene zum Theil interessante Bemerkungen über diesen Gegenstand. Ohne Zusatz von Gallen oder Sumach war s unmöglich allen Farbestoff aus dem Krapp zu ziehen. — Die Verbindung des Farbestoffs mit Thonerde und Eisenoxyd hält r nicht für eine chemische Verbindung; denn Säuren nehmen ie Thonerde und das Eisenoxyd von der Oberfläche gefärbter Zeuge; auch zieht oxydirte Salzsäure die Farbetheile aus; beyde Beweise sind zwar nicht hinreichend, doch scheint die chemische Verbindung weniger innig zu seyn). Zum Roth- färben bedient er sich einer Vorbereitung aus einer Auflösung der Thonerde in Kali und Hanföl oder Leinöl verbunden. Die Anwendung dieser alkalischen Thonbeitze wird auch in andern Fällen sehr empfohlen. 16) Ueber die beste Me- thode mittelst Wau auf Seide und Wolle verschiedene Farben zu setzen. Anweisungen mancherley Farbennuan- cen hervorzubringen. 17) Ueber die Entschälung der Seide, v. Vasco. Es wird gezeigt, daß es beym Ent- schälen sehr darauf ankomme, zu welchem Gebrauche man die Seide bestimmt. Will man sie weiß haben: so ist die vollkommne Seife am besten. Immer muß die Seide ¼ an Gewicht verlieren. 18) Kurze Anleitung zur Führung der warmen Indig- oder Waidküpe, von Valent. Hegmann. Eine sehr genaue Anleitung. 19) Bemerk. über die Methode den weißen Grund in schon gedruck- ten Kattunwaaren mit oxydirter Salzsäure zu blei- chen, von Hausmann und 20) Antwort von Berthol- let. Hausmann beschreibt sein Verfahren mit oxydirtsalz- saurem Kali zu bleichen, und Berthollet das Widmersche — 21) Ueber die in Salzburg gebräuchliche Methode, Baumwolle zu bleichen, und die Kunst, Baumwolle und Leinwand ächt roth zu färben, von Schörbing. Die sogenannte Salzburger Wäsche wird ausführlich besch

ben — daß Baumwolle und Leinwand nicht leicht Farbe annehmen, setzt er in den harzigen Antheil, welcher durch Alkohol, Oele und Alkalien entzogen wird. (Eine unrichtige Meinung, Baumwolle und Leinwand enthalten äußerst wenig wahres Harz. Die Stoffe zum Färben müssen gegällt, mit Zinnauflösung gebeizt, alaunt und wieder gegällt werden.) 22) **Beschreibung des Verfahrens, dessen man sich zu Malmedy bedient, eine Pappe zu bereiten, womit die Tuchfabrikanten ihren Tüchern den höchsten Glanz geben.** Man erwärmt Bleche, legt diese zwischen Pappscheiben und die letztern zwischen das Tuch, welches dann durch Presse Glanz bekommt. Die Pappscheiben, heißt es, verbreiten die Wärme gleichförmig (als schlechte Leiter mäßigen sie die Wärme vielmehr, lassen sie auch nur langsam fahren, und auf diese allmählige dauernde Erwärmung kommt es an.) Die Pappe muß gleichförmig dicht und glatt seyn, welches allein von der sorgfältigen Bereitung herrührt, die hier genau angegeben ist. 23) **Ueber die Verbesserungsarten der Engländer bey der Dampfbleiche von Turnball und Crook.** Die Anwendung des Ammoniums zum Bleichen animalischer Stoffe wird hier beschrieben. 24) **Darstellung einer vollkommenen und wohlfeilen salpetersauern Eisenbeitze von Dingler.** Er nimmt den Eisenrost, welcher von der gewöhnlichen Eisenbeitze aus Essig und Eisen zurückbleibt, und löst ihn in Salpetersäure auf. In der zweyten Abtheilung findet sich eine Abhandlung über den Anbau und die Bereitung des Krapps in Holland. Den Beschluß dieses den vorigen an Werth gleichkommenden Bandes machen einige Auszüge aus Briefen.

Nachträge zu der vollständigen Bleichkunst der B. O. Reilly und Chaptal; aus dem Franz. übers. von D. C. H. Eschenbach. Mit 8 Kupfern. Leipzig, bey Hinrichs. 1804. 64 S. 8. 1 Rl. 12 gr.

Enthält: Beschreibung der besten Art baumwollene, leinene und hänfene Zeuge auf der Wiese zu bleichen. Es werden hier 1) Einrichtungen angegeben, den Rasenplatz anzulegen, einzufassen, und die Zeuge über dem Boden zu halten. 2) Neu erfundenes Mittel durch Dämpfe zu bleichen. Ein

Ap-

Apparat, wodurch die heiße Lauge auf das Zeug gespritzt wird und von demselben in den ersten Kessel wieder zurück läuft. 3) Beschreibung eines Waschrades. Ist das in Lancashire gewöhnliche Waschrad. 4) Apparat, um in drey Tonnen bey einem mäßigen Feuer, eine große Quantität Wasser sieden zu lassen.

Om.

# Haushaltungswissenschaft.

**Prüfung der Urtheile über die Mecklenburgische Wirthschaftsverfassung, die Schlagordnung und Koppelwirthschaft und deren Anwendung auf andere Länder. Von dem Amtmann Schuhmacher zu Schwerin, der Königl. Großbrit. landwirthschaftgesellschaft zu Celle Mitgliede, so wie der Mecklenburg. landwirthschaftsges. Ehrenmitgliede. Quis non malorum, quas amor curas habet, haec inter obliviscitur. Berlin, bey Pauli. 1804. 424 S. 8. 2 Rt. 12 gr.**

Hier tritt ein Mann auf, der bey der jetzigen großen Vorliebe für neue Theorien in der Landwirthschaft und bey dem großen Ausposaunen der englischen Wechselwirthschaft, die das non plus ultra aller Wirthschaften seyn soll, die Mecklenburgische Schlagwirthschaft vertheidigt, als eine Wirthschaftsart, deren Güte durch lange Erfahrung erprobt sey, und alsdann die Einwürfe mit vieler Sachkenntniß widerlegt, welche dieser, in seinem Vaterlande gewöhnlichen Art zu wirthschaften, in manchen neuern Schriften gemacht worden sind. Sein Buch hat 5 Abtheilungen.

Abth. 1, ist eine Beurtheilung der Abhandlung über die Nützlichkeit der sogenannten Koppelwirthschaft von J. H. Lange. Berlin 1793. Hier zeigt der Verf. die großen Schwierigkeiten der Stallfütterung, wenn sie im Großen getrieben werden soll, und wie wenig Vortheil dabey zu hoffen ist, wenn man die großen Kosten und den dabey nöthigen Aufwand von Zeit gehörig in Anschlag bringt. — Daß der

Kleebau eine Düngung für den Acker sey, verwirft der Verf. als eine bloße Theorie der ökonomischen Schriftsteller, weil er so wie alle Pflanzen dem Acker Nahrung entzieht. Allein dieses thun ja die Graspflanzen auf den Weideschlägen ebenfalls, und der Verf. schreibt doch der Ruhe, welche diese Plätze haben, so viel düngende Kraft zu. Der Klee locket doch durch seine dicke lange Wurzeln den Acker auf, zieht aus der Luft sehr viele Nahrungstheile an sich, die er unter sich dem Acker mittheilt und erhält, daß sie nicht durch Luft und Sonne weggeführt werden, und düngt mit seinen Wurzeln, wenn er umgepflügt wird. Dieses Alles lehrt die Erfahrung; und die Schriftsteller dürften also darin doch wohl nicht so unrecht haben, wenn sie lehren, daß der Kleebau den Acker verbessere; wenn gleich dabey so wenig, als bey den Weideschlägen der Dünger ganz wegbleiben darf. Wenn nun die Gewächse der reinen Brache dem Acker eben sowohl Nahrung entziehen als der Klee, und ihm die Nahrung aus der Luft nicht so erhalten können, als der Klee, weil dieser dichter stehet, und den ganzen Acker beziehet und beschattet, den Acker auch durch ihre verfaulte Wurzeln nicht so gut düngen können, als der Klee: woher sollte denn der Weizen oder Roggen besser auf der reinen Brache als nach dem Klee gerathen. Die Erfahrungen, welche man in dieser Absicht seinem Systeme zu Liebe, gehabt zu haben vorgiebt, scheinen daher wohl nur Selbsttäuschung zu seyn. Rec. setzt aber hiebey voraus, daß der Klee bloß ein Jahr in der Braache genutzt werde und nicht länger stehen bleibe, weil er im zweyten Jahre schon mit Quecken vermischt ist.

Abthl. II. Erinnerungen bey dem Artikel in der fortgesetzten Krünitzischen Encyklopädie 86. Theil. S. 417, Mecklenburgischer Ackerwirthschaft. Hier wird der Unterschied zwischen der Holsteinischen und Mecklenburgischen Wirthschaft darin gesetzt, daß bey der letztern ein weit allgemeinerer Plan ist, nach welchem auch Aecker, die in keine Koppeln gelegt werden können, in Schlagordnung gebracht werden; ferner daß der Holsteiner auch größere Weiden, der Mecklenburger aber größeren Ackerbau hat. Der Verf. glaubt, daß eben darum von der Mecklenb. Wirthschaft unrecht geurtheilt werde, weil man diesen Unterschied nicht vor Augen behalte, und rügt mehrere falsche Urtheile über die Meckl. Wirthschaft, die in der Encyklopädie enthalten sind.

Der

Der Verf. will bemerkt haben, daß wenn auf einer Braache des Gras oder Kraut ein wenig lang wächst und nicht durch das Vieh kurz gehalten wird, das darauf gesäete Winterkorn schlechter sey, und verwirft aus diesem Grunde alle, von neuern Wirthen vorgeschlagene vegetabilische Düngung, wo Erbsen, Wicken, Buchweizen u. dgl. in der Blüthe untergepflügt werden. Ob aber aus den einzelnen Exempeln, die er in dieser Absicht anführt, die Unnützlichkeit oder Schädlichkeit dieses Verfahrens folge, lassen wir dahin gestellt seyn. Der Verf. ist überhaupt kein Freund von den neuern Vorschlägen in der Oekonomie, und glaubt, daß die wenigsten davon auf dem Mecklenburgischen Boden anwendbar sind. Es scheint aber doch, als wenn er hierin zuweilen zu weit gehe, und Manches verwerfe, was bey gehörigen Versuchen auch in Mecklenburg nützlich seyn würde. Daß die Benutzung der Braache durch Schotenfrüchte oder Klee dem darauf folgenden Wintergetraide durchaus schädlich sey, hält der Verf. nach der Erfahrung für völlig ausgemacht. Allein so viele Wirthe in der Mark finden doch dabey ihre Rechnung. Rec. gewann im vergangenen Jahre 1803 auf einem Theile seiner Braache von 3½ Scheffel Wicken Aussaat 1½ Wispel Berliner Maaß, welche er den Scheffel zu 2 Rthlr. verkaufte, und der diesjährige Roggen auf diesem Acker, zeigt keinen bemerkbaren Unterschied, gegen den, der auf der unbesaamten Braache steht.

Abthl. III. Anmerkungen über Graßmanns Abhandlung über das Nutzbare und Schädliche bey der Eintheilung des Ackers in 3 Felder, verglichen mit der, in neuern Zeiten an jener Stelle eingeführten Koppelwirthschaft. Hier kommt eine Vergleichung zwischen der Holsteinischen Koppelwirthschaft und der Mecklenburgischen vor, woraus man den Unterschied beyder deutlich sehen kann. Der Holsteiner richtet hauptsächlich seine Aufmerksamkeit auf die Viehzucht, weil sein Boden vorzüglich zum Graswuchse tauglich ist. Eine große Vorliebe des Verf. für die Mecklenb. Wirthschaft ist auch in diesen Anmerkungen nicht zu verkennen. S. 97 werden die Verdienste des Landdrosten von der Lühe um die Mecklenburgische Wirthschaft gewürdigt. Er ist nicht Stifter der Koppelwirthschaft in Mecklenburg; sondern nur einer der ersten, der sie begünstigt und eingeführt hat. Das Ganze der Schlagordnung ist erst nach seinem Tode in Schwung ge-

kommen. Die eingeführte Schlagordnung hat in Mecklenburg den Gewinn des Getraides nicht vermindert, wie man fälschlich vorgiebt; sondern vermehrt und erhöhet. — Aus Vorliebe für seine Wirthschaftsart verwirft denn auch der Verf. Manches, was von neuern Oekonomen als gut und nützlich angegeben wird; wenn es gleich die Erfahrung für sich hat. So sollen Futterkräuter und andere Futtergewächse, vorausgesetzt, daß sie gehörig dick stehen, den Acker nicht locker machen; sondern die Quecken sollen darauf wachsen und den Acker fest machen. Ein jedes gutes Kleestück und ein jeder guter Wickenacker beweiset doch das Gegentheil, da der Acker nach dem Einschnitte so mürbe ist, daß oft kein Gras, geschweige eine Quecke darauf zu finden ist, (welches der Verf. S. 280 auch selbst behauptet) weil alle andre Gewächse unter den dickstehenden Erbsen, Wicken oder Futtergewächsen erstickt sind. Und eben aus diesen Ursachen gedeihen denn auch die Winterfrüchte auf solchen Aeckern gut, wenn der Acker nach den Erbsen sogleich gewendet, und nach dem Klee im Herbste sogleich auf einer Fahre besäet wird. Von den Erbsen und Wicken, giebt der Verf. dieses in der Folge selbst zu: warum nicht auch vom Klee? — Daß die Mecklenb. Wirthschaft die Bevölkerung vermindere, will der Verf. nicht zugeben, und er scheint darin recht zu haben, wenn man die Sache genau überlegt. Nach seiner Meinung entstehet dieser Schade nur aus dem Mißbrauche dieser Wirthschaft. Viele Gutsbesitzer sind dadurch verleitet worden, aus Gewinnsucht die Bauernahrungen in ihren Dörfern aufzuheben, um nicht so viele Gebäude unterhalten zu dürfen, weil die Landesgesetze sie nicht genug in dieser Absicht einschränkten. — Auch den Nutzen der vierfeldrigen Wirthschaft, welche der seel. Minister von Herzberg so hoch anschlug, wird geläugnet, im Vergleiche gegen die Schlagordnung. — S. 190 widerlegt der Verf. den bekannten Vorwurf, den man der Schlagwirthschaft macht: daß dadurch die Arbeit vermindert und mancher Arbeiter brodlos gemacht werde; und zeigt, daß bey der 7schlägigen Wirthschaft mehr Arbeit erfordert werde, als bey der Dreyfelderwirthschaft mit ganzer oder halber Kleebestellung. Gesetzt aber, es könnten bey der letztern Wirthschaft mehr Arbeiter angestellt werden: so wäre die Arbeit ohne Nutzen und überflüssig, welches dieser Bewirthschaftungsart nicht zur Empfehlung gereichen könne. — S. 207 läugnet der Verf. schlechterdings, daß von einem Mit-

[illegible]elden bey der Dreyfelderwirthschaft nicht mehr als das 3te Korn im Durchschnitte zu erhalten sey. Rec. hat von seinem Felde, welches wenigstens aus [illegible] Sand besteht, bey der Dreyfelderwirthschaft; wo die Hälfte der Brache mit Erbsen, Wicken oder Klee bestellt wird, schon seit mehreren Jahren das 6te, zuweilen auch schon das 8te Korn im Durchschnitte vom Wintergetraide gewonnen. S. 213 wird der Satz aufgestellt und durch gemachte Versuche erwiesen, daß der natürliche Graswuchs auf einem Stücke mehr Futter giebt, wenn er vom Viehe abgefressen wird, als wenn er zu Mäheklee benutzt wird. Wir müssen diesen Satz dahin gestellt seyn lassen; zweifeln aber daran, daß diese Versuche, wenn sie öfter und unter verschiedenen Umständen angestellt werden, dieselben Resultate geben dürften. S. 215 soll sogar durch die Schlagwirthschaft aller Mißwachs verhütet werden. (Oho!) Rec. hat freylich nie selbst Schlagwirthschaft getrieben; kann sich aber unmöglich überreden lassen, daß eine so lange Ruhe, die den Acker durch und durch mit Quecken und andern Wurzeln durchflechtet, daß der Pflug kaum einschneiden kann, zum Getraidebau nützlicher seyn kann, als die Methode, wenn man den Acker in dem gehörigen Dünger erhält, oder ihn dabey auch immer auflockert, vom Unkraut rein hält und mit den Früchten abwechselt. Der Feldbau kann zwar nicht Gartenbau seyn; allein je näher man auch im Großen der Gartenbestellung kommen kann, desto größer muß doch der Ertrag seyn. Dem Gartenlande gönnet man aber keine Ruhe. Uebrigens ist es nicht zu läugnen, daß der Verf. viel zur Empfehlung der Schlagwirthschaft beygebracht hat, welches Ueberlegung verdienet.

Abhdl. IV. Bemerkungen über die Abhandlung mit der Ueberschrift: Untersuchung ob die Koppelwirthschaft in den preußisch. Staaten anwendbar, sey, oder nicht, von Gottfr. Ludwig Graßmann. Der Verf. hält, wie leicht zu erachten ist, diese Wirthschaft für sehr anwendbar, um den preußisch. Staat zu bereichern. S. 312 kommt eine sehr gute Darstellung der Ursachen vor, warum die Zwang-Dienste billig abgeschafft werden sollten. Wenn der Verf. S. 317 behauptet, daß durch die Vertheilung der Vorwerker der Ertrag der Feldmarke nicht vermehrt werde: so hat eine gerichtlich bestätigte Erfahrung im Oderbruche bey Wriezen an der Oder das Gegentheil gezeigt. Man sehe die ökonomischen und staats-

wirthschaftlichen Briefe über das Niederoderbruch vom Kammerrathe F. W. Nöldechen. Berlin 1800. — Der Verf. bestehet S. 346 und an andern Stellen so sehr darauf, daß die fehlerhafte Wirthschaft des Bauers bey der Schlagordnung so leicht zu erkennen sey. Allein wenn nun der Bauer auf einer ungleichen Feldmarke einen etwas schlechtern Boden in seinem Schlage hat, oder durch Unglücksfälle einige Stück Vieh verliert, so daß sein Dünger nicht so kräftig ist: so würde es doch hart seyn, einen Bauer der Nachlässigkeit zu beschuldigen, wenn sein Korn nicht so gut stehet, als das Korn des übrigen.

Abschn. V. 1) Auszug aus der Monatsschrift von und für Mecklenburg, die Mecklenb. Wirthschaft betreffend. Hier kommt Manches vor, was die gar zu große Anpreisung des Anbaues der Futterkräuter etwas mindern, und die Anlegung der Weideschläge empfehlen kann. 2) Schreiben an Hrn. **, in Betreff der, von ihm im 5. Stücke dieser Monatsschrift 1794. beantworteten Frage: Gewinnt der Mecklenburgische Landwirth durch den Anbau der Futterkräuter so viel, daß er die Brache und die Weideschläge abschaffen kann? Von S. Krüger zu Matersen. 3) Berechnungen und Erinnerungen über dieses Schreiben. 4) Ueber den Unterschied der Holsteinischen und Mecklenburgischen Landwirthschaft. 5) Das Plaggehauen, ein sicheres Mittel den Dung zu vermehren, wo Plaggendung hingehöret.

Aus dem ganzen Buche siehet man, daß der Verf. in eben den Fehler verfallen ist, den er an den Neuen Oekonomen tadelt, daß er nämlich das Lob der Mecklenburgischen Schlagwirthschaft eben sowohl übertreibt, als die Neuern die Anpreisung des Anbaues der Futterkräuter und der Abschaffung der Brache. Die Wahrheit wird auch hier wohl in der Mitte liegen.

Des Commissionsraths Riem Halbjahr-Beyträge zur Oekonomie und Naturgeschichte für Landwirthe und Bienenfreunde, oder: Neufortgesetzte Sammlung ökonomischer- und Bienenschriften. Mit Kupfern. Erste Lieferung auf das Jahr 1804. Leipzig, bey Hartknoch. 1804. 8.

Auch

Auch unter dem neuen Titel:

Oekonomische und Naturhistorische Beyträge für Landwirthe und Bienenfreunde von C. R. Riem. Ersten Bandes Erster Theil. Leipzig, 1804. 412 S. 8. 1 Rh. 12 gr.

Obgleich der Titel dieser Beyträge verändert worden, so ist noch die Einrichtung derselben eben dieselbe geblieben, die unsern Lesern schon bekannt ist. Das Merkwürdigste in den vorstehenden Anzeig. der Leipz. ökonom. Societät von der Ostermesse 1803. ist 1) ein Vorschlag zur Verbesserung der Ziegenzucht, die sich auf Erfahrung und Versuche gründen soll, daß wenn man nämlich eine junge Ziege an einem Schaafe saugen läßt, die Haare derselben verfeinert werden. Die Angorazìege, die in der alten jüdischen Geschichte schon unter dem Namen der Ziege von Gilead bekannt ist, kann vielleicht auf diese Art entstanden seyn. 2) Anwendung des Galvanismus auf Thierkrankheiten. Die Druse und das Verschlagen der Pferde ist dadurch völlig geheilt worden. Besonders ist er bey einem angelegten Haarseile sehr wirksam, aber auch sehr schmerzhaft bey einem Pferde gefunden worden, weswegen in diesem Falle auch nur eine Batterie von 15—25 Lagen gebraucht werden darf. Ein Hund ist dadurch in 5 Wochen von einem epidemischen Nervenfieber, welches ihn gänzlich gelähmt hatte, wieder hergestellt worden. Auch eine Metastase an dem Halse einer Kuh hat man dadurch geheilt, wobey merkwürdig ist, daß die erste dabey gebrauchte Batterie von 30 Lagen zuletzt bis auf 10 hat vermindert werden müssen, weil das Thier es nicht hat vertragen wollen. Einige aus diesen Erfahrungen gezogene wahrscheinliche Vermuthungen, in welchen Thierkrankheiten der Galvanismus mit Nutzen gebraucht werden kann; nämlich beym Sonnenschusse, der Dummheit und dem schwarzen Staar der Pferde, und bey segelnden Schaafen, auch bey Würmern und Insekten im Magen und in den Gedärmen der Thiere. Das einzuholende Urtheil des Hrn. Oberthierarztes Reutter des Würtemb. billigt alle diese Galvanischen Versuche. Er selbst stellt jetzt Versuche mit einem rotzigen Pferde an, welche guten Nutzen versprechen. 3) Bereitungsart eines Sago aus Kartoffeln, der besser schmecken soll, als der ausländische. 4) Ursachen warum ein Obstbaum unfruchtbar ist, und keine Früch-

Früchte trägt. Sie liegen nicht in der Natur, sondern in der fehlerhaften Behandlung der Bäume; wenn man eine Obstsorte auf einem ihr nicht passenden Wildlinge veredelt; wenn man den jungen Baum zu viel verschneidet, um ihm eine gute Krone zu bilden, wenn man beym Verpflanzen der jungen Obstbäume nicht die gehörige Vorsicht anwendet; wenn man besonders dem jungen Birnbaume eine zu lange Pfahlwurzel läßt, und ihn zu tief setzet, oder wenn man ihn auf steinigtem harten Boden in tief ausgegrabene und mit guter Erde angefüllte Gruben setzet. Das beste Mittel einen sonst gesunden aber unfruchtbaren Obstbaum zum Tragen der Früchte zu bringen soll seyn: daß man ihn an einigen Orten, wo sich die Krone anfängt und die Aeste sich ausbreiten, die Schale ringsherum, ohne das Holz zu beschädigen, im Frühjahre oder 8 Tage vor Johannis bey trockner Witterung behutsam ablöset. Der abgeschälte Fleck bekommt noch vor Eintritt des Winters eine neue Rinde und die blinde Augen verwandeln sich in Tragknospen. — Ueber eine Krankheit der Obstbäume, welche man die Lohe nennt. Herr Hofgärtner Seidel hält die Verbesserung des Bodens für das beste Mittel zur Fruchtvermehrung eines Baumes und zur Befreyung desselben von Krankheiten. 5) Ueber den Anbau eines Produkts, welches man mit dem Namen Manna zu belegen pflegt, welches dem Schwaden noch vorgezogen wird. Die Pflanze, welche dieses Produkt liefert ist Panicum filiforme L. 6) Nachrichten des Hrn. Herzogs von Holstein Beck über die von ihm unternommene Inokulation der Pocken an seinen Schaafen. Es sind von 508 Stücken 97 gestorben. Er hält es für besser den Schaafen die Pocken zu inokuliren, ehe die natürlichen Pocken ausbrechen. Einfache Art des Inokulirens der Schaafpocken in Siebenbürgen, welche vollkommen vor den Pocken schützen soll. 7) Herrn Kammerrath Fischers Erfolg seiner ökonomischen Versuche im Anbau ausländischer sowohl Winter- als Sommergewächse. Rec. nennt nur einige davon; der Wallachische Stauden-Roggen wird sehr empfohlen; der Aegyptische Sommerdinkel wächst auf dem schlechtesten Sande, so wie auch der Sibirische Reisdinkel; die Sibirische gelbe Kolbenhirse soll sich 4000mal und die große indische rothe Kolbenhirse soll sich sogar 40000mal vermehren. Es kommen auch Versuche mit Knollenfrüchten, als der Kartoffeln vor, wobey die Versuche mit der Fortpflanzung derselben durch den Saamen und durch ab-

geschnit-

schreitende Zweige beschrieben worden. Die Resultate aller
ser Versuche müssen im Buche selbst nachgelesen werden, so
e auch die Versuche des Hrn. Dippolds in Potsdam, welche
mit verschiedenen Oelpflanzen sowohl, als auch mit dem
bane des türkischen Weizens angestellet hat. 8) Ein
chaaf hat 5 Lämmer zur Welt gebracht.

Unter den Aufsätzen, welche diesen Sammlungen be-
nders gewidmet worden (der Hr. Verf. hat unsere Erin-
rung angenommen, und schreibt nicht mehr privat) zeich-
n sich aus: Einige Worte über den, in Num. 274. des
eichsanzeigers befindlichen Aufsatz: über Fruchtwechsel-
irthschaft mit Stallfütterung vom Hrn. Herzoge von Hol-
ein-Beck, und die darauf folgende Nummer von Hrn.
Riem, über eben diesen Gegenstand. 2) Wichtige Acten-
ücke über einige vom Hrn. Oberthierarzt Reutter unter-
chte, und schnell beym Anfange erstickte Rindviehpesten,
orin sehr gute Bemerkungen über die Kennzeichen und
eilmittel dieses Uebels vorkommen. Es wird durch diesen
ufsatz außer Zweifel gesetzt, daß dieses Uebel in Deutsch-
nd nicht einheimisch sey, auch nicht durch schlechtes Futter
der schlechte Abwartung dem Viehe beygebracht werde; son-
ern allezeit durch Ansteckung von fremdem Vieh, vorzüglich
on Polnischen und Ungarischen Ochsen entstehe. Man
ernt auch aus diesen Aufsätzen die zweckmäßigsten Polizey-
ittel kennen, die bey diesem Uebel angewendet werden müs-
n, um die weitere Verbreitung desselben zu verhüten.
ielleicht sind noch die einzigen wahren Mittel angegeben, dies
s Uebel zu erkennen, demselben vorzubeugen, und wenn
s einmal da ist, es schnell zu unterdrücken. 3) Des Hrn.
Pred. Schaufenmeisters Bestätigung: daß die Nordseite der
este Stand für die Bienen sey. Der Honigthau soll nach
es Hrn. Predigers Meinung aus der Luft fallen, welches
uch der gemeine Mann glaube. Hr. Riem sucht dieß dar-
in zu berichtigen, daß dieser Saft aus den Gewächsen aus-
chwitzt, weil er oben und unten an den Blättern ist; und
nachher sagt er in einer Anmerkung, daß der Honigthau zum
Theil aus der Luft falle; zum Theil aber von einer gewissen
Art kleiner gelber Blattläuse ausgespritzt werde, die der ge-
meine Mann nicht kennt. Hr. Riem scheint also über die
Entstehung des Honigthaues auch noch nicht mit sich selbst
einig zu seyn. Da der Thau überhaupt dadurch ein wahr-
schein-

scheinlichsten entstehet, daß durch die kühle Luft am Abend die Ausdünstungen der Erde nahe an derselben verdickt werden, und an den Gewächsen hängen bleiben: sollte man die Entstehung des Honigthaues nicht auch am wahrscheinlichsten so erklären können, daß sowohl die Ausdünstungen der Blätter, die sonst in die Luft steigen, als auch besonders die nahrhaften Theile der Luft, die durch die Blätter eingesogen werden, bey einer gewissen, aber noch nicht hinlänglich bekannten Disposition der Luft, nahe an den ausdünstenden Gewächsen verdickt werden, und an denselben hängen bleiben, oder darauf zurückfallen? Auf diese Art ließe es sich ja ganz gut erklären, wie der Honigthau oben und unten an den Blättern seyn kann, ohne daß man überhaupt nöthig hätte, zu den Blattläusen seine Zuflucht zu nehmen. 4) Eine lehrreiche Abhandlung über die Nutzung der Bienen im Wirtembergischen in den Jahren 1802 und 1803. — Unter den kurzen Nachrichten ist auch noch die Sentenz der Regierung zu Dresden in einer Klage über Raubbienen merkwürdig, worin nach dem Gutachten sachverständiger Männer dem Kläger unrecht gegeben wird, weil die Schuld des Beraubens immer im Stocke des Beraubten liegen soll! Imgleichen eine Beobachtung des Hrn. Riem über zwey zusammengewachsene Bienen. — Diese Sammlungen behaupten noch immer den ihnen einmal zuerkannten Werth.

1. Es lebe der Fruchtwechsel. Ein Beytrag zu Karbens Schrift über die Einführung der Wechselwirthschaft in der Mark Brandenburg. Von einem Oekonomen. Berlin, bey Lange. 1804. 24 S. 8. 4 gr.

2. Praktische Anweisung zum Flachs-Bau bis zur Weberey und Beweis der Möglichkeit auf allen (jedem) Boden feinen Flachs den (dem) Holländischen gleich zu bauen. Mit Entdeckung der Fehler, die dieses verhindern. Nebst einen (m) Anhang (e) Oekonomisch-Physikalischer Grundsätze bey der Zubereitung des Ackers. Geprüft und

mit

mit Anmerkungen versehen von (m) Herrn Commissionsrath (e) Riem. Mit Kupfern. Pirna, bey Frise. 1804. 135 S. 8. 17 gr.

lo. 1. Der Fruchtwechsel ist durch Hrn. Karbe und be-
nders durch den Commentator desselben, den Hrn. Her-
g von Holstein-Beck genugsam empfohlen, so daß er einer
unbedeutenden Empfehlung, als in dieser Schrift enthal-
n ist, nicht ferner bedarf. Wenn die Erfahrung mehrerer
rständigen Oekonomen, die in ihrer Lage und in ihren Um-
änden davon Gebrauch machen können, dem Systeme der
Wechselwirthschaft zusagt: so wird es schon von selbst in der
Mark Brandenburg sein Glück machen. Bis jetzt steht ihm
her immer noch der starke Ausfall entgegen, der dabey in
en ersten Jahren zu befürchten ist, und der Mangel an Frey-
eit bey den mehresten Beamten und Pächtern, ihre Feld-
ntheilung so gänzlich umzuändern, als es bey diesem Sy-
eme nöthig ist. Auch die großen Schäfereyen in der Mark,
elche bey diesem Systeme zu sehr eingeschränkt oder auch
ohl gar aufhören müssen, werden der Einführung desselben
och lange die größten Schwierigkeiten entgegensetzen.

No 2. ist eine, in einer kauderwelschen Sprache, und
it unzähligen Fehlern gegen die deutsche Sprache abgefaßte
Schrift, die größtentheils nur das ganz Bekannte, was bey
em Baue des Flachses zu beobachten ist, enthält. In einer
ngehängten Abhandlung sollen ökonomisch-physikalische
Grundsätze bey Zubereitung des Ackers angegeben werden,
nd der Verf. quält sich gewaltig, um in der Einleitung
herauszubringen, daß die Oekonomie auch eine nützliche Wis-
nschaft sey, und daß ein Gelehrter, der dieselbe treibt, eben
viel Werth habe, als der gelehrte Arzt, Rechtsgelehrte
nd Philosoph. Allein die Begriffe von Philosophie, Rechts-
elehrsamkeit, Arzneykunst und Oekonomie, von welchen
ausgeht, sind so unvollständig, verworren und undeutlich,
aß er dadurch die Ehre und den Werth eines gelehrten Oeko-
omen nicht sehr ins Licht gesetzt hat. Die angegebenen phy-
kalischen Grundsätze enthalten zum Theil etwas Wahres;
lein die Beurtheilung derselben würde uns hier zu weit füh-
n. Wir wollen unsern Lesern nur einige Proben von der
rworrenen, undeutlichen Schreibart des Verf. geben, wor-
s denn man selbst [illegible], daß weder er selbst ein gelehrter
Oeko-

Oekonom ist, noch daß durch seine vorgetragene Grundsätze je ein gelehrter Oekonom gebildet werden kann. Er setzet S. 104 das aus einigen vorhergegangenen Prämissen, als eine allgemeine Regel bey der Zubereitung des Düngers fest: »daß kein Dünger auf den Acker gebracht werden darf, als »bis er auf die Art zubereitet worden ist, daß die wirkenden »Dinge der Natur, die er in sich faßt und zu dem Wachs»thume der Früchte erfordert werden, leicht von ihm zu lei»sten möglich sind.« Dieß soll heißen: die in dem Miste enthaltenen, zum Wachsthum der Pflanzen nöthigen Bestandtheile müssen durch gehörige Zubereitung des Mistes so aufgelöst werden, daß nicht nur einige, sondern wo möglich alle sich den Pflanzen mittheilen und in dieselben übergehen können. Oder wie es alle Oekonomen ausdrücken. Man muß nur gut verrotteten Mist aufs Feld bringen. — Noch eine Probe von der verworrenen Schreibart. S. 115 ist die Rede von einem Vorschlage, den Hr. Riem zur Ersparung der weiten Mistfuhren gethan hat, und da heißt es: »Ist der »Boden gut und fehlt nicht dieß und das: so unterschreibe ich »diesen Vorschlag als den vorzüglichsten — allen Beyfall.« Dieß ist kein Druckfehler; denn der Verf. vergißt sehr oft am Ende des Perioden, was für ein Wort er beym Anfange desselben gebraucht hat. S. 121 will er ein Merkmal, daß der Comm. R. Riem seiner Meinung ist, nicht ablegen. Wenn übrigens auch nicht zu läugnen ist, daß der Verf. manche gute Kenntnisse der Oekonomie in seinem Buche zeigt: so hätte er seine sogenannten Grundsätze doch nicht eher öffentlich bekannt machen sollen, als bis er gelernt hätte, seine Meinung ordentlich und deutlich vorzutragen und richtig deutsch zu schreiben. Hr. Riem hat übrigens keine besondere Prüfung dieser Schrift oder Bemerkungen darüber geliefert, welches man nach dem Titel derselben vermuthen sollte; sondern der Verf. selbst hat nur eine, vermuthlich ihm vom Hrn. Riem überschriebene Beurtheilung einiger Sachen, die in seiner Schrift vorkommen, angeführt. Unwichtige Schriftsteller pflegen gern wichtige Namen auf den Titel ihrer Schriften zu setzen, um diese dadurch dem Publikum zu empfehlen.

**Haus- und Kunstbuch, oder guter Rath bey allen in der Landwirthschaft vorkommenden schwierigen**

Fäl-

Fälle. Auf vieljährige Erfahrung gegründet von Wilhelm Bürger. Pirna, in der Verlagshandlung, ohne Jahrzahl. 170 S. 8. 18 Kr.

Wer dieser Herr Bürger sey, kann Rec. seinen Lesern nicht sagen, weil er sich weder auf dem Titelblatte noch hinter der Vorrede näher bekannt gemacht hat. Er muß also wohl voraussetzen, daß man ihn in der gelehrten Welt schon hinlänglich kennt. Rec. bekennt hierin gern seine Unwissenheit, so wie er auch gerne seine Schwachheit gestehet, daß er nicht wohl begreifen kann, wie in einem so kleinen Buche von 170 Seiten für alle in der Landwirthschaft vorkommende schwierige Fälle, Rath ertheilt werden könne. Dieses Versprechen des Verf. ist wenigstens wohl zu anmaaßend. Rec. hat überhaupt gegen alle dergleichen Hausbücher und gute Rathschläge in der Oekonomie immer ein gewisses Mißtrauen, weil er dadurch so oft betrogen worden ist, wenn er einen, in solchen Büchern gegebenen guten Rath, anwendete, und dann fand, daß die angegebenen Hülfsmittel unwirksam waren und ihn aus keiner Verlegenheit halfen. Die Verfasser solcher Bücher schreiben gemeiniglich immer einer den andern ab, ohne selbst zu prüfen, ob die Hülfsmittel, welche sie vorschlagen, auch in der Erfahrung gegründet sind. Gegenwärtiger Verf. hat wenigstens das Gute, daß er die vorgetragenen Sachen in seiner Schrift besser ordnet, als es sonst in dergleichen Schriften gewöhnlich ist. Er theilt seine Schrift in 6 Kapitel ein: 1) Kunststücke, welche die Gesundheit unsers Körpers zum Zweck haben. 2) Kunststücke, welche in Hinsicht unsers Anzuges anwendbar sind. 3) Kunststücke, welche zum Vortheil einer Haushaltung dienlich sind. 4) Kunststücke, welche wir in Absicht der Erziehung unserer Familie und besonders zur Zurückhaltung unsrer Kinder von schlechter Gesellschaft anwenden können. 5) Kunststücke, wodurch wir unsere Sommerwohnungen und Gärten bequemer und angenehmer machen können. 6) Kunststücke, welche wir zur Erhaltung und Vermehrung unsers Hausviehes brauchen können. Man siehet aus dieser Eintheilung, wie wenig umfassend für alle Theile der Landwirthschaft sie ist, und wie wenig also das Buch dem Titel entspricht. Die vorgetragenen Sachen sind auch nicht Kunststücke im eigentlichen Sinne des Worts; sondern gewöhnliche Mittel, die man in diesen oder

denen Fällen brauchen soll, um sich zu helfen. Mehrere dieser Sachen sind dem Rec. bekannt, die er selbst in der Erfahrung schon als gut und nützlich gefunden hat. Wir wollen es also dem Verf. zutrauen, daß alle seine gegebenen Rathschläge, wie er in der Vorrede versichert, geprüft worden und in der Erfahrung gegründet sind.

Z.

## Arzneygelahrheit.

Denkwürdigkeiten aus der Lebensgeschichte des Kaiserlich-Russischen Etatsrath M. A. Weikard. Nach seinem Tode zu lesen. Frankfurt und Leipzig. 1802. 554 S. gr. 8. 2 Rg. 12 gr. *)

Wir machen durch die vor uns liegende Schrift keine nähere Bekanntschaft mit Weikard dem Arzt; wohl aber mit Weikard dem Menschen: die kleinen Bruchstücke, die in derselben aus seinem ärztlichen Lebenslauf mitgetheilt werden, scheinen hauptsächlich auf die Aufhellung und auf eine vollständigere Darstellung seines bürgerlichen Lebens abzuzwecken; sie sind auch weniger geeignet, uns W. ärztliche Verdienste zu bestätigen, als uns über die Schicksale in seinen Dienstverhältnissen Aufschlüsse zu geben. Den Geist der Weikardschen Lebensgeschichte kennt zwar das Publikum schon aus Weikards Biographie von ihm selbst herausgegeben. Berlin 1784. und der 2ten Auflage derselben. Ebend. 1787.; (siehe Allgem. Deutsche Biblioth. B. 80. St. 1.) aber in diesen Denkwürdigkeiten ist er noch ungebundener, schneidender, selbstsüchtiger und hochfahrender. Gewiß fühlte der Verf. es selbst, daß er mehreren achtungswerthen Personen übel mitgespielt habe; daher, daß er, zufolge der Vorrede, das nach seinem Tode zu lesen auf dem Titel setzen ließ, »weil er vielleicht nicht ohne Grund besorgte, »daß seine Denkwürdigkeiten ihm häufige Feinde zuziehen »möchten.« Feinde nun wohl eben nicht; denn dazu hatte Weikards Stimme zu wenig Gewicht, und selbst Berichtiger

*) Der Leser beliebe in des XCII. Bandes 2. Stück S. 350 die Anzeige von Markard's durch diese Schrift des verstorbenen Weikard's veranlaßte Schrift nachzusehen.

ger, Ehrenretter gegen den bösen Leumund, dessen er sich schuldig machte, möchten wohl nur einige Stellen verdienen, die Thatsachen anführen, über deren Wahrheit das Publikum nicht entscheiden, also ihre geführt werden kann. Des Verf. Ausfälle gegen mehrere namhafte Männer sind so arrogant und pöbelhaft, und so unverkennbare Ausbrüche seines beleidigten Eigendünkels oder seines hypochondrischen Raptus, den er selbst in mehrern Stellen so abschreckend schildert, daß jeder, der nur die Hälfte einer solchen unruhigen Stunde, von welchen er selbst sagt, daß er in ihnen sich lieber mit manchen Menschen raufen, als in eine Unterredung einlassen möge, in seiner Nähe war, gedacht und gesagt haben wird: Hic niger est etc.; und daß sie keinen andern als einen ekelhaften widrigen Eindruck bey dem Leser machen können. Außer den Stellen voll pöbelhafter Zanksucht und niedrigem Afterreden, die durch die ganze Schrift verwebt sind, erzählt uns W. oft auch unbedeutende Dinge mit ermüdender Weitschweifigkeit, überschreitet er oft die Gränzen des Anständigen und der Moralität, plaudert er mehrmals über Dinge und Geschichten, die mit seiner Lebensgeschichte gar nicht in Verbindung stehen, bringt er öfters Gedankenspähne, Grillen, Phantasieen und Einfälle vor, die mit dem Ganzen nicht zusammenhängen, und nur Ergüsse seiner augenblicklichen grämlichen, leidenschaftlichen Laune sind. Wahr ist es indessen, daß diese Denkwürdigkeiten auch manche interessante Bemerkung, manche aufhellende Anekdote und manchen Sprudel einer jovialischen freymüthigen Laune darbieten, und manche Nachrichten enthalten, die einen gewissen Grad von Wichtigkeit haben würden, wenn es nur entschiedene Wahrheit wäre, was W. S. 363 sagt, »ich lüge nie, und wer mich »genauer kennt, wird überzeugt seyn, daß ich nicht ein ein»ziges verstelltes Wort geschrieben habe.« Leider aber ist es jetzt unwidersprechlich bewiesen, daß der Verf. eben bey der Gelegenheit, wo er diese Versicherung giebt, sich eine Menge von Verdrehungen, die seinen Charakter überhaupt und seinen Wahrheitssinn insbesondere in ein sehr übles, aber doch ächtes Licht setzen, sich zu Schulden kommen ließ. Noch muß auch Rec. gestehen, daß sich diese Denkwürdigkeiten, wenn man sie als einen satyrisch-komischen Roman betrachtet, und mehrere Incorrektheiten und Sprachfehler übersieht, gut lesen lassen. Zum Belege dieses Urtheils muß Rec. doch Einiges aus dieser Schrift hier auszeichnen; auch will er Einiges

 dar-

daraus ausheben, das merkwürdig wäre, wenn es wahr seyn sollte. Der Verf. hat seine Denkwürdigkeiten unter verschiedene Rubriken gebracht. Geburt und Knabenalter S. 1—67. Manches über den Einfluß des Landes auf die Seele der darin Gebornen; in einem kleinen Lande bekomme man auch kleine Ideen; für einen vernünftigen Mann aus der Bürgerklasse sey es eine Art von Unglück, in der katholischen Religion geboren zu seyn; besonders in einem kleinen von Geistlichen regierten Lande. W. ist in dem Fuldaischen Dorf Römmershag 1742 am Ende des Aprils geboren. Das Ueble was der Verf. von den katholischen Schulen sehr weitläuftig erzählt, ist jetzt größtentheils wohl schon so obsolet, daß seine Rüge überflüssig ist. In seinem 6ten oder 7ten Jahre bekam W. einen Stoß im Rücken, die dadurch verursachte Verschiebung der Rückgratswirbel wurde zwar sogleich durch Zimmerleute wieder gehoben; allein ein Sprung verdarb 8 Tage nachher Alles wieder, was die Zimmerleute gutes gestiftet hatten. Dieß war der Ursprung seines Buckels, ohne welchen er, wie er sagt, zuverlässig nie Arzt; vielleicht in einem Raptus von Frömmigkeit Mönch oder späterhin Soldat geworden wäre. Ueberhaupt spielt dieser Buckel eine große Rolle in W. Lebensgeschichte; er selbst erklärt ihn für die Quelle seiner Kränklichkeit, diese für die Ursache seiner Mißlaunen und Unbesonnenheiten, und diese für die Veranlassung zu allen seinen widrigen Schicksalen. (Ob Minos wohl alle Sünden des Verf. auch diesem Unglücksbuckel aufgebürdet hat?) W. meint sogar, daß wenn er nicht unter tausend Höckerigen die meiste Muskelkraft, Farbe und innere Herzhaftigkeit besessen hätte, es besser gewesen seyn würde, wenn bey ihm Lykurgs Gesetz angewendet worden wäre. Eine gewisse Schüchternheit soll ein Erbfehler bey der Weikardischen Familie seyn; nun! bey unserm Verf. ist dieser Fehler, wenigstens wenn er schreibt, ganz unmerklich! Jünglingsalter, Universitätsjahre, S. 68 bis 104. Episode über das Heyrathen oder ein Kapitel für jene, welche noch nicht verheyrathet sind S. 105 bis 126 Schwätzereyen eines Weiberhassers, wovon viele auch noch den Makel der Unmoralität an sich tragen; höchstwahrscheinlich stimmte die Gattinn des Verf. nicht zu seinen Bizarrerieen, und ertrug seine Unbesonnenheiten nicht immer mit Nachsicht und Geduld. Medicinisch-praktische Laufbahn I. in Brückenau S. 127—158 II. — in Fulda

S.

S. 159—216 Rec. fand Bedenken aus diesen Rubriken Ei-
niges auszuzeichnen, weil das was W. Interessantes aus seinem
Leben hier erzählt, schon aus seiner oben genannten Bio-
graphie rc. bekannt ist; zwar hat er die Materialien hier
in eine andere Form gegossen, welche zwar der ersten ziem-
lich ähnlich ist, doch mehrere neuere Schnörkel bekommen hat,
die entweder hier nicht an ihrer Stelle, oder zu grotesk sind,
also keine besondere Aufmerksamkeit verdienen. Laufbahn
in Rußland S. 217—367. Weikards Bruder (auch ein
Arzt) begleitete den Russischen Grafen Schuwalow, dessen
Gemahlinn kränklich war, von Paris nach Petersburg; die
Reise gieng über Fulda; nach seiner Rückkunft gab der Graf
seiner Kaiserinn W. philosophischen Arzt; sie theilte ihn
dem Minister Oesuffief mit, der die deutsche Sprache voll-
kommen verstand, und ein witziger philosophischer Kopf war, und
hierauf erhielt W. durch seinen Bruder den Ruf nach Rußland;
sei es Bruders Brief war etwas zweydeutig oder unser Verf.
mißverstand ihn in seiner ersten Ueberraschung, (Selbst-
dünkel?) und war wirklich in dem Wahn, als sey er als
Leibarzt der Kaiserinn berufen; er hatte keine Bedingnisse ge-
macht, und erhielt 1000 Rubel zur Reise und 2500 Rubel
Gehalt. Im Februar 1784 trat er seine Reise zu Lande an,
und traf nach sieben Wochen in Petersburg ein. Er hatte den
Muth nicht, sich in Potsdam dem großen Friedrich II. vorstellen
zu lassen; er hielt sich wegen seiner von seinen Nervenbeschwer-
den verursachten Schüchternheit nicht für tüchtig darzu; auch
wußte er wohl, daß seine Person nicht von der Gattung war,
um beym kurzen Anblick den König einzunehmen. Gelegent-
lich führt W. an, sein Bruder habe während seines Aufent-
halts in Paris, einem gewissen D. Seifert, den Prinz Xa-
ver aus Sachsen mit dahin gebracht, und der sich durch schö-
ne Gestalt, Geschicklichkeit, Intrigue und Charlatanerie
vorzüglich bey Damen sehr in die Höhe geschwungen hatte,
seine Schriften mitgetheilt, welchen zu Folge dieser Arzt bey
den Pariser hysterischen Damen die Weikardische Kurart und
vorzüglich seine bekannten Gallenpillen mit so großem Glück
anwandte, daß ihn die Französischen Aerzte Medecin pillu-
laire nannten. Die Angst, die sein Gönner Schuwalow
und W. selbst über seine Präsentation bey der Kaiserinn aus-
standen, hat wahrhaftig eine komische Tendenz. W. fürch-
tete seine Gestalt und seine Hysterie, von der er sagt: »Nie-
»mand hat Begriffe davon, wie viel mir meine Hysterie ab-

 »len:«

»enthalben im Wege war. Ich konnte mich fast nie so prä»sentiren, wie ich wirklich war, bevor ich meine bebenden »Nerven durch Essen und Trinken mannbar gemacht hatte. »Schwindel, Herzensangst, Blähungen, Zittern und alles »hysterische Uebel quälten mich bey so manchen Gelegenheiten, »wo es am wenigsten schicklich war; dazu kam noch, daß »ich ohnehin nicht vor Jemanden ganz frey, ohne mich we»nigstens mit dem Finger aufzustützen, stehen konnte.« Auch war ihm das Sprechen in der Französischen Sprache nicht geläufig genug, und er sagt bey dieser Gelegenheit: »Wer »eine fremde Sprache geschwind reden soll, muß eine nöthige »Portion Leichtsinn und Unverschämtheit besitzen, oder ein »bischen Geck seyn; bey jedem soliden Menschen wird es »langsamer oder schwerer gehen,« eine Bemerkung, die allerdings viel Wahrheit enthält. Die so gefürchtete Präsentation gieng indessen glücklich vorüber, auch sprach die Kaiserinn deutsch mit ihm, und gab dem Graf Schuwalow schon am folgenden Tag den Auftrag, für ihn ein Haus zu kaufen, damit er bleiben und seine Familie kommen lassen möchte. Des Grafen höfische Aengstlichkeit konnte aber zu keinem Entschluß über den Preis des Hauses kommen. Der Titel Kammermedikus war in Rußland ganz neu, er verwirrte W. und allen andern Aerzten den Kopf; endlich entschied es sich, daß er weiter nichts bedeute, als daß, so wie jeder Hofarzt ein gewisses Departement, z. B. die Hoffräulein, die Pagen rc. zu besorgen hatte, W. das Personale besorgen sollte, welches zur Kammer gehörte. W. folgte nach Ostern dem Hof nach Sarsco-Selo, wo er einen ausgezeichneten Tisch für sich allein bekam. Hier hatte W. das Unglück, daß ihm von der Kaiserinn die ärztliche Besorgung ihres Lieblings Lanskoi anvertraut wurde, dessen Zutrauen er nicht besaß, und der einen Russischen Arzt rufen ließ; es gieng nun, wie es oft bey Krankheiten wichtiger Personen am Hofe geht, es entstanden Kabalen, Verheimlichungen, Geschwätze; W. war sehr bald indignirt, und verfehlte das Savoir faire. Lanskoi starb an einer brandigen Bräune, und W. zog sich zurück und lebte, als wenn er vom Hof exilirt, wäre und sann auf Mittel, wieder aus Rußland zu kommen. Die Kaiserinn erfuhr dieß endlich, ließ nachfragen, W. erhielt 10000 Rubel zu Ankaufung eines Hauses, kaufte keins; war aber beruhigt und heiter; bald darauf erhielt er auch den Charakter eines Kollegienraths, der Oberstenrang hat, da Hofrath nur

den

den Rang eines Oberstlieutenants giebt. Aber der Himmel
blieb nicht lange heiter; W. klagt bald wieder über Verfol-
gungen und Verläumdungen und mit großer Animosität, be-
sonders über den Ritter Zimmermann; seine Beschwerden
über diesen Mann nehmen den größten Theil dieses Abschnitts
ein. Hume und Rousseau, Zimmermann und Weikard,
gewiß würde diese Parallele sehr zum Vortheil R. ausfal-
len! Reise nach Cherson und Ausreise aus Rußland
S. 367—389. In der Besorgung, sich die Ungnade der
Kaiserinn zugezogen zu haben, hielt sich unser Verf. auf der
ganzen Reise vom Hofe so ziemlich entfernt, und wie es scheint,
hatte er sich auch durch sein Benehmen gegen Zimmermann
in der Kaiserl. Gnade etwas herabgesetzt; auf die andern
Klätschereyen gegen ihn achtete die große Frau wohl nicht.
Uns erzählt W. von seinen Bemerkungen auf dieser Reise
wenig oder nichts; ob es gleich scheint, er habe sehr viel dar-
über an seine Bekannten in Petersburg geschrieben, auch
selbst ein eignes Werk darüber aufgesetzt und sich dadurch in
ein übles Licht gestellt. Nach seiner Rückkehr brachte Graf
Nesselrodes Rath seinen Entschluß, auf Urlaub nach Deutsch-
land zu reisen, zur Reife. Er erhielt mit Fortdauer seines
Gehalts auf ein Jahr Urlaub. Die Fürstinn Baratinski
geborne Prinzessinn zu Holstein-Beck ließ ihn ersuchen, die
Reise mit ihr zu machen; sie war krank und von den Aerz-
ten für unheilbar erklärt. Weikard heilte sie erst, trat dann
seine Rückreise im August 1789 mit ihr an, und versichert,
daß vielleicht noch nie die Abreise eines Arztes beym Publi-
kum solche Sensation gemacht hat, als die seinige! Aufent-
halt in Frankfurt, Mainz, Aachen, S. 390—513.
Der Inhalt dieser Rubrik ist weit mannichfaltiger, als die-
se Ausschrift; es ist von viel mehrern Städten die Rede; der
Verf. machte mit der Fürstinn Baratinski eine Reise
durch Holland nach Wien, und ohne sie in sein Vaterland.
Er sagt, in Frankfurt habe er noch ein Werk geschrieben, wel-
ches vielleicht noch zum Drucke komme. Es nimmt Rec.
Wunder, daß der Verf. der sonst so gern auch über Personen
abspricht, kein Urtheil über den Baron Hübsch fällt, des-
sen Kabinet er in Cölln besah. Narischkin, ein Kurator
und Freund der Fürstinn, soll die Ursache gewesen seyn, daß
bey der Tafel der Fürstinn während ihres Aufenthalts in
Holland, eine (allerdings lächerliche!) Distinktion gemacht
und W. weißer Moseler Wein vorgesetzt wurde, während die

 übri-

übrige sehr kleine, aber doch hochadliche Gesellschaft rothen Französischen Wein tranken; dieß Betragen und die Verschiedenheit politischer Ansichten der damaligen Ereignisse bewogen den Verf. sich von der Fürstinn zu trennen; die ihn aber nach einem Jahr wieder zu sich rief, ohngeachtet er ihr vorher seine Begleitung in die Schweiz und nach Italien abgeschlagen hatte. In Wien traf der Verf. den Admiral Czernitscheff; dieser war nach einem Schlagfluß an Arm und Fuß, und in Wien (nach Blutigeln im After) auch an der Zunge gelähmt; auf unsers Verf. Rath wurde er ätherisch behandelt und besserte sich; er erhielt ihm unangenehme Briefe aus Petersburg, und wurde, wie der Verf. sagt, hofkrank. Die Wiener Aerzte Schreiber, der mit Lagusi verschwägert war, und Wolff wollten Blutlassen, W. widersetzte sich, und kam darüber in ernsthaften Streit; die inflammationes occultae waren, wie unser Verf. sich ausdrückt, damals noch das Steckenpferd der Wiener Aerzte; der Puls hieß es, wird sich erst nach dem Blutlassen erheben. Dieser ärztliche Glaube der Wiener Aerzte soll auch den Tod des Kaisers Leopold befördert haben. Da über diesen wichtigen Todesfall auch in dem ärztlichen Publikum ernsthafte Fragen öffentlich aufgeworfen wurden; so scheint es dem Rec. zweckmäßig, hier das nicht mit Stillschweigen zu übergehen, was W. der sich damals in Wien aufhielt, und gewiß Alles anwandte, nähere Nachrichten darüber zu erhalten, davon erzählt. Der Kaiser bekam zu Prag eine Diarrhoe, welche über eine Woche anhielt, er hatte sich selbst verschiedene Arzneyen dagegen bereitet, er kam unpäßlich nach Wien, sah kachektisch aus; an einem kalten Tag verweilte er sich lang in ungeheizten und unbewohnten Zimmern zu Schönbrunn, nach seiner Rückkehr noch an demselben Tag ward er krank, bekam Fieberfrost sogleich mit Ohnmacht; nach W. Meinung sollte es einen schweren Typhus geben; den folgenden Tag Dienstags wurden die Aerzte Lagusi, Schreiber rc. (aber Quarin nicht) gerufen, es wurde Blut abgezapft und heilig versichert, daß der kleine Puls sich darauf heben werde, er wurde aber noch kleiner; man ließ an demselben Tag viermal zur Ader, den Mittwochen soll der hohe Kranke 14 Klystiere bekommen haben, und am Donnerstag ward der Kaiser unvermuthet eine Leiche. W. sagt, man habe durch diese Kur ihm zum Trotze die inflammat. occult. demonstriren wollen; nun so furchtbar wird er wohl den Kai-

ser

serlichen Leibärzten nicht gewesen seyn, daß sie diesen mißgelungenen Kurplan bloß in Bezug auf W. gewählt haben sollten! Unsern Verf. befiel eine schwere Gelbsucht (er sagt, er habe wenige Leute von Stande gesprochen, welche nicht mehr oder minder einmal an der Gelbsucht gelitten;) er brach 14 Tage lang Alles wieder aus, nur schwarzer Kaffee ohne Zukker blieb im Magen; die Gelbsucht machte ihn so verdrüßlich und boshaft, daß ihm Wien im äußersten Grade zuwider wurde, so daß er es bald verließ. Um den Kabalen der Wiener Aerzte auszuweichen, hielt er um Erlaubniß zur Praxis an; die er aber in Gemäßheit des Wiener Geschäfftsganges erst beynahe zwey Jahre nachher, als er schon in Heilbronn war, erhielt. Während seines Aufenthalts in Heilbron starb die große Katharine, und Kaiser Paul I. ernannte ihn bey der ersten großen Beförderung zum Etatsrath. Das Quartieramt in Heilbronn rieth ihm schriftlich diesen Titel zu ignoriren, und sich bloß als praktischen Arzt zu betrachten!! Diese Rubrik ist voller Anekdoten, besonders über Emigranten und politischen Inhalts; einige haben auch literarische Tendenz, dabey mischt der Verf. politische Räsonnements ein, bringt mancherley Beschwerden über die Obrigkeiten der Oerter, wo er sich einige Zeit lang aufgehalten, vor, nennt verschiedene Anträge zu Stellen, die ihm gemacht worden, und führt manche kleine Geschichten an, die ihm passirt sind; aber Rec. darf sich dabey hier nicht aufhalten. **Badkur und Fehden.** S. 513—bis zum Ende. Bey Gelegenheit, daß er behauptet, das Wasser zu Badenbaden wirke, ohne einen bedeutenden Grad von Wärme, wirklich schwächend und nicht erhitzend, geht er auf das **Brownische** System und auf seine literarischen Fehden über, wo er den Vorwurf der Arroganz und Rusticität, den man ihm vorher schon machte, von neuem zu verdienen sucht. Auffallend ist es doch, daß W. den Juristen **Hufeland** mit dem Arzt **Hufeland** verwechselt, und diesen auch als Redakteur der allgem. Lit. Zeit. mißhandelt.

Wo.

## Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Gedichte von *Carl Gustav von Brinckmann.* *Erstes Bändchen.* Berlin, bey Sander, 1804. 22 Bogen. 8. 1 Rg. 16 gr.

Der Verf. dieser Gedichte, ein junger Mann von vielen gelehrten, besonders historischen und philologischen Kenntnissen, war ehemals Schwedischer Geschäfftsträger in Paris, und lebt jetzt in Berlin. Schon im Jahr 1789 kamen von ihm Gedichte unter dem Namen Selmar zu Leipzig in zwey Bänden heraus, die im 98sten Bande unserer ältern Bibliothek, S. 117 ff. von einem andern Rec. beurtheilt sind. Von diesem wurde es schon mit Recht als seltnes und nicht kleines Verdienst bemerkt, daß ein geborner Schwede sich der deutschen Sprache in dem Grade der Vollkommenheit bemächtigt habe, worin schon jenen Gedichten, mancher kleinen Mängel ungeachtet, reiner, geschmeidiger Ausdruck, Leichtigkeit und Wohlklang eigen war. Die gegenwärtige Sammlung hat noch entschiedne Vorzüge vor jener erstern, und giebt den rühmlichsten Beweis von den Fortschritten des Verf. nicht nur im Sprachstudium; sondern auch in der Ausbildung seines dichterischen Gefühls und in der Veredlung seines Geschmacks. Er selbst ist bescheiden genug, seine Arbeiten nicht für Werke des Genies, sondern nur des geübten Talents, für Versuche eines bloßen Liebhabers auszugeben, die doch auch bey poetischen Kunstausstellungen der Aufmerksamkeit des Kenners gewürdigt werden, wenn sie irgend einen eigenthümlichen Charakter, oder einen regeren Kunstsinn ihres Urhebers verrathen. Er macht nur auf die Zierlichkeit Anspruch, philosophische Ideen oder individuelle Stimmungen des Gefühls poetisch zu versinnlichen, und übergiebt seine Gedichte dem kleinen Kreise solcher Leser, die den Mangel des ächt poetischen Genies bisweilen mit Schonung übersehen, wenn nur die Individualität des Verfassers durch Spuren eines poetischen Gemüths ihnen einiges Interesse einzuflößen vermag. — Rec. möchte jedoch dem Verf. dafür bürgen, daß jeder Leser von Geschmack und Gefühl nicht nur sein edles poetisches Gemüth liebgewinnen; sondern auch das ächt poetische Genie in seinen Gedichten anerkennen, und sie als ein sehr schätzbares Geschenk dankbar annehmen wird,

wo-

omit ein durch die Weihe der deutschen Muse selbst naturalisirter Ausländer unsre poetische Literatur bereichert.

Denn als wahre Bereicherung derselben sind zuerst die zwey Bücher Elegieen anzusehen, welche die Hälfte dieses Bandes einnehmen. Das noch sparsam mit glücklichem Erfolg angebauete Feld dieser Dichtungsart gewinnt dadurch an schönem Ertrage nicht wenig. Es giebt bisher nur sehr wenige deutsche Elegieen, in denen so viel reine Empfindung, so viel durch feinen Geschmack veredelte Phantasie, wirkungsvolle Darstellung mit so einnehmendem Wohllaute des Verses vereint wäre, als sich hier fast durchgängig findet. Die Nachbildung des elegischen Versmaaßes der Alten ist unserm Dichter nicht weniger gelungen, als der ganze Zauber ihres gefühlvollen Ausdrucks, der nicht bloß der Phantasie und dem Ohre schmeichelt, sondern dadurch inniges Mitgefühl erweckt, daß diese Gedichte nicht Erzeugnisse absichtlicher Kunst, sondern wirklicher Situation und unverkennbar wahrer Empfindung sind. Der Inhalt ist mannichfaltig; er stimmet dem Charakter der elegischen Muse gemäß gewählt, oder demselben durch die Behandlung des Dichters geeignet: Gemälde der Natur, Beglückung des Dichtergefühls, Freundschaft, Frohsinn und Liebe, Sehnsucht und Rückkehr, Flucht der Zeit, u. s. f. Nur einige Proben, aus denen sich mehrere nicht minder treffliche ausheben ließen, wie glücklich der Verf. in der Darstellung der Gegenstände und in dem Ausdrucke seiner durch sie erregten Empfindungen ist. Die Elegie, der Winterabend, beginnt mit folgendem schönen Gemälde:

Tief schon sank vom bestirnten Olymp ein freundlicher Abend,
Ueber dem schweigenden See wölbte sich blauer die Nacht,
Ringsum glänzte der Hain; wie ein Luftbild spielte der Rauch sich,
Sprühten die Funken empor manches geselligen Heerds.

Stärker, und kraftvoll, sind die mehrmals eingewebten Schilderungen der jetzigen Zeitläufte und kriegrischen Zerrüttungen; z. B. S. 161:

Zwietracht sprengte das Menschengeschlecht, und die Woge des Elends
Strömt in die gähnende Kluft, welche die Völker verschlang.

Tief

daraus ausheben, das merkwürdig wäre, wenn es wahr seyn sollte. Der Verf. hat seine Denkwürdigkeiten unter verschiedene Rubriken gebracht. Geburt und Knabenalter S. 1—67. Manches über den Einfluß des Landes auf die Seele der darin Gebornen; in einem kleinen Lande bekomme man auch kleine Ideen; für einen vernünftigen Mann aus der Bürgerklasse sey es eine Art von Unglück, in der katholischen Religion geboren zu seyn; besonders in einem kleinen von Geistlichen regierten Lande. W. ist in dem Fuldaischen Dorf Römmershag 1742 am Ende des Aprils geboren. Das Ueble was der Verf. von den katholischen Schulen sehr weitläuftig erzählt, ist jetzt größtentheils wohl schon so obsolet, daß seine Rüge überflüssig ist. In seinem 6ten oder 7ten Jahre bekam W. einen Stoß im Rücken, die dadurch verursachte Verschiebung der Rückgratswirbel wurde zwar sogleich durch Zimmerleute wieder gehoben; allein ein Sprung verdarb 8 Tage nachher Alles wieder, was die Zimmerleute gutes gestiftet hatten. Dieß war der Ursprung seines Buckels, ohne welchen er, wie er sagt, zuverlässig nie Arzt; vielleicht in einem Raptus von Frömmigkeit Mönch oder späterhin Soldat geworden wäre. Ueberhaupt spielt dieser Buckel eine große Rolle in W. Lebensgeschichte; er selbst erklärt ihn für die Quelle seiner Kränklichkeit, diese für die Ursache seiner Mißlaunen und Unbesonnenheiten, und diese für die Veranlassung zu allen seinen widrigen Schicksalen. (Ob Minos wohl alle Sünden des Verf. auch diesem Unglücksbuckel aufgebürdet hat?) W. meint sogar, daß wenn er nicht unter tausend Höckerigen die meiste Muskelkraft, Farbe und innere Herzhaftigkeit besessen hätte, es besser gewesen seyn würde, wenn bey ihm Lykurgs Gesetz angewendet worden wäre. Eine gewisse Schüchternheit soll ein Erbfehler bey der Weikardischen Familie seyn; nun! bey unserm Verf. ist dieser Fehler, wenigstens wenn er schreibt, ganz unmerklich! Jünglingsalter, Universitätsjahre, S. 68 bis 104. Episode über das Heyrathen oder ein Kapitel für jene, welche noch nicht verheyrathet sind S. 105 bis 126 Schwätzereyen eines Weiberhassers, wovon viele auch noch den Makel der Unmoralität an sich tragen; höchstwahrscheinlich stimmte die Gattinn des Verf. nicht zu seinen Bizarrerieen, und ertrug seine Unbesonnenheiten nicht immer mit Nachsicht und Geduld. Medicinisch-praktische Laufbahn I. in Brückenau S. 127—158 II. — in Fulda

S.

S. 159—216 Rec. fand Bedenken aus diesen Rubriken Einiges auszuzeichnen, weil das was W. Interessantes aus seinem Leben hier erzählt, schon aus seiner oben genannten Biographie ꝛc. bekannt ist; zwar hat er die Materialien hier in eine andere Form gegossen, welche zwar der ersten ziemlich ähnlich ist, doch mehrere neuere Schnörkel bekommen hat, die entweder hier nicht an ihrer Stelle, oder zu grotesk sind, also keine besondere Aufmerksamkeit verdienen. Laufbahn in Rußland S. 217—367. Weikards Bruder (auch ein Arzt) begleitete den Russischen Grafen Schuwalow, dessen Gemahlinn kränklich war, von Paris nach Petersburg; die Reise gieng über Fulda; nach seiner Rückkunft gab der Graf seiner Kaiserinn W. philosophischen Arzt; sie theilte ihn dem Minister Besborodko mit, der die deutsche Sprache vollkommen verstand, und ein witziger philosophischer Kopf war, und hierauf erhielt W. durch seinen Bruder den Ruf nach Rußland; ...es Bruders Brief war etwas zweydeutig oder unser Verf. ...verstand ihn in seiner ersten Ueberraschung. (Selbstdünkel?) und war wirklich in dem Wahn, als sey er als Leibarzt der Kaiserinn berufen; er hatte keine Bedingnisse gemacht, und erhielt 1000 Rubel zur Reise und 2500 Rubel Gehalt. Im Februar 1784 trat er seine Reise zu Lande an, und traf nach sieben Wochen in Petersburg ein. Er hatte den Muth nicht, sich in Potsdam dem großen Friedrich II. vorstellen zu lassen; er hielt sich wegen seiner von seinen Nervenbeschwerden verursachten Schüchternheit nicht für tüchtig darzu; auch wußte er wohl, daß seine Person nicht von der Gattung war, um beym kurzen Anblick den König einzunehmen. Gelegentlich führt W. an, sein Bruder habe während seines Aufenthaltes in Paris, einem gewissen D. Seifert, den Prinz Xaver aus Sachsen mit dahin gebracht, und der sich durch schöne Gestalt, Geschicklichkeit, Intrigue und Charlatanerie vorzüglich bey Damen sehr in die Höhe geschwungen hatte, seine Schriften mitgetheilt, welchen zu Folge dieser Arzt bey den Pariser hysterischen Damen die Weikardische Kurart und vorzüglich seine bekannten Gallenpillen mit so großem Glück anwandte, daß ihn die Französischen Aerzte Medecin pilluaire nannten. Die Angst, die sein Gönner Schuwalow und W. selbst über seine Präsentation bey der Kaiserinn ausstanden, hat wahrhaftig eine komische Tendenz. W. fürchtete seine Gestalt und seine Hysterie, von der er sagt: »Niemand hat Begriffe davon, wie viel mir meine Hysterie al-

 »len:«

»enthalben im Wege war. Ich konnte mich fast nie so prä»sentiren, wie ich wirklich war, bevor ich meine bebenden »Nerven durch Essen und Trinken mannbar gemacht hatte. »Schwindel, Herzensangst, Blähungen, Zittern und alles »hysterische Uebel quälten mich bey so manchen Gelegenheiten, »wo es am wenigsten schicklich war; dazu kam noch, daß »ich ohnehin nicht vor Jemanden ganz frey, ohne mich we»nigstens mit dem Finger aufzustützen, stehen konnte.« Auch war ihm das Sprechen in der Französischen Sprache nicht geläufig genug, und er sagt bey dieser Gelegenheit: »Wer »eine fremde Sprache geschwind reden soll, muß eine nöthige »Portion Leichtsinn und Unverschämtheit besitzen, oder ein »bischen Geck seyn; bey jedem soliden Menschen wird es »langsamer oder schwerer gehen,« eine Bemerkung, die allerdings viel Wahrheit enthält. Die so gefürchtete Präsentation gieng indessen glücklich vorüber, auch sprach die Kaiserinn deutsch mit ihm, und gab dem Graf Schuwalow schon am folgenden Tag den Auftrag, für ihn ein Haus zu kaufen, damit er bleiben und seine Familie kommen lassen möchte. Des Grafen höfische Aengstlichkeit konnte aber zu keinem Entschluß über den Preis des Hauses kommen. Der Titel Kammermedikus war in Rußland ganz neu, er verwirrte W. und allen andern Aerzten den Kopf; endlich entschied es sich, daß er weiter nichts bedeute, als daß, so wie jeder Hofarzt ein gewisses Departement, z. B. die Hoffräulein, die Pagen ꝛc. zu besorgen hatte, W. das Personale besorgen sollte, welches zur Kammer gehörte. W. folgte nach Ostern dem Hof nach Sarsco-Selo, wo er einen ausgezeichneten Tisch für sich allein bekam. Hier hatte W. das Unglück, daß ihm von der Kaiserinn die ärztliche Besorgung ihres Lieblings Lanskoi anvertraut wurde, dessen Zutrauen er nicht besaß, und der einen Russischen Arzt rufen ließ; es gieng nun, wie es oft bey Krankheiten wichtiger Personen am Hofe geht, es entstanden Kabalen, Verheimlichungen, Geschwätz; W. war sehr bald indignirt, und verfehlte das Savoir faire. Lanskoi starb an einer brandigen Bräune, und W. zog sich zurück und lebte, als wenn er vom Hof exilirt wäre und sann auf Mittel, wieder aus Rußland zu kommen. Die Kaiserinn erfuhr dieß endlich, ließ nachfragen, W. erhielt 10000 Rubel zu Ankaufung eines Hauses, kaufte keins; war aber beruhigt und heiter; bald darauf erhielt er auch den Charakter eines Kollegienraths, der Oberstenrang hat, da Hofrath nur

den

den Rang eines Oberstlieutenants giebt. Aber der Himmel blieb nicht lange heiter; W. klagt bald wieder über Verfolgungen und Verläumdungen, und mit großer Animosität, besonders über den Ritter Zimmermann; seine Beschwerden über diesen Mann nehmen den größten Theil dieses Abschnitts ein. Hume und Rousseau, Zimmermann und Weikard, gewiß würde diese Parallele sehr zum Vortheil R. ausfallen! Reise nach Cherson und Ausreise aus Rußland S. 367—389. In der Besorgung, sich die Ungnade der Kaiserinn zugezogen zu haben, hielt sich unser Verf. auf der ganzen Reise vom Hofe so ziemlich entfernt, und wie es scheint, hatte er sich auch durch sein Benehmen gegen Zimmermann in der Kaiserl. Gnade etwas herabgesetzt; auf die andern Klätschereyen gegen ihn achtete die große Frau wohl nicht. Uns erzählt W. von seinen Bemerkungen auf dieser Reise wenig oder nichts; ob es gleich scheint, er habe sehr viel darüber an seine Bekannten in Petersburg geschrieben, auch selbst ein eignes Werk darüber aufgesetzt und sich dadurch in ein übles Licht gestellt. Nach seiner Rückkehr brachte Graf Nesselrodes Rath seinen Entschluß, auf Urlaub nach Deutschland zu reisen, zur Reife. Er erhielt mit Fortdauer seines Gehalts auf ein Jahr Urlaub. Die Fürstinn Baratinski geborne Prinzessinn zu Holstein-Beck ließ ihn ersuchen, die Reise mit ihr zu machen; sie war krank und von den Aerzten für unheilbar erklärt. Weikard heilte sie erst, trat dann seine Rückreise im August 1789 mit ihr an, und versichert, daß vielleicht noch nie die Abreise eines Arztes beym Publikum solche Sensation gemacht hat, als die seinige! Aufenthalt in Frankfurt, Mainz, Aachen, S. 390—513. Der Inhalt dieser Rubrik ist weit mannichfaltiger, als diese Aufschrift; es ist von viel mehrern Städten die Rede; der Verf. machte mit der Fürstinn Baratinski eine Reise durch Holland nach Wien, und ohne sie in sein Vaterland. Er sagt, in Frankfurt habe er noch ein Werk geschrieben, welches vielleicht noch zum Drucke komme. Es nimmt Rec. Wunder, daß der Verf. der sonst so gern auch über Personen abspricht, kein Urtheil über den Baron Hübsch fällt, dessen Kabinet er in Cölln besah. Narischkin, ein Kurator und Freund der Fürstinn, soll die Ursache gewesen seyn, daß bey der Tafel der Fürstinn während ihres Aufenthalts in Holland, eine (allerdings lächerliche!) Distinktion gemacht und W. weißer Moseler Wein vorgesetzt wurde, während die

übrige sehr kleine, aber doch hochadliche Gesellschaft rothen Französischen Wein tranken; dieß Betragen und die Verschiedenheit politischer Ansichten der damaligen Ereignisse bewogen den Verf. sich von der Fürstinn zu trennen; die ihn aber nach einem Jahr wieder zu sich rief, ohngeachtet er ihr vorher seine Begleitung in die Schweiz und nach Italien abgeschlagen hatte. In Wien traf der Verf. den Admiral Tzernitscheff; dieser war nach einem Schlagfluß an Arm und Fuß, und in Wien (nach Blutigeln im After) auch an der Zunge gelähmt; auf unsers Verf. Rath wurde er stherisch behandelt und besserte sich; er erhielt ihm unangenehme Briefe aus Petersburg, und wurde, wie der Verf. sagt, hofkrank. Die Wiener Aerzte Schreiber, der mit Lagusi verschwägert war, und Wolff wollten Blutlassen, W. widersetzte sich, und kam darüber in ernsthaften Streit; die inflammationes occultae waren, wie unser Verf. sich ausdrückt, damals noch das Steckenpferd der Wiener Aerzte; der Puls hieß es, wird sich erst nach dem Blutlassen erheben. Dieser ärztliche Glaube der Wiener Aerzte soll auch den Tod des Kaisers Leopold befördert haben. Da über diesen wichtigen Todesfall auch in dem ärztlichen Publikum ernsthafte Fragen öffentlich aufgeworfen wurden; so scheint es dem Rec. zweckmäßig, hier das nicht mit Stillschweigen zu übergehen, was W. der sich damals in Wien aufhielt, und gewiß Alles anwandte, nähere Nachrichten darüber zu erhalten, davon erzählt. Der Kaiser bekam zu Prag eine Diarrhoe, welche über eine Woche anhielt, er hatte sich selbst verschiedene Arzneyen dagegen bereitet, er kam unpäßlich nach Wien, sah kachektisch aus; an einem kalten Tag verweilte er sich lang in ungeheizten und unbewohnten Zimmern zu Schönbrunn, nach seiner Rückkehr noch an demselben Tag ward er krank, bekam Fieberfrost sogleich mit Ohnmacht; nach W. Meinung sollte es einen schweren Typhus geben; den folgenden Tag Dienstags wurden die Aerzte Lagusi, Schreiber rc. (aber Guarin nicht) gerufen, es wurde Blut abgezapft und heilig versichert, daß der kleine Puls sich darauf heben werde, er wurde aber noch kleiner; man ließ an demselben Tag viermal zur Ader, den Mittwochen soll der hohe Kranke 14 Klystiere bekommen haben, und am Donnerstag ward der Kaiser unvermuthet eine Leiche. W. sagt, man habe durch diese Kur ihm zum Trotze die inflammat. occult. demonstriren wollen; nun so furchtbar wird er wohl den Kai-

serlichen Leibärzten nicht gewesen seyn, daß sie diesen mißgelungenen Kurplan bloß in Bezug auf W. gewählt haben sollten! Unsern Verf. befiel eine schwere Gelbsucht (er sagt, er habe wenige Leute von Stande gesprochen, welche nicht mehr oder minder einmal an der Gelbsucht gelitten;) er brach 14 Tage lang Alles wieder aus, nur schwarzer Kaffee ohne Zucker blieb im Magen; die Gelbsucht machte ihn so verdrüßlich und boshaft, daß ihm Wien im äußersten Grade zuwider wurde, so daß er es bald verließ. Um den Kabalen der Wiener Aerzte auszuweichen, hielt er um Erlaubniß zur Praxis an; die er aber in Gemäßheit des Wiener Geschäfftsganges erst beynahe zwey Jahre nachher, als er schon in Heilbronn war, erhielt. Während seines Aufenthalts in Heilbron starb die große Katharine, und Kaiser Paul I. ernannte ihn bey der ersten großen Beförderung zum Etatsrath. Das Quartieramt in Heilbronn rieth ihm schriftlich diesen Titel zu ignoriren, und sich bloß als praktischen Arzt zu betrachten!! Diese Rubrik ist voller Anekdoten, besonders über Emigranten und politischen Inhalts; einige haben auch literarische Tendenz, dabey mischt der Verf. politische Räsonnements ein, befugt mancherley Beschwerden über die Obrigkeiten der Oerter, wo er sich einige Zeit lang aufgehalten, vor, nennt verschiedene Anträge zu Stellen, die ihm gemacht worden, und führt manche kleine Geschichten an, die ihm passirt sind; aber Rec. darf sich dabey hier nicht aufhalten. **Badkur und Fehden.** S. 513—bis zum Ende. Bey Gelegenheit, daß er behauptet, das Wasser zu Badenbaden wirke, ohne einen bedeutenden Grad von Wärme, wirklich schwächend und nicht erhitzend, geht er auf das **Brownische System** und auf seine literarischen Fehden über, wo er den Vorwurf der Arroganz und Rusticität, den man ihm vorher schon machte, von neuem zu verdienen sucht. Auffallend ist es doch, daß W. den Juristen Hufeland mit dem Arzt Hufeland verwechselt, und diesen auch als Redakteur der allgem. Lit. Zeit. mißhandelt.

Wo.

## Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Gedichte von *Carl Gustav von Brinckmann*. *Erstes Bändchen.* Berlin, bey Sander, 1804. 22 Bogen. 8. 1 Rh. 16 gr.

Der Verf. dieser Gedichte, ein junger Mann von vielen gelehrten, besonders historischen und philologischen Kenntnissen, war ehemals Schwedischer Geschäfftsträger in Paris, und lebt jetzt in Berlin. Schon im Jahr 1789 kamen von ihm Gedichte unter dem Namen Selmar zu Leipzig in zwey Bänden heraus, die im 98sten Bande unserer ältern Bibliothek, S. 117 ff. von einem andern Rec. beurtheilt sind. Von diesem wurde es schon mit Recht als seltnes und nicht kleines Verdienst bemerkt, daß ein geborner Schwede sich der deutschen Sprache in dem Grade der Vollkommenheit bemächtigt habe, worin schon jenen Gedichten, mancher kleinen Mängel ungeachtet, reiner, geschmeidiger Ausdruck, Leichtigkeit und Wohlklang eigen war. Die gegenwärtige Sammlung hat noch entschiedne Vorzüge vor jener erstern, und giebt den rühmlichsten Beweis von den Fortschritten des Verf. nicht nur im Sprachstudium; sondern auch in der Ausbildung seines dichterischen Gefühls und in der Veredlung seines Geschmacks. Er selbst ist bescheiden genug, seine Arbeiten nicht für Werke des Genies, sondern nur des geübten Talents, für Versuche eines bloßen Liebhabers auszugeben, die doch auch bey poetischen Kunstausstellungen der Aufmerksamkeit des Kenners gewürdigt werden, wenn sie irgend einen eigenthümlichen Charakter, oder einen regeren Kunstsinn ihres Urhebers verrathen. Er macht nur auf die Fertigkeit Anspruch, philosophische Ideen oder individuelle Stimmungen des Gefühls poetisch zu versinnlichen, und übergiebt seine Gedichte dem kleinen Kreise solcher Leser, die den Mangel des ächt poetischen Genies bisweilen mit Schonung übersehen, wenn nur die Individualität des Verfassers durch Spuren eines poetischen Gemüths ihnen einiges Interesse einzuflößen vermag. — Rec. möchte jedoch dem Verf. dafür bürgen, daß jeder Leser von Geschmack und Gefühl nicht nur sein edles poetisches Gemüth liebgewinnen; sondern auch das ächt poetische Genie in seinen Gedichten anerkennen, und sie als ein sehr schätzbares Geschenk dankbar annehmen wird,

wo-

womit ein durch die Weihe der deutschen Muse selbst naturalisirter Ausländer unsre poetische Literatur bereichert.

Denn als wahre Bereicherung derselben sind zuerst die drey Bücher Elegieen anzusehen, welche die Hälfte dieses Bandes einnehmen. Das noch sparsam mit glücklichem Erfolg angebaute Feld dieser Dichtungsart gewinnt dadurch an schönem Ertrage nicht wenig. Es giebt bisher nur sehr einzelne deutsche Elegieen, in denen so viel reine Empfindung, so viel durch feinen Geschmack veredelte Phantasie, so wirkungsvolle Darstellung mit so einnehmendem Wohllaute des Verses vereint wäre, als sich hier fast durchgängig findet. Die Nachbildung des elegischen Versmaaßes der Alten ist unserm Dichter nicht weniger gelungen, als der ganze Zauber ihres gefühlvollen Ausdrucks, der nicht bloß der Phantasie und dem Ohre schmeichelt, sondern dadurch inniges Mitgefühl erweckt, daß diese Gedichte nicht Erzeugnisse absichtlicher Kunst, sondern wirklicher Situation und unverkennbar wahrer Empfindung sind. Der Inhalt ist mannichfaltig; aber immer dem Charakter der elegischen Muse gemäß gewählt, oder demselben durch die Behandlung des Dichters angeeignet: Gemälde der Natur, Beglückung des Dichtergefühls, Freundschaft, Frohsinn und Liebe, Sehnsucht und Rückkehr, Flucht der Zeit, u. s. f. Nur einige Proben, deren sich mehrere nicht minder treffliche ausheben ließen, wie glücklich der Verf. in der Darstellung der Gegenstände und in dem Ausdrucke seiner durch sie erregten Empfindungen ist. Die Elegie, der Winterabend, beginnt mit folgendem schönen Gemälde:

Tief schon sank vom bestirnten Olymp ein freundlicher Abend,
    Ueber dem schweigenden See wölbte sich blauer die Nacht.
Ringsum glänzte der Hain; wie ein Luftbild spielte der Rauch sich,
    Sprühten die Funken empor manches geselligen Heerds.

Stärker, und kraftvoll, sind die mehrmals eingewebten Schilderungen der jetzigen Zeitläufte und kriegrischen Zerrüttungen; z. B. S. 161:

Zwietracht sprengte das Menschengeschlecht, und die Woge des Elends
    Strömt' in die gähnende Kluft, welche die Völker verschlang.

Tief

Tief aus dem Abgrund wühlt sich der Sturm, und die blutige Brandung
Spület des Staatenvereins lockre Gestade hinab.
Hier aufschwankt und dort in der Fern' ein dürftiges Eiland,
Wild und gestaltlos noch, aus der unendlichen Fluth.
Liebende trennt, Blutsfreunde verwaist die erschütternde Wandlung,
Zwischen den Polen der Welt zittert die Wage des Kriegs.

Bald darauf folgende sehr malerische Vergleichung:

Wie, wenn die Windsbraut heult, und die Schneelast wild durch die Luft hin
Wälzt, die verstäubende Bahn sich in den Nebel verliert,
Dunkel umher vor des Wanderers Blick mit dem täuschenden Licht kämpft,
Bis er die Spur nicht mehr ahndet des heimischen Pfads;
Ihm keine Hesperos nun den entfremdeten Himmel beleuchtet,
Kein aufwallender Rauch deutet den gastlichen Heerd;
Schon der verdüsterte Sinn und der scheu vortastende Fußtritt
Gleitend am Absturz wankt über dem tückischen Quell: —
Also täuschet die Welt, von des Zeitsturms rauschendem Flügel
Laut in Empörung geschreckt, ängstlich den forschenden Geist,
Wann sein irrendes Aug' hinstarrt in die blendende Dämmrung,
Die den Polarstern tief birgt in prophetische Nacht.

Wie sehr dagegen auch unserm Dichter der volle und wahrhaft elegische Ausdruck sanfterer Gefühle glückt, davon geben wir nur, aus vielen trefflichen Stücken, die ganz dieses Charakters sind, folgende Elegie zur Probe:

### Das Geschenk der Grazien.

Als die Natur wehmüthig ihr Kind dem gebietenden Schicksal
Gab in die eiserne Hand, als ihm das Leben begann,
Blickte sie mütterlich bang in die Zukunft, prüfte der Menschheit
Wechselnde Leiden, und fromm stieg zu den Göttern ihr Flehn:
»Thränen — der Freude, des Grams, und der nimmerbefriedigten Sehnsucht,
Manches erhabnen Gefühls selbst sich verzehrende Gluth,
Pflichtgebietender Kampf der Vernunft mit der sittlichen Ohnmacht,
Knospende, vor dem Genuß welkende Blüthen des Siegs;
Ein

Ein zu dem ewigen Licht aus der Nachtwelt sinkenden Trümmern
Leis' aufathmender Geist, früh mit dem Kummer vertraut —
Das sind Gaben des strengen Geschicks; mitleidige Mächte!
Gönnt ihr dem weichen Geschlecht keinen beglückenden Wahn?«
Zaghaft tönt' ihr Gebet; unerweichlich schwiegen die Parzen;
Aber erbarmungsvoll schwiegen die Grazien nicht.
Huldreich schwebeten sie um des Schicksals weinenden Zögling,
Reichten der Hoffnung zartschimmernden Schleier ihm dar,
Segneten ihn, und legten die Lieb' als ein heiliges Räthsel
In die verschlossene Brust, eh' sie zu klopfen begann.
Dieß nun allein zu lösen bemüht mit zärtlichem Scharfsinn,
Spielt sich das duldende Herz über die Sorgen hinweg;
Lechzet Genuß, voll Ahndung des Glücks, und die seelige Täuschung
Wallt wie ein Rosengewölk über die Wüste der Welt.

Die zweyte Hälfte dieses Bandes enthält kleinere Gedichte, unter der Aufschrift, Arabesken, in drey Büchern, deren jedes hundert Stücke befaßt. »Die Arabeske in der Malerey besteht, wie bekannt aus mannichfaltig verschlungenen Zierrathen, aus Laubwerk, Thier- und Menschengestalten, womit Raphael noch die Spiele der griechischen Mythologie verband. Der Verf. entlehnte diesen Ausdruck, um eine Sammlung von kleinen Gedichten zu charakterisiren, deren Inhalt dem modernen Begriff von dem Epigramm oder dem Sinngedichte keinesweges entspricht. Ernsthafter als witzig sind die meisten derselben nur skizzirte Handzeichnungen einer philosophischen Muse, welche Gedankenbilder und Empfindungen traulich zu vereinigen, und manche zarte Erscheinung des innern Lebens wenigstens durch flüchtige Umrisse darzustellen versucht.« — Auch diese Stücke haben einen vorzüglichen Werth, und verdienen wohl so sehr, als die angeblich Pythagorischen, den Namen goldner Sprüche. Fast alle athmen feines Gefühl eines glücklichen Beobachters und ächte Lebensweisheit eines durch Studium und Weltbrauch gebildeten Geistes. Mehrere darunter gleichen den schönsten kleinen Gedichten in der griechischen Anthologie von gleichem Charakter und Gehalt. Hier nur ein paar Proben, die nicht mühsam gewählt sind:

Der

### Der Strohm der Zeit.

Ueber den Lenz des Gefühls und der Kindheit blühendes Eden
Schwillt aus dem Strohme der Zeit höher und höher die Fluth;
Glücklich, wenn, wie ein heller Krystall, die bewegliche Welle
Immer den sinkenden Grund schöner und lieblicher zeigt!

### Der Ernst.

Wenn Du zu fühlen beginnst, dann wähle den Ernst zum Gefährten;
Jugendlich, heiter und mild lächelt sein Auge Dir dann.
Wenn er sich erst zu dem Denker gesellt, von dem späten Verhängniß
Unfreywillig gesandt, blickt er verdrießlich und streng.

### Zweyerley Bildung.

Bildung der Welt — weg putzt sie die üppigen Zweige des Geistes;
Bildung der freyen Natur schmückt sie mit Blüthen und Frucht.

Sm.

## Weltweisheit.

Philosophie, Gesetzgebung und Aesthetik in ihren jetzigen Verhältnissen zur sittlichen und ästhetischen Bildung der Deutschen. Eine Preisschrift, gekrönt von der literarischen Gesellschaft der Humanität zu Berlin, von G. B. Gerlach, Feldprediger bey dem Preußisch. Dragoner-Regiment von Katte. Posen und Leipzig, bey Kühn. 1804. 17 Bog. kl. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Die Gesellschaft der Freunde der Humanität zu Berlin gab die Frage auf: In wie fern erleichtert und begünstigt der jetzige Zustand unsrer Philosophie, Gesetzgebung und Aesthetik das Streben unsrer Zeitgenossen, vorzüglich der minder gebildeten Stände Deutschlands, zur immer höhern sittlichen und ästhetischen Kultur? Hr. Predig. Gerlach versucht eine Beant-

beantwortung dieser Aufgabe, und theilt seine Gedanken in dieser Schrift, die von der Gesellschaft den Preis erhielt, nun auch dem größern Publikum mit.

Uns dünkt, es mangele diesem Versuche, um die billigen Forderungen des Kenners zu befriedigen, hauptsächlich an zwey Eigenschaften. Die erste ist die der Kürze. Der Verf. ist allerdings sehr logisch zu Werke gegangen. Er hat die Frage dreymal aufgenommen, und sie in Beziehung auf Philosophie, auf Gesetzgebung und auf Aesthetik, und jedesmal zuerst in sittlicher und darauf in ästhetischer Rücksicht betrachtet, auch es an kleinern Abtheilungen und Unterscheidungen nicht fehlen lassen. Allein auf diesem Wege ist auch in das Ganze eine gewisse weitschweifige Einförmigkeit gekommen, die beleidiget und ermüdet. Man fühlt es, daß es möglich gewesen wäre, höhere Gesichtspunkte aufzufassen, und theils dadurch, theils durch eine freyere Behandlungsart überhaupt die lästigen Wiederholungen zu vermeiden, um dem Leser manchen Ueberdruß zu ersparen.

Dieser Vorwurf trifft indeß bloß die Form oder die Einkleidung. Ein zweyter und mehr bedeutender fällt auf den Inhalt der Schrift selbst. Hr. Gerlach sieht überall nur Fortschritte ins Bessere, glückliche Folgen, frohe Aussichten, und findet von dem allen den Grund in unsrer Philosophie, Gesetzgebung und Aesthetik. Wir gestehen gern, daß uns diese Einseitigkeit der Ansicht etwas befremdet hat. Ohne die Vorzüge unseres Zeitalters und den Einfluß der Wissenschaften und Künste auf dessen Verbesserung zu verkennen, kann man sich doch, bey einer genauern Prüfung, unmöglich verbergen, daß weder von der neuern Philosophie viel in das Leben übergegangen, noch irgend eine weniger, als sie, geeignet ist, ihre Wirkung in die minder gebildeten Stände zu verbreiten. Das erstere muß der Verf., in Absicht auf die durch den Kriticismus beförderte Sittlichkeit, S. 101 selbst einräumen, und was das zweyte betrifft: so begreifen wir in der That nicht, wie die erhabnen Grundsätze der kantischen Moral bey der geringern Volks-Klasse, die stärker, als je, von dem Egoismus der höhern angesteckt ist, sich Eingang verschaffen sollen. Es klingt allerdings schön, wenn H. G. S. 49 schreibt: »Der Kriticismus hat das Streben unsrer Zeitgenossen und selbst der minder gebildeten Stände nach höherer Sittlichkeit dadurch erleichtert,

»tert, daß er, die Motive der Moral läuterte, und dersel»ben dadurch eine größere und bestimmtere Wirkung ver»schaffte. Dieß geschieht durch die vom Kriticismus gefor»derte und in der praktischen Vernunft gegründete Triebfeder, »nämlich unbedingte Achtung für das moralische Gesetz, oder »den Vorsatz, das Gesetz selbst zum ersten Grunde und letz»ten Zweck alles Handelns zu machen.« Die Behauptung, wir wiederholen es, klingt schön; aber man blicke in das Leben und frage sich, wie und wodurch soll denn jene unbedingte Achtung für das Gesetz, wir wollen gar nicht sagen, in dem großen Haufen, nein, nur in den höhern Ständen begründet werden? Die Meisten, die zur letzten Klasse gehören, verstehen nicht einmal den Sinn des Satzes, geschweige denn, daß er für sie eine Richtschnur ihrer Handlungen sollte werden können.

Was den Einfluß der schönen Künste auf die Kultur unsers Zeitalters anlangt, (den der Gesetzgebung sey uns zu übergehen erlaubt,) so ist nicht zu läugnen, daß sich dieser weit allgemeiner, als sonst, im Leben und Lebens-Genusse äußere. Aber die Frage ist nur, ob diese Allgemeinheit für uns ein wahrer Gewinn sey. Es ist gewiß nicht bloß, wie der Verf. zu glauben scheint, die zunehmende Intellektualität, welche den Einfluß der schönen Künste auf Moralität vermindert; sie haben in der That nie gute, sondern immer nur schöne Sitten erzeugt, und sind, als Dienerinnen des Luxus, von den höhern wie von den niedern Ständen stets gemißbraucht und ohne ihre Schuld beyden gefährlich geworden. In der That hat auch Hr. G. dieß gefühlt und mehr von dem, was uns die schönen Künste seyn sollten, als von dem, was sie uns wirklich sind, gesprochen.

Uebrigens haben wir, dieser Ausstellungen ungeachtet, seine Schrift nicht ohne Vergnügen gelesen. Sie ist immer die Arbeit eines denkenden Mannes, und enthält mehrere einzelne Stellen, die eben so wahr gedacht als gut ausgedrückt sind.

Ka.

---

# Intelligenzblatt.

## Ankündigungen.

Freunde der alten römischen Literatur, so wie lateinische Schulen, mache ich aufmerksam auf eine gute Ausgabe von

Ciceronis M. T., Orationes XIII. selectae pro Roscio Amerino, pro lege Manilia etc., novis animadversionibus in usum Scholarum illustratae a Benjamin Weiske, A. M. Scholae Portensis nuper Conrector. 8 maj.

so nächstens in meinem Verlag erscheinen wird. Der rühmlich bekannte Herausgeber, Herr Konrektor Weiske, der eine Reihe von Jahren über diese Reden des Cicero las, wird bey dieser Ausgabe nichts weiter zu wünschen übrig lassen, so wie ich es mir zum Verdienst anrechnen werde, diese Ausgabe äußerst korrekt in einem gefälligen Gewande aus einer neuen Schrift und auf schönem weißen Papier in groß Oktav an das Licht treten zu lassen, wodurch ich mir den Dank des Publikums zu verdienen hoffe.

Außerdem erscheint nächstens in meinem Verlag, und wird bald ausgegeben werden:

1. Camenz, M. C. W. Th., katechetisches Handbuch, oder faßliche Darstellung der ganzen christl. Religion und Moral. 4s Bdchn. 8.

2. Erato; eine Sammlung kleiner Erzählungen vom Verfasser d. Heliodora. 3s Bdchn. mit 1 Kupf. 8.

 3. Ho-

3. Homeri Iliados Rhapsodia M. N. P. sive Libr. XII. XIII. et XIV. c. Excerptis ex Eustathii Commentariis et Scholiis minoribus in usum Scholarum separat. edid. M. J. A. Müller. 8 maj.

(Wird fortgesetzt.)

4. Zachariae, Dr. K. S., Versuch einer allgemeinen Hermeneutik des Rechts. 8.

Meissen, am 30. Oktbr. 1804.

K. Fr. W. Erbstein, Buchhändler.

---

## Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der bisherige Pfarrer zu Kraftshoff bey Nürnberg, Herr J. M. Drechsler, hat das durch Dillingers Tod erledigte Diakonat an der Hauptpfarrkirche zu St. Sebald in Nürnberg, erhalten.

Herr J. Wolf, erster Lehrer an der neu errichteten Knaben-Industrie-Schule zu Nürnberg, und ordentliches Mitglied der Societät der Forst- und Jagdkunde zu Dreyssigacker, ist, wegen seiner in mehreren Schriften erprobten naturhistorischen Kenntnisse, von dem Präsidenten der Kaiserl. Akademie der Naturforscher, Herrn Dr. und Prof. Schreber zu Erlangen, als Kaiserl. Hof- und Pfalzgrafen, aus eigener Bewegung zum Doktor der Philosophie und Magister der freyen Künste, ernannt worden.

Der Geh. Justizrath Herr Schmalz zu Halle, hat die neu errichtete Professur des Staats- und Völkerrechts daselbst erhalten.

---

## Verbesserungen.

Im XCII. Bd. 2. St. S. 275. Z. 7. u. 8. st. Herstellens l. Herstellers

— — — — — 276. — 7. von unten st. geistlichen l. geistigen